Digitized by Google

Digitized by Google

A 103

1831 April / June

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Fünf und zwanzigster Jahrgang.

1831.

April.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1831.

Digitized by Google

LIBRARY
APR 1 5 1971

Das „Morgenblatt für gebildete Stände“ enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. — Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltenen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerey, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schauhühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Putz; Aktengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen ꝛc.

V. Kleine Reisebeschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miscellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergleichen.

VIII. Besondere Beilagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte so wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im „Morgenblatt“ Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beylage unter dem Namen des „Kunstblatts“ für diesen Zweck bestimmt, die jedoch zu ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das „Kunstblatt“ in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des „Morgenblatts“ eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbstständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwey, wöchentlich erscheinenden Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beyträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unparteylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder unangemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beytragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunst-Blatt“ bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem „Literatur-Blatt.“ — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher

MF76
Digitized by Google

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beylagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das „Kunst“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt“ . . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Der Schmuck, von Pfizer. 78.
Rochus Lebmann nach Beranger. 80.
Karl VII. nach Beranger. 84.
Seyn und Nichtseyn nach Beranger. 88.
An M., von Köstlin. 90.
An die Todtenglocke, von Wagner v. Laufenburg. 92.
Frühlingslieder, von Feder. 99.
Kunst und Amt. Tenzone. 101. 102. 103.
Charaden: Gesundbrunnen. 79. — Bleistift. 85. — Sauerwasser. 91. — Regenbogen. 102.
Homonyme: Atlas. 97.

Romane und Erzählungen.

Der Bettler. 81 — 92.
Der Erschlagene. 97 — 101.

Länder- und Völkerkunde.

Mißzellen aus Neapel. 78. 79. 80.
Die Malouinen oder Falklandsinseln. 82. 83.
Ethnographische Notizen. 87.

Reisen.

Reise durch Kalabrien, von Baumann. Erster Brief. 89. 90. 91. 92. 93. 94. 2ter Brief. 102. 103.

Naturgeschichtliches.

Die neuesten Forschungen über Luftsteine, von Nürnberger. 96. 97. 98.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Die letzten Momente der Maria von Burgund, von E. Münch. 79. 80. 81.
Statistik der französischen Staatsdiener. 84.
Genthod, Ferney und Coppet. 85. 86. 87. 88. 93. 94. 95.
Aufforderung. 89.
Geschichte der Freiheitsbäume. 95. 96.
Briefe eines Auserstandenen. 100.

Korrespondenz.

Paris. 78. 82. 86. 87. 98. 99. 100. — Florenz. 79. 80. 81. 82. 83. — Berlin. 83. 84. 85. — Aus der Schweiz. 84. 85. 86. — Braunschweig. 88. 89. — Wien. 88. — Frankfurt. 90. 91. 82. — Algier. 92. 93. 94. — Dresden. 93. — Madrid. 94. 95. — London. 95. 96. 97. 98. 99. 100. — Straßburg. 101. 102. 103.

Kunst-Blatt.

Nro. 27.

Paris. — Bemerkungen über Kunst.

Nro. 28.

Zur Archäologie der christlichen Kunst, von C. Grüneisen. — Bemerkungen über Kunst.

Nro. 29.

Zur Archäologie der christlichen Kunst. (Forts.) — An die Redaktion des Kunstblatts. — Bemerkungen über Kunst.

Digitized by Google

Nro. 30.

Neue Ausgrabungen in Pompeji und Herkulanum. — Zur Archäologie der christlichen Kunst. (Beschluß.)

Nro. 31.

Historische Notizen über die königl. Manufaktur der Gobelins zu Paris. — Beiträge zur deutschen Kunst und Geschichtskunde durch Kunstdenkmale, von Dr. F. H. Müller. — Bemerkungen über Kunst. — Deutschland. — München.

Nro. 32.

Die musivischen Deckengemälde im äußern Gang der Markuskirche zu Venedig. — Bemerkungen über Kunst.

Nro. 33.

Die musivischen Deckengemälde im äußern Gang der Markuskirche zu Venedig. (Beschluß.) — Oelmalerei. — Bemerkungen über Kunst.

Nro. 34.

Antike Baukunst. Der Apollotempel zu Bassä in Arcadien und die daselbst ausgegrabenen Bildwerke. Dargestellt und erläutert durch D. M. Baron von Stackelberg.

Literatur-Blatt.

Nro. 34.

Psychologie und Mystik. — 1) Die Geschichte der Seele, von Dr. G. H. Schubert.

Nro. 35.

Psychologie und Mystik. 2) Geschichte und Kritik des Mysticismus aller bekannter Völker und Zeiten, von Dr. Heinroth. — 3) Deuteroskopie, von G. C. Horst. — 4) Abhandlung über den Heiligenschein. von Dr. C. Barth.

Nro. 36.

Psychologie und Mystik. 5) Heinrich Suso's Leben und Schriften, herausgegeben von Melchior Diepenbrock. — Statistik. 1) Societé française de statistique universelle, Juillet et Août 1830. — 2) Journal de l'académie de l'industrie agricole etc. fondée par M. César Moreau. — 3) Essai sur la statistique comparée de l'Europe à la fin du moyen âge et à l'époque actuelle, par Balbi. — 4) Essai historique, géographique et statistique sur le royaume des Pays-Bas, par Balbi et Delaroquette. — 5) Collection des constitutions, chartes et lois fondamentales des peuples d'Europe et des deux Amériques, etc. Supplément par P. A. Dufau.

Nro. 37.

Psychologie und Mystik. 6) Göttliche Offenbarungen, bekannt gemacht durch Immanuel von Schwedenborg, verdeutscht von Dr. Immanuel Tafel. 1 — 5ter Band. — 7) Einige sokratische Antworten auf die Frage: warum nimmst du das Zeugniß Swedenborgs an? Aus dem Engl. von Tafel. — 8) Katechismus oder Unterricht in den Lehren der Neuen Kirche für Kinder. Aus dem Engl. von demselben. — 9) Neue Kirche, von Immanuel von Schwedenborg, Aberf. von Hofacker.

Nro. 38.

Zeitgeschichte. 1) Briefe aus Paris und Frankreich im Jahr 1830, von F. v. Raumer. — 2) Was haben die deutschen Bundesstaaten gegenwärtig zu thun?

Nro. 39.

Psychologie und Mystik. 10) Blätter für höhere Wahrheit, von J. H. v. Meyer. — 11) Wahrnehmungen einer Seherin, von J. H. v. Meyer. — 12) Sophronizon, 12ter Jahrgang, 2tes Heft. — 13) Das verschleierte Bild zu Saïs. — 14) Singularis dementiae species in femina daemonica Wirtembergica illustretur. — 15) Ueber die Geisterwelt und ein großes Geheimniß, von Krug. — 16) Kritik des modernen Geistergaubens, von B. H. Blasche. — 17) Mysterien des innern Lebens ꝛc., von Eschenmayer.

Nro. 40.

Romane. — Psychologie und Mystik. 18) Ueber die mystischen Tendenzen unserer Zeit, von W. E. Weber. — 19) Ueber die Frömmelei und deren Folgen im 19ten Jahrhundert, von K — n. — 20) Ueber die Quellen des Mysticismus. — 21) Gedanken über Tod und Unsterblichkeit aus den Papieren eines Denkers.

Nro. 41.

Romane. 1) Gesammelte Briefe, von Julie. — 2) Die Leiden und Freuden einer Badereise. — 3) Aberrese oder Resignation aus Pflichtgefühl. — 4) Abendbild Schiff. — 5) Der Fürstensohn, von Wilhelmine Lorenz. — 6) Die Jüdin, von J. v. Hall. — 7) Die Frau von vierzig Jahren. — 8) Die Schlittenfahrt. — 9) Das Wiedersehen im Meerbusen von Christiania.

Nro. 42.

Romane. 10) Mährchen und Erzählungen von S. Gräfin von M... — 11) Lebenswindungen. — 12) Die Handschuhe, von Laun. — 13) Eitelkeit und Flatterstinn. Liebe und Treue. — 14) Erzählungen in H. Clauren's Manier, von J. Clauren, d. j. — 15) Der Verschollene, von Kruse. — 16) Die Klosterruine in Norwegen. Das Judasbild, von Kruse. — 17) Die Italiener, von G. Dorina. — 18) Lenore, von Bürger. — 19) Freischützsagen, von Merin Reichenbach. — 20) Erzählungen von L. von Alvensleben.

Nro. 43.

Die Leipziger Büchermesse zu Ostern 1831. — Reiseliteratur. Memoirs of the late captain Hugh Crow.

Nro. 44.

Romane. 21) Gesammelte Schriften von A. G. Eberhard. — 22) Starke's Gemälde aus dem häuslichen Leben und Erzählungen. — 23) Erzählungen von Therese Huber, gesammelt und herausgegeben von B. A. H. — 24) Fata Morgana, von F. de la Motte Fouque. — 25) Schloß Sternberg, von W. Martell. — 26) Adeline oder Erziehung durch Liebe und Schicksal. — 27) General Graf Hodum und seine Kinder. Ein Briefwechsel, gesammelt von Walten. — 28) Stolz und Vorurtheil, frei nach dem Engl. von Louise Mareyell. — 29) Das Duell, von Th. Mündt. — 30) Licht und Schatten, von Eginhardt. — 31) Die Familie Treumund oder die Erziehungskünstler, von Moralis. — 32) Die homöopathische Verschlimmerung, von Iwan Asper, — Literarische Notiz.

Digitized by Google

N°. 78.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 1. April 1831.

Kreusas tödtliches Gewand entfaltet
Sich unter meiner Hand. —

Goethe.

Der Schmuck.

1.

„Reich mir das Kleid von Seide,
Mit Purpurfluth getränkt,
Das, zu der Mädchen Neide,
Der Fremdling mir geschenkt.

Es werden alle Gäste,
Erschein ich so, entzückt;
Der Vater sieht beim Feste
So gern sein Kind geschmückt!“

„„Du freust dich am Gewande;
Laß dir erzählen, Kind,
Wie man im fernen Lande
Solch theures Kleid gewinnt:

Es ist geschickt zu weben
Die Raupe, schwach und klein;
Sie zieht ihr ganzes Leben
Die Fäden silberrein.

Da flüstert eine Stimme
In ihres Herzens Ruh:
In weicher Hülle schwimme
Du der Verwandlung zu!

Sie wendet alle Schätze
Aufs schimmernd weiße Haus;
Sie spannt die linden Netze
Zum Schlummerliede aus.

Sie übet treu die Gabe;
Doch hat sie's nicht Gewinn:
Sie schafft am eignen Grabe,
Die fleiß'ge Spinnerin.

Und endlich ganz beschlossen,
Ruht sie im engen Raum;
Es ist der Leib zerflossen
Zu einem Hoffnungstraum.

Der Mensch, mit gier'gem Muthe
Sieht er das zarte Haus,
Und löscht mit kühlem Blute
Des Lebens Funken aus.

Er tilgt das stille Hoffen,
Das jene Hülle barg,
Und wirkt zu theuren Stoffen
Den silberhellen Sarg.

Die Kön'ge selber trachten
Darnach um theuren Sold;
Die Seide hoch sie achten
Und köstlicher als Gold.““

2.

„Gar artige Geschichten
Erzählst du mir fürwahr!
Gewiß, du weißt zu dichten
Die Mährchen wunderbar.

Gieb zu dem Kleid von Seide
Die Perlen licht und klar,
Flicht sie mir als Geschneide
Ins dunkle Lockenhaar."

„„Ich will dir auch erzählen,
Woher die Perle stammt,
Die aller Menschen Seelen
Mit Sehnsucht heiß entflammt.

Die Muschelthiere schliefen,
Bei dunkelem Geflein,
Ganz in des Meeres Tiefen,
In ödem Schlummer ein.

Einst drangen lichte Strahlen
Hinab in ihre Ruh;
Da schlossen sie die Schaalen,
Die Lichtberauschten, zu.

Da ward in ihrem Kerne
Ein Feuer angefacht;
Da flogen goldne Sterne
Durch ihre trübe Nacht.

Sie harrten auf den Morgen,
Zu steigen aus der Fluth;
Sie trugen ja verborgen
In sich schon Morgenglnth.

Da stürzen kecke Schwimmer
Sich nieder in die Fluth,
Gelenkt vom edlen Schimmer,
Der in der Tiefe ruht.

Das eigne Leben wagen
Sie um den hohen Kauf;
Die theuern Muscheln tragen
Vom Grunde sie herauf.

Sie tödten in die Wette
Mit raubbegier'ger Hand,
Und eine Leichenstätte
Wird schnell der grüne Strand.

Das Leben zuckt in Schmerzen,
Sie achten es nicht groß,
Sie brechen aus den Herzen
Die edlen Perlen los.

Wie lichte Sterne leuchten,
Sie in der Locken Nacht,
Doch auch wie Thränen feuchten
Sie der Gewande Pracht.

Es fügte sie der Meister,
Zum strahlenreichen Kranz;
Sieh zu, ob nicht die Geister
Noch zittern in dem Glanz!""

3.

„O weh, mich so zu quälen!
Gar hübsch ist es erdacht;
Doch was hat beim Erzählen
So traurig dich gemacht?"

„„Ich habe dir mit Scherzen,
Gedeutet deinen Schmuck.
Doch lastet auf dem Herzen
Ein ernster, banger Druck.

Ich kann nicht mehr verschließen,
Das Weh' in meiner Brust;
Es will hinüberfließen
Mein Schmerz in deine Lust.

Nach einer Spindel Rauschen
Neigt sich mein banges Ohr;
Der Wehmuth Perlen lauschen
Mir aus der Brust hervor.

Es wird, wie ich dich schaue,
Dein holdes Antlitz blaß;
Von heller Thränen Thaue
Ist deine Wange naß!

O rede Süße! Bleiche! —
Sie sinkt in meinen Arm,
Sie ist schon eine Leiche,
Berührt von meinem Harm.

So war's kein eitles Wähnen,
Was mir das Herz bedroht!
Ja, Perlen deuten Thränen,
Und Seide deutet Tod.

Den Purpur um die Lenden,
In's Haar der Perlen Pracht —
Dir ward von kühnen Händen
Ein — Leichenschmuck gebracht!""

Gustav Pfizer.

Miscellen aus Neapel.

1830.

Der Vesuv.

Am 19ten Oktober bestieg ich den Vesuv. Wir wurden sowohl vom Wetter, als, was noch viel wesentlicher ist, vom Vulkane sehr begünstigt, der in steter und sehr großer Arbeit war. Dann, und nur dann, wird man für die große Anstrengung, die es kostet, ihn zu ersteigen, vollkommen belohnt. Aber wie sehr sind die zu beklagen, die nach so vieler Mühe oben nichts anders als einen aus-

Digitized by Google

gehöhlten Berg sehen, und so ist es schon sehr vielen Fremden ergangen. Es gehört also Glück dazu, wie zu so viel anderem im menschlichen Leben, um den Vulkan in seinem Glanze zu sehen; denn wären wir z. B. an einem von den beiden folgenden Tagen oben gewesen, so hätten wir nichts als ein wenig Rauch bemerken können. Man kann die Verschiedenheit des einen und des andern Anblicks nicht besser, glaube ich, in ein Bild fassen, als wenn man den ganz andern Eindruck sich vergegenwärtigt, den eine schöne Dekoration in einem hellerleuchteten Theater hervorbringt, verglichen mit dem, den sie im leeren Saale, bei Tage und ohne das Spiel der Maschinerie gesehen, macht.

Auf der Höhe angelangt, von welcher man den Krater, an dessen Rande man steht, übersehen kann, bemerkten wir in dieser chaotischen, überall zerrissenen Vertiefung, links nach Norden zu, einen nicht sehr großen schwarzen Kegel, welcher seine Oeffnung auch nach Norden gekehrt hatte, so daß wir nicht hinein sehen konnten. Aus dieser spie der Vulkan, in Intervallen von ungefähr fünf Minuten, feurige Steine und Schlacken, die rund herum in den Krater fielen, so daß es nicht gerathen war hinabzusteigen, was sonst sehr gut angeht. Diese Ausbrüche waren immer von einem Knallen begleitet, welches man mit einem Pelotonfeuer vergleichen könnte. Als die Nacht einbrach, sahen wir auf dem Boden des Kraters kleine Streifen entzündeter Lava, welche langsam an verschiedenen Stellen, da oder dorthin, nach den Vertiefungen desselben flossen.

Doch ich wollte hier nicht das Unbeschreibliche und doch tausendmal Beschriebene noch einmal beschreiben, sondern mich auf einige Bruchstücke zur Geschichte dieses Berges beschränken, besonders in Rücksicht der verschiedenen Veränderungen, die seine Höhe und Gestalt im Laufe der Jahrhunderte erfahren haben; vorher muß ich aber noch eines Gegenstandes erwähnen, welcher, der neuesten Geschichte desselben angehörend, mir nicht ohne einiges Interesse scheint.

Nicht nur in der Ferne, auch hier hört man immer wiederholen, daß der Vesuv durch die Eruption von 1822 bedeutend niedriger geworden sey. Ja der berühmte Salvadore Madonna, der privilegirte Hauptführer, der uns begleitete — er gibt sich den sonderbaren Titel Guida del real Vesuvio, so wie man wohl von einem real Museo spricht — welcher den Vesuv am besten kennen sollte, da er ihn seit länger als vierzig Jahren fast täglich besteigt, sprach von 6—800 Fuß. Es schien mir daher der Mühe werth, die Sache genauer zu untersuchen.

Erst muß die Frage mit mehr Präzision gestellt werden. Entweder man will erfahren, um wie viel der jetzige Gipfel des Berges niedriger ist als der, welcher vor dem Oktober 1822 die höchste Spitze bildete, und dieß scheint man doch allein zu meinen, wenn man den Unterschied zwischen der jetzigen und der ehemaligen Höhe des Vesuvs wissen will, oder man frägt nach der Höhe des Einsturzes der Kraterwand. Das eine ist aber sehr verschieden von dem andern. Denn da der nördliche Gipfel, il Palo genannt, fast unverrückt stehen geblieben ist, während die südliche Spitze eingesunken, so ist es klar, daß, wenn auch die Höhe dieses Einsturzes mehrere hundert Fuß beträgt, dennoch, da jener Gipfel noch hoch über diesen eingestürzten Krater emporragt, die eigentliche Höhe des Berges nicht so beträchtlich vermindert worden ist, als man zu glauben scheint, indem diese ja immer nach dem höchsten Gipfel und nicht nach dem sich daran schließenden, niedrigern Bergrücken bestimmt wird. Aber selbst dieser ist nicht, wie Salvadore meinte, 6 bis 800 Fuß niedriger geworden, wie aus den gleich anzuführenden Messungen hervorgehen wird. Dabei muß nicht vergessen werden, daß die Höhe kurz vor dem Ausbruch von 1822 keineswegs die alte war. Denn nur ein Jahr vorher, im Oktober und November 1821 hatte sich durch ununterbrochene Effektionen ein Kegel gebildet, welcher 450 Fuß hoch über dem alten Krater, und bevor war als die nördliche und jetzt höchste Spitze des Berges, il Palo.

Nach den barometrischen Messungen Monticellis, des beständigen Sekretärs der hiesigen Akademie der Wissenschaften, hatte kurz vor dem Ausbruch von 1822 der Palo eine Höhe von 621 Toisen, und die südliche Spitze eine von 618 Toisen. Nach dieser Eruption fand Alex. von Humboldt die Höhe des Palo 608 Toisen. Der Unterschied beträgt also nur 40 Toisen oder 240 Fuß, um welche der jetzige Gipfel des Berges niedriger wäre, als der frühere, kurz vor dem Einsturz im Jahre 1822; wenn man nämlich diese einzeln stehenden Messungen, die eine so bedeutend größere Höhe als alle frühern zum Resultat haben, unbedingt gelten lassen will.

Dem sey aber wie ihm wolle, so ist so viel gewiß, daß diese größere Höhe keineswegs lange bestanden hat, wie alle frühern Messungen beweisen.

So war nach der barometrischen Messung von Gay-Lussac im Jahre 1805 die höchste Spitze nur 606 Toisen hoch, und sonach ist dieser Berg jetzt selbst zwei Toisen höher, als er vor 25 Jahren war. Ja in früherer Zeit muß er noch niedriger gewesen seyn, denn wenn man der ersten bekannten barometrischen Messung des Abbé Nollet (1749) trauen will, der ihn nur 595 Toisen hoch fand, so wäre er jetzt 15 Toisen höher, als vor 80 Jahren.

Also von der Mitte des vorigen Jahrhunderts bis zu Anfang des gegenwärtigen veränderte der Vesuv seine Höhe nicht bedeutend. Größere Verschiedenheiten müssen hingegen nach dem Ausbruch von 1805 eingetreten seyn, denn im Jahre 1810 nahm der Astronom Brioschi nach

Digitized by Google

einer barometrischen Messung die größte Höhe zu 638 Toisen an, und 1816 der Oberst Visconti trigonometrisch die Höhe des Palo zu 622 Toisen. Endlich 1822 den 27. Mai, fünf Monate vor der großen Eruption, fand Monticelli den Palo 624 Toisen, und die südliche Spitze gar 648 Toisen hoch.

Die größte Höhe jetzt, nämlich die des Palo, ist, wie wir gesehen haben, 608 Toisen oder 3648 Fuß, nach der von Alex. von Humboldt am 25. November 1822 nach der Eruption angestellten barometrischen Messung, welche mit der, nur einen Monat spätern, ebenfalls barometrischen von Poulet Scrope bis auf einige Toisen übereinstimmt, und welche, da der Palo seit dieser Zeit keine Veränderung erlitten hat, als noch geltend angenommen werden kann.

Selbst ohne diese Messungen zu kennen, kann man sich doch fast durch den bloßen Augenschein von Neapel aus überzeugen, daß der Unterschied der ehemaligen und jetzigen Höhe des Vesuvs nicht so bedeutend seyn kann, als man manchmal annehmen zu müssen glaubt. Der Monte Somma, welcher ganz und gar keine Veränderungen erlitten hat, und welcher bekanntlich nahe an 3500 Fuß hoch ist, erscheint, obgleich etwas näher an Neapel, doch immer noch sichtbar niedriger als der Vesuv, und doch wäre dieser, selbst nach der höchsten Angabe gerechnet, nur während weniger Jahre, kaum 400 Fuß höher gewesen als jener.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

Auftritt der Schneider wegen einer Kleidermaschine.

Wie man sich in Paris an Alles gewöhnt, an's Gute und an's Böse, wofern letzteres nicht allzu arg wird, so hat man vor den Zusammenrottungen, die in der letzten Zeit sehr häufig stattgehabt haben, bei weitem nicht mehr die Furcht, wie Anfangs; oft vernimmt man, daß in diesem oder jenem Stadtviertel ein kleiner Auflauf stattfindet; die Nationalgarde wird zusammengetrommelt, und die übrigen Pariser gehen ruhig an ihre Geschäfte, oder in Gesellschaften, oder in Schauspiele und Konzerte. Unter den vielen Zusammenrottungen der letzten Wochen war eine von besonderer Art, nämlich ein Auflauf von Schneidern oder Schneidergesellen, die dieß mal nicht mit der Nadel fechten, sondern ganz ernsthaft ein Werk der Zerstörung beginnen wollten, was ihnen aber glücklicherweise nicht gelang. Den armen Gesellen ging es nämlich, wie so manchen Herren und Gesellen aus einer höhern Sphäre, welche wähnen, sie können durch Gewalt vernichten, was die Fortschritte des menschlichen Geistes im jetzigen Zeitalter mit sich bringen. Unter den vielen Erfindungen, welche so häufig neue Industriezweige zur Blüthe und dagegen andere zum Absterben bringen, befindet sich eine, welche den Schneidern einen Strich durch ihre Rechnungen macht, und nun haben die armen Menschen geglaubt, sie dürften sich nur versammeln und die Vernichtung der schädlichen Erfindung betreiben, gerade wie es einige große Herrn im politischen Fache machen. Mit der von ihnen verpönten Erfindung hat es folgende Bewandtniß. Bekanntlich hatte der erfinderische französische Ingenieur Brunel, von dem die Anlage der bis jetzt noch unvollendeten unterirdischen Landstraße unter der Themse zu London herrührt, während der Kontinentalsperre eine Maschine erfunden, welche den englischen Truppen in kurzer Zeit eine große Menge Schuhe verfertigte, indem sie das Leder zuschnitt und die Sohlen vermittelst seiner Nähet an das Oberleder auf eine sehr pünktliche und regelmäßige Art anheftete. Da nun bei den Monturen gewöhnlich dieselbe Eile nöthig ist, wie bei den Schuhen, so hat ein erfinderischer Kopf in Paris eine Maschine erfunden, welche die Soldatenmonturen auf eine äußerst schnelle Art zubereitet. Ich weiß nicht, wie der Mann heißt; er soll weder ein Schneider, noch ein Mechaniker seyn. Aus der Maschine selbst macht er ein großes Geheimniß, und läßt sie nicht einmal sehen. Sie ist aber in vollem Gange, und ihre Wirksamkeit ist durch die Erfahrung hinlänglich erprobt. Der Mann liefert 200 Soldatenröcke in einem Tage, und hat dem Kriegsherrn neulich 3000 Röcke in ungefähr 14 Tagen verschafft. Die Knopflöcher, alle Nähte, kurz, was sonst der Schneider macht, scheint die Maschine zu verfertigen, mit Ausnahme weniger Beiwerke, welche die Nadel der Gesellen, wie es scheint, hinzufügt. Kosten werden dadurch zwar nicht erspart, sondern im Gegentheile kommen die Maschinenröcke etwas theurer zu stehen, als die mit der Hand genähten. Ein Soldatenrock kostete bisher fünf und einen halben Franken, wogegen ein Maschinenrock des Kriegsministeriums auf sechs und einen halben Franken Macherlohn zu stehen kommt. Allein Zeit wird dadurch beträchtlich erspart, und dies ist bei Kriegsheeren oft ein wichtiger Punkt. So lange also das französische Heer nicht auf völligem Friedensfuße ist, oder mit andern Worten, so lange keine völlige Ruhe in Europa herrschen wird, kann die Rockmaschine des Pariser Erfinders wichtige Dienste leisten und wird genug zu thun haben. Gerade dies aber mißfällt den Schneidern, besonders den von der Verfertigung der Monturen lebenden. Indeß, Deßhalb hatten sich denn neulich einige hundert derselben den Muth eingeflößt, auf die arme, unschuldige Maschine loszustürmen und dieselbe zu vernichten, damit nichts davon in der Welt bleibe, und ihre Nadel über die leidigen Erfindungen des Zeitgeistes triumphiren möge. Glücklicherweise hatte aber diese Verschwörung nicht so geheim bleiben können, daß die Polizei nicht Wind davon bekam. Als daher der Schneideraufstand sich dem Hause näherte, worin die geheimnißvolle Maschine stand, war alles schon zur Aufnahme der Nadelherrn bereit. Sie drangen sofort durch das Thor in den Hofraum ein; allein nun schloß sich auf einmal das Thor hinter ihnen, und die Aufrührer mit der Nadel sahen sich von Nationalgarden umringt und wie in einer Mausefalle gefangen. Man führte sie sammt und sonders ins Polizeigefängniß, und wahrscheinlich wird man bald Gericht über sie halten, wenigstens über diejenigen, welche die andern aufgewiegelt hatten. Der Spaß kostet sie einiges Geld, und die Maschine wird nichtsdestoweniger fortfahren, zu arbeiten.

Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 34.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 79.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 2. April 1831.

Auch aus entwölkter Höhe
Kann der zündende Donner schlagen.
Darum in deinen fröhlichen Tagen
Fürchte des Unglücks tückische Nähe!

Schiller.

Die letzten Momente der Maria von Burgund.

Ein Beitrag zur Charakteristik dieser Fürstin und des fünfzehnten Jahrhunderts.

Von Ernst Münch.

Die meisten Geschichtschreiber, welche die Perioden der Regierung Marias und der gemeinschaftlichen Maximilians und Marias in den Niederlanden behandeln, geben nur eine kurze Notiz von dem tragischen Ende der trefflichen Fürstin, nebst einer leichten Andeutung über die Ursachen, die ihr den Tod gebracht. Dieses Ereigniß, welches für die Niederlande von den unübersehbarsten Folgen, für den Erzherzog selbst von den seltsamsten Verwicklungen begleitet war, hat jedoch nach den Chroniken und Sagen des Landes so anziehende Nebenumstände und so viel poetischen Reiz, daß wir es etwas ausführlicher mittheilen wollen.

Die Herzogin Maria, von äußerst raschem Wesen in ihrem Aeußern, trotz der innern milden Natur, eine kühne Reiterin und leidenschaftliche Jägerin, hatte bei mehr als einer Gelegenheit Warnungen des Schicksals erhalten, welche jedoch, wegen mancher komischen Seite, nur Stoff zum Scherze, keineswegs Aufforderung zum Nachdenken darboten. So war während öffentlicher Festspiele zweimal die Tribüne eingesunken, auf welcher die Prinzessin mit ihren Damen in fröhlichem Muthwillen sich erging; indessen waren alle glücklich mit einigen Quetschungen davon gekommen, und da die Prinzessin selbst die am wenigsten beschädigte war, so wollte sie sich über die Leiden der Gefährtinnen, welche mehr Schmerz und Schaam, als Gefahr und Schaden gebracht, halbtodtlachen. Oftmals liebte sie es auch, mit ihrem jugendlichen Gemahl zu Brügge und Gent in die Wette Schlittschuh zu laufen, und dieses Spiel gehörte zu den beliebtesten, denen sie die Stunden der Muße opferte; denn Maria pflegte, als Mitregentin ihres väterlichen Erbes, einen großen Theil des Tages abwechselnd der Pflege ihrer Kinder und den Regierungsgeschäften zu widmen; wenigstens unterstützte sie den Gemahl kräftig in allem, was sowohl die diplomatischen Sendungen, als die kriegerischen Maßregeln betraf, und während er selbst im Lager sich befand, sorgte sie für Nachzug der Verstärkungen, für Unterhalt der Truppen, für Abfendung und Eröffnung der Depeschen, für die Versammlungen des geheimen Rathes, in denen meist der Herr von Ravenstein (Herzog Adolf zu Cleve), der Ruhwart von Flandern, den Vorsitz hatte.

Nach dem Schlittschuhlaufen war die Sperberjagd der liebste Zeitvertreib. Die Herzogin, als Amazone gekleidet, wohnte fast jeder Parthie pünktlich bei, trotz aller freundschaftlichen Erinnerungen der vertrauten Räthe, unter denen besonders der von Ravenstein sie oftmals schmälte und Schlimmes ihr prophezeite.

Am 22ten November 1481, war Maria noch einmal nach der Grafschaft Hennegau gereist, um daselbst in Person die Huldigung einzunehmen, welche bisher blos durch

Digitized by Google

Abgeordnete geleistet worden war. Zu Mons und zu Valenciennes wurde sie auf das Feierlichste empfangen. Man hatte in letzterer Stadt die Straßen, wie gewöhnlich, mit kostbaren Tapeten geschmückt und auf die sieben Verse des Ave Maris stella sinnreiche Figuren und historische Pantomimen in Lebensgröße geordnet, welche der Fürstin, die solche Sachen sehr liebte, ein besonderes Vergnügen machten. Des folgenden Tages wurde in dem sogenannten Grafensaal der feierliche Schwur geleistet; die Besatzungen von Gnise, St. Quentin und andern Städten der Runde, um ihr ein Bild der Kriegsgräuel recht anschaulich zu geben, lagerten sich um Condé herum, und die Frau von Burgund sah die loderuden Wachtfeuer und die Verwüstungen der Nacht am folgenden Morgen ganz in der Nähe, nicht ohne Grauen und Schrecken. Sie eilte von Valenciennes weg und nach Brügge zurück, um daselbst, gemeinsam mit ihrem Gemahl, welcher von dem Lager Urlaub genommen hatte, einen Theil der Jahreszeit zuzubringen. Sie traf vor ihm ein, und je näher der Frühling rückte, desto mehr fühlte sie schmerzliche Sehnsucht nach ihm im Herzen; denn unaufhörlich breitete sich über ihr ganzes Wesen ein trüber Flor und eine unendliche Bangigkeit erfüllte ihre Seele, sobald sie von ihrem Geliebten getrennt war. Der Herr von Ravenstein tröstete sie bestens, und meldete ihr endlich die Ankunft des Prinzen im Weichbilde. Noch niemals war der Erzherzog von den Einwohnern mit solchen Beweisen von Aufmerksamkeit und niemals mit solcher Zärtlichkeit von Marien empfangen worden, als dieses letzte Mal, wo sie zusammentrafen.

Als der Erzherzog die Gattin, welche eben mit einem vierten Kinde schwanger ging, in der Hofburg umfaßte, entströmten ihr heiße Thränen der Freude und des Schmerzes zugleich, denn es war wie eine Ahnung, was ihr sagte, daß sie ihn zum letzten Mal in ihre Arme schließe. Sie empfand fortwährend eine unendliche Schwermuth, welche durch nichts vertrieben werden mochte. Vergebens befragte sie der Prinz um den Grund; sie konnte ihre Gefühle nicht deuten, sondern sprach blos: „Mein Herr und Freund! mir fehlt nichts; laßt uns fröhlich seyn und morgen zusammen auf die Jagd gehen, denn es dürftet mich nach dem Freien!“ Man sicherte ihr solches zu und veranstaltete durch Ludwig von Gruithuisen die Jagdpartheie; dieß war zu Anfang des März 1482.

Kaum war der Morgen angebrochen, so setzte sich alles in Bewegung und zu Pferd, die Herzogin, wie gewöhnlich, mit ihrem Sperber, und begleitet von ihren Frauen, welche auf niedlich verzierten Saumrossen hinter ihr herritten; die Herren Engelbert von Nassau, von Beveren, Gruithuisen, Chimay u. a. waren im Gefolge des Prinzen. Maria eröffnete rüstig die Falkenjagd, während ihr nicht minder ungestümer Gemahl dem Wilde nachspürte und mit seinen Jägern voranstürmte.

Verschiedene Reiger waren schon gefangen worden und die Prinzessin, ungewöhnlich heiter über den Erfolg, ritt immer rascher durch den Thau, bis sie auf einem Baume einen besonders großen Reiger ersah, nach welchem sie ihren Vogel alsbald fliegen ließ. Das Pferd wollte jedoch nicht vorwärts, da eine Kragt (Wassergraben) hemmend dazwischen lag; und als sie es mit der Hand heftig schlug, um es zum Sprunge darüber zu vermögen, ward es plötzlich scheu und warf die Reiterin auf eine so unglückliche Weise ab, daß sie über einen Baumstrunk und das Pferd auf sie fiel.

Ihr Jammerruf zog schleunige Hülfe von Seite ihres Gefolges herbei. Man trug sie, nachdem die furchtbare Last von ihr abgewälzt worden, in das zunächststehende Haus und eilte, dem Erzherzog zu melden, daß seiner Gemahlin ein Unglück zugestoßen und sie stark gequetscht worden sey. Maria war jedoch nicht nur einfach gequetscht worden, sondern das Roß hatte ihr einige Rippen zerbrochen, ein Baumstrunk war ihr in den Leib gegangen und hatte einen starken Blutverlust nach sich gezogen. Sie verschwieg aber ihren fürchterlichen Schmerz und den größten Theil des Uebels. Maximilian kam in entsetzlicher Angst daher gesprengt und überließ sich, als er seine Gattin in solchem Zustande erblickte, einem unendlichen Jammer. Sie selbst jedoch sprach ihm Trost und Muth ein und bat blos, daß man sie auf einer Roßbahre nach Brügge bringen möchte, was auch alsbald geschah.

In der Hofburg angekommen und in ihre Kammer gebracht, erhielt sie stärkende Arzneien. Aber da sie, aus unzeitiger Schaam, die Hauptwunde verschwieg und standhaft einer nähern Besichtigung auswich, konnte ihr die nöthige Hülfe nicht geschafft werden. Der Erzherzog verwünschte den Tag, wo er für eine eitle Lust das Theuerste auf das Spiel gesetzt. Ihm blieb die schwere Gefahr nicht lange verborgen, und er rief mit gesteigerten Klagen aus: „Soll ich nun verlieren die Frucht meines Lebens und die Wohlfahrt meines Landes? Sollen meine Kinder Waisen werden, die noch so jung und zart sind? Mein geliebter Sohn Philipp, mein süßes Töchterlein Margarethe, scheidet Eure Mutter jetzt schon von Euch, so habt Ihr und das Land allzuviel verloren! Das sey Gott geklagt!“ Der Herr von Ravenstein tröstete ihn sanft und führte ihn an der Hand zum Lager der Kranken. Maximilian kniete vor demselben nieder und fragte sie in dem Ton der innigsten Liebe: „Maria, meine Minne, wie fahrt Ihr?“ da lispelte die Herzogin leis und zärtlich dankend: „Herr und Fürst! ich hoffe, es soll alles gut werden; aber ich bitte Euch dringend, laßt ungesäumt die Ritter vom Vliesse kommen, denn ich habe mit ihnen Wichtiges zu sprechen.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Miscellen aus Neapel.

1830.

(Fortsetzung.)

Ich habe selbst mit einem Freunde Gelegenheit gehabt, zu diesem Zweck einige trigonometrische Messungen anzustellen, und ob ich gleich sehr wenig Vertrauen in sie setze, theils wegen Unvollkommenheit des Instruments, theils wegen Mangel an dem nothwendigen Erforderniß einer ganz genauen Kenntniß der Entfernung, so stimmten sie doch, vielleicht blos zufällig, ziemlich mit den leztern Bestimmungen überein, und da ich unter allen Messungen keine von der jetzigen Höhe der niedern Wand des Kegels (die nicht sehr ungleich ist, und über die nur der Palo hervorragt), gefunden habe, so will ich, in Ermangelung einer andern und bessern, die unsrige dieher setzen. Wir fanden diese Wand 3388 Fuß hoch. Hieraus würde sich, vom Palo aus gerechnet, ein Einsturz von noch nicht 500 Fuß ergeben. Daß dieser nicht mehr beträgt, beweist auch eine trigonometrische Berechnung des Astronomen Brioschi. Dieser fand nämlich, daß nach dem Ausbruche von 1822 die Erniedrigung des Kraters, im Verhältniß zu der Erhöhung, die er früher gebildet hatte, und die jezt verschwunden war, zwanzig Minuten betrug, welche 93 Metres, oder 286 Fuß ausmachen.

Dieß könnte auch einigen Zweifel in die Richtigkeit der vorher mitgetheilten barometrischen Messung, unmittelbar vor dem Ausbruch von 1822 einflößen, denn aus dieser würde sich ein Einsturz von 500 Fuß ergeben.

Wie interessant wäre es, wenn man eine vollständige Geschichte der verschiedenen Phasen des Vesuvs, mit Zeichnungen belegt, hätte, und zwar von dem Zeitpunkte an unmittelbar vor der großen Eruption, mit welcher im Jahre 79 unter dem Kaiser Titus auf einmal eine neue Aera dieses Berges begann, welche dem großen Naturforscher Plinius das Leben kostete und drei der blühendsten Städte Campaniens verschlang.

Obgleich unter den Naturforschern des Alterthums kein Zweifel darüber obwalten konnte, daß der Vesuv in den früheren Epochen unsers Erdballs ein feuerspeiender Berg gewesen, da schon das Pflaster von Pompeji, welches, so wie das jetzige von Neapel, aus Lava besteht, den klarsten Beweis davon geben konnte, so hatte sich doch selbst die Tradition früherer Ausbrüche völlig verloren, so daß man sicher auf eine mehr als tausendjährige Ruhe des Vulkans schließen kann; denn es bestanden hier griechische Kolonien, so wie z. B. die von Cumae, seit länger als 1000 Jahren vor Chr. Geb., in denen sich gewiß eine solche Tradition, wenn sie sie vorgefunden oder gar ein solches Ereigniß erlebt hätten, fortgepflanzt haben würde. Wie groß mußte daher nicht die Sicherheit der Anwohner eines Vulkans seyn, der Jahrtausende lang blos im Stillen gearbeitet hatte, um desto schrecklicher einst hervorzubrechen, und den sie also nur wie einen gewöhnlichen Berg betrachten konnten! Um wie viel größer mußte damals der Schrecken der Pompejaner und Herculaner seyn als der, den jezt selbst ein eben so ungeheurer Ausbruch verursachen würde, weil er gänzlich unermartet kam! Höchstens mochten einige wenige Unterrichtete vermuthen, daß vor undenklichen Zeiten sich vielleicht etwas Aehnliches ereignet habe, konnten jedoch nur dunkle Ideen über die Beschaffenheit eines solchen Ereignisses haben.

Das, was jezt eine Berggruppe bildet, nämlich der Vesuv, der Monte Somma und der von Ottajano, bildete damals einen einzigen großen Berg. Es kann dies keinem Zweifel unterworfen seyn, da die Alten, die seiner vor dem großen Ausbruch vom Jahr 79 erwähnen, immer nur als von einem einzigen Berge von ihm sprechen. Ferner stellt sich der Bergrücken des Monte Somma ganz deutlich als Wand des großen Kraters dar, der damals entstand, und endlich, wenn es noch mehr Beweise bedürfte, würde es die Schichte der Lava, die man im Nordwesten des Monte Somma unter der Erde entdeckt hat, unwiderleglich darthun, denn sie kann nur von diesem Berge selbst dahin gestossen seyn, indem nach der Lage des gegenwärtigen Kraters, der bose Rücken desselben jeden Abfluß vom Vesuv nach dieser Gegend zu verhindert haben würde. Wenn nun aber diese bedeutende Gruppe einen einzigen Berg bildete, so folgt der Natur der Sache nach, daß er viel höher gewesen seyn muß, als in neuern Zeiten. Dieses, das man als Thatsache gelten lassen kann, wird auch nicht, wie einige meinen, durch die ebenfalls in alten Schriftstellern befindliche Angabe widerlegt, daß der Berg zur Zeit des Augusts bis zu seinem Gipfel mit Weinpflanzungen bedeckt gewesen ist. Denn einmal braucht man dies nicht buchstäblich zu nehmen und nur so zu verstehen, daß er bis auf eine bedeutende Höhe mit Reben bepflanzt gewesen, was auch jezt noch der Fall ist; auch sagt Strabo ausdrücklich, daß der Gipfel gänzlich unfruchtbar gewesen sey. Aber dies alles bei Seite gesezt, würde es wohl sehr begreiflich seyn, wie diese vulkanisch-erwärmte Erde, unter welcher sich der nicht lange nachher erfolgte ungeheure Ausbruch vorbereitete, selbst bis zu einer sehr großen Höhe solche Pflanzungen in ihrem Schooß gedeihen lassen konnte, was übrigens in diesem Klima auch ohne solche Lokalursachen möglich ist.

Im Mittelalter fand sich kein Naturforscher, der, wie Plinius der ältere, die damaligen Ausbrüche mit Aufopferung seines Lebens hätte untersuchen, oder nur, wie Plinius der jüngere in seinem meisterhaften Briefe an Tacitus, hätte beschreiben wollen und können. Diese Beschreibung ist so merkwürdig, daß der Akademiker Monticelli in seinem Bericht von den Erscheinungen der Eruption

Digitized by Google

von 1822, die er in größtmöglicher Nähe beobachtete, nichts besseres thun zu können glaubt, als unter den Text desselben die Worte des Plinius in Noten, gleichsam zum Belege, zu setzen, und die Uebereinstimmung ist so groß, daß man eins für die Uebersetzung des andern halten möchte. Bekanntlich hat auch Plinius zuerst der Form der Rauchsäule den noch gebräuchlichen Namen Pinus gegeben, welches Bild die Sache auch wirklich am besten ausdrückt. „Nubes oriebatur cujus similitudinem et formam non alia magis arbor quam Pinus expresserit." (Es entstand eine Wolke, deren Bild und Form kein anderer Baum so gut als die Pinie ausdrücken kann.)

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, März.

Italienische Theaterkritik. Die Farce.

Daß das italienische Theater überhaupt, und insbesondere die Oper, sich über kurz oder lang regenerieren müsse, wird hier von Vielen gefühlt. In dieser Beziehung ist ein Büchelchen nicht unwichtig, das im December hier erschienen ist. Es hat einen ungenannten toskanischen Künstler zum Verfasser und führt den Titel: Ueber die Oper und deren Mängel auf italienischem Theater. Der Verfasser hat eben kein sonderliches schriftstellerisches Talent, läßt sich geben, wie es eben geht, kommt, ohne es zu wollen, von der Oper auf die andern Zweige des Schauspiels, und thut dessenungeachtet die ganze Sache auf etwa siebenzig Seiten ab. Mannigfaltige Beobachtungen über das Leben auf der Bühne und hinter den Koulissen sind ihm nicht abzusprechen, nur daß er die Gebrechen nicht an ihrer Wurzel angreift. Er rügt namentlich die falsche Aussprache, die verkehrte, jetzt freilich übliche, Gesangsweise, die willkührliche Art sich zu kleiden, das typisch gewordene Mienen- und Gebehrdenspiel, also fast lauter Sachen, welche in Deutschland in tausenden Theaterrecensionen vorkommen. Wo Bemerkungen und Beobachtungen der Art noch ein ganzes Buch füllen können, stehe es um die Theaterkritik noch um ein Bedeutendes schlechter, als jetzo in Deutschland. Sie ist auch zu wenig Sache des Italieners, als daß nicht zu fürchten wäre, eine gründliche Beleuchtung dieser Gebrechen stehe noch lange zu erwarten.

Eine freundlichere Seite als die Oper, von der ich Ihnen vor Kurzem geschrochen, boten diesmal die andern Theater dar, weniger in Auswahl der Stücke, welche sich von Jahr zu Jahr fortschleppen, oder höchstens neue Bearbeitungen nach Istland und Kotzebue sind, als in der Angabe der Farcen und dem nicht selten einfachen und richtigen Spiele. Die Farcen bilden einen so eigenthümlichen Theil des italienischen Theaters, daß ich über dieselben Einiges sagen will. Hat der Italiener an Alfieris Bombast sich einige Stunden gelangweilt, oder über die entsetzliche Tugendhaftigkeit Kotzebuescher Gestalten seine herzlichen Thränen geweint, so folgt jedesmal die Farce, welche, obwohl es schon tief in die Nacht hineingeht, nie verfehlt wird, und die eingenommene Langeweile und ehrbare Rührung durch ein unaussprechliches Gelächter von Grund aus vertilgt. Der Gegenstand ist frei von jedem hohen Interesse, der Schauspieler von jedem falschen Pathos; man wird in das Kleinleben hinübergerissen, das in seiner ganzen Breite und Weite sich auftut. Man glaubt deutsches Schauspiel vor sich zu sehen, nur daß die tolle Gewandtheit und die vielen Prügel, welche angetheilt werden, an ein handwerksmäßiges Leben erinnern. So führt ein Onkel seine zwei Nichten, welche ihm zur Bewachung anvertraut sind, gerade ihren Liebhabern entgegen, obwohl er sie denselben auf alle Weise zu entziehen sucht. Ein Bedienter soll ihm helfen, schadet aber durch seine Dummheit mehr, als er durch seine Pierrotsche Klugheit gutmachen kann. Den Liebhabern gelingt durch Verkleidung alles, was sie wünschen. Oder ein vom Hunger fürchterlich gepeinigter Poet streckt nach nichts Höherm als einer Mahlzeit, welche ihm auf alle Weise erschwert wird. Da es ihm an italienischer Unverschämtheit eben nicht fehlt, findet man ihn, nachdem er schon Anderes vergeblich versucht hat, vor einem neuerbauten, prächtigen Hause auf und abgehend und den Raum ausmessend. Auf die Frage des Besitzers, was er hier vorhabe, gibt er zur Antwort, er sey Vorsteher der Straßenpolizei und gedenke die Straße dreiter machen zu lassen, dieses Haus stehe aber im Wege und müsse um 4 — 5 Fuß hineingerückt werden. Der Besitzer geräth darüber in große Besitzung und schlägt Anderes vor. Der Poet weist Anfangs alles als unmöglich ab, zeigt sich aber allmählig geschmeidiger, so daß der Hausherr ihn einladet, in sein Haus zu kommen, um das Nähere zu besprechen, worüber aber bei ihm zu speisen. Da der Poet eben sein Glückes freyh werden will, kommt ein Verwandter hinzu, der den ausgehungerten Poeten kennt, den Betrug aufdeckt und ihn noch ohne Prügel entschlüpfen läßt. Er versucht es jetzt auf andere Weise. Er tritt absichtlich einem jungen, ihm wenig bekannten Bräutigam in den Weg, der ihm sogleich sein ungeheures Glück mittheilt und alle Geschwiede zeigt, welche er seiner Braut zugedacht hat. Der Poet weiß dies nicht genug zu loben und zu bewundern, fragt ihn aber zuletzt, ob er nicht an ein passendes Gedicht bei dieser Gelegenheit gedacht habe. Jener sagt nun, er habe es zwar versucht, aber nichts zu Stande bringen können. Der Poet meint, da könne er aushelfen, er habe für ihn gesorgt, holt ein großes Papier aus der Tasche und fängt mit Salbung zu lesen an. Er ist gerade im schönsten Zuge, als der Andere aus einem Buche fortzufahren und in noch lauteres Schreien hineinzurathen beginnt. Der Poet fragt ihn ruhig, was er vorhabe, und erhält dann zur Antwort, er möge sich nicht weiter bemühen, die Blumenlese enthalte hier alles mit denselben Worten. Der Poet verräth blos darüber Erstaunen, daß ein so neues Buch schon in den Händen der Leute sey. Nicht seine Sophie, sondern reines Mitleid hilft ihm endlich zu seinem Ziel.

(Die Fortsetzung folgt.)

Charade.

Wiersylbig.

Was nelbest du auf Erden,
Wenn du das Erste bist?
Nur bleib es, weil es werden,
Ein gut Theil schwerer ist.
Zwar strahlt in Rufes Glanze
Das Zweite wunderbar;
Ach! das berühmte Ganze
Läßt Manchen, was er war!
Zieh aus zur Rosenblüthe,
Als Erstes, wie ein Fisch;
Erwerb's des Zweiten Güte
Am grünen Pharotisch.
Du nimmst zu Schmaus und Tanze
Des Zweiten Segen ein,
Und das berühmte Ganze
Fegt dir den Beutel rein.

E. D.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 80.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 4. April 1831.

Ich hab' mein Sach auf Nichts gestellt.
Juchhe!
Drum ist so wohl mir in der Welt.
Juchhe!

Goethe.

Rochus Lebemann*).

Den sauertöpfischen Leuten
Zum Muster aufgestellt,
In diesen letzten Zeiten
Kam Rochus in die Welt.
Still fahren im Geleise,
Trotz Narren, seine Bahn:
Je nun! das ist die Weise
Des dicken Lebemann.

Altvaters Hut an großen
Festgallatagen sich
Mit Epheu und mit Rosen
Verjüngen ewiglich;
Im Mantel sich behagen,
Der's zwanzig Jahr gethan:
Je nun! das ist das Tragen
Des dicken Lebemann.

Ein Tisch in seiner Oede,
Ein altes Bettchen, ein
Spiel Karten, eine Flöte,
Ein Segens-Oelkrüglein,
Ein Bildchen seiner Käthe,
Ein Rechen und nichts dran:
Je nun! das ist's Geräthe
Des dicken Lebemann.

Anleitung für die Kinder
Zu kleinen Schelmerein;
Ein glücklicher Erfinder
Verliebter Späßchen seyn;
Nichts reden als vom Tanze,
Von Lied und Tagsroman:
Je nun! das ist das ganze
Metier des Lebemann.

Am Landwein sich erladen,
Wo's an dem bessern fehlt;
Margretchen lieber haben,
Als Frau'n der großen Welt;
In Lust und ewiger Jugend
Der zärtlichste Galan:
Je nun! das ist die Tugend
Des dicken Lebemann.

Zum Himmel beten: Götter,
Ich dau' auf eure Huld,
Habt mit dem lust'gen Wetter
In meinem Kopf Geduld;
Und laßt mir auch für's Alter
Noch einen guten Zahn:
Je nun! das ist der Psalter
Des dicken Lebemann.

*) Probe einer Uebersetzung der Gedichte von Beranger, die in der Löfflund'schen Buchhandlung in Stuttgart erscheinen wird.

Digitized by Google

Ihr, arme Hungerleider,
Ihr, Reiche nimmer satt,
Ihr, deren Himmelsleiter
Gesproß verloren hat,
Ihr, denen man die Zügel
Des Reichs bald nehmen kann:
Je nun! so nehmt zum Spiegel
Den dicken Lebemann.

Die letzten Momente der Maria von Burgund.

(Fortsetzung.)

Der Erzherzog willfahrte Maria's Wunsch, ließ inzwischen zu Brügge feierliche Bittgänge anstellen und verordnete, daß man das heilige Sakrament voran trug, damit vielleicht durch dessen Kraft der Kranken in ihrer harten Noth geholfen werde. Er selbst wohnte in Person und baarhaupt einer solchen Prozession bei und alle Edlen folgten ihm, unter dem Zuströmen und der Theilnahme einer unzählbaren Menge Volks. Alles vereinigte sich zum Gebet um Rettung der Fürstin. Nachdem dieß geschehen, eilte er zur Leidenden zurück, deren Kräfte sichtbar abgenommen hatten. Die verwittwete Herzogin Margarethe von York (**de oude Princesse**), die Frau von Chimay und andere ihrer Damen umstanden sie mit Trost und Hülfe und wehrten ihren Thränen nur dann, wenn es galt, die noch häufigern des Prinzen zurückzuhalten. Er selbst ward nicht müde, mit „lieblichen Worten" zu ihr zu reden, und er hielt ihre kalte Hand fieberhaft in der seinigen. Endlich waren die Ritter vom goldenen Vließe sämmtlich eingetroffen und wurden der Herzogin angemeldet. Man bemerkte darunter vorzüglich die Grafen von Romont, Chimay und Nassau, den Markgrafen von Brandenburg und die Herrn von Fiennes, Dasseln, Bevieren, Gruithuisen u. s. w. Als der Erzherzog, welcher zu ihrem Empfang hinuntergeeilt war, mit ihnen in die Kammer trat, rief er: „O Maria, mein Trost und Leben, wie steht es? Will das Uebel sich noch nicht bessern?" Die Fürstin erwiederte mit betrübtem Herzen: „O Herr und Fürst, es steht schlecht mit mir und ich fühle, daß wir scheiden müssen. Ich habe demnach eine dringliche Bitte an Euch, Ihr Herrn vom Vließe, nämlich, daß Ihr meinem Herrn, dem Herzog, die Treue bewahren wollt, so Ihr ihm geschworen; daß Ihr in seiner Noth ihn nicht verlassen, sondern Ihm so gut und geneigt verbleiben möget, wie Ihr es seither und bis zu meinem Tod gewesen. Haltet — ich bitte Euch wiederholt darum — den Eid, den Ihr geleistet, zusammenzustehn, wie Brüder, und bleibt seine Freunde und meiner Kinder Freunde, dann sterb' ich getrost." Die Ritter alle, in großer Rührung, schwuren ihr Gewährung und schieden von dannen. Die Fürstin fühlte ihr Herz erleichtert; nur Maximilian stürmte, übermannt von dem Augenblick, in die Hofinn und ließ seinem grenzenlosen Schmerze abermals freien Lauf.

Nach einer Weile kehrte er an das Siechbette zurück, da man das Ende der Leidenden jede Stunde erwarten konnte. Er stellte sich mit Margarethen, den Kindern und den getreuen Frauen vor die Sterbende. Diese, Blicke der zärtlichsten Liebe auf ihn heftend, fühlte durch sein namenloses Leiden ihren Hingang nur noch mehr erschwert, und seine strömenden Thränen drangen gleich blutigen Pfeilen in ihr gebrochenes Herz. Sie bat ihn demnach mit zitternder Stimme, „die Kammer doch zu verlassen, da es so besser für sie beide seyn dürfte." Der Prinz aber rief aus: „Liebe, was verlangt Ihr von mir? Ich soll Euch in dieser Stunde verlassen, und mein Herz ist so schwer und gepreßt, wie niemals eines Edelmanns Herz! Ach! das sey Gott geklagt!" Nichts destoweniger ging er auf Nazensteins Ersuchen, die Kranke zu schonen, und auf das Versprechen, jederzeit fleißig Kunde von ihrem Befinden ihm bringen zu wollen, in sein Gemach. Dort rang er verzweiflungsvoll die Hände und zerraufte sich das Haar.

Zu sämmtlichen niederländischen Geschichtschreibern findet sich keine so zarte, so rührende Scene als diese letzten Stunden der Maria, wie sie in den Chroniken in schlichtem, einfältigem Styl und mit angenehmer Weitschweifigkeit geschildert sind, und der Einklang aller, ob sie in flämischer, in holländischer, oder in französischer Sprache abgefaßt sind, beurkundet die große Liebe, welche das Land zu ihrer Person und zu ihrem treuen, mütterlichen Walten getragen.

Inzwischen waren die vom Vließe noch einmal nach der Hofburg gekommen, um noch die etwaigen Befehle der Fürstin zu vernehmen und mit ihnen auch der Bischof von Dornick, in der Absicht, geistlichen Trost zu spenden. Die Herzogin schien zu schlafen, aber es war der nahende Schlaf des Todes. Nach einer Weile regte sie sich wieder, aber auf die Frage über ihr Befinden, schüttelte sie das Haupt und sprach: „es ist mit mir sehr schlimm gestellt." Und nun begann sie nach dem Gemahl sich zu sehnen, über das Schwinden des Gedächtnisses sich zu beschweren, über ihr junges Leben zu jammern, von dem sie schon jetzt scheiden müsse, und klagte bitterlich sich selbst als die Urheberin ihres Unglücks an. Noch düsterer traten aber die Drangsale des Landes vor ihre Seele, die sie alle überfah, und besonders lag ihr schwer auf dem Herzen, daß der Friede mit dem Könige von Frankreich noch immer nicht geschlossen sey. Sie fürchtete Gefahren für den Erzherzog, Gefahren für ihren Sohn, Gefahren für die Niederlande, und erneuerte ihre Vermahnung an die anwesenden Großen auf das dringlichste, daß sie doch aller drei tüchtig sich annehmen und dafür hinwir-

Digitized by Google

ten dichten, daß weder die beiden Fürsten, noch das Land zu kurz kämen. Allen flossen Thränen über die Wangen, und sie schwuren wiederholt dem Hause Burgund-Oesterreich Schirm und Treue bis an ihr Ende.

(Der Beschluß folgt.)

Miscellen aus Neapel.

1850.

(Beschluß.)

Wir wissen in der That nicht viel mehr von der Geschichte des Berges und seines veränderlichen Zustandes in den folgenden Zeiten, als die Epochen der allergrößten und merkwürdigsten Ausbrüche. Sie erfolgten in den Jahren 203. 472. 512. 685. 993. 1036. 1043. 1138. 1139. 1306. 1500. 1631.

Die Eruption von 472, die dritte seit der von 79, muß besonders fürchterlich gewesen seyn, wenn man auch den Bericht, den Sigonius davon gibt, für übertrieben erklären muß. Nach ihm bedeckte die Asche ganz Europa, und selbst in Konstantinopel war der Schrecken so groß, daß der Kaiser Leo die Stadt verließ, welche 166 geographische Meilen in gerader Linie vom Vesuv entfernt ist. Von dem Ausbruch von 1036 gibt eine Chronik im Kloster Monte Cassino einige nähere Auskunft, und es heißt darin, daß „die Seiten des Berges sich öffneten und ein Strom von Feuer herausfloß, welcher sich bis ins Meer ergoß.“ Diese Stelle ist wichtig, weil darin zuerst Meldung von einem Ausfluß von Lava geschieht, denn man hatte bisher immer nur von Asche, Steinen, Flamme und Rauch gesprochen. Indessen müssen schon in den ältesten Zeiten ähnliche Ausflüsse erfolgt seyn.

Der Ausbruch von 1631, der dreizehnte in der Reihenfolge, mit dem wir billig einen Abschnitt gemacht haben, war unter allen andern u d überhaupt seit 79 der schrecklichste und ist auch von keinem folgenden übertroffen worden. Er dauerte vom 16ten December 1631 bis Ende Februars des folgenden Jahres. Meines Wissens ist die Beschreibung dieses Ausbruchs vom Abbate Braccini die erste, die seit Plinius diesen Namen verdient. Diese Eruption setzte Neapel um so mehr in Schrecken, als der Strom der Lava sich gerade gegen die Stadt hinwälzte und sie lange bedrohte, bis er endlich sich seitwärts wandte und, in sieben Arme getheilt, einen großen Theil von Portici, Resina und Torre del Greco verwüstete, ehe er das Meer erreichte. Doch nicht allein Feuer wüthete damals zerstörend, sondern auch ungeheure Ströme von Wasser, die aus dem Berge hervorstürzten, und durch welche, diesem Schriftsteller zufolge, über 3000 Menschen das Leben verloren; andere sprechen gar von 10,000, die in diesen Fluthen umgekommen seyn sollen. Da dieser Ausbruch die Gestalt des Vesuvs gänzlich veränderte, so ist die Beschreibung, die der Abbate Braccini von dem Zustande des Berges vor demselben macht, besonders interessant. Durch eine lange Ruhe von beinahe anderthalb Jahrhunderten (welche er vielleicht nur dem großen Erdbeben von Puzzuoli im Jahr 1538 verdankte, indem die gährenden Stoffe sich auf dieser Seite Luft machten) hatte sich seine Gestalt und seine Beschaffenheit gänzlich verändert. Es war kein zugespitzter Kegel mehr vorhanden, und der Krater, weniger tief als vorher, bildete eine mit Vegetation, ja mit Bäumen und Gesträuch bedeckte Fläche, auf welcher seit 1611 zahlreiche Heerden weideten. Sein Umfang betrug fünf Miglien oder eine starke deutsche Meile, und die über diesem Grunde erhabenen Ränder waren auch mit Bäumen und Gebüschen bewachsen. Wahrscheinlich mochte man schon geneigt seyn, den Berg, so wie vor 79, für einen ausgebrannten Vulkan zu halten, als er plötzlich durch seine Verwüstungen das Gegentheil schrecklich bewies. Da seinem Gipfel der Kegel fehlte, so muß er dazumal auch niedriger gewesen seyn als jetzt, obgleich der Padre della Torre anderer Meinung zu seyn scheint, und dieser Kegel muß als neuer Zufatz und als das Produkt dieser und der folgenden Ausbrüche angesehen werden. So weiß man z. B., daß nach einem nur unbeträchtlichen Auswurfe im Jahre 1730 der Gipfel sich augenscheinlich erhöht und zugespitzt hatte. Dem Padre della Torre, dessen ich eben erwähnt habe und der ein weitläuftiges Buch über den Vesuv geschrieben hat, kann man übrigens, was die Höhen anlangt, gar nicht trauen, denn er gibt noch nach 1760, und da ihm schon die gute Messung von Nollet bekannt war, nichtsdestoweniger dem Vesuv nur 1677 Fuß Höhe, weniger als die Hälfte der wahren.

Ich kehre zu der Reihenfolge der Eruptionen zurück. Sie erfolgten, obgleich minder beträchtlich, in den Jahren 1660, 1682, 1694, 1701. Von da an bis 1737 war fast kein Jahr, wo nicht Lava ausgeflossen wäre, besonders 1704, 1712, 1717 und 1730. Aber 1737 erfolgte wieder ein großer Ausbruch, und die Eruptionen wiederholten sich 1751 und 1754. 1759 stürzte ein Theil des Gipfels ein, und der Ausbruch von 1760 geschah am Fuß des Berges. Die Jahre 1765, 1766 und 1767 waren wieder durch Ausbrüche bezeichnet, von denen der letzte bei weitem der größte war, Schrecken bis in Neapel verbreitete und die Stadt mit Asche bedeckte. Von diesem Jahre an bis 1778 war der Vesuv in beständiger Thätigkeit, und kleinere Eruptionen erfolgten in fast allen Jahren dieses Zeitraums. Groß, aber weniger schädlich, war die von 1771; die von 1775 und 1776 waren weniger bedeutend; aber 1779 fand wieder eine der außerordentlichsten und größten statt. Der Vesuv bildete eine ungeheure Feuerfontaine, deren Höhe über dem Gipfel

Digitized by Google

nach der geringsten Schätzung über 5000 Fuß betrug. Der Berg war hierauf still bis 1784, wo aber nur einige Flammen ausbrachen, und 1787, wo eine größere Eruption eintrat.

Auch in der neuesten Zeit hat sich der Vesuv ungemein thätig bewiesen, denn von dem großen Ausbruche 1794 bis zu dem nicht minder beträchtlichen von 1822 zählt man mit dem von 1805 in 28 Jahren drei große Ausbrüche, die kleinern ungerechnet. Man kann also, wenn man dem Padre della Torre bis 1760 folgt, vom Jahre 79 bis 1822 dreiunddreißig große Ausbrüche annehmen, von denen beinahe zwei Drittheile, nämlich 21, seit und inclusive dem von 1631, allein auf die beiden letzten Jahrhunderte kommen.

Schließlich bemerke ich nur noch, daß in diesen Tagen, Ende Novembers und Anfang Decembers 1830, der Vesuv uns ein herrliches Schauspiel gegeben hat, desto angenehmer, als es ganz unschädlich vorüber ging, und das man doch schon einen kleinen Ausbruch nennen kann, wofür es selbst hier, wo man an die großen gewöhnt ist, galt. Die Feuersäule erhob sich weit über tausend Fuß hoch, und man unterschied in derselben ganz deutlich einige große glühende Steine, die in parabelischen Bogen herabfielen, und die man selbst nach ihrem Falle noch glimmend den Abhang des Berges herunterrollen sehen konnte. Die Detonationen des Berges waren auch sehr deutlich von hier aus zu vernehmen. Seit dieser Zeit ist eine völlige Ruhe eingetreten, die nun schon über einen Monat dauert. Kein Feuer ist mehr zu sehen, und es steigt nur noch ein wenig dünner Rauch empor.

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, März.

(Fortsetzung.)

Genußfähigkeit des Italieners. Italienische Dramatik.

Auf diese Weise wiederholen sich diese Sachen nach dem Charakter der Theater auf feinere oder gröbere Weise. Bei denkt man, daß sie nicht selten zum größten Theil augenblickliche Produktion sind, so kann man die reiche Erfindung nicht genug bewundern. Entlehnen sie den Gegenstand etwa aus andern Sphären, so gebührt er doch durch die gänzliche Umarbeitung, welche er erleiden muß, fast durchaus ihnen an. So war es z. B. mit Shakespeare's Widerbellerin der Fall, welche auf eine einaktige Farce zurückgebracht war, aber auch so noch zu den besten gehörte. Am liebsten sieht man diese Stücke in Goldoni und Cocomero, weil hier noch immer die feinsten Schauspieler sind. Es kommt darauf hier nun so vielmehr an, weil sie, frei von aller typischen Manier, ihre innerste Natur entwickeln können. Diese Farcen werden sehr häufig wiederholt, die Opern bekanntlich während der Saison noch mehr, und die Schau- und Lustspiele am Ende auch nicht weniger, da die Sachen von Goldoni und die Bearbeitungen, welche jetzt nach deutschen Originalspielen Mode geworden, fast alle dieselbe Farbe tragen. Man fragt sich mit Recht, wie ein geistreiches, lebendiges Volk dies auszuhalten vermag. Man könnte es aus dem Schönheitssinn erklären, welcher ihnen jedes, auch das unbedeutendste Stück aus dieser Sphäre werth macht. Wer aber den Italiener sieht, wie er heutzutage lebt und webt, der glaubt nicht daran. Es wohnt ihm in seinem Körper unläugbar eine gewisse persönliche Tüchtigkeit inne, welche durch Sicherheit und durch Beherrschung aller Glieder sich als schön prodnzirt; aber um geistige Schönheit kümmert er sich wenig. Man könnte es auf das staatliche Prinzip ihrer Religion zurückführen. Aber das Volk ist zu sehr auf Herzensgründe treu und traurig, als daß eine Autorität sie hier binden sollte. Was ist es denn? Die Genußfähigkeit des Italieners ist es, die sich der Gegenwart ganz hingibt, ihren Freuden, ihren Leiden, wo sie ihn irgend berühren. Er fragt nicht nach Gestern, nicht nach Morgen, nur nach Heute. Daher kümmern ihn nicht die Hunderte von Abenden, welche daßelbe oder ganz ähnliche Stücke gebracht haben, er denkt nur, oder fühlt vielmehr nur das Hier, das Jetzt. Die Gegenwart, die Zeit überhaupt wird so für ihn eine tyrannische Macht, die ihn in ihren Zauberkreisen mit sich fortschleppt, ohne daß er davon ein sicheres Bewußtsein sich verschaffen kann.

Die Theater unterscheiden sich durch die Namen durchaus nicht mehr so, daß Goldoni vorzüglich von diesem Dichter, Alfieri vorzüglich durch seinen Dichterpatron beherrscht würde. In Cocomero war die Pasqualini ohne Vergleich die beste Schauspielerin; sie gehört überhaupt zu den bessern italienischen Künstlern und kann deßhalb dazu dienen, in die italienische Schauspielkunst etwas näher einzugehen. Das Feuer, welches in ihrer Elisabeth von Essex mit ihren Willen gegen Lester hervorbricht, war eigentlich Liebeswuth, gepaart mit der Ungeduldsheit über sich selbst. Die letztere, nicht die reine Liebe, setzte endlich. Sie hat am Ende auch nur Einen Ton für alle Leidenschaften, den Ton wohnsprechender, verzweifelnder Wuth. Diesem, der ihr offenbar der einzig wahre ist, muß innerlich und äußerlich alles weichen, Hoheit, Würde und Weiblichkeit; ja Stühle sogar, welche der Königin im Wege stehen, werden mit Gewalt bei Seite geworfen. Dieser Ton, der sich eigentlich bei allen durchsieht, der alle andern Gefühle in sich verzehrt, wird eben dadurch Manier. Man übrt vom Theater Fenice zu Venedig bis nach St. Carlo zu Neapel als Wahrheit nur die Stimme der Wuth. Es fehlt der Italiener, daß die Tragödie ihn über die irdische Beschränktheit des Lebens hinüberheben soll, daß er mehr will, als das alltägliche Leben. Er sucht eine höhere Stimmung, er muß sich von seinem Standpunkt aus, der vorzüglich im Verstande wurzelt, in dieselbe versetzen. Daher nirgends die Sprache des Herzens, nirgends der Schrei der unmittelbaren Empfindung, wenn man so sagen darf. Wie aber der Italiener im ganzen Leben Unbefangenheit und eine gewisse persönliche Tüchtigkeit, mit Selbstbeschiedung verbunden, zu seiner innersten Natur hat, so läßt er es auch auf dem Theater mit dem Tone seligen Ernst, der auch im Leben ihm da, wo er sich ereignet, vorzüglich eigen ist, sein Bewenden haben, ohne sich zum sinnlichen Tiefe des Gemüths senden lich zu bekümmern. Daß aber eine Erregung dieser Art bei einer sonst verständigen Natur alle Grenzen überschreitet, äußerlich und innerlich verletzt, ist nicht sehr zu verwundern. In solchen Augenblicken führt die Leidenschaft sie, nicht sie die Leidenschaft. Sie stehen nicht darüber, wie die großen deutschen Schauspieler, namentlich ehemals Wolf, und mehr als er jetzt noch die Grellinger, im Sturm der höchsten, tiefsten Bewegung immer noch die Ruhe des denkenden Geistes behaupten, sondern sie werden mit ihrer ganzen Persönlichkeit zum Weinen, zum Schluchzen fortgerissen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 36.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 81.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 5. April 1831.

Satt bin ich dieser falschen Welt, und nichts
Als strengste Nothdurft lieb' ich noch auf ihr.

Shakespeare.
Timon.

Der Bettler.

Erzählung von D. L. B. Wolff.

1.

Vor der Pforte des Magdalenenklosters zu C. im südlichen Frankreich lag um Mittagszeit ein Bettler und las emsig in einem abgegriffenen Buche. Neben ihm stand ein Napf mit Suppe, welchen ihm die Mildthätigkeit der Nonnen gespendet hatte. Ohne von seiner Beschäftigung aufzublicken, führte er hastig und, dem Anscheine nach, mit gesunder Eßlust einen Löffel nach dem andern zum Munde, bis ihn das Klappern des Eßwerkzeuges an dem Boden der Schüssel überzeugte, daß seine Mahlzeit sich ihrem Ende nahe. Er ließ sich auch dadurch nicht stören, sondern ergriff ein Stück Brod, das ihm mit der Suppe gereicht worden war, und verzehrte dasselbe eben so sorglos, noch immer in seine Lektüre vertieft. Die Pförtnerin, deren Amt zugleich darin bestand, an gewissen Tagen die Armen, welche sich vor dem Kloster einfanden, zu speisen, hatte ihm eine Zeitlang verwundert zugesehen, ohne ihn zu unterbrechen; endlich aber, nachdem sich schon alle andern bedürftigen Gäste entfernt hatten, trat sie zu ihm, bat sich den hölzernen Löffel aus, mit dem er mechanisch während des Lesens spielte, und sah sich endlich genöthigt, ihm an die Schulter zu rühren, um ihn aufmerksam zu machen. Ueberrascht blickte der Fremde sie an, gleichsam als besinne er sich. Dann stand er auf und reichte ihr das Verlangte, wobei er mit vieler Artigkeit ihre Hand faßte und dieselbe ehrfurchtsvoll an die Lippen führte. Sein Aeußeres machte keinen unangenehmen Eindruck auf die fromme Braut Christi. Er war ein Mann von ungefähr fünfzig Jahren und von ursprünglich schlanker Gestalt, die aber, wie es schien, Zeit und Leiden in Gemeinschaft gebeugt hatten. Seine gewölbte hohe Stirn umkränzte schneeweißes Haar, das sich in dichten harten Locken um seine Scheitel legte, und mit welchem lebhafte, hellbraune, jedoch etwas unstäte Augen seltsam, wie Sommer mit Winter, kontrastirten. Die Züge seines Angesichts hatten etwas Angenehmes, aber der übrigens wohlgeformte Mund wurde durch ein häufig wiederkehrendes Zucken, wie es Personen eigen ist, die an Nervenübeln gelitten haben, entstellt. Den Ton seiner Stimme schwächte ein gewisses Zittern derselben, das ihr jedoch den angebornen Wohllaut nicht raubte; kurz, das ganze Wesen des armen Mannes hatte etwas Gewinnendes, und es gehörte kein großer Scharfblick dazu, um zu bemerken, daß er nicht in so niedern Verhältnissen, als die waren, zu denen er sich jetzt bekannte, geboren sey.

Auf die wiederholte Anrede der Pförtnerin entschuldigte er sich nochmals, und bemerkte, daß die interessante Lektüre, mit der er sich beschäftige, ihn so hingerissen habe, daß es ihm gänzlich aus dem Sinne gekommen sey, wo er sich eigentlich befinde. Zugleich bat er sie, seinen innigen Dank für die gespendete Nahrung zu empfangen und ihn in ihr Gebet einzuschließen. Die wohlgewählten Worte, deren er sich bediente, und die Art, mit der er sie aussprach,

Digitized by Google

reizten die Neugier der frommen Schwester. Sie gelobte ihm, seiner im Gebete zu gedenken, und schloß mit der Frage, die sie aus weiblichem Triebe nicht länger zu unterdrücken vermochte, was er denn eigentlich lese. „Bußübungen," antwortete er, „ehrwürdige Schwester; aber sie stehen in einem Buche, in dem Ihr sie nicht vermuthet, und das, als das weltlichste von allen, wohl schwerlich sich in Eure Hände verirrt haben wird. Seht her."

Er reichte ihr es hin: es waren die vielverbreiteten Maximen und Gedanken des Herzogs de la Rochefaucauld. Die Nonne wußte nicht, was sie dazu sagen sollte, und gab es ihm mit Kopfschütteln wieder zurück, denn ein Bettler, der sich in solche Lektüre vertiefen konnte, war ihr noch nicht vorgekommen in ihrer klösterlichen Einsamkeit. „Ihr wundert Euch, fromme Frau," hub er nach einer Pause, in welcher er ihre Anrede erwartet hatte, wieder an, „in den Händen eines Bettlers ein Buch zu finden, das von einem Vornehmen nur für Vornehme geschrieben wurde; da es aber im Leben nie zu spät ist, Versäumtes nachzuholen, und eigentlich zu den Pflichten eines Christen wohl gehört, es zu thun, wann und wo er kann, so habe ich mich jetzt dazu entschlossen, und es ärgert mich nicht. Wo ich das Büchlein nur aufschlage, tritt mir eine Mahnung entgegen, die mich bereuen macht, früher die Erfahrungen der Welt mit Verachtung von mir gewiesen zu haben. Ich wäre besser gefahren, wenn ich es umgekehrt, und in meiner Jugend der Welt, in meinem Alter dem lieben Gott geholdigt hätte; jetzt bin ich mit dem Herrn droben schon längst fertig, und mußte drüber die Gunst der Welt und ihrer Zofe, Dame Fortuna, verscherzen, und das trifft mich, wie Ihr seht, so schwer, daß ich mich nicht schämen darf, an den Pforten eines Klosters mir wie anderes Lumpengesindel meine Suppe zu erbetteln, wiewohl das im Grunde auch das Leichteste von Allem ist. Wie richtig sagt doch mein Bußprediger: **La jeunesse est la fièvre de la raison.**"

Die Pförtnerin hatte ihm unter beständigem Kopfschütteln zugehört und entfernte sich endlich, ohne ein Wort zu sagen. Der Fremdling legte sich wieder auf die Erde hin, seinen Rücken behaglich der Sonne zuwendend, und fing von Neuem an zu lesen. Nach einer Weile kehrte jene zurück und befahl ihm, ihr zur Aebtissen zu folgen, die ihn zu sprechen verlange. Er gehorchte, und ließ sich von ihr in das Sprachzimmer geleiten, wo sie ihn sich setzen und die Hochwürdige erwarten hieß.

Diese erschien bald darauf; eine hohe, ernste Frau, die einst sehr schön gewesen seyn mußte; aber die angeborne Strenge ihrer Züge war noch durch die Blattern verstärkt, welche ihr Antlitz furchtbar gemißhandelt hatten. Sie begrüßte ihn mit stolzem Blick, stutzte, als sie ihn näher ins Auge faßte, und fragte nach einer Pause: „Wie heißt Ihr?" — „Eugen," war die Antwort. „Euer Familienname?" — „Ich habe keinen; denn ich habe keine Familie mehr." — „Euer Alter?" — „Ich bin 1750 geboren, jetzt zählen wir 1781, wenn ich mich nicht irre." — „Warum bettelt Ihr?" — „Weil ich nicht arbeiten kann." — „Ich muß Euch bitten, Euch deutlicher zu erklären."

So lakonisch er auch bisher auf Alles geantwortet hatte, so lag doch in dem Ton seiner Worte durchaus die Ehrerbietung, die er der Aebtissen schuldig war; aber man merkte wohl, daß ihm dieselben Fragen gar oft vorgekommen seyn mochten, und er sich angewöhnt hatte, sie ganz mechanisch und so kurz wie möglich zu beantworten. Auf den ausdrücklichen Befehl der würdigen Frau, fuhr er deßhalb auch jetzt ausführlicher und lebhafter fort. „Ich kann nicht arbeiten, denn das furchtbarste der Uebel hat mich ergriffen, ich leide zu Zeiten an der fallenden Sucht, die mich überfällt, wie der blutdürftige Tiger aus dem Hinterhalt seine sorglose, ruhig weidende Beute. Gott behüte Euch auch selbst davor, nur einmal Augenzeuge seyn zu müssen, wie dieß Ungeheuer verstörend, Sinn und Geist lähmend über einen armen Erdensohn herfällt; es reißt ihm den Becher vom Munde, wenn seine Lippen nach Labung lechzen, lähmt seine Glieder, wenn er sie brauchen will, packt ihn, wo er sich sicher glaubt, und raubt ihm, da es ihn in steter Furcht vor sich selbst erhält, jede ruhige Sekunde, denn es raubt ihm die Sicherheit des Augenblicks. Doch, Hochwürdigste, verzeiht; es ist schon Frevel von mir, auch nur das Spiegelbild seines Bildes Euch vor die Augen zu bringen. Gewiß, Ihr werdet jetzt nicht mehr fragen, warum ich nicht arbeite." — „Armer Mann!" sagte die Aebtissin theilnehmend, „was ist es aber, das Eure Gesundheit so untergrub?" — „Böse Menschen, recht böse Menschen, die meine Nerven für Stricke hielten, und nicht eher ruhen wollten, als bis sie sie zerrissen hätten; das gelang ihnen freilich nicht, aber sie wähnen doch, es sey ihnen gelungen." — „Und habt Ihr Niemanden, der sich Eurer annimmt?" — „Niemanden auf Gottes weiter, großer Welt; jede Stätte, auf die ich mein müdes Haupt hinlegen möchte, gehört einem Wildfremden, der keinen Grund haben würde, mich nicht aufstehen und davon gehen zu heißen. Ich bin allein, hochwürdige Frau, das ist ein fürchterlicher Fluch, und meine erste Frage jenseits wird seyn, womit ich ihn verschuldet habe; helfe mir Gott, ich weiß es nicht und begreife es nicht." — „Aber was denkt Ihr zu thun?" — „Ich denke gar nicht mehr; ich wandere herum, schlafe, wo ich ein schützendes Dach finde, esse, wenn eine mildthätige Hand mich speist, und geschieht das nicht, so mache ich und hungere. In guten Stunden, wo ich mich gestärkt und ausgeruht fühle, studire ich im la Rochefaucauld und lache über mich selbst und meine Dummheit. Das ist mein Amusement." — „Wie lange treibt Ihr das so?" — „Seit drei Monaten; ich denke, es dauert nicht mehr so lange, und freue mich herzlich auf das Ende. Ists aus, so ists aus." — „Ihr seyd mir ein Räthsel, das ich gelöst zu wissen

Digitized by Google

wünsche, doch muß vor allen Dingen für Eure Heilung gesorgt werden. Ich werde Euch in dem Krankenhause verpflegen lassen, das unter der Leitung unserer frommen Schwestern steht." — „In dem Krankenhause? Ihr seyd gütig, Hochwürdigste; aber befinden sich auch Wahnsinnige in dieser Anstalt?" — „Allerdings; ein Nebengebäude des Hospitals ist für sie bestimmt." — „Dann bringt mich keine Macht der Erde hinein. Ein Irrenhaus! O fürchterlich!"

Sein böses Uebel ergriff ihn furchtbar; er sank in Zuckungen zu den Füßen der Aebtissen nieder; entsetzt eilte diese hinweg und behielt kaum noch so viel Besinnung, ihm die nöthige Hülfe zu senden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die letzten Momente der Maria von Burgund.

(Beschluß.)

Maria dankte mit freundlicher Miene und sprach: „Ihr Herrn, nun will ich mitmüglich sterben, und dem allmächtigen Gott danken dafür, daß er mir nicht länger hienieden zu verweilen gönnt. Zwar hätt' ich gern noch eine Zeitlang Aufschub gehabt; da es ihm aber anders gefallen, so will ich seinem Willen mich fügen und ihn um Verzeihung bitten für das hoffärthige Leben, das ich geführt." Da trat der Bischof mit salbungsreicher Rede zu ihr, und redete lang und viel von dem bittern Leiden und Sterben, von der Versöhnung und den Verdiensten Christi, und übergab sie der unendlichen Gnade desselben, welche allen frommen Gläubigen gewiß sey. Endlich schloß er mit den Worten: „Ehrwürdige Fürstin, haltet dieß alles zu Herzen und achtet nicht mehr auf die eitle Glorie dieser Welt; denn die Welt ist betrüglich und alles, was sie in sich faßt, vergänglich. Aber das Reich Gottes ist ewig und unvergänglich." Maria hörte ihn mit frommer Ergebung an und dankte freundlich; darauf rief sie die unendliche Barmherzigkeit des Erlösers an, in dessen Reich sie noch vor Abend zu seyn hoffte, und begann nunmehr Abschied von Jedermann zu nehmen.

Zuerst rief sie: „Ade, theuerster Maximilian, kaiserliches Blut, wir müssen fortan geschieden seyn! Ade, geliebter Philipp, mein Sohn, noch so zart von Jahren; Du wirst für lange Zeit eine mutterlose Waise bleiben! Ade, süßes Töchterlein Margarethe! Ade, ihr beide junge Wesen! ach, ich verlasse euch allzubald; aber ich darf nicht länger zögern, ich muß zu denjenigen, die vor mir hinübergegangen. Ade, Adolph von Ravenstein, mein treuer Freund in aller Noth. Ade, edler Bannerträger Romont, der Du meinen Herrn jederzeit beschirmt. Ade, Engelbert von Nassau, gleichfalls mein Freund in so mancher heißen Schlacht. Ade, Prinz von Oranien, Fiennes, Chimay, Beveren, Grunthuisen, ihr alle vom Vließe, lebt ewig wohl. Ade, mütterliche Freundin und Schwester Margarethe von York. Ade, ihr Frauen, treue Beschützerinnen meiner Kinder!" Und nun raffte sie ihre letzten Kräfte zusammen im Blick auf ihr Land und lispelte krankhaft und zitternd: „Ade, meine Herrschaft von Burgund und ihr alle meine Provinzen der Niederlande, und du, edle Stadt Brügge, die noch einmal mich in deinem Schooße empfangen. Ich gebe wohl allzu zeitlich von euch; aber wider den Tod gibt es kein Mittel; ich fühle, mein Stündlein naht!" Da sank sie mit dem Haupt zurück und die Augen begannen zu brechen.

Nunmehr ließ der Bischof ein paar große Kerzen anzünden, an deren einer ein großer goldener Gnadenpfennig hing. Maria schlug noch einmal die Augen auf, wiederholte ihren Abschied und bat alle die Herren um Verzeihung für das Leid, welches sie dem einen oder andern vielleicht in ihren „findischen Tagen" zugefügt haben möchte. Sie rang darauf längere Zeit stark und heftig mit den Qualen der Auflösung, rief den Beistand des Bischofs und der Heiligen an und verschied endlich mit frommem Ruf zu Gott und seinem Sohne. „Es war ein unheilbringender Tod für alle Lande," sezt einer der Chronisten tiefbewegt hinzu. Der Tag, an dem er stattgefunden, war der 27. März 1482.

Die Edlen hielten nun Rath, wie dem Prinzen die niederschlagende Nachricht am leichtesten beizubringen sey, und sie kamen überein, unmerklich ihn darauf hinzuführen. Sie überließen die Leiche den Frauen, welche sie wuschen und mit kostbaren Essenzen besprengten, und gingen in die Kammer Maximilians, welcher mittlerweile ebenfalls zwischen Tod und Leben geschwebt. Die Frage, wie es mit der Kranken stehe, beantworteten sie mit einem „Wohl!" Er ahnte das Geschehene und brach von Neuem in grenzenlosen Jammer aus: „Vermaledeiter Tod, was habe ich dir gethan; daß du mein schönes, junges Weib so früh mir genommen, das liebste, das theuerste Frauenbild, das meine Augen jemals gesehen? O Maria, geliebte, treue Maria, meine Hoffnung, meine Wonne, wo ist nun die Freundschaft geblieben, die so innigich war zwischen uns Beiden? O meine Kinder, nun seyd ihr beide zwei arme Waisen! Wo soll ich nun ferner Trost hernehmen? Ich will hingehen und mich auch entleiben, damit ich jenem süßen Weiben zur Seite begraben werde. Wahrlich, nie hat ein Ritter bitterern Gram erduldet, wie ich; Gott sey's geklagt!" Die vier Herren, Ravenstein, Nassau, Romont und Beveren, trösteten den Prinzen mit all den Gründen, welche in einem solchen Falle gewöhnlich angewendet werden, und suchten seine Sorge von der Gestorbenen ab und auf die hülflosen Kinder, auf das leidende Land zu richten, das seines Armes nun wider Ludwig und Crevecour bedürfe. Max faßte sich endlich, versprach, das zerbrochene Leben der Gemahlin an den Feinden ihrer Staaten feierlich zu

Digitized by Google

rächen, und begehrte blos noch einmal die Leiche Mariens zu sehen, mit den Worten: „Nie, so lange ich lebe, werde ich dies traute Weib vergessen!“

Sie wurde inzwischen, sorgfältig und köstlich balsamirt und angekleidet, auf ein Paradebett gelegt und das bestürzte Volk ohne Bedenken zugelassen. Sie hatte, nach Gewohnheit, die Hände gefaltet; ihre Züge waren wie die einer Schlummernden. Als Mar das schöne bleiche Antlitz sah, aus dem so oft das reinste Glück der Liebe ihm gelächelt, küßte er zitternd den verschlossenen Mund, den keine barmlos-muthwilligen Scherze mehr bewegen sollten, und es war, als wolle er noch einmal die entflohenen Lebensgeister zu einem einzigen süßen Gruße bewegen, und die entfesselte Seele zu neuem, innigem Verbande mit der seinigen beschwören. Sein Herz wollte ihm fast brechen, und die Klagen strömten mit den Thränen reichlich und in die Wette hervor.

Die verwittwete Herzogin, welche ihn und die Verstorbene die ganze Zeit ihres Beisammenseyns hindurch so treu und schwesterlich geliebt hatte, strafte dies Uebermaß mit sanftem Tadel; sie erinnerte ihn an Rücksichten gegen die unsichenden Freunde und an Pflichten für das Land. Doch ließ er nochmals den Ausruf hören: „Wären mir doch Vater und Mutter, ja alle meine Vasallen dafür gestorben! denn die dahin nun geschieden, war mir lieber, als alles auf der Welt, und als selbst Vater und Mutter mir gewesen!“ Maria wurde in der Kirche U. L. F. zu Brügge auf das feierlichste begraben, und eine Menge Todtenämter, Trauerlieder und Volksgebete drückten die Gefühle der Hinterbliebenen und die Sorgfalt für das Heil ihrer Seele aus.

Maximilian hielt Wort; er vergaß sein ganzes Leben hindurch niemals die schöne und liebenswürdige Maria, das Weib seines Herzens und seiner Jugend. Noch in späten Jahren erweckte die Erinnerung an sie ihm Thränen und Sehnsucht nach dem verlornen Lebensglück. Er fand es in dem Arme keiner andern Frau wieder; seine Zärtlichkeit ging verdoppelt auf die hinterlassenen Kinder über, von denen Philipp der Mutter und des Vaters Schönheit und Ritterlichkeit, Margarethe aber beider Verstand und Geist, wie eine Fortsetzung des Wesens beider, geerbt zu haben schienen. Mit Mariens Tod begann für die Niederlande eine Reihe der verworrensten Schicksale anzubrechen, oder vielmehr diejenigen, deren Knäul schon bei ihrem ersten Auftreten gewunden lag, entwickelten sich nunmehr in rascher Folge, und nur die lange Verwaltung der klugen und starkmüthigen Margaretha beschwor noch einmal in einer ruhmreichen Zwischenperiode die Geister der Zwietracht und des Bürgerkriegs unter den verschiedenen Provinzen, welche die Natur zu den gesegnetsten geschaffen hat, während ihre Geschichte die allerunglücklichste ist.

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, März.

(Fortsetzung.)

Italienische Dramatik.

Daß der Italiener in gleichgültigern Augenblicken von der Höhe der Gewalt in den weichen, leisen Ton herabfallen kann, den man so oft bei deutschen Schauspielern hört, ist natürlich; er will Effekt machen, und will dies um so viel eher, weil er immer nur auf verständige Weise beschäftigt ist. Das Merkwürdige bleibt nur, daß man diese Manier gerade bei den deutschen Schauspielern wahrnimmt, von denen im eigentlichsten Sinne gerühmt wird, daß sie Herz, daß sie Gemüth haben. Bei dem Italiener wird die Manier nie mehr Larve fremder Eigenthümlichkeit, sondern sie hat immer eine gewisse Tüchtigkeit, weil er sein ganzes Wesen in seine Rolle hineinlegt. Und eben diese Tüchtigkeit ist es auch, welche die Schauspieler in den Stand setzt, Abend für Abend und mit derselben Lust und Liebe aufzutreten. Es wird Gewohnheit, die nicht abstumpft, sondern nur sicherer macht.

Zu den interessanteren Erscheinungen gehörte auf dem Theater bei Solleciti die Schillersche Maria Stuart, von Raffei ins Italienische übertragen. Die Uebersetzung verdient Lob, die Italiener vermissen nur an ihr die Kraft. Bei der Darstellung wird die leidenschaftliche Unterredung, welche Mortimer im dritten Akt mit der Maria hat, nicht unpassend weggelassen und, wie in Berlin, mit der Scene abschließen, wo Lester die Maria sterben hört. Die italienische Maria nun war von Anfang bis zu Ende nichts als eine unaufhaltsam brennende Megäre. Da war keine Spur von einer edeln Resignation, von Stolz einer bedrückten, großen Seele, von Bewußtseyn eigener Schuld. In ihr lebte nichts, als ihrer Leiden brennendes Gefühl, als ersehnte, langersonnte Rache. Sie tröstete deshalb ihre Amme nicht, sie preßte ihr mit jedem Wort Rachedolche in die Brust, die zu jeglicher That, nur nicht zur Duldung aufforderten. Mit Burleigh (hier Caecilio genannt) redete sie nicht mit ruhiger Sicherheit, nicht mit der Gewißheit, daß er ihr persönlich zu schaden suche, sondern mit der Zunge wüthender, beleidigter, aufsahrender Verzweiflung, ja mit Fußstampfen, wenn er ruhig blieb. Er that dem freilich auch sein Möglichstes, um sie herabzuziehen. Daß Alles sich nun in der Gartenscene bis zum Aeußersten steigerte, daß es bloße Wuth ward, läßt sich denken. Im letzten Akt war es nicht die ertragene Ruhe, welche aus ihr sprach, es war die Ohnmacht, welche verhindernd zur Religion ihre Zuflucht nimmt, nicht weil diese ihr Herzensbedürfniß ist, sondern weil sie auf ihrem Todeswege einer äußerlichen Vermittelung bedurfte, weil sie als Katholikin die Qualen des Fegefeuers fürchtete. So fuhr sie gleich Anfangs auf den alten Paulet los; als aber Mortimer hereintam und ihr, wie ehemals auch auf deutschem Theater die Verabredung bezeichnet wurde, mit der geballten, dann geöffnet zur Erde sich herabsenkenden Hand auf das Ungeziefer seinen Abscheu zu erkennen gab, folgte sie ihm bis an die Thür, so daß Thätlichkeiten zu vermuthen waren, und brach dann, als der Gegenstand der Rache ihr entrissen war, gegen den Odoim mit Zähneknirschen und Fußstampfen los. Nach diesem Anfang konnte man Fortsetzung und Beschluß voraussehen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 27.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 82.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 6. April 1831.

Ein schreckliches Gemisch von Felsen und von Klüften;
Da keckt kein saftig Grün aus blumenvollen Triften;
Da ist kein Baum, der ihm mit goldnen Früchten winkt!
Kaum daß noch Heidekraut und dürre Brombeerhecken
Und Disteln hier und da den fahlen Grund verstecken.

Wieland.

Die Maluinen oder Falklandsinseln.

Aus Duperreys Reise um die Welt.

Kaum war Kapitän Freycinet von seiner Entdeckungsreise in die Südsee zurück, so beschloß die französische Regierung eine zweite Ausrüstung zu Untersuchung derselben Meere, und die Corvette la Coquille lief unter dem Befehl des Kapitäns Duperrey am 11ten August 1822 von Toulon aus. Vor Kurzem erschien: Journal d'un voyage pittoresque autour du monde pendant les années 1822 — 25, vom Naturforscher Lesson, der die Reise mitgemacht, und früher schon wissenschaftliche Werke, als Früchte dieser Expedition, bekannt gemacht hat.

Wir theilen aus diesem interessanten Werke eine jener Schilderungen der wilden, vom Menschen kaum betretenen Natur mit, die immer einen eigenen Reiz haben.

Die Coquille lief, über Teneriffa und die Mündung des Rio de la Plata kommend, gegen Ende des Jahrs 1822 in der französischen Bai auf der Insel Soledad, der östlichsten der Maluinen, ein, woselbst einige Jahre früher die Korvette Urania unter dem Befehl des Kapitän Freycinet, auf dem Heimweg von ihrer Reise um die Welt, Schiffbruch gelitten hatte. Die Maluinen oder Falklandsinseln liegen nicht weit von der Südspitze Amerikas unter 52° südlicher Breite. Der berühmte Bougainville hatte hier eine Kolonie anzulegen versucht und ein Fort gebaut, dessen Trümmer man noch sieht. Aber kaum begann die Niederlassung sich zu begründen, so mußte das Land den Spaniern abgetreten werden; diese verließen es auch wieder, und seitdem sind diese Inseln völlig unbewohnt, und werden nur von englischen und amerikanischen Wallfischfängern besucht.

Die Maluinen erstrecken sich etwa vierzig französische Meilen lang; die Berge sind nicht sehr hoch, nackt und kahl. Diese Inseln sind mit weiten Moorwiesen, die aus Gräsern, Moosen und kleinen Farrenkräutern bestehen, bedeckt; Bäume sieht man gar nicht, und die künstlich gepflanzten kamen nicht fort. Wegen der sehr fischreichen Flüsse und den großen Heerden von Hornvieh und wilden Pferden, den Nachkömmlingen der von den Spaniern eingeführten Hausthiere, sind diese Inseln von Bedeutung für die Schiffe, welche sich hier auf der Fahrt in die Südsee verproviantiren. Der Boden hat übrigens lediglich keine Dammerde und ist völlig unfruchtbar. Das Klima ist sehr raschem Temperaturwechsel unterworfen, und die Kälte ist zwar mäßig, aber die heftigen, beständig stürmenden Westwinde machen, daß zwischen Winter und Sommer — und dieß sind die einzigen Jahreszeiten — kein großer Unterschied ist. Im December, der dem Juni auf unserer Hemisphäre entspricht, fanden die Franzosen die Kälte Morgens und Abends noch ziemlich empfindlich und der Schnee auf den Bergen im Innern war noch nicht geschmolzen. Die Reisenden hatten nicht einen einzigen ganz heitern Tag; wenn die Sonne noch so hell schien,

Digitized by Google

plötzlich zogen dicke schwarze Wolken auf und der Regen fiel bald in Strömen.

Lesson untersuchte die Bergkette, welche Soledad von Ost nach West durchstreicht, und die der Benediktiner Bernetty les Monumens nennt. „Die Ebene vor diesen Gebirgen, die mit Heidekraut bewachsen ist, stand seit drei Tagen in Brand; unsere Matrosen hatten nach Art der Wilden große Feuer angezündet und sich nicht die Mühe genommen, sie wieder auszulöschen. Das unten grüne, feuchte Gras war oben überall dürr und versengt, und dieß gab der ganzen Landschaft einen gleichförmigen röthlichen Ton. Die Berge, zu denen wir nun gelangten, lagen in wirklich abschreckender Nacktheit vor uns. Der weiße Sandstein, aus dem sie durchaus bestehen, verbirgt sich stellenweise nur da, wo Moos, Farrenkräuter und andere ähnliche Pflanzen grüne Streifen bilden. Ueber den ganzen Kamm dieser etwa 1800 Fuß hohen Gebirge liegen ungeheure Blöcke von quarzigem Sandstein, in Gestalt von Würfeln oder großen Tafeln, die aufeinandergethürmt auffallend Ruinen menschlicher Bauwerke gleichen. Auf eine bis zwei Meilen sehen diese Sandsteinklumpen wirklich höchst täuschend wie die ruinirten Schlösser aus, welche die steilen Hügel im Dauphiné krönen, oder wie halbzerfallene Klöster aus dem Mittelalter. Vom Gipfel dieser ersten Kette übersieht man eine zweite, in derselben Richtung streichende. Das Thal, das dazwischen liegt, sieht aus der Ferne wie eine große, mit kleinen zerschlagenen Steinen überschüttete Straße aus; wir brauchten aber gegen eine halbe Stunde, um darüber zu kommen, und der Weg über die großen Blöcke war äußerst mühselig; diese ungeheuren Steinmassen waren uns oben auf dem Berge wie abgerollte Kiesel erschienen. Unter diesen Felsbrocken rauschten zahlreiche Quellen und die und da frostete ein Büschel Farrenkraut aus dem Gestein. Dieses Thal stellt wirklich das vollkommenste Bild des Chaos dar. Nur hie und da brachte ein Rudel vorbeijagender Pferde, oder eine Heerde Kühe und Kälber, die sich immer ferne von den Küsten halten, etwas Abwechslung in die schreckliche Oede."

Die Menge von Thieren aller Art, die auf den Maluinen leben, ist wirklich ganz außerordentlich. So lange die Korvette bei Soledad vor Anker lag, lebte die Mannschaft ganz allein von der Jagd; Gänse, Cormorand, Wasserschnepfen, Hasen, wilde Schweine waren der Matrosen tägliche Nahrung, und das Wildpret entleidete ihnen am Ende sogar. So oft die Jäger auszogen, mußte man den größten Theil des erlegten Wildes abholen lassen; sie durften nur wählen unter den Thieren; denn keines geht von der Stelle, als bis man es fast mit Händen greifen kann. Manche Raubvögel waren so dreist, daß sie im buchstäblichen Sinne dem Jäger das Wild aus den Händen rissen; ganz besonders keck und gefräßig war eine blaue Weihenart. Die Gimpel (Nigaud), eine Art Seerabe, die schon ihr Name als dumm bezeichnet, konnte man, einen um den andern todtschlagen, ohne daß die andern davonflogen und im mindesten Gefahr ahnten. — Lesson besuchte zwei kleine Inseln mitten in der Bai von Soledad, die Meerwolfsinsel und die Pinguinsinsel. Sie sind völlig mit sehr hohen Grasarten bewachsen, deren dichtgedrängte Stengel von weitem ganz aussehen wie junger Holzschlag, so daß sich schon mancher Seefahrer getäuscht hat. Dieses Gras, das sich auf den großen Inseln nicht findet, bedeckt die Verstecke der Seehunde und die unzähligen Höhlen, in denen die Pinguine wohnen. Letztere sind von der Art der sogenannten Brillenpinguine; sie bedecken den Strand dieser Eilande in ungeheuren Schwärmen. Wegen der höchst unvollkommen entwickelten Flügel können sie nicht fliegen, und weil ihre Schwimmfüße sehr weit nach hinten gerückt sind, gehen sie ganz aufrecht und ziehen gewöhnlich in langen Reihen daher, was dann, weil sie blos zweifarbig, schwarz und weiß sind, ausßieht wie eine Prozession von Büßenden in der Provence. So plump und schwerfällig sie auf dem Lande sind, weil sie wegen der Stellung ihrer Füße sich nur schwer im Gleichgewicht halten, so fertig sind sie im Tauchen und Schwimmen, und sie machen in der See, ihrem eigentlichen Element, weite Sätze. Diese Wasservögel sind so dumm, daß man sie mit Prügeln todtschlagen kann; im Uebrigen fehlt es ihnen durchaus nicht an Industrie: auf den Eilanden, die ihnen zum Wohnplatz dienen, bahnen sie durch die Grashölzer förmliche Pfade, welche ihre Schlupfwinkel mit der See verbinden; ihre Nester bauen sie hinten in langen unterirdischen Gängen, die sie in den Boden graben. Ihr Fleisch ist schwarz, fest, unverdaulich und schmeckt schlecht.

(Der Beschluß folgt.)

Der Bettler.

(Fortsetzung.)

2.

Einige Wochen später befand sich die Aebtissin wieder im Krankzimmer; ihr gegenüber stand der Bettler, neu gekleidet und dem Anscheine nach wieder hergestellt. Er bestrebte sich, der hochwürdigen Frau seinen innigen Dank auszudrücken für die Pflege, welche sie ihm hatte angedeihen lassen, aber es war, als wollten die Worte nicht recht über seine Lippen und als suche er nach der Rede. Sie unterbrach ihn deßhalb und sagte: „Ihr seid jetzt wieder auf dem Wege der Besserung, Eugen, und es ist daher mein Beruf, Euch an Eure wichtigste Pflicht zu erinnern, welche Ihr während Eurer Krankheit nach der Aussage des Arztes und der Schwester Maria zum Her-

Digitized by Google

zen Gottes, die Eure Pflegerin war, absichtlich vernachlässigt habt.“ — „Welche Pflicht wäre das?“ fragte er bestürzt; „wenn Ihr, Hochwürdigste, die Pflicht der Dankbarkeit meint, so thut Ihr mir Unrecht; ich weiß, was Ihr für mich gethan habt, und werde es um so weniger vergessen, da es seit ein-und-zwanzig Jahren die einzige, ohne Nebenabsicht ausgeübte Wohlthat ist, die ich erfahren habe.“ — „Ihr irrt Euch,“ erwiederte sie, „nicht mir seyd Ihr Dank schuldig, denn ich bin nur das schwache Werkzeug der Gnade des allmächtigen Gottes. Zu ihm müßt Ihr Euch wenden, ihm danken, ihn preisen, für Alles, was er Euch gesandt, Gutes wie Böses. Was ich für Euch gethan, und mit mir die frommen Schwestern dieses ehrwürdigen Hauses, geschah nur in der Vollstreckung seiner Befehle, welche unserem Kloster hinsichtlich aller Nothleidenden, durch die heiligen Gründer desselben auferlegt wurden. Wir haben für das Wohl Eures Körpers gesorgt, jetzt sorget selbst für das Wohl Eurer Seele und wendet Euch zu ihm.“ — „Dazu habe ich und finde ich keinen Grund, Ehrwürdigste; es müßte denn ein unmögliches Wunder geschehen.“ — „Ihm ist nichts unmöglich.“ — „Das mag seyn, aber mir fehlt der Glaube.“ — „Wenn Euer Herz nicht verstockt ist, und das scheint es mir nicht zu seyn, nur erstarrt durch die Leiden, die Euch trafen, so wird auch Euer Glaube wiederkehren. Hört nur, was Gott durch mich, sein schwächstes Werkzeug, thut. Während Eurer Krankheit starb plötzlich der alte Jakob, der Diener des Klosters, der vorzüglich der Schwester Agathe, welcher die Speisung der Armen obliegt, an die Hand ging. Ihr könnt in seine Stelle eintreten, sein Häuschen beziehen und seine Dienste verrichten, die nur in leichten Handreichungen bestehen und Euch nicht schwer fallen werden, da der Verstorbene, ein kränklicher Greis, sie ohne Mühe verwaltete. Wollt Ihr, so mögt Ihr heute schon Euer Aemtchen antreten.“ — „Ob ich will? fragt das nicht, Hochwürdigste, ich bin so weit gekommen, daß ich Alles will; aber es fragt sich, ob mein Schicksal mich lange hier dulden wird; denn ihm gefällt es schon seit länger als fünf-und-zwanzig Jahren, mich dort überall wegzutreiben, wo ich von Ruhe träume, und mich jedes Mal ärmer, nackter und hülfloser wieder unter die Menschen zu schleudern. Mit seiner Erlaubniß nehme ich Euer großmüthiges Anerbieten mit dem gerührtesten Danke an, und würde Euch segnen, wenn Ihr, edle, hohe Frau, dessen bedürftet.“ — „Ob ich dessen bedürfte!“ seufzte die Aebtissin unwillkührlich. „Und erkennt Ihr nicht Gottes Güte und Fügung darin?“ — „Hochwürdigste Frau, jeder Mensch hat seinen eigenen Gott, und der meine spielt seit geraumer Zeit Versteckens mit mir, und wirft mir, wenn es ihm gefällt, einmal an das Licht zu treten, einen Schleier von Zweifeln über, so daß ich ihn wieder nicht zu erblicken vermag.“ — „Wer weiß, ob die Sünden Eures vergangenen Lebens Euch nicht solche Schicksale bereitet haben?“ — „Das glaube ich nicht.“ — „Wähnt Ihr denn frei von Sünden zu seyn?“ — „Wer könnte sich dessen rühmen? aber untergegangen bin ich im Kampf gegen die Sünde.“ — „Die eigene?“ — „Die Sünde Anderer. Doch es drückt mich, hochwürdige Frau, Euch gegenüber so in Räthseln zu sprechen. Einem menschlichen Wesen möchte ich übergeben, was mich quält. Ihr seyd mir als das menschlichste von Allen erschienen, und dabei in solcher Würde, daß es meine Brust erleichtern könnte, Euch in diesem Vertrauen die größte Huldigung darzubringen, die ich Aermster darzubringen vermag. Wäret Ihr geneigt, die Geschichte meines Lebens aus meinem Munde zu hören und dann dem Papiere, dem ich sie anvertraut, so lange einen sichern Platz zu gewähren, bis ich sie Euch wieder abfordere oder Euch bäte, sie dort übergeben zu lassen, wo man vielleicht ihrer bedürftig wäre? Eure Einwilligung würde eine große Last von meinen Schultern nehmen.“

Die Aebtissin gestattete es und befahl ihm, sich nach der Vesper im Klostergarten einzufinden, da sie jetzt durch die Glocke unterbrochen wurden, welche die Speisung der Armen ankündigte. Er entfernte sich mit tiefgefühlter Ehrerbietung, um sein kleines Aemtchen sogleich anzutreten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

Karrikatur und Mode.

Viele Leute, manche Völker sind auf der Welt, um ins Theater und ins Konzert zu gehen. Die Glücklichen! Ein anderer zählt mit Grausen die Poststationen, welche der Exoberer Cholera Morbus noch zu durcheilen hat; seyen ist ein browllmächtiger Botschafter des Eroberers in Galizien angelangt; der Dilettant hingegen hat größere Sorgen und folgt mit Entzücken in Gedanken seinen Schauspielern und Sängerinnen von einer Poststation zur andern nach. Auf der einen Seite steht der Feind vor der Thüre, allein der Dilettant schaut mit der Lorgnette nach der andern Seite; ihn bewegt keine Sorge der Zeit, kein tragisch-politisches Schauspiel: auf den Brettern findet er die Erfüllung seiner Wünsche, im Theater hat er Oeffentlichkeit, Klatschfreiheit, Souveränität des Parterres. So verhält es sich mit manchen Leuten, allerwege, also auch sogar in Paris. Denn wenn ich für meinen Theil Morgens in Paris erwache, so verlange ich den Moniteur und mein Nachbar den Moniteur des théâtres. Dann eile ich ungeduldig in ein Lesekabinet und sehe nach, wie es mit dem heutigen Programme steht, und mein Nachbar stürzt herein: Donnez-moi le programme du spec-

Digitized by Google

tacle! Ringsum flüstern die Leser einander zu: spielt Hr. Sebastiani Komödie? Alle übereinstimmt der Sinn meines Nachbarn: le journal des comédiens! Ein anderer geht auf die Börse, mein Nachbar liest den Corsaire. Ein dritter compilirt auf der Bibliothek, mein Nachbar liest im Voleur. Nach der ernsten Tagesarbeit schreiben die andern ihr Tagebuch, und mein lieber Nachbar hält sich die Seiten und liest zum drittenmale den Figaro. Mein Nachbar und ich speisen an derselben Tafel, und auf die erste Frage nach Polen deklamirt er Delavigne's Warsovienne. Und London? die Konferenz? alsbald spricht er von dem lieblichen Gesange der Mad. Vespermann. Und Italien? Italien? Lablache thut Wunder im Théâtre italien. Am Tage hat er nichts zu thun, erst Abends beginnt sein Tagewerk. Die andern erholen sich durch politische Gespräche; er hat nicht Zeit und bereitet sich geschäftig auf die Anstrengung des Abends vor. In der Rechten sein Programm, in der Linken einen Opernteer, an der Brust das Lorgnon, in der Tasche Lorbeerkranz und Verse, eilt er wohlbepackt dem Theater zu. Dort zieht ein Politiker die Abendzeitung aus der Tasche und verkündet laut eine Freudenpost. Silence! schreit mein Nachbar, das Orchester ist schon da. Der Saal füllt sich, in der eingezogten Luft fällt eine Dame in Ohnmacht, und Bravo, da capo! ruft mein Nachbar einer Sängerin zu. Abgemattet durch Seufzer und Triller, Fußstampfen und Klatschen, erreicht er sein Lager und schlummert mit süßen Gedanken an die Pirouette der Tänzerin, an die Roulade der Sängerin ein. Es gibt Städte, wo man sich wundern wird, daß ich mir die Mühe genommen, so viel Wesens von meinem Nachbar zu machen. Das ist ja ein Mensch wie ein anderer! Allerdings; wo es wenige solche Menschen gibt, da ist er eine Karrikatur; wenn letztere häufig ist, nennt man sie Mode. Auch Schnürbrüste bei großer Hitze, auch bloße Hälfte bei Schneegestöber sind das lebendige fährliche Drängen von Schauspielhäusern, alles dies, und wie vieles Andere! ist Mode, nicht Karrikatur.

(Der Beschluß folgt.)

Florenz, März.

(Beschluß.)

Italienische Dramatik.

Die Strophen der Gartenszene in Maria Stuart sind verkürzt; die Italienerin fühlt zu bestimmt, daß sie auf diesem Gebiet nicht zu Hause ist. Sie nahm das Ganze schluchzend und weinend, und das nicht vor Freude, sondern aus Kummer der langen Entbehrung; sie kam dabei wirklich so ins Weinen, daß sie sich nur mit Mühe erholen konnte. Das Demüthigen vor der Elisabeth geschah auch nicht ohne schweren, Thränen kostenden Kampf, der dann zuletzt nur durch den Stachel hohnlachender Wuth verfährt werden konnte. Sie ging zuletzt gerade auf die Elisabeth zu, so daß sie bei den Worten: „Denn ich bin Euer König!“ nur wenig vortreten konnte. Sie stand der Elisabeth jetzt so nahe, daß wieder Thätlichkeiten zu fürchten waren, streckte die Arme ganz zurück, so daß die Vermuthung fast zur Wahrscheinlichkeit werden mußte. — Die Elisabeth sagt den Italienern überhaupt mehr zu, und wurde würdiger gehalten. Sie war lauter kalte Vornehmheit bis zu dem Augenblick, wo die Maria in voller Wuth losbricht; hier zitterte sie, als sollte sie jeden Augenblick zusammenbrechen, und überhol so die Gegnerin fast durch die stummen Zeichen ihrer Wuth. Die andern Rollen wurden alle in ähnlicher Weise gespielt, alle mit derselben Heftigkeit, nur daß, je nach dem Maße der physischen Kraft, der eine vom andern überboten ward. So konnte man sich nichts Heftigeres, Wilderes denken, als da Mortimer dem Lester den fehlgeschlagenen Plan verkündet, und dieser nichts von ihm wissen will. Sie beyden einander wie Kinder in der Stube umher, der eine, um auszuweichen, in diese und jene Ecke, der andere, um ihn einzuholen, immer ihm nach; es dauerte eine ganze Weile, ehe sie ein Wort aussprachen.

Es gibt jetzt außer der Pasta, welche wohl unbedenklich die erste tragische Schauspielerin Italiens heißen kann, so viel mir bekannt, nur ein Individuum, welches im Schau- und Lustspiel von dieser italienischen Manier ganz frei ist. Es ist dies die Amalie Bettini, welche diesmal in Goldoni spielte. Sie hat die Naivetät der Neumann, vereinigt mit den tiefen, gemüthvollen Tönen der verstorbenen Müller, ist aber frei von den Einseitigkeiten und Manieren beider. Wenn die Paganini vor Bühnengewandtheit und hochpathetischer Heftigkeit nicht leicht in die Tiefen des Gemüths hinabsteigen kann, so thut die Bettini, so zu sagen, alle Schleusen desselben auf und reißt in einfachem Redestrom mit sich fort. Man vergißt durchaus das Harte, Spröde, was die Italienerinnen als Schauspieler fast alle an sich haben, nur die Sprache nicht, welche einen aus dem Munde der Bettini wie ein Meer von Harmonie umrauscht. Was in Italien ohne Karrikatur so selten ist, ein heiterer, kindlicher Ton, den spri man von der Bettini überall, wo er hingehört, sey es in der Freude langersehnten Wiedersehens, sey es im Ueberströmen ungehemmter Seligkeit und im Auffauchzen endlich siegender, lange verkannter Unschuld. Ihre Naivetät ist nicht die der Neumann, welche die Sätze einzeln hinstellt und durch Pausen trennt, um dem Zuschauer gleichsam zum Erholen und Bedenken Zeit zu lassen, sondern entweder die harmlose Freude darüber, daß ihr dies Loos zu Theil geworden, oder Verwundern darüber, daß man bei schwieriger oder einfachen Verhältnissen nicht wie sie denke. Dies Verwundern ist bisweilen von einem Lächeln oder Achselzucken begleitet, das den Zuschauer in ihr Interesse zieht. Das Gemüth sind übrigens den jedesmaligen Ton, welcher hier also nicht für alle Gemüthszustände ein für alle Mal fertig ist und nur höher oder tiefer wird. Und dazu wohnt der ganzen Haltung und den einzelnen Bewegungen die vollkommenste Sicherheit und Meisterschaft inne, ohne daß dieselben durch zu große Leidenschaft oder Heftigkeit stören. Im Gegentheil ist gerade die Bettini in Italien zu den nur zu rechnen, welche am wenigsten gestikuliren. Sie hat auch wirklich Humor, sreilich nicht den sowrigenden eines zerrissenen, balden Gemüths, sondern den klarschauenden, bis ins Lächerliche scharfbeobachtenden eines selbstgebildeten Menschen. Man braucht nur das fragende, in seinen feinen Nüancen gar nicht zu bezeichnende: da vero? mit jenem Tone der Zärtlichkeit, den sie ihm einzuhauchen weiß, gehört zu haben, um der abbildenden italienischen Künstlerin den vollen Beifall deutschen Gemüthes zuzusprechen. Weil sie nun aus den kalten Höhen der italienischen Tragödie in die Tiefen der Menschenbrust hinabzusteigen gewagt hat, sind jene abstrakten, kalten Höhen ihr fremder, unzugänglicher geworden. So wußte sie die Antigone in Alfieri's Creontes und Polynices nicht zu beleben; es lag nicht allein in der Sprödigkeit der Rolle, sondern auch in der Individualität der Künstlerin, daß diese Darstellung kalt und gleichgültig vorüberging.

G.

Beilage: Literaturblatt Nr. 36.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 83.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 7. April 1831.

Das Unglück macht den Geist nur zur Ruine,
Wo, grauer Ueberrest, Verzweiflung herrscht;
Feindselge Steine, sonder Ruh und Leben,
Erstorben Seufzer, Ekel, Reue, Pein.

Lamartine.

Der Bettler.

(Fortsetzung.)

3.

Zur bestimmten Stunde fand Eugen sich wieder ein. Die Aebtissin saß mit einer andern Nonne, der Schwester Eugenie, in einer Laube und ließ sich aus einem Andachtsbuche vorlesen. Als er näher trat, winkte sie ihm, die Lesende nicht zu unterbrechen; er blieb deßhalb bescheiden in einiger Entfernung und hörte zu, aber seine Mienen zeigten, daß ihm der Inhalt nicht gefiel. Nach einiger Zeit, als das Gebet zu Ende war, wandte sich die hochwürdige Frau zu ihm mit den Worten: „Ihr scheint kein Freund von Andachtsübungen zu seyn, Eugen.“ — „Wozu denn Jemanden meine Unterhaltung aufdringen, der sich nichts aus mir macht? Ist denn der Herrgott droben ein vornehmer Herr, bei dem man zuweilen antichambriren und Komplimente und Reverenzen vorbringen muß?“ — „Ihr vergeßt, worüber und mit wem Ihr redet, mein Freund.“ — „Verzeiht, Hochwürdigste, das Letztere gewiß nicht, denn dadurch, daß ich Euch meine innersten Gesinnungen offen, wahr und ohne Rückhalt darlege, glaube ich Euch gerade meine tiefste Verehrung zu bezeugen. Andererseits meine ich, daß der Einzelne unter den Myriaden Wesen, von denen die Welten wimmeln, so unbedeutend ist, daß der Herrscher über Alle unmöglich auf ihn achten kann.“ — „Und habt Ihr selbst in Eurem Unglücke nicht Gottes Finger erkannt? meint Ihr, daß Euer Leid Euch ohne sein Wissen und Wollen getroffen habe?“ — „Ich weiß es nicht, und Niemand kann das sagen, Hochwürdigste; was Ihr mir einreden könntet gegen meine Ansicht, das habe ich mir gewiß Alles, wenn auch nicht so gut, doch gewiß eben so ernst zu bedenken gegeben. Um jenen Zweifeln ein Ende zu machen, die eben dadurch immer wieder aufs Neue bei mir erweckt wurden, habe ich der Vorsehung eine Aufgabe gestellt, und wenn sie die löst und zu lösen im Stande ist, so bin ich besiegt, und will dankbar und demüthig annehmen, was sie mir sendet.“ — „Und Ihr bedenkt nicht, daß Ihr Euch an einen furchtbaren Abgrund gestellt habt, gerade dadurch?“ — „Was macht sich denn der Spieler, der Alles verloren hat, am Ende noch daraus, auch die Würfel einzusetzen, durch die er Alles verlor, und mit ihnen um sie zu werfen?“ — „Aber das Heil Eurer ewigen Seele —“ — „Kann eben dadurch gewonnen werden. Verzeiht, daß ich Euch unterbrach, Hochwürdigste. Einen Fall gibt es, und führt die höhere Macht den in mein Leben ein, so will ich sie segnen und anbeten, denn dann war Alles, was mich traf, wenn auch nicht zu meinem Besten, doch zum Besten der Menschen — dann, ja dann glaube ich, daß selbst Christus Tod, der am Kreuze gestorben seyn soll für die Sünden der Welt, keine Fabel ist.“ — „Ihr redet so, daß ich Euch nicht länger anhören dürfte, wäre es nicht meine heiligste Pflicht, für Euer Seelenheil zu streben, und Euch Verirrten auf den rechten Pfad, den Pfad des Lichtes, zurück-

Digitized by Google

zuführen." — „Nur mein Leben kann Euch den Kommentar dazu geben; aber erlaubt, daß ich Euch mein Bekenntniß ablege, und zürnet nicht mit mir. Ich werde glauben, daß es eine Vorsehung gibt, wenn dasselbe Wesen, das mich grenzenlos unglücklich gemacht hat, aus reiner Liebe, ohne Nebenabsicht, im Stande ist, mich auf dem Krankenlager zu pflegen und mir in den gräßlichsten Momenten, ohne Abscheu, in wahrer Demuth vor Gott, hülfreiche Hand zu leisten." — „Das ist furchtbar verwegen. Doch ich will nicht richten, eh' ich Eure Gründe kenne. So erzählt mir denn Eure Schicksale." — „Hochwürdige Frau, ich betrachte Euch wie meinen Beichtvater." — „Entfernt Euch, Schwester Eugenie, und wartet in der andern Laube, bis ich Euch rufe."

Die Nonne geborchte. Eugen ließ sich auf den Wink der Aebtissin in einiger Entfernung vor ihr nieder und begann seine Erzählung.

„Ich stamme aus einem der ältesten und edelsten, aber auch ärmsten Geschlechter der Normandie, und bin der älteste von zehn Söhnen, mit denen der Himmel meine Eltern in Ermangelung anderer Glücksgüter segnete. Meine Erziehung konnte nicht leicht schlechter seyn, als sie war; vom Vater wurde mir täglich vorgestellt, daß der Glanz unseres Adels den aller andern Familien Frankreichs weit überstrahle, und daß der Himmel ungerecht sey, wenn er nicht ein so altes Geschlecht wieder zu der hohen Stellung erhebe, die ihm mit Recht zukomme, ihm aber auf die schändbste Weise von der Welt, die nur Glücksgüter zu schätzen wisse, versagt werde. Der Unterricht, den uns ein unglücklicher Erzieher gab, beschränkte sich auf Lesen und Schreiben und etwas Latein, alles andere war nach der Meinung meines Vaters vom Uebel für so alte Edelleute und paßte nur für Bürgerliche, die allein dadurch ihr Glück in der Welt machen können. Uns standen glänzendere Bahnen offen, der Hof und der Kriegsdienst; da es uns aber an den allernothwendigsten und unentbehrlichsten Mitteln fehlte, um am Hofe erscheinen zu können, so wurden wir natürlich zu Vaterlandsvertheidigern bestimmt. Ein Oheim mütterlicher Seite war Hauptmann in einem Feldregiment; seinen Bemühungen gelang es, mir eine Lieutenantsstelle in seiner Kompagnie zu verschaffen, und freudetrunken eilte ich, bei dem ausbrechenden Kriege, als vierundzwanzigjähriger Held, den Gefahren entgegen, welche meine Träume von Ruhm und Glück verwirklichen sollten. Aber die Schlacht von Hastenbeck zerstörte meine schönsten Hoffnungen; ich wurde gefährlich verwundet und zu weiteren Dienstleistungen, wenigstens auf mehrere Jahre hinaus, unfähig gemacht.

Was nun beginnen? eine trübe Zukunft lag vor mir. Sollte ich zu Hause Sorge und Noth vermehren, ein unnützes Mitglied der Familie? das erlaubte mein Stolz nicht, denn ich war von den Eltern geschieden mit dem kühnen Versprechen, sie sollten mich groß oder gar nicht wiedersehen. Meinen guten Oheim hatte der Tod auf dem Schlachtfelde ereilt, und wenn er auch noch gelebt hätte, was würde die Fürsprache eines unbedeutenden Hauptmanns in einem Feldregiment genützt haben? Ich sah also, daß ich nur allein auf mich bauen könne, beschloß jedoch, nichts unversucht zu lassen, und eilte, da mir meine Wunden ein, nach meinem Dafürhalten, unumstößliches Recht auf eine ehrenvolle Versorgung und Entschädigung gaben, nach Paris, um bei dem Kriegsminister zu solliciiren. Leider sah ich bald, daß man ohne Protektionen eine Null ist; Niemand auf der Welt vermochte mir die Eins vorzusetzen, um mich geltend zu machen, und so oft ich auch mich im Vorzimmer des Gewaltigen zeigte, eben so oft kehrte ich abgewiesen oder vertröstet in meine ärmliche Mansarde zurück; eine andere Wohnung erlaubte mir meine geringe Baarschaft nicht, die mit jedem Tage kleiner wurde und sich bald in Nichts aufzulösen drohte. Ich ließ mir jedoch keine Mühe zu sauer erscheinen, und nahm unverdrossen jeden Morgen meinen Platz in der Antichambre ein. Eines Tages traf ich dort eine sehr glänzende Versammlung, deren einzelne Glieder, in Erwartung des Planeten, um den sich Alle drehten, einen Zeitvertreib darin fanden, einander zu mustern. Mein sehr bescheidener Anzug machte, daß ich so ziemlich unbemerkt blieb. Ich hatte mich in einer Ecke niedergesetzt und suchte mich hinter einigen geschwätzigen Marquis zu verbergen, bis auch an mich die Reihe käme, mich vor dem Gewaltigen zu verbeugen und mein sechs-und-dreißig Mal vorgetragenes demüthiges Gesuch zum sieben-und-dreißigsten Male zu wiederholen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Maluinen oder Falklandsinseln.

(Beschluß.)

Vorzüglich beauem sind die Maluinen als Mittelpunkt für die Fischereien gelegen; sie werden daher auch von den Wallfischfängern, welche auf die in den benachbarten Meeren so häufigen großen Seethiere ausgehen, sehr oft besucht. Diese Inseln waren lange Zeit der Sammelplatz der Robbenjäger, und diese Thiere sind auch von denselben hier fast ganz ausgerottet worden. Von der Robbenjagd weiß man im Binnenlande von Europa nicht viel, wir erzählen daher Einiges davon. Diese Thiere, die unter den Namen Seewolf, Seebär, Seelöwe, Seekuh u. s. w. bekannt sind, leben in zahlreichen Rudeln in den Polarmeeren, besonders aber im südlichen Polarmeer. Die Engländer und Nordamerikaner rüsten jährlich mehr als sechzig Fahrzeuge für den Robbenfang aus. Zu diesen

Digitized by Google

Expeditionen braucht man sehr fest gebaute Schiffe von etwa dreihundert Tonnen. Der Raum ist darauf höchst haushälterisch eingetheilt; die Ladung besteht aus Tonnen für den Thran, aus einem halben Dutzend betaclet ter Schluyen, wie für den Wallfischfang, und einem kleinen Fahrzeuge von vierzig Tonnen, das man flott macht, wenn man am Ort des Fangs selbst angelangt ist; die Bemannung besteht höchstens aus zwanzig, drei-und-zwanzig Mann, und das zu einer gewöhnlichen Fahrt nöthige Kapital schlägt man auf 13,000 Franks an. Das Hauptfahrzeug wird in einem sichern Hafen vor Anker gelegt, abgetakelt und das Tackelwerk in Verwahrung gebracht; sodann baut man auf dem Strand Oefen, um den Thran auszusieden. Nun beschifft etwa die Hälfte der Mannschaft auf dem kleinern Fahrzeug die benachbarten Küsten, schickt Detaschements au das Land, wenn man Robben am Strande bemerkt, läßt auch wohl Leute am Ufer, welche auf sie lauern, wenn sie aus dem Meere kommen, und sie schießen. Etwa zweihundert in große Stücke zerschnittene Robben machen die volle Ladung dieses Fahrzeuges aus, und man gewinnt daraus achtzig bis hundert Fässer Thran, jedes zu etwa hundert zwanzig Litres, die im Durchschnitt achtzig Franks werth sind. Ist nun die volle Ladung beisammen, so fährt das kleine Fahrzeug in den Hafen zurück, wo das größere Schiff vor Anker liegt, ladet aus und rüstet sich zu einem neuen Zuge. Die weichen Theile der Thiere werden nun in die Oefen geschafft, und die Muskelfasern, die unten in den Kesseln zurückbleiben, dienen zum Feuern. Oft halten die Jäger auf diese Weise drei Jahre See, unter Gefahren und Entbehrungen aller Art. Häufig setzen die Kapitäne ein Paar Mann auf einer kleinen Insel aus, zweihundert Meilen weiter wieder andere, und dieß erklärt, wie man so häufig Menschen auf unbewohnten Inseln findet, die daselbst viele Jahre hatten zubringen müssen, weil das Schiff, das sie zu einer bestimmten Zeit hätte abholen sollen, zu Grunde gegangen war. Die Matrosen haben Antheil am Gewinn und fördern daher das Geschäft in ihrem eigenen Interesse. Der Robbenarten, welche man vorzugsweise in den südlichen Meeren fängt, sind drei: die erste, die nur Thran zum Brennen und sonstigem Gebrauch liefert, ist Ansons Seelöwe, der Seeelephant der Engländer, die Rüsselrobbe der Naturforscher; die zweite, welche besonders wegen ihres Fells, das vorzügliches Leder gibt, gefangen wird, ist die haarige Robbe; die dritte endlich, deren weiches, seidenartiges Fell in China so gesucht ist, die Pelzrobbe, Forsters Seebär.

Die Vegetation der Maluinen ist sehr interessant, und auch dem Nichtbotaniker muß sie durch ihre Eigenthümlichkeit auffallen. Ungeheure Wiesen sehen nicht anders aus, als ob sie mit der Scheere beschnitten wären; keine Pflanze wächst über die andere hinaus; dicht gedrängt, verschlingen sie sich ineinander und bilden ein förmliches Filzgewebe von kleinen Zweigen und noch kleinern Blättern, unter denen die Blüthen stecken, als wollten sie sich vor den heftigen Winden schützen. Nur Eine Grasart, die sogenannte Fächertreppe, welche die Pinguininsel völlig bedeckt, macht eine Ausnahme von dieser allgemeinen Neigung zu regelmäßiger Form. Die ganze Flora besteht indessen aus etwa hundertfünfzig Pflanzen, und keine trägt eine eßbare Frucht von einigem Umfang. Die wilde Petersilie, die im Sande wächst, und der Sauerklee mit weißen Blüthen kommen den Fahrzeugen, auf denen der Scorbut herrscht, sehr zu statten. Die Stengel der Fächertreppen geben, als Salat zubereitet, eine süße, gesunde, angenehme Speise. Die merkwürdigste und sonderbarste Pflanze dieser Länder ist aber wohl der Bolar; dieses Gewächs besteht aus einer Menge dicht aneinander gedrängter, gleich dicker Stengel, die sich in Gestalt einer regelmäßigen Halbkugel über den Boden erheben; man nennt ihn auch die maluinische Gummipflanze, weil zur Blüthezeit ein Gummiharz ausschwitzt, das mit dem Opoparzgummi Aehnlichkeit hat.

Der schwarze, schieferige Strand dieser Inseln wimmelt von Vögeln, die allein vom Fischfang leben. Man sieht sie Stundenlang auf Einem Flecke sitzen und die verschlungenen Fische verdauen. Gänse, Enten, überhaupt Schwimmvögel aller Art beleben die Baien und Sümpfe; die Ausserdiebe lauern, bis ein Schaalthier sich öffnet; blitzschnell schieben sie den messerklingenförmigen Schnabel zwischen die Schaalen und reißen das Thier heraus; unzählbare Möwenschwärme kreisen unaufhörlich über dem Gestade. Weite Felsenstrecken sind hoch mit hundertjährigem Vogelmist bedeckt. Geier und Weiben sind sehr häufig; sonst sind der Landvögel nicht viele; der merkwürdigste derselben ist der rothe Vogel, der bei Einigen der magellanische Staar heißt; sonst haben die Landvögel nur einfarbiges, unscheinbares Gefieder; endlich ist der große Sturmvogel, der quebranta-huesos (Knochenbrecher) der Spanier sehr häufig. Die einzigen wirklich einheimischen Säugethiere sind die Robben, die Delphine und der antarktische Wolf, ein Raubthier, das beständig am Strande nach Aas streift, das die See auswirft. Die Küsten der Maluinen sind sehr reich an großen vortrefflichen Fischen; in den dichten Schichten von Meergras wimmelt es von Schaalthieren aller Art, Meermuscheln, Napfmuscheln, Austern. Bis jetzt ist auf diesen Inseln kein giftiges Thier, kein einziges Reptil entdeckt worden.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

(Beschluß.)

Paganini.

Seit einigen Tagen ist auch in Paris eine dieser Karrikaturen zur Mode geworden. Jung und Alt, Dick und Dünn, lustige Personen und melancholische, Tausende standen am letzten Sonntage von halb sechs an vor der großen Oper in Paris und machten Queue. Wir standen in drei Reihen zwischen ungeheugsamen Geländern zusammengepreßt wie die Häringe, und schnappten nach Luft unter lustlosen Rotundengläsern. Im Sturm wurde endlich der Saal eingenommen. Allein wir achteten diesmal nicht auf den funkelnden Lustre, der die fünf Logenreihen sammt Locken und Brillanten, Turbans, Toquets und die Gesichter beleuchtete, nicht auf die Minister Montalivet und d'Argout, die so eben ihre bedeutenderen Ministersellen verlassen hatten und sich im Theater erholen wollten, auch nicht auf die Ouverture Beethovens und den Gesang des Hrn. Nourrit, bis endlich die tiefste Stille und das lauteste Klatschen nach dreistündiger Ungeduld anzeigte, daß Paganini vor uns stand.

Paganini mit seinem weißen Gesichte und schwarzem, langem Haare, mit dem blitzenden Auge und den cynischen Lippen hat, wenn er hinten am Ende der Bühne stehen bleibt, dem leuchtenden Saale und den ungeduldigen Zuschauern gegenüber, etwas wahrhaft Gespensterartiges, das noch phantastischer wird, wenn er vorwärts schreitet und immer wieder zurück, und rechts blos bedweigen, um sich desto mehr nach der Lysten zu wenden, und wenn er am Ende, anstatt mit dem Kopfe, mit den Füßen eine Verneigung macht. Man sah dem stehenden, unglaublichen Gesichte und den Komplimenten seiner Füße an, daß er dies Kompliment zum ersten Male versuchte und für Paris aufgehoben hatte. Nach lautem Klatschen und Lachen der Menge ergreift Paganini den Bogen, schwankt die Violine an seine Brust, und wenn die Violine fest angewachsen, schwimmt er mit dem Bogen auf den Saiten wie ein Schwan auf dem See, anstatt darüber wegzufahren wie ein Postwagen auf einer gepflasterten Chaussee. Von dem Schwanengesange des trauernden Andante führt er die betrübten Zuschauer ins humoristischste Allegro, und während sonst die Violine mehr als viele andere Instrumente unser Ohr durchschneidet, um sich den Weg zum Herzen zu bahnen, dringt der Gesang und das Glockengeläute und das lachende Allegro Paganini's schnurgerade von den Saiten aus bis ins innerste Herz.

Was aber den Parisern noch am meisten gefällt, Paganini hat das Konzert vom vorigen Sonntag bisher nie öffentlich vorgetragen und für Paris aufgespart. Auch findet man hier keine Ausdrücke, um sein Lob zu feiern. Bei der Catalani hatte man schon das Dictionnaire de l'Académie geteert; bei der Sontag spürte man romantische Lobsprüche aus dem Mittelalter und Victor Hugo auf; aber bei Paganini gerietten die Journale in Verlegenheit. Das eine sagt, diese Violine sey keine Violine; die Quotidienne weiß nicht anders, als es sey die Violine des droit divin. In der That, wenn das droit divin Paganini hergesandt hätte, die Politik wäre nicht übel. Wieder ein anderes Journal behauptet, man habe über Paganini zwei Stunden lang die Polen vergessen. Die Debats vollends haben einen Artikel geschrieben, den man lesen muß; wenn die Sphynx dem Oedipus diese Nuß zu knacken gegeben hätte, er würde seine Mutter nicht geheirathet haben. Ich kann nicht anders sagen, als daß ich Paganini gefunden, wie ich ihn mir voraus gedacht hatte; ich dachte immer, er leiste Unmöglicheres. Mein Nachbar aber war außer sich, und auf dem Heimwege fragte er mich: wie viel bekommt Paganini von der Oper? hat er wirklich seine Geliebte erdolcht? und oh! wiederholte er in einem fort, was mir am meisten gefällt, er spielt auf Einer Saite!

Berlin, März.

Berliner Bonmots.

Die Witzgrube der Berliner Calembourgs hat in dieser ernsten Zeit eine unerschöpfliche Ader, so scheint sie, gefunden. Man will sich doch auch in Reden Luft machen. Beigler, Franzosen, Polen, Russen, auch die Unsern müssen herhalten. Ob die Censur, die mit einer furchtbaren Scheere oft die Spitze abschneidet, nicht dem Witze selbst gut thut, lasse ich dahin gestellt, denn viele nehmen sich nur gesprochen gut aus und verlieren schwarz auf weiß ihre Schärfe; in der Schärfe besteht aber ihr Leben. Die Gebräder Greyuus sind am ärgsten daran, fast so übel wie unsere französische Truppe, die gar keine Novitäten geben darf, indem alles Neue aus Paris politisch ist oder klingt, was nicht herpaßt oder passen darf. Manche der neuesten Bonmots ließen sich in den Grospluschen Karrikaturen von Berlin weit besser bildlich wiedergeben als schriftlich, jedoch für diese bunte Bilderspracht, die verständlichste unter allen, ist die Censur noch strenger. Nur die und da erhält ein Zeitungswitz das transeat. Ungezogene Kinder schreien und lärmen. Die Mutter öffnet die Thüre und droht mit der Faust: „Bälger (Berlinisch ausgesprochen „Besser.“), was wollt ihr?“ Die Kleinen erheben die Hand gegen die Mutter und rufen: „Mutter, keine Censurstimme!“ Ein Esseltreiber traut sich, die Mähne in der Hand, verdrießlich im Kopf; ein anderer warnt ihn: „Du, nimm Dir in Acht, daß Dir die belgische Krone nicht auf den Kopf fliegt. Du weißt nicht wie.“ Ist nicht passirt. Weshalb bewaffnen die Polen ihre Bauern mit Sensen?“ — „Um Sensation zu machen.“ Auch Graf Diebitsch, der geehrte Türkensieger, entgeht der bittern Zunge seiner Landsleute nicht. Ihm war, wenn er die Weichsel passirte, ein Fürstenhut versprochen. Bis dato hat er nach den Berlinern nur einen „Weichselzopf“ errungen. Auch dies ist nach den drei blutigen Schlachten, der Kaiser habe seinen Zunamen „Diebitsch-Sabalkansky“ in den ämsich klingenden: „Diebitsch, so bald kannst nicht.“ pro tempore verwandelt. — Unser Gesandte in Paris, Herr von Werther, hat, wie sich denken läßt, in diesem Augenblick vielfache Arbeit und Sorge. Alexander von Humboldt, jetzt in außerordentlicher Mission nach Paris abgegangen, ist, nach den Berlinern, in der Absicht hingereist, „um Werthers Leiden zu Ende zu bringen.“ — So viel von Bonmots, welche sich als harmlos aussprechen lassen. Es gibt auch bittere, die nur von Mund zu Munde circuliren dürfen. Mit man von einer Stadt wissen, wie es sich daselbst lebt, wie man denkt, fühlt oder nicht fühlt, muß man auch diese feinsten Blüthen des Augenblicks kennen; insofern glaubt sich Ihr Korrespondent berechtigt, etwas zu Papier und Druck zu befördern, was sonst keinen Anspruch darauf hätte. Man dürfte überhaupt mehr, als geschieht, auf diese Tagesbrüche aus allen Cirkeln achten, um den beweglichen Charakter großer Städte kennen zu lernen. Wie ließe sich z. B. daraus der Unterschied zwischen Wien und Berlin, wo in beiden der Witz, aber ein sehr verschiedener, an der Tagesordnung ist, ans Licht stellen. Herr Braun von Braunthal hat hier im „Freimüthigen“ in der Art eine Parallele zwischen beiden Residenzen gezogen, die viel Treffendes enthält, doch gerade diesen Punkt zu kurz berührt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 28.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 84.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 8. April 1831.

Dauphin. Montes à cheval! Mein Pferd! valet! laquais! ha!
Orleans. O macrer Muth! —

Shakespeare.

Karl der Siebente.

Nach Beranger.

Ich eile, Agnes will's, zum Kriege;
Leb', Ruhe, Freude, lebe wohl!
Gott führt und Liebe mich zum Siege,
Der meine Krone rächen soll.
England, die Losung von Agnessen
Wird deinem Heer ein Schrecken seyn.
War Ehre neben ihr vergessen,
So löst ihr Pfand die Liebe ein.

Fern der Gefahr, im Schoos der Freude,
Fürst und Franzose, ließ genung
Ich mein gefangen Reich zur Beute
Dem Schwerdte der Eroberung.
Ein Wort, ein Wörtchen von Agnessen
Wirkt' mir im Herzen Flammenpein.
War Ehre neben ihr vergessen,
So löst ihr Pfand die Liebe ein.

Soll für den Sieg mein Blut ich geben,
So ströme, Agnes, all mein Blut.
Doch nein, dein Karl wird siegbaft leben
Im ehrenvollsten Liebesmuth.
Mein ist die Farbe von Agnessen,
Ihr Zeichen: so der Sieg auch mein.
War Ehre neben ihr vergessen,
So löst ihr Pfand die Liebe ein.

O Frankreichs edle Heldensöhne,
Dunois, La Tremouille, welch ein Tag,
Wenn ich mit Lorbeern meine Schöne
Von zwanzig Schlachten krönen mag!
Wie wird die Dankbarkeit Agnessen
Für Ruhm und Glück gewidmet seyn!
War Ehre neben ihr vergessen,
So löst ihr Pfand die Liebe ein.

Der Bettler.

(Fortsetzung.)

So hatte ich eine geraume Weile, in Nachsinnen versenkt, in meiner Ecke gesessen, als ich plötzlich durch die sehr höfliche Anrede eines Fremden geweckt wurde. Ich erhob mich, um ihm zu antworten, und erblickte bei näherer Betrachtung einen, wie es schien, sehr vornehmen Herrn in mittlerem Alter, der, wenn auch nicht so prächtig wie die übrigen Hofleute, doch mit ausgesuchter Eleganz gekleidet war und mehrere Orden im Knopfloche trug. Er wiederholte seine Anrede mit vielem Wohlwollen und sagte mit freundlicher Miene: „Entschuldigen Sie, mein Herr, aber da ich Sie sehr oft in diesem Zimmer sehe, so schließe ich daraus, daß auch Sie sich um etwas bemerben.“ — „Ach,“ erwiederte ich, „meine Bitte ist so unbedeutend, und ich glaube so gerechte Ansprüche auf die Erfüllung derselben zu haben, daß ich

Digitized by Google

hoffen darf, endlich erhört zu werden.“ — „Wenn Sie es nicht für Unbescheidenheit von meiner Seite halten, so würden Sie mich sehr verbinden,“ versetzte er, „falls Sie mir den Gegenstand Ihres Gesuchs mittheilen wollten. Ich habe Sie schon seit längerer Zeit beobachtet, und Ihr stilles, bescheidenes und doch würdevolles Wesen hat mir viel Theilnahme für Sie eingeflößt.“ — „Sie sind sehr gütig, mein Heer, sich in dem Maße für einen unbedeutenden Fremdling zu interessiren; mein Schicksal, wie mein Gesuch, ist in wenigen Worten erzählt. Ich war Lieutenant in einem Feldregiment, wurde in der Schlacht von Hastenbek verwundet, lag zehn Monate im Hospital, ward aus demselben zwar geheilt, aber zu weiterem Dienste unfähig entlassen, und bin jetzt hier, um von der Gnade des Ministers eine Entschädigung für meine wenigen Sachen, die in die Hände des Feindes fielen, und wo möglich eine Pension oder eine anderweitige Versorgung zu erhalten. Aber sollicitiren ist das traurigste und undankbarste Geschäft der Welt für einen armen blessirten Offizier. Mein unbedeutendes Aeußere ist ein sehr schlechter Fürsprecher, wie ich wohl merke; denn meine Geduld und meine Börse sind erschöpft und ich bin noch nicht weiter, als ich an dem Tage war, an dem ich zuerst hier erschien.“ — „Das ist hart,“ unterbrach mich mein neuer Gönner. „Sie haben also keine Freunde oder Verwandte, die für Sie wirken könnten?“ — „Keine, mein Herr, ein armer Teufel steht immer allein in der Welt.“ — „Sind Sie aus der Provinz?“ — „Aus der Normandie.“ — „Von Adel?“ — „Ja, und noch dazu aus einem der ältesten Geschlechter des Landes; meine Familie ist jedoch noch ärmer als alt, obgleich wir unsern Stammbaum bis in die ältesten Zeiten hinauf verfolgen können.“ — „Darf ich um die Ehre Ihres Namens bitten?“ — „Ich heiße Eugen de Flasselles.“

„Eugen de Flasselles!“ unterbrach ihn hier plötzlich die Aebtissin und wiederholte dann noch einmal langsam: „Eugen de Flasselles.“ Verwundert blickte er sie an, aber sie erhob sich, winkte der Nonne und verließ, auf deren Arm gestützt, den Garten, ohne weiter ein Wort an ihn zu richten. Er blickte ihr bestürzt nach.

4.

Mehrere Tage vergingen, in welchen Eugen nichts von seiner hohen Gönnerin erfuhr, ausgenommen daß Schwester Agathe ihm mittheilte, als er ihr bei ihrem wohlthätigen Geschäfte an die Hand ging, die Aebtissin sey unpäßlich und hüte das Bett. Endlich wurde er wieder zu der hochwürdigen Frau beschieden, mußte sich jedoch zu ihr auf ihr Zimmer verfügen. Sie lag auf den Knieen vor einem Altar und betete inbrünstig. Es schien, als bemerke sie seine Ankunft nicht. Zulezt erhob sie sich, setzte sich in einen Lehnstuhl und befahl ihm, ihr gegenüber auf einem Tabouret Platz zu nehmen. Sie sah bleich und abgehärmt aus, Spuren durchwachter Nächte hatten sich auf ihrem Antlitz gelagert, vermochten jedoch nicht, die angeborne hohe Haltung und das vornehme Wesen, welches sie beständig umgab, zu mindern. Eine geraume Zeit verharrte sie im Stillschweigen und blickte ihn während derselben forschend an, gleich als suche sie etwas aus seinen Zügen heraus zu lesen. Dann sagte sie mit ernster Freundlichkeit zu ihm: „Ich wünsche den Fortgang Eurer Lebensgeschichte zu vernehmen, Eugen, bin aber der festen Erwartung, daß Ihr mir auch nicht das Mindeste verheimlicht.“ — „Ich würde auch keinen Grund dazu haben, hochwürdige Frau,“ erwiederte er, „ich habe nur dumme Streiche, aber keine schlechten, zu erzählen, und der dummen Streiche wird sich kein vernünftiger Mann, der zu Jahren gekommen ist, schämen. Was mir früher Schweigen auferlegte, das existirt nicht mehr für mich, und ich wünsche ja selbst, euch Alles mitzutheilen.“ — „Nun wohl, ich bin bereit zu hören.“ Er begann.

„Ihr werdet Euch erinnern, daß mich der Fremde nach meinem Namen fragte. Als ich ihm denselben genannt hatte, rief er, wie es mir schien, mit lebhafter Theilnahme aus: „Ihre Familie ist mir sehr wohl bekannt, mein Herr, Ihre Mutter ist aus dem Geschlecht der Dovrecourt, der Bruder derselben dient als Hauptmann im Regiment Choiseul.“ — „Er diente,“ antwortete ich, „er starb den Tod auf dem Felde des Ruhms in der letzten Kampagne.“ — „Das bedaure ich sehr, er war ein ehrenwerther Mann und ein tüchtiger Offizier. Ich zweifle nicht, daß Sie ihm gleichen; die Tapferkeit ist ein Erbtheil Ihrer Familie, der ich sehr verpflichtet bin, wenn auch nicht persönlich. Ihr Großvater, der Obrist Dovrecourt, rettete meinem Vater bei der Wiedereinnahme von Landau unter Villars das Leben, und es sollte mich freuen, wenn ich seinem so liebenswürdigen Enkel gefällig seyn könnte.“ Ich verbeugte mich tief. „Sie sehen in mir den Chevalier Vaudrances, zwar nur Diplomat, den die Herrn vom Degen gewöhnlich zu hassen pflegen; aber trotz dem hoffe ich, mir Ansprüche auf Ihre Zuneigung zu erwerben. Ich schmeichle mir, etwas bei dem Minister zu gelten und — doch ich höre Geräusch im Kabinet — die Audienz beginnt; Ort und Zeit sind nicht gelegen, mich näher zu erklären. Haben Sie die Güte, sich Morgen im Hôtel Belsac in der Straße Richelieu einzufinden; der Schweizer wird Ihnen meine Zimmer bezeichnen, und dort, hoffe ich, werde ich so glücklich seyn, Ihnen angenehme Dinge mittheilen zu können.“

Der Minister trat ein; mein Beschützer wandte sich von mir und redete, wie ich bemerkte, lange und angelegentlich mit ihm, worauf ich ihn aus den Augen verlor. Was ich vernommen hatte, schien mir ein Traum zu seyn; doch traf mich auch heute wieder das gewöhnliche Loos und

Digitized by Google

führte mich ziemlich rauh in die Wirklichkeit zurück. Nachdem ich vier tödtlich lange Stunden gewartet hatte und endlich die Reihe an mich kam, dem ältesten aller Erdengötter von Neuem mein demüthiges Gesuch vorzutragen, ward mir wieder der alte Bescheid: „Wir wollen sehen, was zu thun ist, ich werde mir die Sache vortragen lassen.“ Betrübt entfernte ich mich und hoffte auch nicht viel Tröstlicheres im Hôtel Belfac zu finden; doch klammerte ich mich wie ein Schiffbrüchiger an diesem Brette an, das mir die Hoffnung zugeworfen hatte, und ermangelte nicht, mich dort am folgenden Tage zu rechter Zeit einzufinden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Statistik der französischen Staatsdiener.

Der Pariser statistischen Gesellschaft ist eine Uebersicht sämmtlicher Individuen, welche vom Staate Gehalt beziehen, vom Schiffsjungen und Soldaten bis zum Admiral und Marschall, vom Pikar bis zum Kirchenfürsten, vom Handwerker bis zum König, vorgelegt worden. Wir theilen Einiges daraus mit, obgleich dem deutschen Leser eine andere als blos höchst oberflächliche Vergleichung zwischen Frankreich und seinem Vaterlande in dieser Beziehung etwas schwer fallen möchte.

Bei einer Bevölkerung von 32 Millionen, wovon man 16 Mill. für das weibliche Geschlecht, und drei Fünftheile für die Individuen unter zwanzig Jahren abziehen muß, kommt in Frankreich auf zehn Personen Eine, die vom Staate besoldet wird, und unter 613,500 Personen, der ganzen Anzahl der Staatsdiener, welche die Summe von 347 Millionen Franken beziehen, befinden sich 6000, welche 33 Millionen, oder beinahe ein Zehntheil, für sich allein erhalten. — In Frankreich wird niemals irgend eine bedeutende Ersparniß zu bewirken seyn, wenn man nicht die Gehalte für eine Menge Aemter auf die Hälfte setzt und viele ganz aufhebt; an der ungeheuren Menge von Staatsdienern ist aber wirklich nicht sowohl das schlechte Verwaltungssystem, als die große Ausdehnung des Landes Schuld, das 300 Lieues lang, 225 breit ist und 105 Millionen Morgen Oberfläche hat. Um den Richter und den Anwald einander möglichst nahezubringen, braucht es 400 Gerichtshöfe und 3540 Richter, welche 10 Millionen kosten. Gegen die Kontrebande müssen die Grenzen durch ein Heer von 25,000 Douaniers bewacht werden, die 16 Millionen kosten; damit jede Kirche ihren Pfarrer habe, bezahlt man 42,000 Pfarrern oder Vikaren 29 Millionen. Damit ist aber keineswegs gesagt, daß z. B. unter jenen 33 Millionen, welche 6000 Individuen erhalten, nicht mancher unnöthiger Posten sey. — Theilt man die 312 Millionen, welche nach Abzug der 35, welche jene 6000 Individuen erhalten, bleiben, unter die übrigbleibenden 807,500 Individuen, so kommen auf den Kopf 513 Franks, und diese Summe liegt zwischen der, welche den Staat ein Galeerensklave, und der, welche ihn ein Soldat kostet, just in der Mitte. — Der Krieg — denn alle diese Angaben gelten vom Friedensstande — steigert natürlich die Verhältnisse außerordentlich; zur Zeit, welche dieser statistischen Arbeit zu Grund gelegt ist, bezahlte Frankreich jährlich an Gehalten so viel, als die Staatseinkünfte von Spanien, Preußen und Dänemark zusammen betragen. — Wir theilen noch folgende Angaben mit: Es gibt in Frankreich 3353 Richter (Gehalt: 9,724,000), 41,000 Geistliche (G. 29,000,000), 11,935 Offiziere der Landarmee (26,374,000), 1423 Marineoffiziere (3,030,000), 5389 Beamte aller Grade in den Ministerien und bei untergeordneten Stellen (15,317,000), 242,800 Pensionärs, darunter 120,000 Militärs, 27,560 Legionärs, 25 Minister ꝛc. (76,500,000.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, März.

(Fortsetzung.)

Charpie für Polen. Urtheile über Raumers Briefe. Teufelsbeschwörung.

Ich thäte den Berlinern Unrecht, sagte ich, sie speisten die aufgeregte Zeit mit Witz ab. Ein hoher Wunsch nach dem Frieden und seine Furcht vor dem Kriege, wenn er nothwendig würde, sprichst sich jetzt überall aus. Daneben bekleidet man die Nodomontaden im Westen und führt das ingnäste Bedauern mit dem bevorstehen, immer näher rückenden Untergang der Polen. Von diesem Gefühl, darf ich sagen, sind alle Klassen der Gesellschaft durchdrungen, auch diejenigen, welche glauben, gerade diesen Ausgang des polnischen Krieges wünschen zu müssen, als den einzig möglichen, um die Ordnung in dem unglücklichen Lande herzustellen. In sehr vielen Familien wird Charpie gezupft und gesammelt für die Verwundeten in Warschau. Mehrere unserer Aerzte sind mit Beiträgen aller Art dahin abgegangen. Verwundete sind niemals Feinde! ist ein schönes Wort, welches bei der Gelegenheit von vorn ausgesprochen worden ist.

Herrn von Raumers Briefe aus Paris werden sehr gelesen, erfahren aber eben so viel Widerspruch. Das ist natürlich: der Autor macht es seiner Partei recht. Die Ultraaristokraten und Feudalisten nennt er Junker, und die nur im Movement Heil suchen und einem Phantome jagen — Jakobiner. Für die Menge, die von einem berühmten Namen auch etwas bis dahin nicht Gehörtes erwartet, gibt er nicht wohlklingende Tiraden genug. Die Pietisten und Mystiker finden zu derbe Ausdrücke und zu viel über das Theater; die Galanten, welche auch einmal einst sehn wollen, zu viel von Domenyo u. s. w. Lauter Klagen, welche sich der Autor gefallen lassen kann. In seinem Werke über die Revolution werden wir so Schritt für Schritt an die große Katastrophe geführt, daß wir endlich aussprechen müs-

Digitized by Google

sen: sie ist unabwendbar nothwendig. Mit dramatischer Geschicklichkeit wird das Theater immer enger, die Luft immer dickkommener, man sieht die Gewitterwolke, man fühlt, daß sie sich entladen muß. Der Briefsteller gibt uns dabei sein prämeditirtes Kunstwerk, es sind wirkliche Familienbriefe. Ergüsse der augenblicklichen Stimmung, bei den Worten der Darstellung unendlich erhöhen. Sie ist durchaus keine blendende, aber eine durch die Wahrheit ihres Fundamentes durchaus ergreifende, unschätzbar für den künftigen Historiker, Alle ernstern Stimmen der praktisch Unterrichteten sprechen sich dafür aus; lustig nimmt sich daneben so manche Klage, die sich in Winkelblättern verirrt, aus: daß Herr von Rammer die Revolution nicht fromm genug betrachtet, daß er zu unfensch gesprochen, zu illiberal, zu liberal, unwürdig eines berühmten Historikers, und dergleichen mehr.

Auch die pietistischen Streitigkeiten haben wieder einmal gespukt. Die Hengstenbergsche Kirchenzeitung seufzt zwar mehr im Stillen über die Gottlosigkeit der Zeit und das Herannahen des jüngsten Gerichts, man hat aber in einem andern Kreise den leibhaftigen Teufel beschworen und ausgetrieben. Ein namhafter Geistlicher, der einen großen Anhang hat, wurde als höchst thätig dabei genannt; ein Polizeiinspektor, als Frau verkleidet, soll bei der Beschwörung zugegen gewesen seyn und den Geistlichen verhaftet haben. Glücklicherweise beruhen diese Umstände lediglich auf einem Gerüchte, das indessen von den Antipietisten eben so bereitwillig geglaubt wird, als unsere Pietisten andererseits in der Verkezerung eifrig sind.

(Der Beschluß folgt.)

Aus der Schweiz, März.

Das Bündner Volk und die rhätischen Alpenpäße.

Wir sind in den Stand gesetzt, aus dem nächstens erscheinenden zweiten Bande von des Oberstlieutenants von Tscharner in Chur Wanderungen durch die rhätischen Alpen, die folgenden Bemerkungen über die Alpenpäße mitzutheilen, die für manchen Leser interessant seyn werden.

Unstreitig muß zu Allem, was ein Volk in physischer und moralischer Hinsicht charakterisirt, also auch zum Gang seiner Geschichte, die Grundursache immer in Lage, Klima und Oertlichkeit seines Landes und in den aus diesen Elementen hervorgehenden Combinationen und Wechselwirkungen gesucht werden. Auffallende Beweise davon geben unter den europäischen Völkern die im Norden vom Meer umfangenen Britten, die im Süden auf Inseln und Festland vertheilten Griechen, die im Herzen des Kontinents niedergelassenen Deutschen, einen der auffallendsten aber die, gleichsam zu Grenzwächtern zwischen Norden und Süden bestellten Bewohner der rhätischen Alpen. Denn wenn gleich der Einfluß der Oertlichkeit auf Sitten und Charakter der Einwohner in jeden der verschiedenen Abschnitte der Alpenkette, in einer oder in mehreren der unten entwickelten Beziehungen stärker oder schwächer hervortritt, so geschieht dieses doch nirgends so vollständig und in dem Maße, wie in diesen letztgenannten Gegenden.

Als erste jener örtlichen Einwirkungen erscheint die Verschiedenheit der frühesten Ansiedlungen und die daher rührende und noch heute bemerkbare Ungleichheit unter den Abstammungen. Von Süden leiteten die Gewässer des Tomerseed, von Norden das Entgegenströmen des Rheins Flüchtlinge aus verschiedenen Völkerschaften herbei. Diese besetzten aber das hohe und wilde Gebirge nur theilweise und nach und nach. Jahrhunderte hindurch, nachdem ein Thal schon lepontische, ein zweites und drittes etruskische Ansiedler aufgenommen hatte, blieb das angrenzende noch unbewohnt, ja unentdeckt, und ward erst später von Kolonien allemannischer oder anderer Herkunft aufgesuchen und bezogen. Lange bewog die Besorgniß, aus der neuen Heimath verdrängt zu werden, die frischen Ansiedler, jede Gemeinschaft mit den Nachbarn zu meiden. Wie dann in spätern Zeiten diese Nothwendigkeit wegfiel, setzten die Natur des Landes und die Gewohnheit der Menschen der nähern Berührung doch genug Hindernisse entgegen, um selbst nach vielen Jahrhunderten noch jenes ursprüngliche Gepräge nicht ganz erlöschen zu lassen. Daher die große Verschiedenheit der Sprachen, daher die abwechselnd durchschimmernden Züge welscher Verschlagenheit und deutscher Derbheit.

Dieses theilweise Beibehalten einzelner Grundzüge der ersten Abstammung schließt jedoch die Allgemeinheit der zweiten örtlichen Einwirkung auf die nachfolgenden Generationen, die nämlich, welche die Alpennatur an sich auf Körper und Geist ausübt, keineswegs aus. So unverkennbar sich darum heute noch der toskanische Abstammling vom allemannischen unterscheidet, so trägt doch einer wie der andere das Gepräge des Alpenlohns, des Bergbewohners. In beständigem Kampfe mit den Ausbrüchen der Elemente, eignen sie sich zur Ausdauer in Strapatzen, zur Verachtung der Gefahr; daher Tanzlichkeit und Neigung zum Kriegshandwerk. Nur diejenigen machen davon eine theilweise Ausnahme, die, wegen Karglheit des heimischen Bodens, ihr Glück in dem weitverbreiteten Gewerbe der Kaffeewirthe suchen und, mittelbar immer durch die Natur ihres Landes dazu veranlaßt, dann die seinem Stand eigene Geschmeidigkeit annehmen.

Eine dritte Art von Einwirkung begründeten, wenigstens in frühern Zeiten, die politische Wichtigkeit, welche die Richtung der rhätischen Alpenpäße, verbunden mit dem kriegerischen Geist der Bewohner, diesen kleinen Freistaat gab, und die daraus hervorgehenden vielseitigen Verhältnungen und widerstreitenden politischen Verhältnisse mit auswärtigen Staaten. Denn die klage Benutzung dieser Verhältnisse eben sicherte den Bestand der Republik zwischen den mächtigen Nachbarn; der Mißbrauch jener Wichtigkeit gab Stoff zu Parteiungen. Daraus erklärt sich die Erhaltung der uralten demokratischen Verfassung, und mit ihr die der Weid- und andern Gemeinheiten; daraus die große Ausdehnung der fremden Kriegsdienste der Bündner, und als Folge dieser zwei Eigenheiten; die Adelsucht, der Hang zu müssigem, unstätem Leben. Aus jenen Verhältnissen entsprang die noch jetzt nicht ganz erloschene Neigung zum Fattionenwesen, die klage, listig berechnende Vorsicht, endlich wieder die republikanische Anmaßung im gemeinen Volke.

Die vierte wesentliche Einwirkung örtlicher Lage geht aus der vortheilhaften Richtung hervor, welche die graubündnerischen Alpenpäße einem ausgedehnten Waarentransit darbieten; es gibt dies den Graubündnern Veranlassung zum Fuhrgewerbe, welches dann, vorzüglich in der Einrichtung, wie es seit alter Zeit besteht, Arbeitsscheu und Hang zum Wirthshausbleiben in gleichem und wohl in höherm Grad bei denen pflanzt und pflegt, die im Lande bleiben, als der Kriegsdienst bei denen, welche diesen Erwerb im Auslande suchen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 37.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 85.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 9. April 1831.

Dörflich erschein' ich dem Auge des Wanderers; aber seit Bonnet
Hier ein Sabinum bewohnt, hab' ich mit London den Rang.

Matthisson.

Genthod, Ferner und Coppet.

I.

Bonnet und Voltaire.

Da wo der Genfersee sich im Westen verengt und gleichsam nur noch ein breites Rhonebett bildet, drängen sich die anmuthigen Ufer näher zusammen, und aus dem herrlichen Gyps wird eine liebliche Idylle, auf die am Abend der Montblanc und seine umstehenden Diener in goldglühenden Mänteln aus der Ferne herabsehen, und leicht aus der tiefblauen Fluth als Farbenecho wieder heraufgehoben werden. Die beiden Ufer haben lange nicht mehr die großartige Schönheit wie bei Lausanne, Vevey und Meillerie, aber in reichem Grün aufgehügelt, erheben sie sich südlich zu den savoyischen Alpen und gegenüber zum Jura. Dort ziehen die Wolken nach Italien, hier nach Frankreich hinüber. Zwischen unzähligen Landhäusern aller Größe und Gestaltung sind Gärten, Weingelände und Felder durchgeflochten. Freilich steht hier die kleine, bescheidene, mit Reben umsponnene Wohnung neben dem Pallast des Glückspilzes oder des in fremdem Dienst Reichgewordenen, aber nirgend ist Armuth und Mangel zu sehen; Wohlstand herrscht überall im Himmelshauch der Freiheit und des ächten republikanischen Sinns, der in seinem öffentlichen Leben keine Höhen und keine Tiefen duldet, keine Zedern und kein Haidekraut. Hier stehen auf kleinem Raum, kaum anderthalb Stunden sind es, fünf Häuser, an deren Wänden merkwürdige Erinnerungen haften. Nahe bei Genf liegt Genthod, weiterhin Ferner und wieder dem See zu ein Schloß oberhalb Coppet. Das leichteste Boot trägt uns in einer halben Stunde ans andere Ufer, wo sich Coligny in lachenden Häuser- und Baumgruppen die Höhe hinanzieht. Und wer wohnte hier?

Bonnet, Voltaire, Madame Staël, Milton und Lord Byron. Welcher Verein! Lauter mächtige Repräsentanten und Gesandte ihrer Zeit.

Es ist ein einfaches Haus mit hübschem Garten und reizender Aussicht auf den See, auf Alpen und Gletscher, das Bonnet lange Jahre hindurch bewohnte und wo er seine mehrsten Werke schrieb. Schon der Knabe wandte sich mit Begeisterung der Natur zu. Er war noch nicht sechzehn Jahr alt, da las er irgendwo, daß der Ameisenlöwe mit unendlicher List den andern Insekten nachstelle, ohne sich sehr darum zu bemühen oder sich sonst mit Muth oder Kraft in Unkosten zu setzen. Er erfuhr dabei, die kleinen Hügel locker aufgeworfener Erde seyen ein weites und sicheres Grab für die Insekten, die nichts ahndend dieses Wegs kämen; denn kaum hätten sie ein Sandkörnchen am Rand berührt, so rolle es mit ihnen hinunter, wo dann der tückische Feind über sie herfalle; auf diese Weise werde das stärkere Thierchen zum Opfer des schwächern, aber listigern, wie es ja auch oft im menschlichen Leben gehe. Dieß ergriff den jungen Menschen so mächtig und beschäftigte sein Gemüth so unausgesetzt, bis er einen Ameisenlöwen in seinem Hinterhalt aufgefunden. An ihm stellte Bonnet seine erste naturhistorische Un-

Digitized by Google

tersuchung an. Darauf las er Reaumurs Werke, die ihn noch mehr zu den naturhistorischen Studien hinzogen. Er gab sich ihnen mit so großem Eifer und mit so glücklichem Beobachtungssinn hin, daß er schon in seinem zwanzigsten Jahr eine bedeutende Entdeckung machte, und deßhalb von der Akademie der Wissenschaften zum Mitglied ernannt wurde. Ganz Europa erstaunte über diese Entdeckung, wodurch ein Theil des Schleiers gehoben ward, der die Geheimnisse der Natur verhüllt. Sie bestand in folgendem: „Es gibt Geschöpfe, die sich durch sich selbst befruchten und sich vermehren, ohne zweierlei Geschlechts zu seyn.“ Buffon sagt einmal sehr wahr: „Wenn es Einer in der Naturwissenschaft weit bringen will, so muß er zwei Eigenschaften vereinigen, die einander entgegengesetzt und sich gegenseitig ausschließen scheinen, nämlich auf der einen Seite große Uebersicht, die alles mit Einem Ueberblick erfaßt, und auf der andern einen scharfen Beobachtungssinn, der mit Fleiß und Liebe an Kleinigkeiten hängt und sich oft blos mit einem Punkt beschäftigt.“ Diese Eigenschaften vereinigte Bonnet. Er begnügte sich aber nicht mit der Naturwissenschaft, sondern vertiefte sich auch in die Metaphysik. Selten werden beide Zweige des menschlichen Studiums mit gleich gutem Erfolg betrieben. Wer sich in die materielle Natur und in ihre Schöpfungen vertieft, kömmt bald dahin, nur daran zu glauben, was sich physisch und mathematisch demonstriren läßt; nur Körper hält er der Beobachtung würdig, und er kann sich nicht vorstellen, daß noch etwas anderes im Universum bestehe. Daher kam es, daß den einen die Medizin zum Materialismus, den andern die Astronomie zum Atheismus führte. Die metaphysischen Studien führen zu einem andern, zu dem entgegengesetzten Extrem. Der Geist, der in dem weiten und unbestimmten Feld herumschweift und über die Eigenschaften der Seele nachdenkt, will sich zu keinem Studium materieller Dinge herablassen. Der Naturhistoriker und der Metaphysiker beschäftigen sich mit so ungleichen Dingen, daß Männer, die sich in beiden auszeichnen, außer Deutschland recht selten sind. Von Männern wie Schelling, Oken, Schubert, Görres und Steffens weiß man aber hier nichts, und man glaubt Bonnet die höchste Ehre zu erweisen, wenn man ihn mit Bacon und Locke vergleicht. Seine Betrachtungen über die Natur sind wirklich ein schönes und tröstendes Buch. Darin spannt Bonnet eine lange Kette aus, die von dem rohen Gestein bis zu Gott hinauf führt. Leibnitz hat schon gesagt, es gebe keinen Sprung in der Schöpfung. Bonnet versuchte es, diesen Satz durch Thatsachen zu beweisen. Vom Mineralreich geht er unmerklich zum Pflanzenreich über. Man denkt noch den rohen Stein unter den Händen zu haben, und findet auf einmal Organisation, z. B. beim Fiberstein und zumal beim Asbest. In der Sinnpflanze und im wundervollen Seepolypen trifft das Thierreich mit dem Pflanzenreich zusammen. Von dem beschränkten und trägen Wurm führt Bonnets Leiter bis zum Menschen hinauf, der durch seine Vernunft schon der himmlischen Hierarchie anzugehören und Gottes Ebenbild zu seyn meint. Nach Darlegung dieser wundervollen Kette wendet sich Bonnet zu den interessantesten Naturphänomenen und beschreibt sie in einer besonnenen, klaren und doch eleganten und poetischen Sprache. Sein Traktat über die Insekten, seine Beobachtungen über die Blätter und besonders seine Untersuchungen über die organisirten Körper, sind weniger schön geschrieben, weißen aber Bonnet eine Stelle unter den besten Naturforschern an. Die kleinsten, mit bloßem Auge kaum sichtbaren Geschöpfe zogen am meisten seine Aufmerksamkeit auf sich. In ihnen hoffte er, und diese Hoffnung hat ihn nicht getäuscht, neue Gesetze über Leben und Fortpflanzung zu entdecken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Bettler.

(Fortsetzung.)

Der Chevalier schien mich erwartet zu haben. Er empfing mich sehr freundlich und seine erste Frage war: „Nun, Herr von Flasselles, hat man Ihre Wünsche erhört?“ Statt aller Antwort zuckte ich mit den Achseln. „Ich lese,“ sagte er, „den Verdruß auf Ihrem Gesichte, und es freut mich, die Runzeln Ihrer Stirn durch eine tröstliche Nachricht glätten zu können. Ich bin glücklicher gewesen als Sie; bei einer zweiten Zusammenkunft mit dem Minister, der, Gott weiß wodurch, gegen Sie eingenommen war, gelang es mir, Ihre Vorzüge in ein besseres Licht zu stellen, und wenigstens eine kleine Hülfe für Sie zu erlangen, auch ist man gesonnen, Sie lebenslänglich anständig zu versorgen. Nehmen Sie mittlerweile diese kleine Entschädigung für ihren vergeblichen Aufenthalt in Paris an.“

Er überreichte mir bei diesen Worten eine Anweisung für hundert Louisd'or jährlich auf die Kriegskasse. Ich verstummte vor Freude und suchte vergeblich nach Worten, ihm meine Dankbarkeit zu bezeugen; endlich stammelte ich etwas dem Aehnliches her. „Lassen Sie das gut seyn,“ unterbrach er mich, „es gereicht mir zur besonderen Zufriedenheit, einigermaßen den großen Dienst zu vergelten, den Ihr Großvater meinem Vater erzeigt, und dem verdienten Sprößlinge einer ausgezeichneten Familie gefällig zu seyn. Wie sehr wünschte ich, Ihr Geschlecht wieder zu dem Glanze erheben zu können, von dem es unverdienter Weise herabgesunken ist. Allerdings geht mir ein Plänchen der Art im Kopfe herum, aber es fragt sich, ob Sie geneigt wären, das Ihrige dabei zu thun.“ — „Herr Chevalier,“ erwiederte ich, „Ihre große Güte, die

Digitized by Google

ich durch nichts zu erwiedern weiß, überrascht und beschämt mich, und ich würde es für die größte Undankbarkeit halten, dem Rathe eines so wohlwollenden und großmüthigen Mannes nicht Folge leisten zu wollen. Befehlen Sie unbeschränkt über mich; Sie werden mich nur um desto williger finden, da hier nicht allein von meinem Wohl, sondern von dem meiner ganzen Familie, die mir so sehr am Herzen liegt, die Rede ist." — „Hätten Sie Lust zu heirathen?" — „Zu heirathen? Sie scherzen, wovon sollte ich eine Frau ernähren? und der Gedanke, daß ein geliebtes Wesen, das sein Schicksal an das meine kettet, mit mir Mangel leiden müßte, würde für mich eine Hölle auf Erden seyn." — „Die Gesinnung, welche Sie da äußern, macht Ihrem Herzen und Ihrem Charakter Ehre, doch habe ich keine andere bei Ihnen erwartet. Die Heirath, welche ich Ihnen vorschlage, sichert Ihnen unter allen Bedingungen ein jährliches Einkommen von zwölftausend Livres." — „Eine schöne Summe, aber diese zwölftausend Livres wären das Einkommen meiner Frau, dem ich nichts entgegen zu setzen hätte, und so arm ich bin, von dem Einkommen meiner Frau möchte ich doch nicht allein leben." — „Wer wird in unsern Zeiten noch solche Bedenklichkeiten hegen! Sie sind um einige Jahrhunderte zu spät auf die Welt gekommen und gehören eigentlich in die Periode der Amadisse. Doch Scherz bei Seite. Die junge Dame, welche man Ihnen zudenkt, ist von sehr guter Familie, eine entfernte Verwandte des Ministers, elternlos und reich. Sie hat Sie seit dem Tage, an dem Sie sich zuerst in der Antichambre einfanden, beobachtet; Ihr edles und doch so bescheidenes Wesen, der Kummer auf Ihrem Gesichte, und was sonst noch die gefühlvollen Herzen junger Damen zu rühren vermag, hat ihr ein lebhaftes Interesse für Sie eingeflößt, aus dem zuletzt eine heftige Neigung geworden ist. Sie erklärte dem Minister, daß Sie nur mit Ihnen oder mit Keinem glücklich seyn könne. Der würdige Mann ließ Sie scharf ins Auge fassen und trug mir, als alle Aussagen zu Ihrem Vortheil übereinstimmten, auf, die Sache einzuleiten. Es hängt jetzt von Ihnen ab, Ihr Glück im vollsten Sinne des Wortes zu machen; weisen Sie es nicht von sich." — „Es von mir weisen!" rief ich vor Freude zitternd aus, denn die lachendste Zukunft bot sich meinen innern Blicken dar; mir war, als sey ich im Traume plötzlich aus der Hölle in den Himmel versetzt, denn nur zu lange für meine jugendliche Ungeduld hatte der Druck des Mangels und der Entsagung auf mir gelastet. Die schönsten Bilder zogen im raschen Gaukelspiel vor meinen Sinnen vorüber; ich sah im Geiste die Wonnetrunkenheit meiner Eltern, wenn ich an der Seite meiner jungen, geliebten, vornehmen Gattin Freude und Lust in ihre Behausung brächte; Alles dies übermannte mich, ich verstummte, betäubt von Seligkeit. — „Nun?" fragte der Chevalier gespannt. „Doch kennen lernen müssen Sie die Dame vorher auf jeden Fall. Ich erwarte Sie morgen früh um diese Zeit, wo ich Sie bei ihr einzuführen wünsche. Bis dahin leben Sie wohl."

Ich beurlaubte mich, nicht wissend, ob ich träume oder wache; mir war, als ob der Himmel sich plötzlich über mir geöffnet und alles Glück der Welt auf mich ergossen hätte. Ich, der arme Invalide, der noch vor einigen Stunden nicht wußte, wovon er in den nächsten acht Tagen seinen Unterhalt bestreiten sollte, war plötzlich auf einen Gipfel des Wohlstandes gehoben, von dem mir in meinen kühnsten Träumen nichts vorgeschwebt hatte; wie reimte sich das zusammen? Die Lust berauschte mich so, daß ich gar nicht recht zur Besinnung kam und mit Ungeduld auf den nächsten Tag harrte.

Endlich erschien dieser nach einer für mich schlaflosen Nacht. Zitternd begab ich mich zum Chevalier, denn mich quälte die Furcht, daß Alles nur ein Scherz gewesen sey von ihm oder vom Schicksal, aber sein Empfang beruhigte mich völlig, und nach einer halben Stunde saßen wir im Wagen und fuhren zu der Dame. Wir wurden von ihr, so wie von einem ältern Frauenzimmer auf das Freundlichste begrüßt, doch schien es mir, als sey sie etwas verlegen, wiewohl mir nicht entging, daß sie mich, wenn sie sich von mir unbeachtet glaubte, mit aufmerksamen Blicken betrachtete. Wir wechselten nur wenige Worte mit einander, denn sie entfernte sich bald; die ältliche Verwandte aber sprach ausführlich mit mir über unser Verhältniß, und verwies mich, als wir uns beurlaubten, in Allem an den Chevalier, da er der Vormund meiner künftigen Gemahlin sey.

Ich ward unterwegs nicht müde, dem Chevalier mitzutheilen, welchen Eindruck das holde Wesen auf mich gemacht hatte; etwas Lieblicheres konnte man nicht leicht sehen, ach! und doch verbargen diese Engelszüge ein teuflisches Gemüth. Sie war sehr schlank —" — „Genug," unterbrach ihn hier die Uebrigen, sich plötzlich erhebend; „genug für heute; auch verschonen Sie mich bei der nächsten Fortsetzung mit jeder Beschreibung körperlicher Reize. Ich bin keine Freundin davon. Leben Sie wohl bis dahin, mein guter Eugen," setzte sie dann, als er sich betroffen empfahl, wohlwollend hinzu, gleichsam als wolle sie den harten Ton, mit dem sie die ersten Worte gesprochen, dadurch mildern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, März

(Beschluß.)

Robert, der Teufel. Raupach. Madame Dorient. Madame Lavalette.

Ein Teufel ist jedoch wirklich erschienen, aber nur auf dem Königsstädtischen Theater: „Robert, der Teufel," drei-

Digitized by Google

matisirte Legende von Karl von Holtei, ein brillantes Zug- und Ritterstück, welches in katholischen Ländern von größerer Wirkung als hier seyn mag, wo unser protestantisches Publikum sich nur an die Schaale halten kann, denn der Kern ist zu bitter für unsere Begriffe. Ein Sünder, der wie der legendenhafte Robert von der Normandie sich vergangen hat, ist nach unserer Vorstellung zeitlich verloren, er gehört der Polizei und den Kriminaltribunalen, die ihn zur Verübung aller Familienunfälle offenbar oder für immer unschädlich machen, nicht aber nach Rom wandern lassen müssten. Doch ist das Stück theatralisch von großer Wirkung, die Fabel ist anziehend, es macht volle Häuser und würde noch mehr wirken, wenn es etwas besser gespielt würde. — Auf dem Hoftheater ist seit König Enzio nichts Neues von Bedeutung erschienen, doch macht die Tragödie entschiedenes Glück. Zwei Theile von Friedrich dem Zweiten (dem Hohenstaufenkaiser) nahen sich der Aufführung. Wie viel Raupach noch in petto hat, Trauer- und Lustspiele, weiß man nicht, einige soll er zurückgenommen haben. — Wenn einem dramaturgischen Comité, welches über die Annahme neuer Stücke entscheiden soll, erfahren Sie ein andermal. Madame Sandeau d'Orient gibt noch immer Gastrollen mit dauerndem Beifall. Da sie hier wird engagirt werden, steht noch dahin. Vorläufig geht sie von hier nach Paris. Die Franzosen gaben neulich das Pariser Gelegenheitsstück: „Madame Lavalette," welches zu dem bekannten Streit über die proponirte Beschränkung der Theaterfreiheit, noch lebende Personen aufzuführen, Veranlassung wurde. Hier konnte es natürlich nicht so anspruchen, und einzelne Anspielungen mußten sogar beleidigen. Es ist nicht wiederholt worden.

Aus der Schweiz, März.

(Fortsetzung.)

Die Alpenpässe.

Bei einer Vergleichung der bündnerschen Alpenpässe mit ihren nahen und fernen Mitbewerbern im Transitthandel nach Italien, zeigen sich folgende Ergebnisse:

Der Mont-Cenis, zwar von gleicher Höhe, aber mittäglicher gelegen, als die Graubündner Pässe, ist viel kürzere Zeit mit Schnee bedeckt, und auch während dieser sichern ausgedehnte Anstalten und vieler Werkzeug den fast nur unterbrochenen Durchgang großer Waarenladungen. Die daraus und aus Gewerbsfreiheit hervorgehende Begünstigung von großen Fuhren mag es hauptsächlich möglich machen, daß diese Straße, selbst bei Umwegen von mehreren Tagreisen, noch Vortheile vor den Bündnerstraßen darbieten kann. Die Straße über den Simplon kann, ihrer politisch-geographischen Lage und ihrer Richtung nach (von Osten nach Westen), dem Handel niemals wichtig werden. Denn so wie es gleich undenkbar ist, daß die Produkte der Indien über Genf nach Oberitalien, wie daß sie über Mailand nach der westlichen Schweiz gehen, so gestatten die heutigen Mauthgrundsätze auch keinen Vertrieb in Fabrikwaaren zwischen den an dieser Straße betheiligten Staaten. Demnach kommt diese, für den Reisenden höchst merkwürdige und zur Sommerzeit wohl gelegene Straße in merkantilischer Hinsicht in keinen Betracht, und es ist ihr deswegen auch keine sehr lange Dauer zu versprechen. Die Gotthardsstraße liegt in besonders vortheilhafter Richtung für den Handel zwischen Basel, weniger entschieden für den zwischen Zürich und Oberitalien. Dieser Vortheil dürfte jedoch durch die Lasten geschmälert werden, welche aus der Berührung von sechs verschiedenen Kantonsgebieten und aus der Nothwendigkeit bedeutenden Kostenaufwandes für den Transit hervorgehen müssten. In noch entschiedenerem Nachtheil steht dieser Paß gegen seine Nachbarn durch die häufige Lawinengefahr und durch die größere Rauheit des Winters, der hier im Durchschnitt wenigstens vier Wochen länger dauert, als auf den weniger hohen und dabei südlicher gelegenen Bündnerbergen. Ob sodann, in Hinsicht sowohl der Schneearbeiten, als der polizeilichen Sicherstellung des Transits im Allgemeinen, die Regierung von Uri das zu leisten vermöge, was dafür in Graubünden geleistet wird, muß der Erfolg lehren.

Ganz ähnlich, wie im Westen, stehen den Bündnerstraßen auch im Osten drei Mitbewerber zur Seite, von denen auch der eine bisher für den Handel nicht in Anschlag kam, nämlich die Straße über Worms (Wormio) und das Stilfserjoch (Stelvio oder Breglio). Der Riesenbau über diesen mehr als achttausend Fuß hohen Alpenpaß bildet ein würdiges Gegenstück zu dem über den Simplon. Er mag sehr richtig berechnet seyn für militärische Operationen zwischen den deutschen und italienischen Besitzungen des Kaiserhauses; aber schwerlich möchte es je gelingen, die örtlichen Schwierigkeiten so weit zu besiegen, daß dem Handel eine in jeder Jahrszeit brauchbare Verbindungsstraße dargeboten würde. Die Straße über die Maiserheide bieten, in so ferne sie von der Wasserscheide gegen Meerhoff dem Inn, gegen Süden der Etsch folgt, von den hier begrünenden sechs Alpenpässen den niedrigsten Bergübergang. Ihre Konkurrenz mit den Bündnerstraßen wird aber hauptsächlich durch den Uebergang über den Aelerberg oder den Paß über Rente und Flüssen begründet, da sie dann, in Folge besserer Fuhreinrichtung und geringerer Kosten, dem Handel von St. Gallen, Zürich, sogar auch Basel, mit Verona, Venedig, Mantua u. s. w., denjenigen von Kempten, Augsburg, München, mit Mailand und dem südwestlichen Italien auf großem Umwege noch bedeutende Vortheile darbietet.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 79:

Gesundbrunnen.

Charade.

(Homonymisch.)

1.

Verachtet unter meines Gleichen
Und nie den Edeln zugezählt,
Mach' ich doch manchem Mann erbleichen,
Ist gleich des Mannes Brust gestählt.

2.

Ich bin die Zuflucht edler Damen.
Oft Schule nur, oft nur Spital;
Ein Instrument mit meinem Namen
Schlüpft, zwängt und preßt, o eitle Qual!

Das Ganze.

Ich hab' ein hölzern Röcklein an.
Und führe gute Jäge.
Und mein Geschäft ist gut getban.
Wenn ich nicht lüg' und trüge.

Grad aus! heißt oft mein ebner Weg.
Den soll ich andre lehren;
Drauf geht manch Kind mit Strauchetn weg
Und lernt sein spät entbehren.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 86.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 11. April 1831.

— Des Schreckenswerts Gewicht
Erdrücket mich mit allen seinen Lasten, —
Dem selbstbewußten Todten gleicht' ich, der,
Ein Zeuge seiner eigenen Bestattung,
Gelähmt, in bösem Traume, grausend liegt.

Goethe.

Der Bettler.

(Fortsetzung.)

5.

Als Eugen wieder zu der Aebtissin gerufen und von ihr aufgefordert wurde, in seiner Erzählung fortzufahren, bemerkte er: „Es hat mir fast geschienen, hochwürdige Frau, als sey ich bisher zu weitschweifig und ausführlich gewesen, was Ihr gütigst meinem herannahenden Alter, das ja geschwätzig machen soll, und dem Umstande, daß meine unglücklichen Schicksale das Einzige sind, von dem ich zu reden weiß, verzeihen mögt. Wohl kann Euch jedes einzelne Wort, das bei solchem allerdings für mich wichtigen Gelegenheiten gewechselt wurde, unmöglich von dem Interesse seyn, das es mir gewährt, zumal alles Erlebte aus jener Zeit sich mit Flammenzügen in meine Seele schrieb. Ich werde mich daher genau nach der Weisung richten, die Ihr mir das vorige Mal gabt, und Alles so kurz wie möglich zusammendrängen.“ — „Ich wünsche nicht, daß Ihr das thut,“ erwiederte sie, „im Gegentheil bitte ich Euch, mir nichts, nicht die geringste Kleinigkeit zu verschweigen, sondern Alles ausführlich vorzutragen; denn es liegt mir daran, ein klares Bild von Allem zu bekommen, aus Gründen, die ich jetzt noch Euch zu verschweigen für gut halte. Fahrt also getrost in Eurer alten Weise fort.“

Eugen gehorchte mit folgenden Worten: Als wir unterwegs waren, schlug mir der Chevalier vor, sogleich zum Notar zu fahren, den er von Allem unterrichtet habe, und die Kontrakte zu unterschreiben. Ich war gleich dazu bereit; in meiner Ungeduld hätte ich auf der Stelle geheirathet, denn ich fürchtete immer, es möchte noch irgend ein feindliches Ereigniß dazwischen treten und mir den Becher der Freude, den ich schon an den Mund geführt, von den Lippen reißen. Ich konnte mir gar nicht begreiflich machen, daß wirklich ein solches Glück mich erwarte. Der Notar legte mir zwei gleichlautende Kontrakte vor und forderte mich auf, dieselben aufmerksam zu prüfen; aber wie hätte ich jetzt für dergleichen Sinn gehabt; mir genügte die Ueberschrift: „Ehekontrakt zwischen dem Herrn Eugen de Flasselles und der Demoiselle Eleonore Justine de Valpré.“ Unbedenklich ergriff ich eine Feder und hatte mit einem raschen Zuge meine Verdammung unterzeichnet. Der Chevalier lächelte wohlgefällig, als er meine Hast bemerkte, wünschte mir Glück und bat mich, mit ihm in das für mich und meine Gattin bestimmte Hôtel zu fahren. Hier angekommen, führte mich mein Gönner überall herum, fragte mich, wie mir Alles gefalle und ob ich meine, daß auch meine Gemahlin mit den von ihm getroffenen Einrichtungen zufrieden seyn würde, und machte mir endlich, als ich dieß lebhaft bejahte, den Vorschlag, mich schon am folgenden Tage mit meiner Verlobten trauen zu lassen, hinzufügend, daß alle Hindernisse, welche von den Gesetzen der Kirche ausgehen könnten, bereits durch die gütige Vorsorge des Ministers aus dem Wege geräumt seyen.

Digitized by Google

Mit Blindheit geschlagen, wie ich war, kam mir nichts erwünschter. In der That führte ich, überselig, am folgenden Morgen eins der liebenswürdigsten Wesen zum Altar. Ich konnte mich nicht satt sehen an ihren Reizen, wähnte mich den glücklichsten aller Sterblichen, und richtete die wärmsten Danksagungen an den Chevalier, den ich im Uebermaß des Entzückens als meinen Schutzgott betrachtete. Als die Feierlichkeit vorüber war, ließ man meine junge Gattin wieder in ihre Kutsche steigen, worauf der Chevalier und ich unsere alten Plätze in dem Wagen, der uns hergeführt hatte, einnahmen. Wir fuhren eine Zeitlang hinter der ersten Kutsche her, dann bog aber plötzlich mein Fuhrwerk in eine andere Straße ein, und ehe ich mich dessen versah, hielten wir zu meinem größten Erstaunen vor meinem alten Logis. Wir stiegen ab auf den Wunsch meines Begleiters und begaben uns auf mein Zimmer, wo mir der Chevalier einige Goldrollen übergab mit den Worten: „Hier, Herr von Flasseln, ist das erste Vierteljahr Ihrer Einkünfte im Voraus; es wird Ihnen jedesmal richtig auf dieselbe Weise ausgezahlt werden. Jetzt können Sie abreisen, wann es Ihnen gefällt, werden aber nach meiner Meinung wohl thun, nicht zu zögern.“ — „Wie meinen Sie das?“ fragte ich erstaunt. „Nun, Sie sprachen davon, zu Ihren Eltern zurückzukehren,“ antwortete er. „Ja wohl,“ rief ich aus, „ich brenne vor Begierde, ihnen meine liebenswürdige Frau vorzustellen.“ — „Ihre Frau? an die dürfen Sie gar nicht mehr denken.“ — „Was soll das heißen?“ — „Sie sind sehr glücklich, kaum verheirathet, und auch schon aller Verpflichtungen ledig. Die Hälfte unserer Ehemänner muß Sie beneiden, Sie Schooskind der Dame Fortuna.“ Jetzt überlief es mich kalt und finstere Ahnungen stiegen in meiner Seele auf. „Sie sprechen in Räthseln, Herr Chevalier,“ erwiederte ich in sehr ernstem Tone; „bei Gott, ich bin nicht der Mann, der ungestraft mit sich spielen läßt. Was soll das Alles bedeuten?“ — „Mein Gott,“ antwortete er mit einer Kälte, die mich durchschauerte, „was wollen Sie denn? Sie haben ja freiwillig den Kontrakt unterschrieben, in dem Sie allen Ansprüchen eines Ehemannes gegen eine jährliche Revenue von 12000 Livres entsagen und sich verbindlich machen, in der Provinz zu leben. Unser Geschäft ist jetzt beendigt. Leben Sie wohl.“

Fort war er, verschwunden wie ein Blitzstrahl, der sich in den Wolken verliert. Ich blieb bewegungslos, wie an allen Gliedern gelähmt, zurück und schaute mit stieren Augen nach dem Fleck, wo er noch vor Kurzem gestanden hatte; aber in mir kochte die Wuth über den schändlichen Betrug auf das Furchtbarste. Endlich erholte ich mich ein wenig und eilte ihm nach, aber vergebens. Im Hôtel Belfac wies man mich mit den Worten ab: der Herr, welcher unter dem Namen Chevalier de Vaudrange hier Zimmer gemiethet, habe dieselben nur als ein pied à terre benuzt und bereits wieder aufgegeben; wer er eigentlich sey und wo zu finden, das wußte man nicht. Ich erschöpfte mich jetzt in Muthmaßungen, aber es war, als wenn Schreck und Schmach mein Gedächtniß gelähmt hätten; denn ich konnte mich weder auf die Wohnung meiner schändlichen Gattin, noch auf den Namen des Notars, bei dem ich den Kontrakt unterzeichnet hatte, besinnen. Wen sollte ich nun angreifen? wen verklagen? worauf meine Klagen gründen? Das sah ich wohl, daß man sich meiner zu bösen Dingen bedient und ein abscheuliches Spiel mit mir getrieben habe, aber zu welchen Zwecken? Und hatte ich wirklich in einem solchen Kontrakte allen Rechten der Ehe entsagt, was half es mir da, vor Gericht auftreten? man würde mir doch nur die böse Absicht zugetraut haben, noch mehr Geld erpressen zu wollen, als mir schon bezahlt worden war.

Wie wahnsinnig lief ich den ganzen Tag in den Straßen von Paris umher; gegen Abend kam ich zur Besinnung; die Natur machte ihre Rechte geltend, und müde und erschöpft eilte ich auf mein einsames Zimmer. Hier bemerkte ich, daß ich noch in den Hochzeitskleidern war; mit dem heftigsten Zorne riß ich sie vom Leibe und warf mich auf das Bett. Endlich überraschte mich gütig der Schlaf.

(Die Fortsetzung folgt.)

Genthod, Ferner und Coppet.

(Fortsetzung.)

Der lange und unausgesetzte Gebrauch der Linsen und Mierostope machten Bonnet später fast ganz blind. Er konnte nicht mehr lesen und schreiben. Da wandte sich sein nun ganz auf sich gewiesener, nach innen gekehrter Geist mit aller Kraft auf die Metaphysik und Religion. Da diktirte er denn sein Buch über die Fähigkeiten der Seele, seine philosophische Palingenesie und die Untersuchungen über die Beweise für die Wahrheit des Christenthums. Zwar zog ihn die herrschende Richtung seines Geistes besonders zur Southesis hin, demungeachtet ergab er sich auch der strengsten Analisis der Gewohnheiten und des Erkenntnißvermögens. In seinen langen naturhistorischen Studien fand er Gründe genug, die ihn immer zur Religion führten, und in all seinem metaphysischen Denken suchte er nur neue, immer besser zu werden. Bonnet war ein wahrer, ein edler Weise, das Glück und der Stolz seiner Familie. Den schönen blinden Greis in seinem Garten, umgeben von seinen Kindern und Kindeskindern, zu sehen, war ein rührender Anblick, dessen sich noch einige Genfer erinnern können. Sehr häufig und fast täglich war sein Schüler, Freund und Enkel Sauſſure

Digitized by Google

bei ihm, las ihm vor, schrieb, was ihm der Greis diktirte, oder spielte mit den Kindern im Gras. Als Bonnet drei-und-siebenzig Jahre in einem Leben voll Arbeit, Einfalt und Bescheidenheit zugebracht hatte, rührte ihn der Tod an, und er neigte sein Haupt, verehrt von Allen, die ihn kannten. Der bittere Spott seines Nachbars Voltaire rührte ihn nicht, es kam ihm nie in den Sinn, darüber ein Wort zu verlieren, und er fällt als Schimpf auf den alten herzlosen Spötter zurück, den seine Freunde den Patriarchen von Ferner nannten. Wie wenig glich er Bonnet, wie ganz anders war sein Leben!

Wir haben von Genthod nur eine halbe Stunde, um zu seinem ehemaligen Wohnsitz zu gelangen. Da ist jetzt alles still um das kleine, so berühmte Schloß. Dichtes Gras wächst in dem Hof, der Garten ist vernachläßigt und verwachsen, die Fensterscheiben werden dunkel, denn es wohnt der nicht mehr darin, der zu seiner Zeit französische Philosophie und Literatur beherrschte, und dessen falsche und wahre, aber immer geistreiche Worte in Paris wie in Berlin und St. Petersburg galten. Sein Wohnzimmer ist bekanntlich genau so erhalten worden, wie er es 1778 verließ, um nach Paris zu gehen. Nichts ist anders als die Bettvorhänge, welche die Besucher in kleinen Stückchen mitgenommen haben, wie die Splitter vom Bett des Grafen von Gleichen und seinen zwei Frauen, oder der heiligen Elisabeth auf der Wartburg. An den Wänden hängen mehrere ziemlich schlecht gemalte Porträts, von der Marksie du Chatelet, von Lekain, Friederich II., Katharina II., Corneille, Racine, Boileau, Milton, Shakespeare und Pope; in einem andern Zimmer sieht man das Bild, welches Voltairen am meisten Freude machte; es stellt seinen Todfeind Fréron vor, wie ihn die Teufel zur Hölle schleppen. Es ist eine Thatsache, daß der geistreiche Patriarch am liebsten diesem Bilde gegenüber aß, und es dann immer mit besonderer Freude betrachtete. Mitten unter diesen Bildern lebte Voltaire lange Jahre. Wenn das Bett, das Schreibzeug und die Wände sprechen und Alles erzählen könnten, was sie gehört und gesehen, so ließe sich darüber ein sehr interessantes Zeugenverhör aufnehmen, wobei aber der Patriarch schwerlich gewinnen würde. Zwar hörte man hier oft seine Gespräche, die von Witz und Salz sprudelten, aber auch eine Menge gemeiner und leidenschaftlicher Worte und Ausrufungen, die von den dazu passenden Geberden begleitet waren. Großen Gewinn aber würde die Menschenkenntniß daraus ziehen. Neben diesem Zimmer war einst die Bibliothek, die nun einen Theil der Ermitage in St. Petersburg ausmacht.

Das Gesellschaftszimmer oder der Salon ist auffallend klein, woran Voltaire selbst schuld ist. Bekanntlich hatte er selbst den Plan zu dem Haus gemacht, dabei aber die Dicke der Mauern nicht berechnet. Dadurch wurden alle Gemächer desselben bei der Ausführung viel kleiner, als es ihm auf dem Papier geschienen. Der Park ist wesentlich verändert. Es thut einem leid, nicht mehr den kleinen holländischen Garten Voltaire's und den achteckigen Pavillon zu finden, wo er seine Seidenwürmer zog. So fehlen auch die dichten Laubgänge, worin er nach jeder vollendeten Stanze rezitirend auf und ab ging, und wo ihn doch die in Schaaren herbeikommenden Neugierigen nicht sehen konnten. Den mehrsten war weniger daran gelegen, Voltaire zu sehen, als sagen zu können: wir haben ihn gesehen. Ungern vermißt man auch das kleine Theater, das dem Patriarchen so werth war, und an das sich allerdings eine Menge interessanter Erinnerungen knüpfen. Hierher kam die berühmte Clairon von Paris, um als Electra oder als Ameinaide aufzutreten. Hier trat Voltaire selbst als Cicero auf, mit dem er allerdings einige Aehnlichkeit hatte durch seinen großen Ruf, durch seine Universalität und durch sein leidenschaftliches Hängen am Ruhme.

Das Dorf Ferner, das jetzt so groß, wohlgebaut, blühend und wohlhabend daſteht, verdankt Voltaire fast ganz seine Existenz. Als er hierherkam und sein Schlößchen zu bauen begann, waren nur fünfzehn Häuser da, wenige Jahre darauf waren es über achtzig, und jetzt mehr denn zweihundert. Mit Recht nennt sich also das schöne Dorf jetzt Ferner-Voltaire. Hier verzehrte und verwendete er alle seine großen Einkünfte. Aber nicht sein Genie und seine Schriften hatten ihn reich gemacht, sondern seine glücklichen Kriegslieferungsspekulationen, seine Handelsunternehmungen und das Wohlwollen des Finanzministers Duvernet. Sechzig Jahre hindurch lebte er sehr sparsam, und erst von dieser Zeit an verthat er alle seine Einkünfte. Sehr richtig sagte er: Sparsamkeit ist die Quelle der Freigebigkeit. Er besaß ein Vermögen von vier bis fünf Millionen Franken, und den größten Theil verwendete er zum Ankauf, zur Austrocknung und zur Urbarmachung eigener und fremder Ländereien. Er baute die Kirche weit schöner wieder auf, errichtete Brunnen von Marmor, Uhren- und Steingutfabriken. Die ganze Gegend nannte ihn mit Recht ihren Wohlthäter, als er vom damaligen Finanzminister ihre gänzliche Befreiung von Steuern und Abgaben ausgewirkt hatte. Deßhalb wollten die Einwohner auch auf dem Frontispiz ihres kleinen Theaters die Sonne malen lassen, mit der Umschrift: „Lucet et ditat.“ Sie hatten auch im Sinn, am Eingang des Dorfs eine Art von Triumphpforte mit folgender lateinischer Umschrift zu errichten:

Sumptibus has proprüs struxit Voltairius aedes;
Hic effudit opes, dum scriptis educat orbem.
Moenia si starent, vatis dum scripta manebunt,
Urbs aeterna fores, aeternum nomen haberes.
(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

Napoleon und die Napoleoniden auf der Bühne.

Die Schauspiele kämpfen gegen den Drang der Zeit an, so gut sie können, und suchen mitten unter den großen politischen Begebenheiten, welche die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich ziehen, auch ein wenig Aufsehen zu erregen, und zwar dadurch, daß sie die allgemeine Stimmung benutzen und ebenfalls politische Figuren darstellen. Napoleons Figur ist nun ziemlich abgenutzt, und darüber wird man sich nicht verwundern, wenn man erfährt, daß seit drei Monaten jeden Abend drei bis vier Napoleons aufmarschiren und das Publikum eine Stunden lang beschäftigen. Es kann unter diesen Napoleons nach Belieben wählen; will es einen kleinen, heitern, so besucht es die Vaudevillertheater, welche dergleichen auftreten lassen. Zieht es eine Reihe von dramatischen Bildern vor, welche sein Auge erghen und seinen Geist nicht sehr spannen, so geht es zum Cirque olympique und bekommt hier achtzehn Gemälde, eines schöner und prachtvoller als das andere, zu sehen, und hat einen ganzen langen Abend daran zu schauen. Wünscht es einen idealen Napoleon, der noch weit größer ist als der wirkliche, und an dem die Flecken des wahren Porträts verwischt sind, so geht es ins Odeon; hier wird das Stück des Dichters Alex. Dumas, Verfassers der „Christine zu Fontainebleau," dargestellt. Seitdem nun die Hauptfigur jener für Frankreich, oder vielmehr für das französische Kriegsheer so ruhmwürdigen Zeit so sehr verbraucht ist, haben sich die Dichter an die Nebenfiguren aus jener Zeit und diese zu den Helden ihrer Schauspiele gemacht. So hat man nun einen Murat, eine Josephine, und in einem andern Stücke sogar Josephine und Marie Louise, einen Marschall Brune und besonders Bernadotte durch die sogenannten Royalisten, eine Mad. Lavalette, deren Urbild noch lebt, aber leider im Irrenhause sitzt, und andere dergleichen berühmte oder berüchtigte Personen mehr. Dieser großen dramatischen Galerie, deren Aufstellung außerordentliche Kosten verursacht hat, wurde neulich der Untergang gedroht, da der Minister des Innern den Kammern ein Gesetz vorlegte, welches den Theatern verbot, Personen vor dem 25sten Jahre nach ihrem Tode auf die Bühne zu bringen, und ihnen die Nothwendigkeit auferlegte, die Erlaubniß der Familien dieser Personen einzuholen. Was wäre aus dem nie so vielen Pracht ausgestatteten Napoleons und Napoleonischen Anverwandten geworden, wenn dieses Gesetz sogleich zur Ausführung gekommen wäre? Einige Theater hätten vielleicht bankerott werden müssen, wenn man sie gezwungen hätte, die prächtigen Garderoben ins Kleidermagazin zu legen. Ein glückliches Gestirn waltete aber über den Theatern; das Gesetz wurde nämlich zu einer Zeit vorgelegt, da weit wichtigere Gegenstände als Theaterfachen die gesetzgebende Kammer beschäftigten; das Theatergesetz ward auf eine Zeit verschoben, wo man von den großen Staatsfachen frei sein werde, und da es damit noch lange dauern wird, so haben die Theater Zeit, ihren Napoleon, dessen Marschälle, Hofdamen und Frauen bis auf den Grund auszunutzen. Das Theater zur Porte St. Martin hat seinen Napoleon nun grade 11mal aufgeführt und will ihn daher jetzt ruhen lassen. Indessen nun die meisten Theater lauter neuere Geschichte dramatisch darstellen, sieht das Théatre français, sonst die Zierde und der Rhythm der Pariser dramatischen Kunst, seinen Saal vom andauernden Publikum verlassen. Vergebens spielt man ihm Molière's, Corneille's, Voltaire's und Racine's Meisterstücke; vergebens gibt man, um es zu vergnügen, die ausgewähltesten Lustspiele des vorigen Jahrhunderts; die Leute thun, als ob sie vom Daseyn des Théâtre français keine Kunde hätten, und laufen zu den achtzehn dramatischen Gemälden des Cirque olympique.

(Der Beschluß folgt.)

Aus der Schweiz, März.

(Beschluß.)

Die Alpenpässe.

Die Straße über den Brenner steht mit den Bündnerstraßen nur für entfernte Punkte zu Konkurrenz, wie z. B. für die Verbindung von Augsburg und München mit, Mailand und dem südwestlichen Italien, indem für den Verkehr jener Plätze mit dem östlichen Theil der Halbinsel die Bündnerstraßen auf keinen Fall in Anzug kommen können.

Zwei Hauptergebnisse bieten sich in Folge dieser Vergleichung dar.

Vorerst ist der geographischen Lage und örtlichen Beschaffenheit nach augenscheinlich, daß für allen Waarenhandel zwischen ganz Italien und den sämmtlichen Plätzen der nordöstlichen Schweiz, so wie den in gleiche Linie einpassenden entfernteren Bezirke, die drei schweizerischen Centralalpenpässe über den Gotthard, den Bernhardin und die Churer und Kleiner Doppelstraße, die zwei letztern überdieß für den Verkehr von Lindau, Kempten, Augsburg und München mit Mailand, besonders aber mit Genua, bei weitem die vortheilhafteste Richtung darbieten; daß dann unter diesen drei Straßen wieder die der Natur den Verkehr von Basel mit ganz Italien vorzugsweise dem Gotthardspaß, den Verkehr von Zürich mit Genua beiden Bellenzerstraßen, mit Ausschluß der Kleinerstraße, mit Mailand der Gotthards- und der Kleinerstraße, mit der adriatischen Küste ausschließlich der Kleinerstraße angewiesen habe; daß, wenn dessenungeachtet die Savoyer- und mehr noch die Tyrolerstraßen auch in dem, jenen drei Centralpässen angewiesenen Bereich als furchtbare Mitbewerber auftreten, wenn auch unter diesen letzten das von der Natur vorgezeichnete Verhältniß nicht obwaltet, die Schuld größtentheils und fast einzig an unverhältnißmäßigen Kosten und an lästigen Mißbräuchen liegt. Sodann seyen zwar die an den benannten drei Centralalpenpässen unmittelbar und mittelbar Betheiligten einander als Konkurrenten gegenüber und suchen sich gegenseitig den Transithandel zu entziehen; dessenungeachtet liegt auch für sie Alle ein gemeinschaftliches Interesse in der Erleichterung des Verkehrs zwischen Genua und dem Innern des Festlandes über die Alpen, weil von dem Augenblick an, da die Kolonialwaaren mit geringern Kosten aus jenen Freihafen bis nach Zürich und Lindau geliefert werden könnten, als jetzt nur bis Chur, der dortige Waarenhandel und somit der, unter die drei Richtungen zu vertheilende Verkehr ganz gewiß sehr bedeutend zunehmen müßte.

Als die alten Saumstraßen durch Granitbauen einen Grad von Schlechtigkeit erreicht hatten, der den Transit ganz zu entfernen drohte, wollte das Bündner Volk lieber eine große Anstrengung zu einem neuen Bau machen, als durch Ausbesserung der alten Straßen dem Uebel nur augenblicklich wehren. Ist der Entschluß in der Folge von einem einzigen Unbefangenen bereut, ist er nicht je länger, je entschiedener von der Volksstimme selbst gebilligt, gesegnet worden? Bündens jetzige Transiteinrichtungen stehen gegen diejenigen anderer Staaten in seinem bessern Verhältnisse, als der schlechte Saumweg gegen die breite Kunststraße; dennoch beginnt man sich fortwährend mit unparteiendem Fleiß zu verbessern. Sollte nicht auch jetzt ein neuer Bau nöthig seyn und in der Folge von der Volksstimme selbst gebilligt, gesegnet werden?

Beilage: Literaturblatt Nr. 38.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 87.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 12. April 1831.

J'ai fait un peu de bien, c'est mon meilleur ouvrage.

Voltaire.

Genthod, Ferner und Coppet.

(Fortsetzung.)

Es gibt Leute, die behaupten, der Voltairius habe unter der Hand diese eitle Inschrift selbst angegeben, denn gemacht hat er sie wohl nicht in eigener Person, da er kein besonderer Lateiner war, was ihm jedoch nicht zum Nachtheil gereicht.

Er lebte wie ein Fürst in Ferner mit seinen zwei- bis dreimalhunderttausend Franken Einkünfte, zumal ihn thörichter Luxus, Hofschranzen, Maitressen, Jagd, Hunde, Pferde und ein Heer von Lakayen, nichts kostete. Er hatte ein einspänniges, mit Wachstuch überzogenes Pirutsch, bespannt mit einem alten verständigen Roß, in dem er nach Genf fuhr, wo noch mehrere Leute leben, die ihn in diesem Aufzug gesehen haben. Er verwendete all sein Geld auf Wohlthun und verständigen Lebensgenuß.

Von Ferner aus erhob sich Voltaire gegen den Tod des unglücklichen Admirals Bing, und seine treffenden Worte wiederhallten überall in Europa. Noch mehr war dieß der Fall mit Calas. Dieser schwache, kränkliche Greis wurde angeklagt, seinen eigenen Sohn umgebracht zu haben, und in Folge eines oberflächlichen Erkenntnisses gerädert. Seine Familie flüchtete nach Genf. Hier lernte sie Voltaire kennen und übernahm sogleich die Vertheidigung des unglücklichen Schuldlosen und seiner verwiesenen Familie; er sprach so überzeugend, trefflich und laut, daß der Spruch des Parlaments von Toulouse kassirt wurde und der unglücklichen Familie wenigstens Ehre, Vaterland und Vermögen zurückgegeben werden mußten. Cicero rettete durch seine Rede den Pompejaner Ligarius vom Tod, zu dem ihn Cäsar, Roms und der Welt Herr und sein persönlicher Feind, verdammt hatte, weil er in der Schlacht mit den Waffen in der Hand gefangen worden war. Dieß ist unstreitig der Triumph der antiken Beredsamkeit. Derselbe ist aber auch einzig in der Geschichte, überdieß war die Beredtsamkeit Ciceros Talent, sein Acker und Pflug, und der Redner hatte die höchsten Staatswürden begleitet, war Konsul gewesen und lebte in großem Ansehen in Rom. Sein Wort war also auch in dieser Beziehung von Gewicht und Bedeutung. Wie ganz anders war dieß bei Voltaire! Wie er für Calas und seine Familie auftrat, lebte er verbannt und weit entfernt vom Hof und der Hauptstadt, aufs Land an der äußersten Grenze des Reichs zurückgezogen, ohne Titel, ohne Stelle, er hatte keinen andern Einfluß als den des Genies, und doch war er durch die Gewalt des Worts die kräftigste Macht seiner Zeit. Voltaire war hier mehr als Cicero. In Ferner nahm er den verwiesenen Delille gastlich auf, hier schrieb er seine beredten Vertheidigungen und Apologien Marmontels, Martins, Lally's, la Barre's und der Wittwe Montbailly, die er vom Tod rettete. In Ferner nahm Voltaire die arme Enkelin Corneilles an Kindesstatt an und gab ihr neunzigtausend Franken Mitgift; hier unterstützte er einen Bauer aus Sassoner mit dem nöthigen Geld, um wegen eines strei-

Digitized by Google

tigen Grundsätzes gegen ihn selbst prozessiren zu können, wiewohl Voltaire schon ein günstiges Urtheil für sich hatte, das aber der Bauer durch Appellation umwerfen wollte und wirklich umwarf. Voltaire erfuhr das neue Urtheil früher als der Bauer, setzte sich in sein Pirutsch und fuhr nach Sassenet, um es seinem Gegner anzukündigen. In Ferner antwortete er seinem Rechtsanwalt, der wegen einer Schuld von siebentausend Franken einen Bauer auspfänden lassen wollte, die schönen Worte: „Es mag um das Geld seyn! verliert man doch nie beim Allmosen, wenn ein Vater seiner Familie, ein nützlicher Bürger dem Staat erhalten wird.“ In Ferner that auch sonst Voltaire viel im Stillen wohl.

Warum hat das Andenken an Voltaire nicht blos solche Erinnerungen? Warum flechten sie sich nicht rein in seinen Dichterkranz? Was brauchte er nach dem traurigen Ruhm eines alles Heilige mit Füßen tretenden Philosophen und eines schmutzigen Poeten zu geizen, der das schönste Bild seiner Nation in den Koth trat? Was brauchte er das Haupt einer Parthie zu werden und niedriger Leidenschaft seine spätern Jahre hinzugeben, wo schon sein Alter und seine grauen Haare eine würdige Stellung erheischten? Wer auch im Dictionnaire encyclopédique, in der Pucelle, in seinen kleinen Romanen und in seiner Korrespondenz überall schöne Sprache und witzige Haltung findet und bewundert, dem entgeht doch nicht das Oberflächliche und Herzlose seiner Darstellung, und daß es leichter ist, niederzureißen, als aufzubauen. Aber nur in Ferner hat Voltaire das Niedergerissene besser wieder aufgebaut. In seinen immer scherzhaften und witzigen philosophischen Werken dringt doch auf allen Seiten die mühsam unterdrückte üble Laune hervor. Sein Scherzen ist nicht aufrichtig, und darum bringt er zwar durch seinen reichen Witz zum Lachen, wahren Frohsinn des Herzens kann er aber nicht erregen. Seine affektirte Bonhommie ist mir wenigstens sehr zuwider. Da ist mir eine Seite von Jean-Jacques lieber, denn, wenn sie auch überspannt ist, so spricht doch Wahrheit und volles Gefühl daraus. Darüber war Voltaire auf den armen Genfer neidisch und wurde nicht müde, ihn mit Lüge, Verläumdung und Spott zu verfolgen. Sein ganzer Geist und Witz reicht aber nicht hin, um zu verdecken, was seine Theorien und Lehren Trauriges und Untröstliches hatten. Er möchte dem Volk mit Teufelsgewalt seinen Glauben an Gott und an ein höheres Daseyn nehmen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Bettler.

(Fortsetzung.)

Als ich am folgenden Morgen erwachte, traten mir die Begebenheiten des gestrigen Tages wieder in ihrer ganzen Abscheulichkeit vor die Seele, aber mein Blut war kälter, und ich beschloß, vor allen Dingen nichts ohne den Rath eines erfahrenen Mannes zu thun. Im Begriff, mich anzuziehen, um einen Rechtsgelehrten aufzusuchen, überlegte ich eben, wen ich wählen sollte, als ein Diener der Polizei zu mir eintrat und mir ein versiegeltes Kabinetsschreiben überreichte, das ich hastig erbrach. Es enthielt den Befehl, binnen vier-und-zwanzig Stunden Paris zu verlassen und mich nie ohne ausdrückliche Contreordre dieser Hauptstadt in einem Umkreise von fünfzig Lieues zu nähern. Diese plötzliche Verbannung öffnete mir die Augen; ich sah, daß hier mächtige Personen mit im Spiele seyn mußten, und beschloß, das tiefste Schweigen über mein unerklärliches Abenteuer zu beobachten, da es das einzige Mittel war, meinen guten Namen vor Schande zu bewahren. Noch an demselben Tage reiste ich ab, und ob ich gleich Niemanden meinen neuen Aufenthalt anvertraute, so wurde mir doch mein Einkommen zu rechter Zeit aus der königlichen Kasse ausbezahlt. Da ich es nicht zurückweisen konnte, ohne Aufsehen zu erregen, so beschloß ich, es gänzlich zum Besten meiner Familie zu verwenden.

Ich hatte mich in Valogne niedergelassen, dem Hauptversammlungsorte des Adels in der Basse-Normandie, wo es daher auch nicht an allen den Thorheiten fehlte, welche die Sucht, vornehm zu thun, erzeugt. Anfangs hielt ich mich ferne von den Kreisen meiner Standesgenossen, und lebte länger als ein Jahr wie ein Einsiedler; als jedoch auch einige meiner Kriegskameraden sich daselbst ansiedelten und meinen Umgang suchten, durfte ich mich nicht ausschließen und war genöthigt, mich dann und wann in größern Gesellschaften sehen zu lassen. So befand ich mich eines Abends in dem zahlreichsten und ansgesuchtesten Zirkel der Stadt, als ein Offizier sich mir vorstellen ließ und mich mit den Worten anredete: „Sie heißen de Flasselles, mein Herr; wären Sie vielleicht mit der Marquise de Flasselles verwandt? Das ist eine Dame, die ungeheures Ansehen hat und eine sehr wichtige Rolle spielt. Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie mich ein bischen bei ihr protegiren wollten, denn ich brauche Protektion.“ Die Aeußerung dieses Zudringlichen erfüllte mich mit Wuth und Verwirrung, doch verbarg ich meine Gefühle, so gut ichs vermochte, und erwiederte ihm kalt: „Es ist möglich, mein Herr, daß ich mit der Dame, von der Sie reden, verwandt bin, ohne es zu wissen; doch ist in unserer Familie kein Marquisat, und wir stammen aus der Normandie.“ — „Ganz recht,“ entgegnete er lebhaft, „dort ist auch der Gemahl der Marquise zu Hause. Das muß ein närrischer Kauz seyn. Nachdem er den Schritt gethan, sich mit der Maitresse eines großen Herrn zu verehelichen, ist er thöricht genug, die daraus für ihn entspringenden Vortheile nicht zu benutzen, sein-

Digitized by Google

dern hat sich freiwillig verbannt und soll, wie man sagt, gleich einer Pflanze in einem entlegenen Winkel des südlichen Frankreichs vegetiren. Es ist eine rechte Thorheit von ihm, nicht einmal die Früchte einer solchen Aussaat erndten zu wollen und seine Frau Gemahlin zu dem benutzen, wozu sie gut ist, zu einer ergiebigen Geldquelle nämlich."

Mich erstickte fast der Zorn, als ich diese Worte vernahm, und die glühendste Röthe wechselte mit Todesblässe auf meinem Gesichte, was jedoch der Schwätzer, mit dem ich zu thun hatte, glücklicherweise nicht zu bemerken schien. Ich sammelte mich und erwiederte nach einer Pause: „Sie drücken sich, glimpflich gesagt, sehr unvorsichtig aus; Sie können ja nicht wissen, in wie fern jenes Verhältniß auch mich berührt, und ob es mir nicht sehr schmerzlich ist, es so beurtheilt zu sehen." — „Entschuldigen Sie," antwortete er gutmüthig, „ich habe nicht im geringsten die Absicht gehabt, Sie mit meinen Reden zu verletzen; dergleichen Dinge sind ganz gewöhnlich in unsern Tagen, und ich war hier nur das Echo von halb Paris." — „Lassen Sie uns davon abbrechen," entgegnete ich trocken, „dort wird gar viel geschwatzt." — „Ja," erwiederte er, „aber auch viel gethan, von dem eben nicht immer gesprochen wird."

Nachdem ich mich bemüht hatte, die widrigen Gefühle in meinem Innern, welche während dieser Unterredung sich meiner bemächtigt hatten, zurückzudrängen, verließ ich die Gesellschaft, in welcher der Zufall mir völlige Aufklärung über mein bisher mir unbegreifliches Abenteuer gegeben hatte. Es war mir jetzt ein Räthsel, wie ich so lange das Rechte hatte verfehlen können und mir eher alles andere, nur nicht eine solche Entwicklung gedacht hatte. Unfähig, länger dem Zorn zu widerstehen, den der Gedanke, meinen guten Namen auf eine schändliche Weise mißbraucht zu sehen, in mir erregt hatte, beschloß ich, allen Gefahren zu trotzen und nach Paris zu eilen, um durch meine Gegenwart jener Schmach ein Ende zu machen, auf eine Weise, die ich aus dem einzigen Grunde für möglich hielt, weil sie ehrenvoll und rechtmäßig war. Wie wenig kannte ich doch die Welt!

(Die Fortsetzung folgt.)

Ethnographische Notizen.

Kund und zu wissen sey, sagt der chinesische Strafkodex, wer sich unterfängt, in der Citadelle, den Gärten oder Pallästen Seiner Majestät des Selbstherrschers im himmlischen Reiche des juste milieu sich blicken zu lassen, verliert das Bürgerrecht, wenn er es hat, und wer da in das Wohn- oder Speisezimmer des Kaisers tritt, kann nichts weiter erzählen, denn er wird zuvor strangulirt. Das kaiserliche Gefolge darf den Fürsten keinen Augenblick verlassen, sonst wird es gepeitscht, und geschieht es auf einer Reise, strangulirt. Die für den besondern Gebrauch des Kaisers vorbehaltenen Landstraßen, Brücken und Fußwege dürfen von sonstigen Fußgängern und Reitern nur dann betreten werden, wenn sie eine Tracht Schläge bekommen wollen. Bei kaiserlichen Reisen werden alle Offiziere und Soldaten, die nicht zu seiner Begleitung gehören, ersucht, ihm aus dem Wege zu gehen, wenn sie nicht strangulirt seyn wollen, und es wird „gnädigst" vergönnt, daß, wenn Se. Maj. irgendwo unerwartet eintrifft, man sich blos mit dem Gesicht auf den Boden zu werfen hat, bis nichts mehr zu sehen ist. Will Jemand eine Supplik überreichen, so kann er sich am äußersten Rande der Straße zu Boden werfen. Bricht er durch die Linie des Gefolges hindurch, so kommt es darauf an: ist seine Klage gerecht, so thut man ihm nichts, ist sie grundlos, so wird er strangulirt.

Die Befehlshaber des Heeres dürfen nicht ohne vorläufige hohe Erlaubniß mit den Truppen aufbrechen, außer wenn eine Empörung jeden Verzug schädlich macht. Wer dagegen handelt, bekommt hundert Stockprügel und wird verbannt. Wenn ein Oberfeldherr die bereits unterjochten Rebellen plündert oder so sehr unterdrückt, daß sie in die Wüste laufen wollen, so wird besagter Oberfeldherr enthauptet. Wenn ein Regierungsbeamter durch Druck und gesetzwidriges Verfahren die Unterthanen zum Aufstande reizt, und sie ihn aus der Residenz jagen, so wird er mit dem Tode bestraft. Wenn Soldaten gegen die Kriegszucht freveln, so büßen ihre Offiziere dafür; wenn ein Soldat sich vergeht, bekommt der Sergeant 40 Stockprügel, wenn 5 einen Fehler machen, schlägt man den Hauptmann, wenn 10, den Obristen, wenn 50, den General. Wenn ein Offizier privatim Soldaten als Bedienten braucht, bekommt er Schläge. Deserteurs werden zum erstenmal geschlagen, zum zweitenmal strangulirt. Kommen sie aber binnen hundert Tagen zurück, so geben sie frei aus.

Niemand darf ohne Paß über die Grenze eines Bezirks; gewisse Waaren dürfen nicht über die Grenzen der einzelnen Provinzen; wer sich mit Fremden einläßt, wird strangulirt; wer Landeserzeugnisse oder Erfindungen ausführt, desgleichen fremde Spione erleiden den Tod. Der Beamte, der eine an die Regierung gerichtete Klagschrift nicht besorgt, wird mit dem Tode bestraft. Das Gesetzbuch bemerkt ausdrücklich, dieser Artikel habe zum Zweck, daß die obern Beamten die Beschwerden ihrer Untergebenen nicht in die Tasche stecken. Den Schenkwirthen ist verboten, den zu einer Gesandtschaft gehörigen Fremden etwas zu verkaufen oder abzukaufen. Die Anzahl der Personen, welche als Gefolge einer Gesandtschaft ins Land kommen dürfen, ist durch das Gesetz beschränkt, und von mehreren Nationen nimmt man gar keine Gesandten an.

Digitized by Google

Die letzten Nachrichten aus Peking, vom 1. Mai 1830, sagen im Wesentlichen Folgendes: Was jetzt den öffentlichen Geist am meisten in Unruhe setzt, ist der Mangel an Regen. Regierung und Volk fasten und beten, um den Himmel zum Regnen zu bewegen. Der kaiserliche Koch hat eine Bittschrift eingereicht, man solle eine Untersuchungskommission niedersetzen, um zu entscheiden, was es auf sich habe, daß er den Küchenzettel zu spät eingereicht; der Souverän hat ihn zu begnadigen geruht. Die Obrigkeit von Canton hat unlängst durch öffentlichen Anschlag die unziemlichen öffentlichen Anschläge verboten, allein vergebens. Das Canton Register beklagt sich über die revolutionären Umtriebe.

Man schreibt aus Australien: In Van Diemens Land ist ein Streit zwischen den Journalen und der Geistlichkeit ausgebrochen. Der Prediger Macarthur hat sich auf der Kanzel beklagt, daß gewisse Leute, anstatt in die Kirche zu gehen, ihre Zeit mit dem Lesen des Zeitungsplunders verlieren. Wahr ist es, das Journal the Tasmanian hatte gegen die Beredtsamkeit Herrn Macarthurs gesprochen.

Man erinnert sich vielleicht des berühmten Lexikographen und Fürsten von Oude, der vor einigen Jahren dem Herrn von Hammer ein Exemplar seines Werkes zugeschickt hat. In dem Lande dieses indischen Fürsten sind Unruhen ausgebrochen, und da im letzten Oktober das Prinzip der Nichtintervention in Indien noch nicht bekannt war, so marschirten alsbald brittische Truppen hin, um den früheren status quo aufrecht zu halten, allein bei Abgang der Post war noch nichts entschieden.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

(Beschluß.)

Nach des Théâtre français. Neue Theaterschäze.

Die armen Schauspieler, welche sich Comédiens du Roi nennen, spielen die chefs d'oeuvre dramatiques, die jeder wohlerzogene Franzose in seiner Bibliothek besizt, vor leeren Bänken und Logen, und müssen mit Aerger vernehmen, wie alles den andern Theatern zuströmt, um ein übelgerathenes historisches Schauspiel aus der neuern Zeit zu begaffen, und laut gegen alle reizenden Einladungen der sogenannten Nationaltribune bleibt. Die Folge davon ist, daß die Kasse dieses Theaters eine schrecklich Leere darbietet; und da die Schauspieler keine Muster von guten Hautboldtern sind und in Zeiten des Ueberflusses nicht sehr daran gedacht haben, daß Corneille und Racine sie einmal im Stiche lassen könnten und es gut sey, einen Sparpfennig zu haben, so sind sehr betrübte Dinge für sie daraus erwachsen. Einer der besten Schauspieler hat mit seiner Familie aus Paris flüchten müssen, um vor seinen Gläubigern sicher zu seyn; nur wenn er zu spielen hatte, kam er auf den Abend in die Stadt und begab sich hernach wieder auf's Land. Man kann denken, ob ein Schauspieler in solchen traurigen Umständen aufgelegt ist, gut zu spielen. Was soll nun aber aus den armen Theater werden? Zu einer Zeit, da so viele andere dringende Staatsausgaben zu bestreiten sind, darf das Theater auf seine große Begünstigung rechnen; auch haben sich viele Stimmen wider die schweren Zulagen erhoben, die man den sogenannten königlichen Theatern zufließen läßt, und die sie doch nicht vor schlechten Erfolge schüzen; die königlichen Theater, die freilich auch weit mehr Kosten haben als die unabhängigen, sind gerade die verschuldetsten, wenn man die italienische Oper ausnimmt, die sich noch ziemlich gut fortthilft. Von den freien Theatern sind allerdings auch einige bankerott geworden, weil sie einander schaden und zu nahe beisammen stehen; allein sie brauchen doch nimmer die Hülfe der Regierung anzurufen, um sich aus der Noth zu ziehen, und haben doch neue Unternehmer und neue Stücke, um das Publikum herbeizuziehen. So hat das Vaudeville jezt eine Madame Dubarry, die wahrscheinlich ohne die durch die Revolution des Juliusmonats entstandene oder vielmehr erworbene Theaterfreiheit sich nicht hätte zeigen dürfen; denn wie hätte unter Karl X. die Maitresse seines Großvaters, Ludwigs XV., auf die Bühne gebracht werden können? Scribe hat mit seinem besten Gehülfen Bayard ein lustiges Vaudeville aus seinem „deutschen Hofe" gemacht. Ueberhaupt hat es Scribe gern mit den kleinen Höfen Deutschlands zu thun. Er findet hier neuen Stoff, und die Sitten, Verwirrteile und Mißbräuche in den kleinen Staaten scheinen ihm etwas Pikantes für die Pariser. In dieses Vaudeville hat er sogar etwas Geschichtliches aus dem merkwürdigen Jahre 1830 hineingebracht, nämlich ein Volk, welches eine Verfassungsurkunde verlangt, und eine Favoritin, gegen welche das Volk aufgebracht ist. Ein anderer Dichter hat ein rührendes und sentimentales Vaudeville aus der Geschichte des Mädchens gemacht, welches, um ihre Mutter vom Hungertode zu retten, ihre Ehre aufopfert; das Stück heißt die „Bettlerin," und verursacht jeden Abend nasse Augen und nasse Schnupftücher in Menge; ein Triumph, über den sich der Dichter freut und der den Zuschauer lachen macht. Noch ein anderer Dichter hat einen „Junggesellen oder Laster und Armuth" in diesem Tone geschrieben, und ein vierter „Zuliette." Vaudeville in einem Aufzuge. So wie Scribe einen deutschen Aufstutz, freilich einen gelinden, wie man sie in Deutschland erlebt, dargestellt hat, ist es einem spanischen Dichter eingefallen, Riego's Versuch, Sevilla vom Joche der Priester und der Camarilla zu befreien, an eine Liebesintrigue zu knüpfen. Ob dieses Stück, wozu ein spanischer Tonsünstler, Gomis, die Musik gesezt hat, irgendwo in der Originalsprache aufgeführt worden ist, weiß ich nicht; in Spanien selbst wohl schwerlich. Man hat diese komische oder komisch seyn sollende Oper aus dem Spanischen ins Französische übersezt, und auf der hiesigen Operettenbühne unter dem vielsprechenden Titel gegeben: „der Teufel zu Sevilla;" statt des Teufels schleicht sich aber zuweilen die Langeweile in den Saal; nur Gomis Musik, die leinenswegs von gewöhnlichem Schlage ist, weckt die Zuschauer auf. Dazu kommt, daß man in Frankreich an den außerirdischen Spanien befindlichen Spaniern, worunter in der That sich viele ausgezeichnete Männer befinden, unsre vielleicht, als in Spanien selbst, lebhaften Antheil nimmt. Sehr interessant war im Sommer vorigen Jahres, kurz vor dem Ausbruche der Revolution des Juliusmonats, die erste Aufführung des heroischen Schauspiels Aben Hameya, von dem Staatsmanne Martinez de la Rosa, wozu jener Gomis auch einige Musikstücke gesezt hatte. Hier war der Kern der spanischen Männer von Talent und Freisinn beisammen; hier äußerten sie ihre Hoffnungen und ihre Freude gemeinschaftlich, und schienen den Parisern beweisen zu wollen, daß Spanien in seiner tiefen Erniedrigung doch noch Geister besizt, die eine edlere Bestimmung kennen, als vor dem Throne zu kriechen und vor den Mönchsklöstern die Mittagsköpfe zu erbetteln.

De.

Beilage: Kunstblatt Nr. 29.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 88.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 13. April 1831.

— Hätt' es Gott gefallen,
Durch Trübsal mich zu prüfen; hätt' er Schmach
Und Elend auf mein nacktes Haupt geregnet,
So fänd' ich noch in einem Herzenswinkel
Ein Trösten von Geduld. Doch mich zu machen
Zu einem Standbild für die Zeit des Hohns,
Mit unverrücktem Finger drauf zu deuten!

Shakespeare.

Der Bettler.

(Fortsetzung.)

Kaum in der Hauptstadt angekommen, hatte ich auch keine Ruhe mehr, so mächtig herrschte mein Gefühl in mir vor. Ohne Zögerung spürte ich dem verderbten Wesen nach, das meinen Namen unverdienter Schande Preis gab. Es ward mir nicht schwer, das verruchte Weib aufzufinden; nur zu bekannt war seine Lebensweise. Die einzige Klugheitsmaßregel, welche ich für nöthig erachtete, bestand darin, mich in dem Hôtel, wo ich abgetreten war, anders zu nennen, als ich wirklich hieß. So kam es, daß ich unbemerkt von der Polizey blieb; denn sonst würden meine Gegner gewiß nicht unterlassen haben, allen meinen Unternehmungen dadurch zuvorzukommen, daß sie sich so schnell wie möglich meiner Person versicherten. Sie hatten ja die volle Macht in ihren Händen. So verflossen mir zehn Tage im Schwanken und in der Unschlüssigkeit, wie ich die Sache beenden sollte; endlich führte mich eines Morgens der Zufall vor dem prachtvollen Hôtel, das auf eine so schimpfliche Weise mit meinem gestohlenen Namen prangte, vorbei. Mein Blut kochte bei dem Anblick, und ohne mich zu besinnen, eilte ich hinein. Der Schweizer hielt mich im Thorwege auf; ich fragte dringend nach der Marquise de Flasselles, denn diesen Titel hatte sich, Gott weiß mit welchem Rechte, die Schändliche beigelegt.

„Laßt solche Beiwörter weg," unterbrach ihn hier plötzlich die Aebtissin, die bisher aufmerksam, doch, wie es schien, mit geheimem Widerwillen, zugehört hatte. „Laßt solche Beiwörter weg," wiederholte sie, „ich liebe dergleichen nicht; fahrt in dem ruhigen Tone fort, in dem Ihr begannt."

„Verzeiht, hochwürdige Frau," erwiederte er; „so oft ich auch jene Scene mir zurückrief, so bin ich doch noch immer nicht Herr über die Gefühle geworden, die das Andenken an dieselbe in mir erweckt, obgleich schon so lange Jahre dazwischen liegen. Es ist jetzt zweifach Unrecht von mir, mich bei dieser Gelegenheit gehässigen Gesinnungen hinzugeben; mein Alter und Eure Gegenwart, der das Ganze ja so fern steht, wie das Meer dem Monde, sollten mir allerdings Fesseln angelegt haben; aber leider klopft mein Herz mitunter noch jugendlich heftig. Entschuldigt es dieses Mal, ich werde im weitern Verlaufe streng über mich wachen." — „Das erwarte ich von Euch," entgegnete die Aebtissin. Eugen fuhr fort. „Ich schützte bei dem Portier eine wichtige Angelegenheit vor; er zeigte mir stolz das Vorzimmer, in das ich mich eilends begab. Hier fand ich einen Lakaien, dem ich mein Anliegen wiederholte; er wies mich vornehm und verächtlich zurück, wurde jedoch geschmeidiger, als ich ihm ein Goldstück in die Hand drückte, versprach, mich zu melden, ging fort und ließ mich auch nur eine halbe Stunde warten, die mir sehr langsam verfloß, da mich die Furcht quälte.

Digitized by Google

erkannt worden zu seyn. Endlich kam er zurück und führte mich in ein anderes Zimmer, mit dem Bedeuten, seine Gebieterin werde sogleich erscheinen.

Die seltsamsten Empfindungen wechselten während dieser kurzen Zeit in meiner Seele, doch hatte ich mich hinreichend gefaßt, um ihr mit Ruhe entgegen treten zu können, als sie kam. Sie bemühte sich, Würde und Wohlwollen zu affektiren, da sie in mir einen Bittenden vermuthete, der ihres Schutzes bedürftig sey. Aber kaum erblickte sie mich, als sie sich auch schon meiner Züge erinnerte und nicht im Stande war, ihre Verwirrung zu verbergen. „Welche Ueberraschung!“ rief sie; „wer hätte Sie je hier erwartet, mein Herr! was führt Sie her?“ — „Die Ehre,“ erwiederte ich mit ernstem, ruhigem Ton; „aber wenn ich mich nicht irre, so wird sie hier in diesen vergoldeten, schön geschmückten Zimmern schwerlich zu finden seyn. Man hat hier meine Unerfahrenheit gemißbraucht, mich um meinen guten Ruf betrogen, meinen unbescholtenen Namen gebrandmarkt!“ Diese Anrede hatte sie nicht erwartet, das Gefühl ihrer Schuld lähmte ihre Zunge und sie suchte vergeblich nach Worten. „Denk' Du, Schändliche,“ rief ich heftiger aus, „daß ich diese Schmach gutwillig dulden werde? Ich verlange meine befleckte Ehre, meinen geschändeten Namen von Dir zurück, oder ich werde Dich mit dem Gesetz zwingen, Deine und meine Schande in einem Kloster zu verbergen. Das Recht ist auf meiner Seite, und ich trotze Deinem Verführer und seinen Helfershelfern, so lange ich noch Kraft habe, meinen Arm zu heben. Ich verlange Deinen Entschluß auf der Stelle.“

„Wir wollen hier für heute schließen,“ sagte die Aebtissin mit unsicherem Tone; „ich habe einst eine ähnliche Scene erlebt, das heißt, ich war dabei zugegen, und die Erinnerung daran weckt Gefühle in mir, die zu quälend sind, als daß ich bei meiner wankenden Gesundheit mir erlauben dürfte, sie wieder in vollem Maaße auf mich einwirken zu lassen.“ Eugen blickte sie verwundert und fragend an, sie aber winkte ihm still mit der Hand, er möge sich entfernen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Genthod, Ferner und Copper.

(Fortsetzung.)

Voltaire raubt dem Volk Alles, was ihm tröstend und aufrichtend seyn kann, und was gibt er ihm dagegen? Nichts als das, was er Enttäuschung nennt. Wenn diese aber gerade Täuschung wäre? Man sieht aus all seinen Worten, wie er sich vor solch einem höhern Daseyn fürchtet und sich polypenartig ans Läugnen klammert; denn in einem solchen Daseyn — das fühlte er wohl — wäre es mit Allem aus, was ihn hier unten auszeichnete und hochstellte. Witz, Spott, encyklopädischer Geist, Sprach- und Versetalent, Reichthum, Titel, Gunst der Großen, was wird aus alle dem in einem höhern Seyn? Ich möchte beinahe denen beistimmen, die behaupten, seine ganze Philanthropie und Wohlthätigkeit sey nichts gewesen, als Theaterstreich, die den Leuten in die Augen fallen, gelobt werden und dadurch seiner Eitelkeit dienen sollte. Dieß ist um so glaublicher, da Voltaire rauh und herzlos handelte, wenn seine unbändige Eigenliebe und seine Herrschsucht nur im Geringsten ins Spiel kamen. Dann war auf einmal alles Wohlthun und alle Mildthätigkeit vergessen, und der Philosoph zeigte sich in seiner ganzen Härte und Schärfe. Als der arme Rousseau flüchtig, verbannt, verkannt und in Mangel herumirrte, was that da Voltaire, von dem Jean-Jacques immer mit so hoher Achtung gesprochen hatte? Vor er ihm vielleicht in seinem Reichthum und auf seinem weitläuftigen Besitzthum Zuflucht und Unterstützung, oder Verwendung bei seinem vielseitigen Einfluß in Paris an, wie wohl so manche andere thaten? Nein, er fiel mit doppelt bissigem Ingrimm, mit Witz und Spott, mit falschen Beschuldigungen, ja mit einer Art von Wuth über ihn her, und prophezeite, der Genfer werde mit Schimpf und Schande enden. Und warum dieß Alles? weil Rousseaus Talent und Ruf ihm unendlich zuwider war, und weil er mit Recht fürchtete, daß sein Ruhm durch den Genfer verlieren könne. Darin hat er sich nun freilich nicht geirrt.

Wir schließen diese Bemerkungen über Ferner mit einigen Anekdoten, die da vorfielen, und die Voltaire, wie wir ihn dargestellt haben, scharf bezeichnen. Ganze Schwärme von Fremden kamen täglich an und in sein Haus, um ihn zu sehen; aber der Patriarch war so klug, dieß Glück nur wenigen zu gestatten, um sie in Athem und bei Appetit zu erhalten. Unter diesen Zudringlichen war auch einer, der, ohne weiter anzufragen, wie wenn er ins Haus gehörte, durch das eiserne Gitterthor gerade ins Schloß trat und durch den Vorsaal auf einen Bedienten losging, der vor dem Kabinet seines Herrn beschäftigt war, während Voltaire drinnen arbeitete. Nun begann zwischen den dreien folgendes komische Gespräch: „Sie können nicht hinein, der Herr ist in seinem Kabinet beschäftigt und empfängt Niemanden.“ — „Sagen Sie, was Sie wollen, ich muß hinein.“ Voltaire, aus seinem Kabinet laut rufend: „Sagt ihm, daß ich nicht zu Haus bin.“ — „Aber wenn ich doch seine Stimme höre?“ — „Dann sagt ihm, ich sey krank.“ — „So will ich ihm den Puls fühlen, denn ich bin vom Handwerk.“ — „Sagt ihm, ich sey todt.“ — „Dann will ich ihn unter die Erde bringen, er ist der Erste nicht.“ — „Nun, der ist zäh und hartnäckig, laßt ihn nur herein. — Fürwahr, Herr, Sie müssen mich für ein recht merk-

Digitized by Google

würdiges Thier halten." — „Allerdings, für den Phönix." Voltaire, besänftigt und scherzend: „Es kostet zwölf Sous, mich zu sehen." — „Hier sind vier-und-zwanzig! ich komme morgen noch einmal." Voltaire lachte und nahm nun den witzigen und schmeichlerischen Fremden sehr gut auf. Es war Gibbon, der damals in Lausanne wohnte und hernach oft mit Voltaire zusammenkam.

Ein junger Poet auf der Nachbarschaft wollte ihm durchaus sein so eben fertig gewordenes Lustspiel vorlesen. Voltaire ging ungern daran, und hörte mit Mühe das Stück bis zum zweiten Akt an. Da wurde vorgestellt, wie man einem einen Zahn ausreißt. Kaum hatte er dieß vernommen, so sprang er schreiend von seinem Sitz auf: „Ach! Ach! Sie reißen hier den Leuten die Zähne aus! ich mache, daß ich fortkomme." Und damit lief er unaufhaltsam zum Zimmer hinaus und kam nicht wieder. Der arme Autor saß wie versteinert da.

In Genf lebte einige Zeit der Quäker Claudius Gay aus Philadelphia, und Jedermann bewunderte ihn wegen seiner tiefen Gelehrsamkeit und wegen seines einfachen Lebens. Voltaire wünschte sehr, ihn kennen zu lernen. Jedermann hatte aber seine guten Gründen, den edeln, frommen Mann nicht mit ihm in Verbindung bringen zu wollen. Endlich übernahm es doch ein angesehener Genfer, Voltaire mußte aber vorher versprechen, daß er keine Aeußerung thun wolle, die Gay mißfallen könnte. Er versprach es, und es wurde ein Mittagessen zur Zusammenkunft veranstaltet. Im Anfang war Voltaire ganz ergriffen von dem edlen Gesicht des Quäkers, voll Ruhe und Würde. Bis gegen das Ende des Mahls ging auch alles recht gut. Da kam aber das Gespräch auf die ersten Bewohner der Erde. Voltaire fing nach seiner Gewohnheit gleich damit an, über diejenigen zu spotten, die an die heilige Schrift und ihre Aussagen über diesen Gegenstand glaubten. Dieß rührte aber den Amerikaner nicht im Geringsten. Mit den schärfsten logischen Gründen und mit der größten Ruhe übernahm er ihre Vertheidigung. Voltaire sah wohl in den Gesichtern seiner Gäste, wie sehr sie sich zu Gay hingezogen fühlten, er wurde darüber immer ärgerlicher, und da er hier eine ganz neue, ihm bisher unbekannte Weise, zu streiten, sah, so unterbrach er den Quäker alle Augenblicke durch Sarcasmen und Witze, über die Niemand lachen wollte. Deßhalb wurde er noch giftiger und sagte dem Quäker grobe und beleidigende Worte. Dieser hingegen stand langsam vom Tisch auf und sagte mit großer Würde zu ihm: „Einst, Freund, wirst Du vielleicht diese Dinge besser verstehen, bis dahin verlasse ich Dich; Gott sey mit Dir." Mit diesen Worten verließ er das Zimmer und ging zu Fuß nach Genf zurück, wie er gekommen.

Große Schriftsteller und große Männer überhaupt sind wie Fackeln in der Nacht. Dünste und Nebel, die aus der Erde steigen, lassen ihre Flamme freilich größer erscheinen, aber auch bleicher und mißfärbter. Tritt man näher, so wird die Flamme wohl kleiner, aber desto lebhafter und leuchtender. So täuscht der Ruf immer mehr, bis er am Ende in der Ferne ganz kolossal wird. Besucht man aber diese berühmten Männer selbst, oder nur die Stellen, wo sie wohnten, so kommt man bald ins Reine; das rechte Verhältniß findet sich und man stellt sie auf ihren wahren Platz, nicht zu hoch und nicht zu niedrig. Zwischen den Wänden ihrer Wohnungen faßt sich der Verstand wieder; Vorurtheile, Enthusiasmus oder Haß, legen sich, und der Geist gelangt zum ruhigen Urtheil.

(Schluß des ersten Artikels.)

Seyn und Nichtseyn.

(Le Mort vivant.)

Rundgesang.

Nach Beranger.

Befängt die Langeweile meinen Sinn,
So betet für mich: ich bin hin, bin hin!
Weiß man sich aber vor Hallelujah
Und Freude gar nicht mehr zu retten, da!
Dann bin ich, bin lebhaft, leibhaftig da!

Spielt mir ein Narr mit seinem Geld Klin klin,
So betet für mich: ich bin hin, bin hin!
Doch setzt man Weine auf, und heißt's: Wer da!
Und ruft zur Klingel man ihr Alter, ja
Dann bin ich, bin lebhaft, leibhaftig da!

Verschreibt man Königen Staatsmedizin,
So betet für mich: ich bin hin, bin hin!
Weinschmeckerische Sapientia,
Will diese ihren Stoff erschöpfen, ja
Dann bin ich, bin lebhaft, leibhaftig da!

Heißt es, du mußt gen Nord zu Felde ziehn,
So betet für mich: ich bin hin, bin hin!
Doch trinkt am Feu'r, im Ofenschirmklima,
Man eines sich und andres vor, ja, ja
Dann bin ich, bin lebhaft, leibhaftig da!

Tritt einer gleich als Schöngeist vor mich hin,
So betet für mich: ich bin hin, bin hin!
Gibt aber, ohne Geist, Sabonc, sa, sa,
Grundkräft'gen Rundreim man zum Besten, ja
Dann bin ich, bin lebhaft, leibhaftig da!

Schwatzt mir ein Andächtler von Geistesgewinn,
So betet für mich: ich bin hin, bin hin!
Doch stiftet eine Brüderschaft etwa
Im Keller fromme Conventicula,
Dann bin ich, bin lebhaft, leibhaftig da!

Digitized by Google

Kommt der Herr Graf, und geht der freie Sinn,
So betet für mich: ich bin hin, bin hin!
Doch jetzt Themirchen sich mit Malaga
Zu uns noch heiter an die Tafel, ja
Dann bin ich, bin lebhaft, leibhaftig da!

Geht's ohne Trinken auf dem Strand hier ab,
So betet für mich, wie im Grab, im Grab!
Doch oft noch Anker hier zu werfen, sind
Wir mit dem Glas, anstoß'nd den besten Wind,
Lebhaft-, leibhaftig-, lustiges Gesind.

Korrespondenz-Nachrichten.

Braunschweig, März.

Die von einem Privatmann gestiftete Blindenanstalt.

Wenn dem weitgereisten Wandersmann im Hochgenuß der Kunst- und Naturwunder, die sich seinen Blicken allenthalben darboten, glückliche Jahre hingeschwunden, wenn er mit freundigem Staunen die unzähligen wohlthätigen Institute aller Länder — eben so viel Denkmäler menschlicher Eitelkeit, als frommen Wohlwollens — betrachtet hat, wie schwinden alle diese Herrlichkeiten in seiner Erinnerung, wenn sein oben noch von allen Schrecken der Elemente und einer empörten Natur getroffener Blick nun auf das einfache Hospitium von St. Bernhard fällt, und das ärmliche Asyl gewahrt, das, in seiner Demuth starr, nur vom Hauche der Liebe erwärmt, nur von Geschenken der Liebe ausgestattet, dem von aller Welt Verlassenen, von einer freudlosen Natur Geängsteten die nicht mehr gehoffte sichere Stätte bietet, gleichsam die beyloseste Kälte des eisernen Zeit zu sühnen. Mit ähnlichem Empfindungen freudigen Erstaunens hatte ich die wohlthätigen Anstalten mehrerer Länder, besonders die Blinden- und Taubstummeninstitute von Paris und Berlin gesehen, und die Resultate der wahrhaft königlichen Freigebigkeit, wie der angestrengten Bemühungen ihrer ersten menschenfreundlichen Begründer und Vorsteher bewundert, als bei meiner Ankunft in Braunschweig, einer mit den genannten kolossalen Residenzen gar nicht vergleichbaren kleinen Fürstenstadt, mein erster Blick auf die Ankündigung einer öffentlichen Prüfung fiel, die am nächsten Abend mit fünfzehn Zöglingen eines erst seit eilf Monaten bestehenden Blindeninstituts vorgenommen werden sollte.

Nicht die Natur allein bewaffnet sich mit Schreckmissen, dem armen Erdenpilger die Reise beschwerlich zu machen. Wüthrr und Anmaßung, Leidenschaft und Rache rufen gräßlichere Orkane aus der von Schwärmerei und Verzweiflung aufgeregten Tiefe. Und gerade in einer von solchen feindlichen Elementen bewegten Zeit, wo dieses, innerer Hülfsquellen keinesweegs ermangelnde Ländchen von einem jungen Fürsten nicht regiert, nur verwiert wurde, dem höchstens eine negative, wenigstens keine solche Erziehung gegeben war, die ihn im mindesten auf die Pflichten seines Berufs hingewiesen hätte; einer Zeit, wo den Vertretern des Volks die fürsorgenden Hände gebunden, die reichern Edeln aus dem Lande verrieben waren, wo also da dem für seine Jugend von einer beispiellosen Selbgier unterjochten Fürsten jeder Sinn für Gemeinwohl mangelte) sich von keiner Seite auf Unterstützung rechnen ließ — in dieser hülflosen, dumpfen Zeit der allgemeinen Gährung, deren furchtbare Explosion die letzten Monate des vorigen Jahres gesehen haben, war es dem rastlosen Streben eines wechsinnigen Privatmanns, des jungen praktischen Arztes, Doktor Lachman des zweiten, gelungen, eine unter solchen Umständen sehr kühne Idee zu verwirklichen, indem er ein Blindeninstitut begründete, welches am 18. December 1829 mit dem ersten, vier Leidenden vom jungen Menschenfreunde persönlich ertheilten Unterrichte einen weiten wurde, und schon zu Anfang des Jahres 1830 fünfzehn Zöglinge zählte, eben die, welche, nun prüfungsfähig, vor einem kenntnißreichen großen Publikum die Früfrge ihres Wohlthäters, wie ihren eigenen Fleiß bekunden sollten. Der schon erwähnte Mangel an allen äußern Hülfsmitteln hatte unsern jungen Militärarzt, der sich überdies einer bedeutenden Privatpraxis hingibt, genöthigt, wenn er seinen menschenfreundlichen Plan nicht im Entstehen aufgeben wollte, jeder Geld oder Zeit erfordernden Erbetung zu entsagen, und den mühsamen und ausgedehnteren Unterricht im Lesen, Schreiben, Rechnen, Mathematik, Geographie und Grammatik mehrere Monate lang persönlich und allein zu ertheilen, die dazu erforderlichen Utensilien und Maschinen, so wie Charten und Pläne selbst zu verfertigen, ja zum Theil zu erfinden, und diejenigen Hülfsmittel, welche sein schöpferisches Genie durchaus auf diese Weise nicht herzustellen vermochte, vorläufig aus eigenen, mühsam erworbenen Mitteln zu bestreiten. Erst nach mehreren Monaten, während welcher einige seiner Zöglinge sogar Wohnung und Pflege in seiner nicht geräumigen Behausung bekamen, ward sein Unternehmen und die darin gemachten Fortschritte bekannt, und fand von einigen der reichern Familien etwas Unterstützung, so wie sich jetzt auch ein vorzüglicher Lehrer meldete, der ihm von nun an beim Unterricht durch lieberolle Geduld und treffliche Methode kräftig zur Seite stand.

(Der Beschluß folgt.)

Wien.

Versorgungsanstalt für erwachsene Blinde.

Ich berichte Ihnen hiermit, daß unsere Kaiserstadt wieder, ohne Geräusch, einen neuen Verein für erwachsene Blinde hat entstehen sehen, welcher in seinem Anfange zwar noch sehr klein ist, aber bald einem schönen Aufblühen entgegensieht. Der allhier lebende geniale Wilhelm Klein, Director des k. k. Blindeninstituts, welches jetzt in einem neuen, herrlichen, zweckmäßigen Gebäude sich befindet und bereits auf der höchsten Stufe steht, fühlte, um seiner Schöpfergabe, denn er ist auch Gründer dieses Instituts, die Krone aufzusetzen, daß eine Fortsetzung desselben unumgänglich nöthig wäre, damit nicht die blinden Kinder, statt sich mit den im Institut erlernten Gegenständen zweckmäßig ihr Brod zu erwerben, bei ihrem Austritte neuerdings ihren sehenden Mitbrüdern zur Last fielen; da kam dieser thätige Mann auf den Gedanken, unter den Bewohnern Wiens Männer zu einem Verein zu werben, welche durch einen jährlichen Beitrag von zwanzig Gulden C. M. oder einen Betrag von fünfzig Gulden C. M. ein für allemal für die Unterkunft dieser aus dem Institut austretenden Blinden sorgen sollten, und somit eine Versorgungs- und Beschäftigungsanstalt für erwachsene Blinde zu bilden. Kaum war dieser Gedanke unter den Bewohnern Wiens bekannt, als sich ein Bruder unsers Kaisers, Erzherzog Anton kaiserliche Hoheit, an die Spitze dieses Vereins stellte. Se. Majestät der Kaiser und die Kaiserin nebst der ganzen kaiserlichen Familie bahrn mit namhaften jährlichen Beiträgen diesen Verein unterstützt, viele edeldenkende Männer sind als Mitglieder beigetreten, und so kann man getrost die Hoffnung nähren, daß die in den Straßen und Gasthäusern befindlichen blinden Harfenspieler bald einer Versorgung entgehen werden, und mit gerührtem Herzen für ihre Wohlthäter um Segen zum Himmel flehen werden.

****

Beilage: Literaturblatt Nr. 59.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 89.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 14. April 1831.

Ja, hier könnte die Tage des irdischen Seyns ausleben,
Ruhig wie schwimmendes Silbergewölk durch Räume des Vollmonds,
Irgend ein Herz, nach Stille begierig und über Beschränkung.
Aber es läßt ehrgeiziger Brust unstäte Begier mich
Wieder verlassen den Sitz preiswürdiger Erdebewohner.

Platen.

Reise durch Kalabrien.

Von J. Baumann.

Erster Brief.

Es war ein schöner Morgen, als ich das herrliche Neapel verließ; das Meer und die Stadt und die Berge glühten im rosigen Lichte des anbrechenden Tages, alles war so heiter und wunderbar klar, nur der Vesuv warf finstere Wolken aus, die langsam gegen Süden wallten. Den leichten Tornister am Rücken, zog ich, mit allerlei Gedanken und Wünschen beschäftigt, am reizenden Ufer hinab durch Resina, Torre del Greco und dell' Annunziata, die unvergleichlich schön am Fuße des ihnen oft Verderben herabsendenden Berges liegen, gleichsam eine lange Vorstadt zu Neapel bildend.

Es war schon dunkel, als ich nach Salerno kam. Ich warf den Tornister in eine Locande und eilte hinaus vor die Stadt, wo die Wellen des Meeres schäumend sich brachen. Auf einem kalabresischen Schiffe, das auf günstigen Wind zur Abfahrt harrte, saßen einige Matrosen um ein helles Feuer. Ich ließ mich hinausführen und setzte mich zu ihnen. Der Kapitän befahl sogleich, mir Wein zu reichen, ein anderer bot mir Tabak, und nun mußte ich erzählen, woher ich komme und wohin ich wolle. Als ich sagte, ich wolle Kalabrien durchreisen, und zwar ganz allein und zu Fuß, da erscholl ein allgemeines Bravo, und jeder theilte mir mit, was er von seinem Vaterlande wußte. Ich blieb einige Stunden bei den braven Leuten, und wie ich weg ging, schenkte mir einer noch eine antike Münze, mit der Bitte, sie zum Angedenken an diesen schönen Abend aufzubewahren. Wenn alle Kalabresen so sind, dachte ich bei mir, dann darf dir nicht bange seyn, das berüchtigte Land zu betreten. Ich legte mit dem Vorsatz mich zu Bette, am kommenden Morgen früh nach Pästum aufzubrechen; allein wie ich mit dem anbrechenden Tage hinaustrat auf den Altan meiner Locande und vor mir den herrlichen Golf, in seiner unbeschreiblichen Schönheit wieder erblickte, da war mein Entschluß schnell geändert. Ich warf Stock und Tornister weg und legte mich hinaus, so weit ich konnte, in die frische Morgenluft, und schaute dem Glühen und Glänzen zu, bis alles zum vollen Tage geworden, und mir war es, als springe ein lichter Strahl auch in meine Brust und gebe der welkenden Blüthe meiner Jugend all die verlornen Farben reiner und schöner wieder zurück. Es war ein göttlicher Morgen!

Salerno, im Mittelalter so mächtig und besonders wegen seiner Civitas Hippocratica, die im eilften Jahrhundert hier blühte, und von der die medicinischen Fakultäten Europas ausgingen, so berühmt, bietet gegenwärtig wenig Merkwürdiges mehr dar, aber seine Lage an dem heitern, mit reizenden Gebirgen umgrenzten Golfe ist eine der entzückendsten in Italien. Alles, was der Süden nur Schönes hat, blüht und duftet hier beisammen; über die Feigen-, Zitronen-, Orangen- und Oelbäume ragt die Palme mit ihrer grünen Blätterkrone empor, die Aloe entfaltet auf hohem Stamme ihre Wunderblumen, und

Digitized by Google

die Rede bringt den köstlichsten Wein. Die Aussicht in dieses Eden, besonders von der auf der Felsenhöhe über der Stadt gelegenen normanischen Veste aus, ist vielleicht eine der schönsten in der Welt. Ich brachte den angenehmsten Tag meiner Reise in Salerno zu, und trennte mit dem Gedanken, es vielleicht nie wieder zu sehen, mich schwer von ihm. Hat man auf dem Wege nach Eboli einige Miglien zurückgelegt, so geht eine neuangelegte Straße nach Päsum ab; sie führt durch eine flache, öde Landschaft, wo rechts und links ganze Heerden von Büffeln weiden, deren zerlumpte Hüter originelle Weisen auf ihren Rohrpfeifen blasen. Der Kontrast zwischen dem blühenden Salerno und dieser verlassenen, verbrannten Ebene ist auffallend; man begreift nicht, wie auf einmal alles so dürr und kahl seyn könne. Uebrigens gewöhnt man sich in Italien an diesen plötzlichen Wechsel, denn nicht selten grenzt an eine mit allem Ueberfluß gesegnete Gegend eine traurige Einöde, aus der verpestende Dünste aufsteigen, und deren wenige Bewohner mager und blaß, wie der Tod, umherschleichen. Der Italiener — und viele Reisende sagen es ihm nach — schreibt es der Aria cattiva zu und behauptet, daß wegen dieser Niemand in solchen Gegenden wohnen könne; allein die ungesunde Luft hat ihre Quelle doch offenbar nur in der gänzlich vernachläßigten Kultur des Bodens, denn wir wissen ja aus der Geschichte, daß alle diese nunmehr so verlassenen Landstriche einst blühend und reich bevölkert waren. Die Sonne stand schon tief am heitern Himmel, als ich Päsum erreichte. Schon aus weiter Ferne erblickt man die gewaltigen Tempel, diese so oft schon beschriebenen Riesendenkmale einer großen Vergangenheit. Man erstaunt, in einer so verlassenen Gegend, wo nur zwei oder drei elende Hütten, mit fieberkranken Bewohnern, stehen, diese majestätischen, allem Wechsel der Zeit trotzenden Götterwohnungen, aus Disteln und Dornen, die auf dem Schutte der versunkenen Stadt allenthalben wuchern, sich erheben zu sehen. Die Stille, die da herrscht, erhöht den Eindruck. Ich saß auf den Stufen des Neptuntempels, des gewaltigsten unter allen, und blickte sinnend über die öde Landschaft hinaus auf das Meer, das im Feuer der untergehenden Sonne glomm und glühte. All die Bilder der Vergangenheit zogen, wie hehre Lichtgestalten, an meiner Seele vorüber und überstrahlten, ach wie sehr! der Gegenwart ärmliche Scharteneriffe.

Es war schon über die dritte Stunde Nachts, als ich wieder nach Taverna nuova, einer einsamen Locande am Wege, wo ich Vormittags meinen Tornister gelassen hatte, zurückkam. Der Wirth und einige zerlumpte Eseltreiber, die alle wie Räuber aussahen, verwunderten sich, wie ich es habe wagen dürfen, so spät und allein in einer so unsichern Gegend zu reisen. Mein Nachtmahl bestand aus zwei gebratenen Eiern, nebst etwas Wein und Brod; mehr fand sich im Hause nicht vor. Auf meine Frage, ob ich schlafen gehen könne? erwiederte man, ich solle mich nur hinlegen, wo mir's gefalle; dove vi piace, rief der Wirth. Ich nahm meinen Reisesack unter den Kopf und legte mich auf die Erde, dicht neben das hellauflodernde Feuer, denn die Oktobernacht war ziemlich frisch. Die Treiber rauchten noch eine Weile von meinem Tabak, erzählten sich Legenden und Räubergeschichten und legten sich endlich auch zu mir. Gegen drei Uhr Morgens wurde wieder gefeuert, geraucht und erzählt, bis der Tag anbrach und Alles fortzog. Das war der Vorschmack einer kalabresischen Nacht.

Ich kam gegen Mittag nach Eboli, ein für Unteritalien ziemlich hübsches Städtchen, mit niedlichen Anlagen. Eine Menge fieberbleicher Menschen stand vor dem Wirthshause, in welchem ich einkehrte, und bald war die Stube von Neugierigen, die mich von allen Seiten begaffren, so angefüllt, daß ich mich in meinem Winkel kaum rühren konnte. Wenn der Ober- und Mittelitalianer schon in hohem Grade neugierig ist, so ist es der Bewohner von Unteritalien noch weit mehr, und zwar auf eine Weise, die dem Reisenden nicht selten äußerst lästig fällt. Ist man, was mir besonders auf dem Fischmarkte in Neapel, aber auch anderwärts, wo ich meine naturhistorischen Sammlungen machte, täglich begegnete, von einer Menge so umringt, daß man sich nicht mehr zu helfen weiß, so darf man zehnmal noch so dringend um ein Bischen Platz bitten, es rührt sich keiner, bis man erbittert um sich schlägt, dann weicht einer nach dem andern lachend zurück; aber nur zwei Minuten, und man hat den ganzen Haufen wieder auf sich.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Bettler.

(Fortsetzung.)

6.

Eugen fuhr am nächsten Tage also in seiner Erzählung fort: „Während meiner langen Rede schien sie sich gesammelt und ihre Fassung wieder gewonnen zu haben. Sie trat mir mit ehernem Stirn entgegen, maaß mich mit stechendem Blicke und sagte mit schneidender Stimme: „Was will der Mensch? Mein Freund, ich erstaune über Eure Verwegenheit; ich kenne Euch gar nicht.“ Jetzt hielt ich mich nicht länger, da ich vollends bemerkte, daß sie nach der Klinge griff. Ich fing ihren Arm auf, setzte ihr die Spitze meines Degens auf die Brust und sagte mit gedämpfter Stimme: „Wenn Du Dich rührst, Ungeheuer, so bist Du des Todes.“ Meine Wuth erschreckte sie dermaßen, daß sie in Ohnmacht fiel. Diesen Augenblick benutzte ich und entfernte mich. Das Gefühl der Ehre

Digitized by Google

hatte mich in ihre Wohnung geführt, aber es hielt mich auch vom Aeußersten zurück; ein so schlechtes Weib war meiner Rache nicht werth.

Nach einem so tollkühnen und unnützen Schritte wäre nun wohl das Gerathenste gewesen, Paris auf der Stelle zu verlassen; theils aber kannte ich die Macht meiner Gegner nicht, theils wollte ich auch nicht vergeblich die Reise unternommen haben. Ich verließ mich auf die Gesetze und glaubte thörichterweise, unverletzlich unter dem Schutze derselben zu seyn. Mein erster Gang war zu einem berühmten Rechtsgelehrten. Er hörte mich aufmerksam an und schien bereit, sich meiner anzunehmen, als ich ihm jedoch meinen Namen nannte, rief er erschreckt: „Gegen die Marquise de Flasselles, die Geliebte des Herzogs von *, des Ministers? Nein, mein Herr, der Sache kann ich mich nicht annehmen, ohne mich auf immer unglücklich zu machen.“ Dieselbe Antwort gaben mir noch vier oder fünf seiner Kollegen, und ich verzweifelte schon, einen Anwald zu finden, bis man mich endlich zu einem sehr gelehrten, aber sehr armen Advokaten führte, der sich erbot, meine Rechte wahrzunehmen, weil er, wie er mit bitterm Lächeln sagte, selber nichts mehr zu verlieren habe. In etwas beruhigt, suchte ich meine Wohnung auf, um meinem ermüdeten Körper einige Ruhe zu gönnen. Ich glaubte mich völlig sicher unter erborgtem Namen und überließ mich sorglos dem Schlafe. Da wurde ich plötzlich um Mitternacht durch lautes Klopfen an meine Thür aufgestört. Noch mit dem Schlafe ringend, richte ich mich im Bette auf, als sich auch schon mein Zimmer mit Bewaffneten füllt, deren Anführer mir einen Verhaftsbefehl überreicht. Aller Widerstand war vergeblich. Ich wurde an Händen und Füßen gebunden und in einem geschlossenen Wagen nach dem Kerker gebracht. Hier mußte ich tief unter der Erde in völliger Dunkelheit drei furchtbare Tage zubringen; dann wurde ich zum zweiten Male fortgeschleppt, wobei ich die Besinnung verlor.

Als ich nach langer Ohnmacht zu mir kam, fand ich mich kreuzweis gefesselt im Irrenhause wieder. Meine nächsten Bandnachbarn waren Wahnsinnige. Wie schlau war es berechnet, daß auch ich, der schlechtesten Behandlung ausgesetzt, körperlichen wie geistigen Leiden Preis gegeben, auf diese Weise untergehen, und so nie im Stande seyn sollte, als mein eigener Rächer aufzutreten. Ich war wirklich nahe daran, den Verstand zu verlieren, aber ein lichter Augenblick rettete mich von dem gräßlichen Verderben; der Gedanke an Gott bewahrte mich vor Verzweiflung; ich sah, was fester Wille vermag, beschloß, alle Kräfte des Verstandes gerade darin zu üben, daß ich ihn mir ungeschwächt erhielt, und es gelang mir. Doch die Erinnerung an jene Schreckenszeit greift meinen geschwächten Körper noch immer furchtbar an. Eure Güte, hochwürdige Frau, wird mir ein kurze Pause gestatten.

Die Aebtissin winkte ihm bejahend und deutete mit der Hand, er solle sitzen bleiben, während sie ans Fenster und mit unruhigen Schritten das Zimmer maß. Sie schien sehr bewegt zu seyn von Eugens Erzählung, und es währte geraume Zeit, ehe sie sich wieder ihm gegenüber niederließ und ihn fragte, ob er stark genug sey, fortzufahren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Braunschweig, März.

(Beschluß.)

Die von einem Privatmann gestiftete Blindenanstalt.

Wie allenthalben, wo es zarter Sorgfalt bedarf, säumten auch hier die Frauen nicht, thätlich einzuschreiten. Zwölf der talentvollsten Jungfrauen wetteiferten in künstlichen Arbeiten, mehrere Damen, unter ihnen Schriftstellerinnen, lieferten verschiedenartige Gegenstände, u. a. auch Bücher, um eine Sammlung von 205 Stücken zusammenzubringen. Die Binden selbst hatten, unter der Leitung von zwei einfachen Mädchen, mehrere Gegenstände, als Körbe, Pfeifenschnüre, geflochtene Stühle u. s. w. verfertigt, welches alles um den Preis von 627 Rthlr. 14 gGr. versteigert ward, und so dem Institut den ersten Fonds gewährte.

Mit der gespanntesten Erwartung sah endlich am 21ten December 1830 eine sehr zahlreiche Versammlung der Prüfung und ihren Resultaten entgegen. Es gibt wohl kaum einen ergreifendern Anblick als den, wie der würdige Stifter und Pfleger dieser Anstalt, an der Spitze seiner flinkzum sehr aufständig erscheinenden Seelenkinder, in den Saal trat.

Die Prüfung umfaßte folgende Gegenstände: Lesen, mittelst der Fingerspitzen, Schreiben, Rechnen, Kopfrechnen, Geometrie mit ihren Vorübungen, Geographie, etwas Naturgeschichte. In allen waren die Leistungen der Zöglinge so vorzüglich, daß man zweifelhaft war, ob man mehr die Anstrengung der Lehrer, oder den Fleiß der glücklichen Unglücklichen bewundern sollte.

Da viele im Auditorium genau mit allen in gröbern Anstalten angewandten Mitteln bekannt waren, so gewährte es besonders diesen ein großes Vergnügen, die beschränkteren, zum Theil von Doctor Lachmann erfundenen Maschinerien zu untersuchen, wodurch er in so kurzer Zeit so bedeutende Resultate hervorgebracht hatte. Zum Behuf des Lesens hat derselbe ein vertiefungtes großes und kleines lateinisches Alphabet und arabische Zahlen angenommen. Er legte mehrere hundert Thonbuchstaben vor. Platten von 1¼ Zoll im Quadrat. 2 Linien dick, worauf das Zeichen des Buchstabens 1¼ bis 2 Linien erhaben ausgearbeitet ist. Im Zusammenfügen dieser Buchstaben auf einer Pappstafel mit Leisten zu Worten und Sätzen, wie im Herlegen mehrerer Sprüche und Verse, bewiesen die Kleinen große Fertigkeit. Sehr zweckmäßig fanden wir die sogenannte Stachelschrift in Cartonpapier, Pappe u. dgl., nebst einer Maschine, um Worte, kurze Sätze u. s. w. darauf zu drucken, und die Blinden gaben uns merkwürdige Proben von ihrer Gewandtheit, dieses Mittel zur Führung einer kurzen Korrespondenz zu benutzen. Eine Art von Setzkasten, dessen detaillirte Beschreibung der Raum verbietet, kam nun an die Reihe; die Blinden lasen mehrere von den Anwesenden fiktirte und von Doctor Lachmann gesetzte Zeilen vollkommen richtig. Nun erklärte der Doctor eine von ihm selbst

Digitized by Google

erfundene Schreibemaschine, mit deren Hülfe der Blinde, ohne Vorbereitung, alle Buchstaben regelmäßig, die Reihen stets gleich weit und parallel zu stellen vermag. Einige Probeschriften und ein diktirter, von sechs Blinden geschriebener Satz bewies die Brauchbarkeit dieser, allen Anforderungen des Schreibenden genügenden Maschine hinlänglich. Alle diese erhobnen Buchstaben, so wie die erhobnen geometrischen, planimetrischen, gerad- und krummlinigten Figuren, auf fünf dazu bestimmten Tafeln, desgleichen die geographischen Charten, wo durch festgehaltene Höhen und Erhöhungen Flüsse, Berge und Länder angedeutet werden, ferner ein Planetarium, an welchem die Entfernung der Planeten von der Sonne u. s. w. demonstrirt wird, waren vom Stifter der Anstalt, der dabei so viel heiligen Willen, als Scharfsinn und Fertigkeit entwickelt hatte, nicht nur erfunden, sondern sogar eigenhändig verfertigt. Naturhistorische, wie geographische Fragen wurden von seinen Zöglingen befriedigend beantwortet. Im Kopfrechnen aber zeichneten sie sich besonders aus, und der fertigste von ihnen (der auch zugleich, wie es sich in einem frühern Konzert zeigte, der geschmackvollste Klavierspieler von allen ist) löste in wenigen Minuten die ihm von einem Anwesenden gegebene Aufgabe, ein Lebensalter von 22 Jahren, 18 Tagen, 6 Stunden und 7 Minuten in Sekunden zu verwandeln, „695,801,220 Sekunden," lautete seine Antwort, wobei die Schaltjahre nicht vergessen waren. Mit Hülfe einer Maschine von Pappe, auf welcher erhaben gedruckte Zahlen eingeschoben werden, führt der unterrichtete Blinde die vier Spezies selbst mit Anwendung auf Decimalbrüche, Logarithmen u. dgl. wie ein Sehender mit dem Griffe aus. Die Saunderssche Rechenmaschine hilft ihm zu den höhern Standpunkten der Wissenschaft, bis zur Algebra hinauf. Die erste Maschine hatte der Doktor selbst konstruirt, die letzte, wie so manches Andere, aus eigenen Mitteln angeschafft.

In einem wenige Tage nach dieser Feier gegebenen Konzerte bewährten, von der Kapelle geschickthig unterstützt, drei Klavierspieler, ein Flötenspieler und ein schöner, stiller Jüngling, welcher lebhaft an Jean Pauls Julius erinnerte, als Baßsänger, bedeutende Musikkenntnis, viel Geschmack und Fertigkeit. Das Publikum hatte sich zahlreich eingefunden. Auch der jetzige liebenswürdige junge Regent hat dem Institut seinen Schutz zugesagt. Möge es wie bisher unter dem unwandelbaren Schutze der Menschenliebe und der Musen fortblühen und gedeihen. Dem Beraünder, wenn auch die Welt, die das Ewige so leicht vergißt, über dem einzigen Strudel aufstehender Begebenheiten, ihn und sein Bestreben vergessen sollte, wird doch sein Bewußtseyn die dunkle Grabesschwelle noch mit Rosen bestreuen.

Aufforderung.

Die Kriminalobrigkeit des Distrikten Oberengadin, Kantons Graubünden in der Schweiz, sieht sich veranlaßt, in Betreff des im 16ten Hefte von 1830 der in Stuttgart bei A. F. Macklot herauskommenden Erheiterungen enthaltenen, dem Morgenblatte entnohmenen Aufsatzes: „die Gemsenjagd in den Schweizeralpen," nachfolgende Aufforderung zu erlassen, in der Erwartung, die vorausgesetzte Wahrheits- und Gerechtigkeitsliebe des Herrn Verlegers obigen Morgenblattes werde dieselbe ohne Verzug in ebenbezeichnetes Blatt aufnehmen.

Gegenwärtige Erklärung beschlägt keineswegs den fraglichen Aufsatz überhaupt; — denn alle die Ungereimtheiten, die wenigstens in der ersten Hälfte desselben enthalten sind, zu widerlegen, dazu fühlt sich die diesseitige Kriminalbehörde mit nichten berufen; — sie umfaßt vielmehr ausschließlich die Zeilen jenes Aufsatzes, worin der Verfasser sich zum Zwecke gesetzt, eine Charakteristik des bekannten hiesigen Gemsenjägers Joh. Marchiet Colani größtentheils zu erdichten, und worin die diesortige Gerechtigkeitspflege auf eine arge, liebloſe Weise, und zwar unter anderm wörtlich folgendermaßen angegriffen wird: „Lang ist das Verzeichniß von Verbrechen aller Art, „die man ihm (Colani) Schuld gibt. Gewiß ist es, daß er „zwei Weiber, und von jeder mehrere Kinder hat; noch nicht „lange machte er den Versuch, ob sie nicht unter einem Dache „sich vertragen könnten; er fand aber bald, daß dieses nimmermehr angehe, und jagte eine fort. Ferner ist es gewiß, „daß er wenigstens Einmal einem Tyroler erschossen hat, und „seine Nachbarn schreiben ihm noch ein Paar Dutzend andere „Mordthaten zu, die alle ungestraft geblieben sind."

Die in obenangeführten Zeilen und hintennach enthaltene Schmähung unserer Justizverwaltung gestatten unsere Ehre und Pflicht nicht, auf sich beruhen zu lassen.

Demnach sieht sich Eingangs benannte Obrigkeit zu nachstehender öffentlichen Erklärung veranlaßt:

Der ungenannte Verfasser des im 16ten Hefte der Erheiterungen abgedruckten, aus dem Morgenblatte gebergten Aufsatzes: „die Gemsenjagd in den Schweizeralpen," wird hiermit aufgefordert: sowohl die einzelnen benannten Verbrechen, die, seiner Angabe gemäß, der hiesige Gemsenjäger Joh. Marchiet Colani verübt haben soll, nämlich unerlaubte Zweiweiberei und Mordthat an einem Tyroler, als auch die von ihm in Bausch und Bogen verübten, obigem Colani zur Schuld gelegten Verbrechen „aller Art" näher zu bezeichnen, und diese sowohl als jene zu Handen unserer Behörde rechtsgenügend darzuthun, damit eben diese, welcher obige angeblich verübten Missethaten allerwegen unbekannt gebliehen sind und welche sie demnach nicht bestrafen konnte, wenn dem hiermit Aufgeforderten die fragliche Beweisführung gelingen sollte, wider ihren so schwer angeklagten, und für die öffentliche Sicherheit als so höchstgefährlich geschilderten Gerichtsangehörigen nach Vorschrift des Rechts und der Klugheit verfahren könne; — mit dem Beifügen jedoch, daß dis und so lange obengeäußertem gerechten Begehren von Seite des Verfassers obenangezogener Zeilen nicht entsprochen wird, die auffordernde Kriminalobrigkeit denselben hiermit öffentlich für einen leichtfertigen Verläumder erklären muß.

Namens und aus Auftrag Eingangs benannter Obrigkeit:

Sils, Oberengadin den 28. Hornung 1831.

Der Amtsschreiber
Ant. Phil. Ganzoni.

Beilage: Kunstblatt Nr. 50.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 90.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 15. April 1831.

Ich raffte mich empor, erkannte wieder
Die schöne Welt. — Von einem jähern Sturz,
Zum zweitenmal, erwach' ich! —

Goethe.

Der Bettler.

(Fortsetzung.)

Eugen bejahte der Aebtissin Frage und gehorchte ihrem Befehl. „Zwei Jahre, zwei volle Jahre verbrachte ich unter diesen Qualen und den Mißhandlungen eines rohen, hartherzigen Wächters; nur der Gedanke an Gott und ein gewisser geistiger Trotz hielten mich aufrecht. Da fügte es mein guter Genius, daß mein Tyrann starb und ein neuer menschenfreundlicher Wärter an seine Stelle kam. Um mich nicht zu verrathen, stellte ich mich, als wenn ich allmählig unter seiner Aufsicht ruhiger würde, weßhalb mir endlich immer mehr und mehr Freiheit zu Gute kam. Ich wurde aus meiner Zelle gelassen und den stillen Irren zugesellt. Jezt erreichte mein Schicksal einen Wendepunkt; ich kann an jene Zeit, ob auch unter tiefem Schmerz, doch nur mit der größten Liebe zurückdenken, denn ich fand ein Herz, das an dem meinen für das meine schlug. Als ich zum erstenmal um die Mittagsstunde mit den übrigen Unglücklichen auf dem großen für uns bestimmten Platze spazierenging, erregte ein junges Weib, das in einem Winkel sich angelegentlich mit einem Kätzchen beschäftigte, meine Aufmerksamkeit. Ein lieblicheres Wesen habe ich nie gesehen. Ich näherte mich ihr und hörte, wie sie die Katze liebkoste, als sey es ein geliebtes Kind. Als ich sie anredete, sprang sie plötzlich auf, sah mir starr in das Gesicht und rief: „Wilhelm, Wilhelm, bist Du wieder da? hat Dich die böse Nixe wieder frei gegeben? jezt darfst Du Dich nicht von mir trennen.“ Der Ton ihrer Stimme hatte etwas so unbeschreiblich Rührendes, daß mir die Thränen aus den Augen stürzten. In ihre Gedanken eingehend, sezte ich mich zu ihr; sie reichte mir das Kätzchen hin, als sey es ein Kind, das sie mir, den sie für ihren Gatten hielt, in meiner Abwesenheit geboren; ich verfehlte nicht, dasselbe zu liebkosen und bestärkte sie dadurch noch mehr in ihren Ideen. Ach, es that mir so wohl, einem andern armen Wesen mild und freundlich begegnen zu können, und die wenigen Stunden, die uns im Freien zuzubringen vergönnt war, verflossen mir nur zu schnell. Sie war, wie ich aus ihren eignen Worten vernahm, die Geliebte und verlobte Braut eines jungen Seemannes gewesen; ihre Hochzeit war bereits angesezt; heiße Liebe ließ sie sich vorher vergessen. Plötzlich wurde ihr Verlobter von seinem Urlaub zurückgerufen, das Schiff, auf dem er diente, war zu einer geheimen Expedition bestimmt. Er ließ sich schnell mit ihr trauen, reiste unmittelbar nachher wieder ab und kehrte nicht wieder. Als sie ihrer Entbindung nahe war, ward ihr auf unvorsichtige Weise die Nachricht von seinem Tode hinterbracht. Ihr Kind starb gleich nach der Geburt; sie verfiel auf die fixe Idee, ihren Gatten halte eine Nixe im Meere zurück, ihr Kind sey in eine Katze verwandelt, und beide würden an demselben Tage erlöst werden. Von ihren Verwandten in die Anstalt gebracht, in der auch ich mich befand, wurde sie, da kein Mittel anschlagen wollte, von den Aerzten für unheilbar erklärt, und da sie äußerst sanft

Digitized by Google

und gutmüthig war, weiter nicht gestört. Meine Gegenwart wirkte mächtig auf sie ein. Es muß eine geheime Verbindung der Seelen geben, die wir nur zu ahnen, nicht zu begreifen vermögen. Ihr Wahnsinn nahm immer mehr und mehr ab, je stärker die Neigung zu mir sich ihres Gemüthes bemächtigte. Vor den neuen Gefühlen schien sie die Erinnerung für vergangene Leiden fast gänzlich zu verlieren. Mein Herz war bald ihr eigen; wer fühlte sich glücklicher als ich! so gut war es mir noch nie geworden; es war der erste Sonnenstrahl, der in die lange dunkle Nacht meines Jammers drang."

Eugen hielt hier einen Augenblick ermattet inne. Die Aebtissin vermochte nicht, ihre Thränen, die reichlich flossen, zu unterdrücken. Er fragte sie bescheiden, ob er für dieses Mal schließen solle. „O nein, nein!" rief sie lebhaft; „laßt mich Alles hören, Alles, es hebt meine Seele empor zum Vater des Lichts und der Gnade."

„Wir wurden beide von den Aerzten für geheilt erklärt. Der Direktor der Anstalt ließ mich eines Tags rufen und sagte zu mir: „Als man Sie brachte, ward mir, bei Verlust meiner Stelle, der Befehl, Sie nur todt aus dieser Anstalt zu entlassen, und jede wichtige Veränderung, die sich mit Ihnen zutrüge, zu melden. Ein großes Geheimniß muß an Ihre Person geknüpft seyn, mir ziemt es nicht, dasselbe erforschen zu wollen. Aber ich habe Sie jahrelang beobachtet, und Sie haben mir Achtung eingeflößt; ich möchte nicht das Meinige dazu beitragen müssen, Sie zu verderben. Wollen Sie in der Anstalt bleiben, so handle ich nicht gegen jene Befehle; die Stelle eines Sekretärs ist durch die weitere Beförderung des jetzigen erledigt; ich trage Ihnen dieselbe an, wenn Sie mir einen heiligen Eid schwören, so lange ich lebe, nie ohne meine ausdrückliche Einwilligung die Schwelle dieses Hauses zu überschreiten." Ich schwor es ihm, ohne mich zu besinnen; die Mauern des Irrenhauses waren für mich ein geweihter Schutzort; was konnte ich Aermster draußen noch erwarten, als Verfolgung und Verderben, oder Schmach und Armuth? Melanie, so hieß die holde Kranke, sollte zu ihren Verwandten zurückkehren; sie wollte sich nicht von mir trennen. Der menschenfreundliche Vorsteher vermittelte unsere Ehe, sie wurde mein Weib."

„Fünfzehn volle Jahre war ich glücklich, denn ein Engel auf Erden wandelte mir zur Seite; sie gebar mir drei Kinder, die jedoch bald wieder starben; dieß waren die einzigen Wermuthstropfen in meinem Freudenbecher. Aber ach! Ruhe war mir nicht bestimmt. Es gehörte zu meinem Amte, die angekommenen Briefe dem Vorsteher der Anstalt zu überbringen und dieselben, sobald er sie gelesen, zu ordnen und nach seiner Anweisung zu beantworten. Als ich eines Morgens zu diesem Behuf bei ihm verweilte, blickte er mich plötzlich, von einem eingelaufenen Schreiben aufsehend, erschreckt an und sagte, sich scheu umdrehend, ob uns Niemand belausche: „Engen, Sie müssen fliehen; mir wird so eben der Befehl, Sie, falls Sie noch am Leben und nicht gänzlich von Sinnen sind, augenblicklich nach Paris zu senden und den Chevalier Vandranges davon zu benachrichtigen." — „Den Chevalier Vandranges!" rief ich entsetzt und die Worte erstarben mir auf den Lippen; meine Knie bebten, meine Glieder zuckten gichtisch; aller Jammer meines Lebens trat mir wieder vor die Seele und brachte mich dem Wahnsinn nahe. „Eilen Sie," sagte der Direktor; „Sie haben keine Zeit zu verlieren, denn ich erwarte, wie Sie wissen, täglich die königlichen Kommissarien, die unsere Anstalt untersuchen sollen. Hier sind Mittel zur Flucht; theilen Sie Ihrer Gattin das Nöthige mit; die nächsten Stunden dürfen Sie nicht mehr hier finden." Halb besinnungslos stürzte ich zu Melanie. Ich hatte ihr bisher meine Schicksale sorgsam verschwiegen; in der gegenwärtigen Angst erzählte ich sie ihr. Sie hörte mir furchtbar gespannt zu. Als ich endete, rief sie: „das ist Strafe Gottes; wir sind beide Eidbrüchige; Du warst verebelicht, ich war es, denn Wilhelm lebt noch, die Nire hält ihn fest und läßt ihn nun gar nicht wieder los." Im nächsten Augenblicke schon kannte sie mich nicht mehr; der Wahnsinn hatte im Nu wieder seine Beute gepackt; sie lebte allein in den alten irren Erinnerungen. Mich faßte die gräßlichste Seelenangst, mit zerrissenem Herzen verließ ich sie."

(Die Fortsetzung folgt.)

Reise durch Kalabrien.

(Fortsetzung.)

Man hatte in Neapel alles versucht, mich von dem Gedanken abzubringen, allein und zu Fuß Kalabrien zu durchreisen, selbst Professor Delle Chiaje mißrieth mir das Unternehmen mehr als einmal; deßhalb fragte ich einen Gensdarmen, der mir einige Miglien unterhalb Eboli zu Pferd begegnete und mir meinen Paß abforderte, ob er wohl meine, daß ich so, wie er mich da sehe, durch Kalabrien komme? Er zuckte die Achseln und erwiederte: „Sie dürfen versichert seyn, mein Herr, daß wir unser Möglichstes thun; indessen kann ich Ihnen für nichts gut stehen, denn die Kalabresen sind ein rohes Volk." Das waren freilich keine erfreulichen Auspizien für mich; allein trotz dem wanderte ich fort, schnitt aber doch meinen Schnurrbart ab, was schon in Neapel ein alter Hauptmann mir dringend empfohlen hatte, um Spott und Mißhandlungen auszuweichen. Ich habe auch wirklich in ganz Kalabrien keinem Mann mit einem Schnurrbarte begegnet.

Von Eboli aus ist in Storza wieder die erste Locande. Man muß sich aber unter einer solchen Locande, die meist

Digitized by Google

einzeln am Wege steht und Taverna heißt, kein Wirthshaus mehr vorstellen, wie man es im übrigen Italien trifft. Es sind vier hohe Mauern und ein Dach darüber. An irgend einer Ecke öffnet sich ein weites Thor, durch welches die Treiber mit ihren Eseln einziehen. Drinnen wird das Gepäck den Thieren abgenommen und auf mehrere Haufen zusammen geworfen. In einem Winkel brennt ein großes Feuer, über dem an einer langen Kette ein schmutziger Kessel hängt, worin alles, was man nicht blos auf der Gluth brät, gekocht wird. Daneben steht ein Tisch, und wo es am nobelsten ausſieht, ein Paar lange, aber äußerst schmale Stühle. In der Nähe des Herdes ſind die Mauern mit Ruß bedeckt, und auf der Seite, wo die Thiere gefüttert werden, mit Koth beschmutzt bis unter das Dach hinauf. So ſind Küche, Speicher, Stube, Schlafzimmer und Viehſtall in einem und demſelben Raume, für Wirth und Gäſte, vereinigt; jeder legt ſich, wenn es zum Schlafen kommt, wo er will, an die Flamme, auf's Gepäck oder auf den Miſt, dove gli piace. Das Eſſen bringen die Treiber gewöhnlich ſelbſt mit, Wein in einem Fäßchen, in einem ſchmutzigen Sacke Fiſche, Schweins- oder Kalbsrippen, die nur auf der Gluth, oder wo der Wirth wohl eingerichtet iſt, auf einem Roſte gebraten werden, endlich Macaroni und Brod. Dieſer Gebrauch kommt dem, der ſo wie ich dieſes Land durchreiſt, ſehr zu ſtatten, ſonſt könnte er ſich nicht ſelten hungrig auf die Erde legen. Denn der Wirth hat oft nichts als Holz zum Feuer, und lebt ſelbſt von dem, was die Gäſte mitbringen. Beim Eſſen bedient ſich jeder ſeiner Finger, von Meſſern und Gabeln weiß man in derlei Wirthſchaften wenig; auch keines Löffels bedarf es, da es nichts zu ſchöpfen gibt. Beim Trinken legt jeder ſeinen Mund an das Spuntloch des Fäßchens, das die Runde um den Tiſch macht, und läßt rinnen, ſo lange es ihm ſchmeckt. So ſaß ich in Kalabrien zu Tiſche, und ſchätzte mich oft noch recht glücklich dabei.

Es war, obwohl ſchon weit im Oktober, ein heißer Tag, und mit brennendem Durſte kam ich nach Storza. Allein ich hatte die größte Mühe, bis ich ein Glas Wein erhielt. Die Leute hielten mich für einen Soldaten und glaubten, ich komme, um Quartier zu machen. Die alte Wirthin ſchlug die Hände über dem Kopf zuſammen und jammerte, daß es ſchon wieder Krieg gebe; es wäre, meinte ſie, an dem letzten doch genug geweſen. Nur durch vieles Erklären, wer ich ſey, woher ich komme und wohin ich wolle, gelang es mir, Zutrauen einzuflößen und ſo endlich etwas Wein für meinen Durſt zu erhalten. Getröſtet, bot die Alte mir noch ein Stück Büffelkäſe (Caso di Bufolo) an, der aber wie Seife ſchmeckte.

Ich hatte in der Folge, beſonders im eigentlichen Kalabrien, noch oft gegen ſolches Mißtrauen zu kämpfen; denn die Kalabreſen, durch die letzten Kriege hart gezüchtigt, äußern nicht ſelten eine Scheu gegen jeden Fremden, der, er mag ſagen, was er will, ein Franzoſe ſeyn muß. Von Deutſchland und Deutſchen haben die wenigſten Einwohner einen Begriff; ſie kennen von fremden Nationen nur Franzoſen und Engländer. — Nicht minder hat der Reiſende auch mit der Sprache zu kämpfen, und wenn er noch ſo geläufig italieniſch ſpricht. Der Kalabreſe redet nur ſeinen Dialekt, und dieſer weicht ſo ſehr ab, daß ihn ſelbſt der Neapolitaner nur mit Mühe verſteht. Man muß ſich aber durchaus an denſelben gewöhnen, und ſogar ihn mehr oder weniger zu ſprechen ſuchen, wenn man die Leute verſtehen und von ihnen verſtanden ſeyn will. Wer dies nicht thut, hat nicht allein ſchwer durchzukommen, ſondern er lernt auch das Volk nicht kennen, und verliert überdies an Unterhaltung ſehr viel, indem einem des Abends beim Feuer oft eine Menge ſchöner Sagen, die in dieſen Gebirgen leben, erzählt werden. Der Kalabreſe, wenn man ſich voll Zutrauen zu ihm hinſetzt und er überzeugt iſt, man ſuche und fürchte in ſeinem Lande nichts Böſes, iſt ſehr geſprächig und erzählt, was er weiß. Auch reist man viel ſicherer, wenn man nirgends das mindeſte Mißtrauen merken läßt, ſondern allenthalben, wo man hinkommt, gleich ſeinen Tornister abwirft und ſich wie ein alter Bekannter zu den Anweſenden, und wenn ſie noch ſo verdächtig ausſehen, hinſetzt. Ein ſolches Benehmen iſt nicht etwa blos deshalb, weil man dadurch wenig Reichthum bei ſich vermuthen läßt, zu empfehlen, ſondern es wirkt auch auf das Ehrgefühl des Kalabreſen, der bei weitem nicht ſo ſchlecht iſt, als man ihn allgemein dafür ausgibt. Er dünkt ſich etwas, wenn er ſieht, daß man ſo zutrauensvoll zu ihm kommt, und heißt einen, in der Vorausſetzung, daß er es ebenfalls ſey, einen galanten und braven Mann.

Nach dieſen vorläufigen allgemeinen Bemerkungen komme ich wieder auf meine Reiſe zurück. Der Weg von Eboli bis Storza iſt ziemlich beſchwerlich; man hat faſt ununterbrochen zu ſteigen; dann aber zieht die Straße ſich hinab in ein enges, von hohen und rauhen Bergen umſchloſſenes, düſteres Thal. Graue Nebel lagen um die Felsgruppen und wogten, in ſeltſamen Geſtalten, an den kahlen Wänden hin, als ich Abends ſpät in dieſes Thal gelangte. Ich beſchleunigte meine Schritte und erreichte eine Stunde nach Anbruch der Nacht einen Zug von Eſeltreibern, an die ich mich anſchloß und denen ich tauſenderlei erzählen mußte, bis wir in einer einſamen Taverne einkehrten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

An M.

O könnt' ich ganz Dein Aug' verstehen!
Sein Wellenspiegel ist so rein,
Daß er von Wonnen und von Wehen
Zeigt jeden leisen Dämmerschein.
Wenn dann sich seine Geister regen,
So licht die dunkle Fluth erglüht,
Und wie in sanften Wellenschlägen
Auftaucht Dein innerstes Gemüth: —
Dann glaub' ich oft, von Wonne trunken,
So fest, daß Du mich lieben mußt,
Dann wär' ich oft so gern gesunken
Dir selig taumelnd an die Brust.
Doch will ich dann inbrünstig schauen
In's Aug' noch tief und tiefer Dir, —
Weh! welch ein finsterbhörend Grauen
Schleicht plötzlich dann zum Herzen mir!
Wohl fühl' ich's dann ja, jene Geister,
Die mich so schaurig süß umfah'n,
Sie dienen einem andern Meister,
Als eitler Liebe kind'schem Wahn.

Reinhold Köstlin.

Correspondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., März.

Museum. Vorträge über die Geschichte des Wassers.

Das Museum (im rothen Hause) hat auch in diesem Winter fortwährend eine Hauptrolle bei den Abendunterhaltungen der schönen Welt Frankfurts gespielt. Durch die declamatorischen Vorträge des Hrn. v. Holtei, welche in den letzten Monaten hiers vorkamen, hatten wir Gelegenheit, das ausgezeichnete Talent dieses als Bühnendichter und gewandter Theatervorsteher bekannten Mannes zu würdigen. Mehrere seiner Leistungen, namentlich die Vorträge von Scenen aus Shakespeare's Stücken, hatten sich des allgemeinsten Beifalls zu erfreuen.

In den interessantesten Vorträgen, denen wir seit langer im physikalischen Vereine beiwohnten, gehört der Cyclus von Vorlesungen, die Med. Dr. Böttger über die Naturgeschichte des Wassers eröffnet hat. Für unsern benutzen Bericht beschränken wir uns darauf, Einiges aus der Einleitung mitzutheilen. B. beginnt damit, uns zu erzählen, wie die folgenden Vorträge das Ergebniß eines Liebhaberstudiums seyen, dem er bereits im Knabenalter oblag und das er während einer Reihe von zwanzig Jahren mit gleicher Vorliebe verfolgte. „Als Knabe, sagt er, hielt ich mich vier Jahre in dem berühmten Kurorte Pyrmont auf. Da hatte vorher noch keine Mineralanstalt existirt. Mit Erstaunen stand ich vor dem Brodel oder Kochbrunnen, der dort zum Baden dient. Die großen Luftblasen, die durch dieses Wasser dringen und auf dessen Oberfläche zerplatzen, haben, wegen des Geräusches, das sie verursachen, dem Brunnen seinen Namen gegeben. Das Wasser hat eine Temperatur von nur + 10°. Demungeachtet sind über dem Spiegel desselben Bänke angebracht, wo man sich, in Folge des eigenthümlichen Reizes der Kohlensäure auf der Haut, im Winter erwärmt. Diese Erwärmungsanstalt hat, so viel ich weiß, in der Welt ihres Gleichen nicht. Die Dunstblöße bei Pyrmont, welche Kohlensäuremassen hervorlassen, ihr Daseyn verdankt und die durch den großen Prozeß, der das Mineralwasser bereitet, prodnzirt wird, zog eben so sehr meine Aufmerksamkeit an. Das süße Trinkwasser, das nicht weit davon aus demselben Boden entspringt, vermehrte mein Erstaunen..." Der Redner macht uns sodann darauf aufmerksam, daß schon in den ältesten Zeiten und so weit das Studium der Natur und die davon auf uns gekommenen Resultate reichen, das Wasser Gegenstand der Forschungen der Physiker, so wie der Verehrung der Menschen überhaupt gewesen sey. „Die kindlichen Völker des Alterthums, die Perser, Egypter, Griechen, haben das Wasser als eine Gottheit verehrt; so auch die Ureinwohner von Florida und Virginien. Auch unsere Ahnen, die alten Germanen, hatten in der Nachbarschaft der Quellen ihre heiligen Haine, wo sie ihre Opfer verrichteten; das Gemurmel dieser Quellen hielten sie für eine Sprache aus dem Geisterreiche... In dem ältesten Buche, das wir besitzen, in der Genesis, der Schöpfungsgeschichte Mosis, wird das Wasser als das belebende Mittel der Erde geschildert, indem er sagt: der Geist Gottes schwebte auf demselben... Milton, in seinem verlornen Paradiese, hat diese Idee noch treffender ausgedrückt. Der Geist Gottes, dies sind die Worte des Dichters, saß gleich einer Taube brütend über dem Wasser und machte die Erde fruchtbar. — Nach Homer ist der Oceanos die Geburtsstätte der Götter und Menschen; nach Thales von Milet ist Alles, was ist, aus dem Wettwasser entstanden. Aristoteles hat die vier Elemente, Wasser, Luft, Feuer, Erde, als die Quelle aller Bildung betrachtet; Plinius der Aeltere sagt in seiner Naturgeschichte vom Wasser, da, wo er von den allgemeinsten Eigenschaften desselben handelt: „Was ist stärker, als dieses Element? die Erde wird vom Wasser zerrugt, das Feuer ausgetrieben; das Wasser steigt als Wolke in die Luft. Erzeugt nun das Gewitter und sendet Blize zur Erde. Was kann wunderbarer als das Wasser seyn, das (in den Wasserhosen) plötzlich himmelan steigt, Fische und Steine mit sich emporreißt? Es ist die Mutter aller lebenden Wesen, die Ursache der Fruchtbarkeit der Erde; es ernährt und erhält alle Pflanzen; alle Kraft der Erde kommt vom Wasser." Im Verfolg des Vortrags zu der Epoche übergehend, wo in neuester Zeit die Geologie eine wissenschaftliche Haltung gewonnen, bemerkt B., daß sie lange zwischen dem Vulkanismus und dem Neptunismus schwankte. Ersterer ward von Engländer Hutton begründet, der annahm, daß die feste Masse unserer Erde allein durch Feuer entstanden sey, wogegen Werner, der Vater der wissenschaftlichen Mineralogie und Stifter der neptunischen Schule, das Entstehen aller Mineralkörper durch das Wasser nachwies. „Beide Systeme, faßt der Redner hinzu, hatten ihre Verfechter, was Veranlassung gab, daß das Studium der Mineralogie mit desto größerem Eifer betrieben wurde. Die hierdurch erlangten Kenntnisse aber, namentlich die Entdeckungen eines Davy, setzen uns gegenwärtig in den Stand, beide Systeme mit einander zu verbinden und uns zu der Annahme zu bestimmen, daß Feuer und Wasser im Verein den Grundstein der Erdoberfläche gemeinschaftlich gelegt haben. Das Wasser bildet gewissermaßen das Bindemittel, das Cement der meisten Gesteine. Berge und Felsen sind durch Wasser aufgebaut worden; die Festigkeit ganzer Gebirge, ja ganzer Länder bründt von dem in ihnen enthaltenen Wasser ab. Die meisten Krystallisationen der Gesteine konnten nur durch Wasser entstehen. Setzt man Steine eine hinlängliche Zeit dem Feuer aus, so daß sie ihr gebundenes Wasser verlieren, so bekommen sie Risse und zerfallen, wie beim Kalk und Gypsbrennen ꝛc. Was die Kunst hier im Kleinen erreicht, das bewirkt die Natur mittelst der Wärme und der Luft, durch Verwitterung, an Felsen und Gebirgen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 40.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 91.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 16. April 1831.

Will Völker schaun und ihre Glaubensfülle,
Und Alles, was des Klugen Neid erregt,
Wann ich mir Lust von fo entlegnen Orten
Erzählen werd' und sagen: ich war dortten.

Tasso.

Reise durch Kalabrien.

(Fortsetzung.)

Während man mich am Feuer von allen Seiten betrachtete, fragte ich den Wirth, ob er mir etwas zu essen habe? Er rieb mit der Rückseite den etwas gekrümmten Finger einigemal unter dem weit vorgestreckten Kinn hin und her, indem er die Lippen dabei fest aufeinander preßte; eine Geberde, deren man sich hier gewöhnlich bedient, statt zu sagen: ganz und gar nichts. Wird bei geschlossenen Lippen nur das Kinn vorgestreckt, so heißt dieß blos niente — nichts; werden aber auf die angegebene Weise noch die Finger angewendet, so bedeutet es niente affato, eine Antwort, die mir in der Folge noch oft zu Theil wurde. — Ich aß mit den Treibern und legte mich dann auf einen schmutzigen Strohsack, den der Wirth aus Wohlwollen für den seltenen Gast herbeigeschleppt hatte; kaum aber hatte ich eine halbe Stunde darauf geschlafen, als die unruhigen Bewohner desselben durch tausend Stiche mich aufweckten. Ich sprang auf, ging eine Weile umher und legte mich in dem entferntesten Winkel endlich wieder nieder, aber mit dem Schlafe war es die ganze Nacht aus. Obgleich ich ernstlich gewarnt worden war, so wenig als möglich bei Nacht zu reisen, so brach ich dießmal doch lange vor Tagesanbruch schon auf, weil ich es in der Taverna unmöglich länger aushalten konnte. Kaum aber war ich einige hundert Schritte gegangen, als sich neben mir im rauschenden Gebüsche ein leises, dreimaliges Pfeifen hören ließ, worauf auf der andern Seite der Straße in ähnlichem Tone geantwortet wurde. Ohne mich lange zu besinnen, zog ich meinen Tornister fest an den Rücken und rannte davon, bis mir fast der Athem ausging. Was an der Sache war, weiß ich nicht, aber ich war froh, Niemanden um mich zu hören, als ich endlich, um zu lauschen, anhielt. Ein höchst unangenehmes Gefühl erregte der Spuck immerhin in mir.

Gegen Mittag erreichte ich den Ponte Campostrino, eine der schönsten Brücken, die ich je gesehen. Sie wölbt sich in sieben kühnen Bogen über eine tiefe Schlucht; ihre mittlern Pfeiler mögen über hundert Fuß Höhe haben. Sie wurde vor ungefähr fünfzig Jahren begonnen und muß eine ungeheure Summe gekostet haben. Kein Wasser fließt unter ihr, aber gleich daneben springt über romantische Felsen herab ein tobender Bach, der aus dem Valle di Diana kommt. Hat man von der Brücke aus eine kurze Strecke den Berg hinan zurückgelegt, so erblickt man dieses ungefähr zwanzig Miglien lange und drei bis vier Miglien breite, herrliche Thal auf einmal in seiner ganzen Ausbreitung vor sich. Es wird von dem Negro, dessen Ufer theilweise mit hohen Pappeln besetzt sind, durchzogen, und hat seinen Namen von dem Städtchen Diana, das westlich auf einem Bergvorsprunge liegt, und in dem einige Alterthumsforscher das Forum Pompilii gefunden haben wollen. Die vielen Ortschaften, die links und rechts an den Bergabhängen liegen, geben diesem Thale, das sich bis Casalnuovo erstreckt, einen überaus

Digitized by Google

freundlichen Charakter. Ungefähr in der Mitte, am Fuße der östlichen Bergreihe, prangt mit blühenden Umgebungen das Städtchen Sala. Der Oelbaum stand voll reifer Früchte, und von schattigen Geländen hingen, schwellend von köstlichem Safte, die blauen Trauben auf frischgrüne Saaten herab. Ueber romantische Bergpfade führt die Straße nach Casalnuovo, einer elenden und äußerst schmutzigen Ortschaft, wo ich nur mit aller Noth für die Nacht ein Unterkommen finden konnte. Während die Wirthin mir ein Nachtessen von Fischen und Sepien bereitete, ein Gericht, das nur ein Hungriger genießen konnte, brier ein Alter einige Schwämme auf der Gluth, die er darauf mit fünf oder sechs nackten, ausgehungerten Kindern verzehrte, indeß ein fettes Pfäffiein daneben fleißig mit einer Branntweinflasche korrespondirte und mir einen neuen Beweis gab, daß die Diener Gottes auch in dem elendesten Winkel sich immer zu behelfen wissen. Es ist in der That merkwürdig, wie diese Klasse von Leuten selbst da, wo die größte Armuth und das höchste Elend zu Hause sind, so wohl gedeihen und sich vermehren können.

Die Landschaft von Casalnuovo an über Lagonegro nach Lauria ist größtentheils wildromantisch. Die Straße führt durch enge Felsthäler, oft durch schauerliche Schluchten, wo nur Ziegenhirten, auf langbegrasten Felsblöcken sitzend, mit ihrem eintönigen Gesange die Stille unterbrechen. Einer dieser in Fell gekleideten Halbwilden theilte mir eine sinnvolle Sage aus diesen Gebirgsschluchten mit. Lauria, ein kleines, aber hübsches Städtchen, liegt in einem tiefen Gebirgskessel, und gewährt mit der ganzen umliegenden Landschaft, von der Straße aus, die hoch an einer Bergseite vorüberführt, einen reizenden Anblick. Einige Wegmacher, die in der Nähe arbeiteten, riefen mir, wie ich mich ihnen näherte, zu: „Da, Herr, ist Wasser zum Trinken, wenn Sie Durst haben, und wollen Sie Ihre Pfeife anzünden, so können wir Ihnen auch Feuer geben.“ Solch eine Anrede that dem Herzen wohl. Ich ruhte eine Weile bei den Leuten aus, die mir auf's Freundlichste alle meine Fragen beantworteten. Kinder, Männer und Weiber drückten mir beim Scheiden die Hand und wünschten mir glückliche Reise.

Die vor wenig Jahren großartig angelegte Straße, die von Neapel hinab geht bis Reggio, ist in vielen Gegenden, besonders um Lagonegro und Lauria, schon ziemlich wieder in Verfall gerathen, anderwärts oft lange Strecken weit mit Gras so überwachsen, daß sie einem durch die Thäler und über die Höhen sich hinziehenden Wiesenstreifen ähnlich sieht, worauf nur der wöchentlich sie befahrende, von vielen Gensdarmen bedeckte Postwagen Gleise unterhält. Die Maulesetreiber halten sich meistens auf kürzern Nebenwegen, gleich den Patrouillen, die für die Sicherheit zu wachen haben. Eine solche Patrouille besteht aus sechs bis acht mit Büchsen bewaffneten Bauern, die abwechselnd bestimmte Strecken, welche sie Tappi heißen, zu machen haben, denen es aber nur darum zu thun ist, auf den kürzesten Wegen, und wenn diese außer ihnen auch kein Mensch macht, am bezeichneten Orte frühzeitig anzukommen, damit sie vor dem Schlafen noch lange am Feuer sitzen, rauchen und schwatzen können. Ich traf fast jeden Abend einen solchen Trupp, oft zwei, in Gemeinschaft mit den Eseltreibern an, und war immer froh, wenn ich ihnen am Tage nicht begegnet war; denn selten ist einer von diesen Leuten im Stande, einen (italienisch geschriebenen) Paß zu lesen, und da mußte ich es mir denn allemal gefallen lassen, zum Ortsrichter transportirt zu werden, und zwar nicht etwa zum nächsten, sondern gewöhnlich zu dem des Dorfes, wo die Patrouille her war; ob es dabei vorwärts oder rückwärts ging, das kümmerte die Menschen wenig; nur ein einziges Mal konnte ich den Leuten mit allem Aufwand von Beredtsamkeit begreiflich machen, daß es ja einerlei sey, zu welchem Richter sie mich führen, um sich zu überzeugen, daß ich keine verdächtige Person sey. — Wer zu Pferd und mit einer sogenannten Guardia reist, was das Gewöhnliche ist, der erfährt alle diese Unannehmlichkeiten nicht, sondern zieht unangefochten seines Weges; wer aber allein und zu Fuß, mit dem Tornister am Rücken, daher kömmt, und oft aus öden, unwegsamen Gegenden, wohin mich der Zweck meiner Reise nicht selten führte, mit Eidechsen, Schlangen und Käfern in der Hand, wieder in die Straße einlenkt, der wird schnell abgefaßt und mit scheelen Blicken gemessen. Denn was Naturforscher und Naturgeschichte seyen, weiß man hier zu Lande nicht, und es gelang mir auch nie, einem von diesen Menschen auch nur den schwächsten Begriff davon einzudemonstriren; sie stellten mir immer die drolligsten Fragen, und die meisten hielten mich für einen Deserteur oder Spionen, oder endlich gar für einen Zauberer. — Nebst diesen Patrouillen befinden sich von Station zu Station neapolitanische Gensdarmen zu Pferd und zu Fuß, unter denen ich brave Menschen kennen lernte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Bettler.

(Fortsetzung.)

Ich floh nach Amerika; die Morgenröthe der Freiheit war eben über diesem Land angebrochen. In einer Wildniß siedelte ich mich an und lebte meinem Kummer. Da überfielen mich eines Tags die wilden Eingebornen und schleppten mich mit sich herum. Nach einigen Monaten wurde ich wieder befreit, aber mein Körper hatte unterliegen müssen; die fallende Sucht verließ mich seitdem nicht wieder.

Digitized by Google

Die Sehnsucht nach meinem Vaterlande übermannte mich; ein mitleidiger Seemann nahm mich unentgeldlich mit; ich betrat Frankreichs Boden wieder und erreichte nach langer Wanderung die Irrenanstalt. Melanie war todt, der Direktor auch, mich kannte dort Niemand mehr. Ich bettelte mich durch nach Paris; mein schändliches Weib war verschollen; ihr Hôtel hatte schon den dritten Besitzer seitdem und führte meinen Namen nicht mehr. Nun wandte ich mich nach der Normandie; meine Eltern schlummerten längst in der Gruft ihrer Ahnen; meine Familie war durch mich wieder zu einigem Wohlstande gelangt, aber sie stieß mich als einen Betrüger von sich. So wanderte ich denn nun, ein Bettler, herum und suchte einen Stein, auf den ich mein müdes Haupt legen könnte, zum Sterben. Mir war kein anderes Eigenthum geblieben, als La Rochefaucaulds Maximen; es war ein Sport des Schicksals, ich hatte das Buch mir gekauft am Tage vor meiner Vermählung zu Paris. Ihr habt Euch meiner erbarmt; erlaubt, daß ich es Euch zum Andenken lasse, wenn ich einst nicht mehr bin, ich habe nur das und meinen innigsten Dank. Doch jetzt, nachdem Ihr meinen Jammer vernommen, frage ich Euch: „Ist Gott gerecht?“

„Gott ist gerecht,“ antwortete die Aebtissin, aber ihre Stimme zitterte und ihre Knie wankten, als sie diese Worte sprach.

7.

Es war, als ob das Bedürfniß, noch einmal alle seine Leiden einer fühlenden Seele mitzutheilen, das Einzige gewesen sey, was Eugen an die Erde fesselte. Er wurde mit jedem Tage schwächer und konnte bald das Bett nicht mehr verlassen. Die Aebtissin pflegte ihn eigenhändig und wich fast nicht von seinem Lager; es schien, als sey alle ihre angenommene Strenge ihm gegenüber von ihr gewichen. Er erkannte ihre Güte mit dankbarem Herzen an, aber es machte ihn doch verlegen, und er wurde stiller und wortkarger in ihrer Gegenwart, da er sonst mitunter in schmerzensfreien Stunden heiter zu seyn pflegte. Die Aebtissin las ihm ziel aus geistlichen Büchern vor und suchte durch fromme Gespräche seine Seele zu Gott zu wenden, was seiner Sinnesart ebenfalls unbequem seyn mochte und ihn in eine gewisse Unbehaglichkeit versetzte, die er jedoch aus Ehrfurcht nicht laut werden ließ. Seine Krankheit nahm mit Riesenschritten zu, und nach Verlauf von acht Tagen fühlte er lebhaft, daß er sich wohl nicht wieder von seinem Lager erheben werde. Er bat daher die Aebtissin eines Tages, als sie um die gewohnte Zeit bei ihm eintrat, jetzt jene Papiere in Empfang zu nehmen und sie als sein Vermächtniß Eleonoren von Balvré, Marquise de Flasselles, zukommen zu lassen, falls es ihr möglich sey, dieselbe aufzufinden. — „Es soll geschehen,“ sagte die Aebtissin; „doch nur unter der Bedingung, daß Ihr Alles ihr verzeiht, was sie an Euch verschuldete.“ — „Ihr verzeihen? nimmermehr!“ rief er mit halberloschener Stimme, und die Gluth des Zorns röthete auf Momente sein bleiches Antlitz. „Die Rache ist mein, ich will vergelten, spricht der Herr,“ erwiederte die Aebtissin in feierlichem Ton; „wollt Ihr mit feindseligem Gemüthe von der Erde scheiden und eben so vor Eurem Richter treten?“ — „Das will ich,“ entgegnete er; „ich will ihn fragen, ob er gerecht richtet, und warum ich von Vielen auserkoren wurde, solche Qualen zu leiden.“ — „Er wird Euch antworten: Eugen, weißt Du, Kurzsichtiger, was vorher war, was nachher seyn wird?“ Der Kranke verstummte und schloß die Augen; er schien gewaltig mit sich zu kämpfen. „Bedenkt,“ fuhr die Aebtissin fort, „wenn nun Eleonore noch lebt, herabgestürzt von ihrer Höhe, eben so tief gedemüthigt, als vorher in den Augen der Menschen erhoben, wenn ein besserer Geist über sie kam, und sie gut zu machen strebt, was sie früher verdarb? Die Reue hat sie ereilt, die Gewissensbisse peinigen sie; alle Buße scheint ihr nicht genug, und sie führt ein grausenvolles Leben, ein Dasein voll Angst und Marter; denn unversöhnlich steht sie Euch in ihren Gedanken und Euer Bild raubt ihr jeden Augenblick der Ruhe. Eure Verzeihung würde ihr aber ein Zeichen seyn, daß auch Gott ihr verzeihen hat. Wollt Ihr dennoch scheiden, ohne ihr verziehen zu haben?“ — „Ich habe zu viel durch sie gelitten; ich verzeihe ihr nicht.“ Plötzlich sank die Aebtissin vor seinem Lager nieder und rief mit herzzerreissender Stimme: „Eugen, in Eleonorens Namen beschwöre ich Euch, bei dem Andenken an Melanie, die Euch wie ein Engel des Lichtes jenseits entgegentreten wird, vergebt, vergebt der Sünderin.“ — „Hochwürdige Frau,“ rief er erschrocken und richtete sich mühsam auf, „um Gotteswillen, erhebt Euch! Ihr kniet vor mir? vor mir, dem Ausgestoßenen, dem Bettler?“ — „Ich weiche nicht,“ erwiederte sie, „bis ich Vergebung für Eleonoren von Euch erfleht habe.“ — „Was vermöchtet Ihr nicht über mich, Edelste auf Erden!“ antwortete er. „Gebt ihr die Papiere, wenn Ihr je ihren Aufenthalt erfahrt, und sagt ihr, der sterbende Eugen habe ihr um Euretwillen verziehen.“ — „Die Papiere sind bereits in ihren Händen,“ versetzte sie, sich langsam aufrichtend. „Ich bin Eleonore de Balvré, Eure unwürdige Gemahlin.“ — „Allmächtiger Gott!“ rief Eugen und bedeckte sein Antlitz mit beiden Händen. Seine Sinne verließen ihn, er sank leblos auf das Lager zurück.

(Der Beschluß folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., März.

(Fortsetzung.)

Vorträge über die Geschichte des Wassers u. das Klima von Deutschland.

„So nothwendig das Wasser, fährt Dr. Bögner fort, den Mineralkörpern, der Dammerde ꝛc. zu ihrem Fortbestehen ist, eben so wichtig dasselbe auch einen unentbehrlichen Bestandtheil der Pflanzen, der Thiere. Kein Saame kann keimen, keine Pflanze kann gedeihen ohne Wasser, und alle organischen Wesen enthalten diese Stoffe, deren hauptsächliche Grundlage das Wasser ist. Bisherauch sey das Verhältniß des Wassers zu den festen Bestandtheilen im Menschenkörper wie 6 zu 1 und Chaussier wie 9 zu 1. Letzterer trocknete ein neu Kadaver von 120 Pfund Schwere in einem Backofen und fand nach einigen Tagen, wo er ganz ausgedörrt war, daß derselbe nur noch 12 Pfund wog. Dieses Verhältniß aber ist verschieden, nach dem Alter und nach den Individuen... Die niedrigsten Pflanzen und Thiere sind so reich an Wasser, daß sie nur ein belebter Schleim zu seyn scheinen, und jene zwei Naturreiche sind auf der untersten Stufe so wenig streng zu scheiden, daß wir Pflanzenthiere oder Thierpflanzen, Zoophyten, kennen, deren Stelle im großen System der Natur bis jetzt noch nicht ausgemittelt ist. Die meisten dieser Naturprodukte sterben durch das Trocknen gänzlich ab; einige derselben aber können durch das Wasser wieder neubelebt werden, wie die Tremella, die getrocknet ein Häufchen Staub zu seyn scheint und, wenn Regen einfällt, zu einer bedeutenden Masse durchsichtiger Gallerte anschwillt und fortwächst... Da die Erdoberfläche selber dem Wasser einstieg, so mußten auch die ersten organischen Geschöpfe Wasserpflanzen und Wasserthiere seyn, und erst bei der allmähligen Zunahme des trockenen Landes konnten Geschöpfe höherer Art entstehen.... Von dem ersten Erwachen des Lebens bis zu seinem Erlöschen ist die mächtigste Triebfeder desselben das Wasser. Allein nicht für jedes belebte Wesen ist ein und dasselbe Wasser gleich tauglich. Das Schilf und der Frosch bewohnen den Sumpf, die Forelle das klarste Quellwasser; die Palme trinkt den Thau und der Mensch, der durch seinen Verstand die Erde beherrscht, hat die Heilquellen aufgefunden, die ihm die verlorne Gesundheit wiedervringen.“ Wir fahren später fort, die interessantesten Punkte aus diesen Vorträgen auszuheben.

Etzpius aus Köthen hat, ebenfalls im physikalischen Vereine, seine Vorträge über das Klima von Deutschland fortgesetzt. Nach Entwickelung der Gründe, die in den südlichen Gegenden dieses Landes die Temperatur erniedrigen, gelangte er zum Schluß, daß, träten jene Gründe stets zusammen und mit ihrer ganzen Kraft ein, das Klima in diesen Gegenden nicht nur nicht wärmer, sondern selbst kälter seyn müßte, als im nördlichen Deutschland. Dies sey aber, bemerkte der Redner, nicht der Fall, weil andererseits wieder Umstände eintreten, welche die Wirksamkeit jener Gründe zu entkräften streben. Man könne daher im Allgemeinen annehmen, daß allerdings die südlichen Gegenden um etwas wärmer als die nördlichen seyen, so fern diese in gleicher Höhe über der Meeresfläche mit jenen liegen, daß jedoch auch in dieser Beziehung mehrere Abweichungen von der Regel stattfinden. Hierauf zur Erörterung der gemeinschaftlichen Eigenthümlichkeiten des Klimas in allen Gegenden Deutschlands übergehend, verbreitete sich E. zuerst über die Veränderlichkeit der Temperatur, die sich in hohem Grade, im Norden wie im Süden, wahrnehmen lasse. So erreicht im Durchschnitt die Temperatur nur etwa 9 bis 10 Tage hinter einander im Sommer × 20° R. und mehr, und im Winter — 5° und weniger. In den Küstengegenden ist der Wechsel noch auffallender; besonders gering dagegen, hinsichtlich der Wärme, in dem Landstriche von Wien und, hinsichtlich der Kälte, in Schlesien. Einzelne Sommer und Winter machen freilich Ausnahmen. So der Sommer von 1826, wo bei Köthen die Hitze 17 Nachmittage hintereinander auf 22 bis 28½° im Freien stieg. Noch unbeständiger, als die Hitze des Sommers, ist jedoch die Kälte im Winter. In den niedern deutschen Gegenden steht das Thermometer selten länger als einen Monat ununterbrochen unter 0° R. Im Durchschnitt mehrerer Jahre macht sich im Januar die größte Verschiedenheit der Temperatur bemerklich, im September aber die meiste Gleichförmigkeit. Nur Anfang und Ende des Winters lassen sich in Deutschland auf bestimmte Grenzen zurückführen. Nimmt man für den Anfang den Tag, wo zuerst die mittlere Temperatur auf oder unter 0° R. fällt und an welchem, in Folge davon, der Schnee, ohne zu schmelzen, mehrere Stunden liegen bleibt, für das Ende aber den Tag, an welchem eine dieser Erscheinungen zuletzt im Jahre sich zeigt, so kann man für die diesseits der Alpen liegenden niedern Gegenden die zweite Hälfte des Novembers und die zweite Hälfte des März als die mittlern Grenzpunkte bezeichnen. Für die übrigen Jahreszeiten lassen sich solche Punkte durchaus nicht mit einiger Bestimmtheit angeben. Besonders geht der eigentliche Frühling bisweilen ganz verloren; so im Jahr 1825, wo die strenge Kälte Ende Februars und Mitte März stattfand, allein schon am 27. April die Hitze bei Köthen × 23° im Schatten war. Auch im September tritt öfters noch eine starke und anhaltende Hitze ein, wie z. B. auch 1825, wo dieselbe zu Köthen noch am 21. d. M. bei einem sroccoartig erschlaffenden Winde aus Süden, auf × 25° stieg.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 85:
Bleistift.

Charade.

Erste und zweite Sylbe.
Speisen mancher Art
Werden so verwahrt;
Aber dein Gesicht
Lieb' ich also nicht.

Dritte und vierte Sylbe.
Wie ich doch tragen und drehen kann,
Wie ich doch tanzen und spielen kann,
Wie ich ernähren und tödten kann,
Ohne Arm und Bein!
Pacht mich aber Einer an,
Werd' ich gleich zu Stein.

Das Ganze.
Alle vier Elemente,
Inniglich gesellt,
Sehn um sich versammelt
Oft die schöne Welt.

Während Luft sich hebet,
Läuft das Wasser fort,
Und die Erde klebet
Traun am Steine dort;

Feuer ohne Flammen,
Wärme kann hinzu.
Alle vier zusammen
Trink ich nun dir zu.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 8.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 92.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 18. April 1831.

Von dem Dome,
Schwer und bang,
Tönt die Glocke
Grabgesang.

Schiller.

An die Todtenglocke.

Traurig klingst du, Glöcklein, wieder,
Wie ein schweres Todesach,
Rufst herab wie Grabeslieder,
Daß ein Menschenherz jetzt brach.
Ob es deinen Ruf ersehnte,
Sagst du nicht, du weißt es nicht,
Oder ob das Auge thränte,
Früh zu flieh'n das Sonnenlicht.

Fühllos klingst du es zur Ferne,
Kalt weckst du den Wiederhall,
Und ich glaub' auch, oft hört gerne
Mancher deinen Friedensschall.
Und wir weilen ja hier alle
In der Fremde trüb und bang,
Bis uns zu der Schlummerhalle
Freundlich ruft dein Silberklang.

Aber die sich liebend kennen
Und in Treue zugewandt,
Denen bringst du bitt're Tremen,
Eines muß in fremdes Land;
Alles Hoffen, alles Sehnen
Starb dem andern unerfüllt,
Und es bleiben ihm nur Thränen,
D'rin sich doch sein Leid nicht stillt.

Aber bist du leis erklungen,
Denken wir an die zurück,
Die wir einst so heiß umschlungen,
Die uns gaben jedes Glück.
Ja, die längst dahingegangen,
Steigen aus der Gruft empor,
Und es färbt die blassen Wangen
Frische Röthe wie zuvor.

Und wer sich in Gram verzehrte,
Den die einz'ge Liebe floh,
Wird, als ob er Engel hörte,
Doch bei deinem Schallen froh;
Hofft, das Bild so langer Schmerzen,
Wenn du ihm auch tönst, zu seh'n; —
Freut euch d'rum, ihr trüben Herzen,
Glöcklein ruft zum Wiedersehn!

Wagner von Laufenburg.

Der Bettler.

(Beschluß.)

8.

Es war nur eine Ohnmacht gewesen; noch einmal kehrte Leben in Eugens schwachen Körper zurück. Als er aus seiner Erstarrung erwachte, kniete die Aebtissin

Digitized by Google

wieder, wie vorher, bei ihm; sie hatte seine Hand ergriffen und drückte ihre brennenden Lippen darauf; heiße Thränen rollten von ihren Wangen herab. Er bedurfte einer geraumen Zeit, sich zu sammeln, dann sagte er langsam, aber mit dem Ton innerster Ueberzeugung: „Ja, Gott ist gerecht.“ — „Gott ist gerecht,“ wiederholte sie; „uns wird Strafe für unsere Sünden auf Erden, Lohn für das Gute, das wir hienieden thaten, im Himmel. Laß mich Dir beichten, Eugen, nicht wie ich dazu kam, ein verführtes, verderbtes Weib zu werden — ich fiel, geblendet, wie so viele andere, von Eitelkeit und weltlicher Macht — aber wie ich strebte, wieder gut zu machen, und wie mich Gott erweckt hat aus dem Taumel der Sünde. Als Du damals nach Paris kamst und Deine mit Füßen getretene Ehre Dich zu mir führte, da ergriff mich heiße Liebe zu Dir, und ich verzehrte mich in Sehnsucht nach Deinem Besitz; Dein Bild begleitete mich überall; doch mein Verführer, der seine Beute nicht wollte fahren lassen, und dem ich in aufgeregter Stimmung verrathen hatte, was in mir vorging, verfolgte Dich und täuschte mich mit der Nachricht von Deinem Tode. Ich trauerte um Dich, aber die Lust der Welt riß mich wieder in ihren Strudel, bis endlich die furchtbarste aller Krankheiten, die Blattern, mich heimsuchte und jede Spur der Schönheit vertilgte. Mein schändlicher Verführer war gesättigt, ich hatte keinen Reiz mehr für ihn, und er verstieß mich. Im Zorne, als ich ihn mit Vorwürfen überhäufte, verrieth er mir, daß Du noch lebest, und beauftragte seinen Helfershelfer, Dich mit mir zu vereinen. Hätte ich ahnen können, daß das, was, wie ich hoffte, mich und Dich glücklich machen sollte, so unendliches Weh über Dich bringen würde, gewiß, ich hätte Allem entsagt. Du warst spurlos verschwunden; ich wandte mich zu diesem Kloster; meine strengen Bußübungen erwarben mir das Vertrauen der Aebtissin, ich ward ihre Nachfolgerin. O, Du weißt nicht, wie mich Dein Bild unablässig verfolgte, wie ich allnächtlich vor Gott im heißen Gebet auf den Knieen lag und mir Versöhnung mit Dir von ihm erflehte. Kannst Du mir jetzt noch verzeihen?“ — „Ich habe Dir verziehen, Eleonore. Gottes Wege sind dunkel und unerforschlich, aber sie führen zum Besten. Dort winkt mir Melanie, als ein Engel des Friedens; aber auch Du wirst, wenn Du dort eingehst, nicht trauernd seitwärts von uns stehen. Die Liebe, die uns hier fremd blieb, wird uns dort vereinen. Gott ist gerecht.“

*

Nach wenigen Tagen war Eugen nicht mehr. Er wurde auf dem Friedhofe des Klosters begraben; ein einfacher Stein schmückte den Hügel, unter dem er schlummerte, nur mit seinem Namen und der Inschrift: Gott ist gerecht! geziert.

Hier weilte die Aebtissin oft im andächtigsten Gebet. Sie lebte noch lange nach ihm, ein Muster der Frömmigkeit, und that unendlich viel Gutes in ihrem Kreise. Endlich ging sie ein zu dem Frieden des Herrn, versöhnt mit ihrem eigenen Herzen.

Reise durch Kalabrien.

(Fortsetzung.)

Von Lauria bis Castelluccio ist die Gegend wieder schauerlich öde, nur hie und da eine armselige Hütte und manchmal ein schlafender Eseltreiber am Wege. Man läutete mit allen Glocken, als ich diesem Städtchen mich näherte; wilder Lärm scholl mir entgegen, und wie ich hineinkam, war Illumination zu Ehren aller Heiligen. Der Wirth, bei dem ich einkehrte, begegnete mir äußerst trocken und kalt, indem er mich mit schiefen Blicken anschaute. Ich warf meinen Tornister in einen Winkel und ging, so müde ich auch war, in die Kirche, wohin sich alles drängte. Wie ich nach etwa einer halben Stunde wieder zurückkam und mit dem Ausrufe: „Ein herrliches Fest!“ aus Feuer trat, fragte mich der Mann, ob ich in der Kirche gewesen und ob ich denn ein Katholik sey? Als ich ihm beide Fragen bejahte, faßte er mich freudig, recht als wäre ihm ein schwerer Stein vom Herzen gefallen, bei der Hand, zog mich nieder auf einen Stuhl am Feuer und holte mir darauf von seinem besten Weine, den er kurz vorher angekauft hatte, und über dessen Güte ich ihm mein Urtheil sagen mußte. Und wie er endlich vollends mein Skapulier mit dem Bilde der Madonna Santissima, das ich mir in Salerno gekauft und umgehangen hatte, erblickte, da schloß er mich in seine Arme, nannte mich Freund, und versprach mir die beste und billigste Bewirthung. Ich hatte diesem Zeichen auch in der Folge noch mehr als einmal eine gute Aufnahme zu danken, denn wo man es sah, hieß es gleich: „Er ist Katholik! Wir sind alle Brüder hier!“

Einige Miglien unterhalb Castelluccio mußte ich mich durch einen breiten Waldstrom tragen lassen, was mir später noch öfter begegnete, weil nirgends eine Brücke über diese, zuweilen mehrere hundert Schritte breiten Strombette gebaut ist. Der Reisende, der zu Fuß an ein solches Wasser gelangt, muß entweder sich ausziehen und mit den Kleidern auf dem Rücken durchwaten, oder warten, bis ein Bauer kommt, der ihn auf seinen Esel oder auf seine Schultern nimmt.

Es war am Tage aller Heiligen, als ich gegen zehn Uhr Morgens in Rotonda, einer kleinen, nahe am Nerinofluße gelegenen Stadt ankam. Der Gottesdienst war eben beendigt und aus der angefüllten Kirche strömte Alles neugierig auf mich zu; ich war in wenig Minuten so umringt,

Digitized by Google

daß ich mich kaum mehr rühren konnte. Die meisten Fragen, die man an mich stellte, gingen dahin, warum ich so allein und ohne Büchse reise? Die Leute sind nämlich gewohnt, die wenigen Reisenden, die ihr Land besuchen, zu Pferd und mit bewaffneter Begleitung zu erblicken, daraus fiel es ihnen so sehr auf, einmal einen Fremden so leicht und sorglos dahinschlendern zu sehen. Uebrigens trägt hier auch der Bauer, wenn er nur aus seinem Dorfe in ein anderes geht, seine Büchse am Rücken, jedoch, wie mir schien, mehr noch aus alter Gewohnheit, denn der Sicherheit wegen.

Rotonda ist der letzte Ort im Principato citeriore. Gleich hinter der Stadt thürmen sich die Gebirge Malaspina und Cilisterno auf, die diese Provinz von Kalabrien scheiden. Die Straße führt einige Miglien weit durch eine wilde Schlucht hinan, bis sie auf einmal jäh hinabfällt in das länglichrunde, von hohen Bergen umschlossene Thal Campo Tanese, welches Swinburne Campo Temese nennt und für den Krater eines ausgebrannten Vulkans hält, welcher Ansicht ich beistimme *). Karl V. soll zuerst die Kultur des Roggens in dieses Thal gebracht haben; noch jetzt wird er darin an einigen Stellen gebaut, der größte Theil aber ist Weide. Als ich hinunter kam in die Thalebene, traf ich einen in Fell gekleideten Hirten, dessen graue, langgehörnte Ochsen in hohen Farnkräutern weideten; er saß an der Straße und grub mit einem langen Messer ein rundes Loch in die Erde. Meine Frage, zu was er dieß thue? ließ er unbeantwortet, erzählte mir aber mit einem etwas bittern Lächeln, daß die Gegend, in der ich mich jetzt befinde, Campo di Diavole (Teufelsfeld) heiße, weil gewöhnlich Räuber und wilde Thiere darin hausen. Jetzt erst fiel mir wieder ein, daß mehrere Gensdarmen vor einigen Tagen mich ernstlich gewarnt hatten, in dieses Thal mich nicht ohne Bedeckung zu wagen; nun ich aber einmal da war, ließ sich nichts anderes mehr thun, als meinen Weg fortzusetzen. — Das Thal ist ungefähr vier Miglien lang. Der Boden, wie schon bemerkt, ist nur an wenigen Stellen bebaut, und von den Wassern, die links und rechts von den rauhen Bergen herabrauschen und unten in einem breiten, steinigen Bette sich sammeln, vielfach zerrissen. Fast in der Mitte steht neben der Straße ein wohlgebautes, aber unbewohntes Haus, und in einiger Entfernung von diesem, da, wo der südwestliche Bergzug einen kleinen Vorsprung in die Thalebene hinausmacht, liegen die Ruinen verlassener Wohnungen. Der Himmel war trüb, um die Bergspitzen zogen finstere Wolken, und die schauerliche Stille wurde nur vom Gekrächze der Raben, die um die Felsklüfte flatterten, unterbrochen. Am Ende des Thales, da, wo sich die Straße, auf der einen Seite in Felsen gehauen und auf der andern durch eine hohe Mauer unterstützt und mit einem Geländer versehen, wieder hinanwindet, stehen fünf aufgemauerte, pyramidalische Säulen, mit eben so vielen abgeschnittenen Menschenköpfen oben, worunter auf hölzernen Tafeln halberloschene Inschriften Namen und Heimath der Verbrecher angeben, denen die Köpfe angehörten. Was für einen Eindruck solche Zeichen auf den einsamen Wanderer machen müssen, kann man sich leicht vorstellen. Ich athmete froh wieder auf, als ich aus der Bergschlucht heraus war und auf einmal, tief unter mir, ein heiteres Land, mit Reben, Feigen, Oelbäumen, Pinien und Cypressen prangend, erblickte, ein ringsum von rauhen Bergen eingeschlossenes Paradies, wo man zu dieser Jahreszeit Kohl und andere Gemüsarten pflanzte. Die Miglie Wegs von Campo Tanese durch diese Felsen bis Murano soll über 16,000 Dukati gekostet haben.

Es läutete zur Vesper, als ich nach Murano kam, das auf den Ruinen des alten Siphäum erbaut worden seyn soll. Wie die meisten kalabresischen Städtchen und Dörfer, hängt es an einem steilen Bergabhange, und eine alte, längst verfallene Burg ragt hoch darüber empor. Amphitheatralisch, oft in Form einer Pyramide übereinander gethürmt, gewähren alle diese Ortschaften, aus der Ferne gesehen, einen ungemein malerischen Anblick; ist man aber in den winklichten Räumen, denn Gassen kann man sie nicht heißen, die zwischen den elenden Häusern liegen, welche ohne Fenster und so zerrissen sind, daß man jeden Augenblick fürchtet, es falle Alles über den Haufen, so kann man vor Schmutz kaum durchkommen, vor Gestank kaum athmen, und vergleicht man vollends das grenzenlose Elend, das da herrscht, mit der ringsum blühenden Natur, da möchte man oft faßt Thränen vergießen.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Swinburne Travels in the two Sicilies in the years 1777, 1778, 1779 und 1780. 4 Bde. London 1780. Ins Deutsche übersetzt von Forster. Hamburg 1785.

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., März.

(Beschluß.)

Vorträge über das Klima von Deutschland.

Von den Temperaturverhältnissen, die, als Basis aller übrigen Witterungserscheinungen, am wichtigsten sind, da sie das Klima in der engsten Bedeutung begründen, wandte sich Cäsius zu den in Deutschland im Allgemeinen stattfindenden Feuchtigkeitsverhältnissen. Da bis jetzt noch kein Instrument erfunden ist, welches man mit vollkommener Sicherheit zu vergleichenden Beobachtungen in dieser Beziehung benutzen könnte, so muß man den Zustand der Feuchtigkeit überhaupt lediglich durch ursächliche Umstände zu ermitteln suchen, um so die Mangelhaftigkeit jener Beobachtungen zu ergänzen. Zu diesen Umständen nun gehören für die einzelnen deutschen Gegenden ganz vorzüglich die Nähe des Meeres

Digitized by Google

und dann b. Gebirge. Letztere machen die benachbarten Ebenen und Thäler feuchter, als sie außerdem seyn würden, aus Gründen, die wir als bekannt hier übergehen. Außer den Gebirgen aber bedingt auch noch die chemische Beschaffenheit des Bodens den größern oder geringern Grad der Luftfeuchtigkeit einer Gegend, so wie endlich auch Waldungen hierauf Einfluß haben. C. unterscheid im Allgemeinen für die tiefern Gegenden Deutschlands drei Hauptabschnitte, nämlich: die norddeutschen Küstengegenden bis zu einer Entfernung von etwa 12 Meilen von der See, als den feuchtesten; die südlichern Landstriche bis 51½° n. B., als den weniger feuchten, und endlich das flache norddeutsche Binnenland, als den trockensten Abschnitt. Einzelne Landstriche machen jedoch Ausnahmen von dieser Regel, wie z. B. der sogenannte Spreewald in der Niederlausitz eine der feuchtesten Gegenden Deutschlands ist. Zu den trockensten Gegenden gehört die um Berlin und Schlesien. — Wie hinsichtlich der Temperatur, so macht sich auch hinsichtlich der Luftfeuchtigkeit, in den tiefer liegenden deutschen Gegenden besonders, eine auffallende Veränderlichkeit bemerklich. Ferner sind in Deutschland, wie wohl auf der ganzen Erde, die Nachmittagsstunden am trockensten, die Stunden kurz vor Sonnenaufgang aber am feuchtesten. Es kommt dies daher, weil der Gang der Luftfeuchtigkeit mit der Wärme in umgekehrtem Verhältnisse steht, ein Naturgesetz, woraus sich ebenfalls ergibt, daß in Deutschland der Juni der trockenste Monat ist, der feuchteste hingegen der December oder auch der Januar. Auch die Jahreszeiten bestimmen sich nach dem nämlichen Gesetz; daher ist der Sommer die trockenste, der Winter die feuchteste, der Frühling aber im Ganzen etwas trockener, als der Herbst. Die Veränderlichkeit der Luftfeuchtigkeit ist am größten im Frühling, am geringsten im Winter. — Endlich schloß Clapius seine Vorträge mit Erörterung der Verhältnisse des Luftdruckes in Deutschland. Die Höhe eines Ortes über dem Meere hat natürlich den überwiegendsten Einfluß auf diese Verhältnisse. Nächst dem aber zeigen sich noch in dieser Beziehung verschiedene Progesse. Dunstkreis wirksam, die mit Wetterveränderungen mehr oder weniger in Verbindung stehen, namentlich die verschiedenen Winde, indem z. B. bei Ostwind der Luftdruck viel bedeutender, als bei Westwind ist, da ersterer der Erdumdrehung gerade entgegenweht. Endlich aber treten hier auch noch regelmäßige, täglich wiederkehrende Einflüsse ein, auf die besonders Alex. von Humboldt aufmerksam gemacht hat und welche die barometrische Ebbe und Fluth genannt worden. Merkwürdig ist beim Luftdruck die Schnelligkeit seiner Mittheilung, welche die der Temperaturvertheilung bei weitem übertrifft. Allein sein Einfluß auf das animalische, wie auf das vegetabilische und anorganische Leben ist weit geringer, als der Einfluß der Temperatur. — Was die Verschiedenheiten des mittlern Luftdruckes in den einzelnen deutschen Gegenden betrifft, so wies C. nach, daß sich derselbe am stärksten in den Küstengegenden zeige. So ist solcher in dem 40 Fuß über dem Meere gelegenen Hamburg = 28″ 2‴ bei × 10° R.; der schwächste Luftdruck in den ebenen Gegenden zeigt sich um München, wo solcher = 26″ 5‴ 4 ebenfalls bei × 10° R. ist; der absolut schwächste aber auf dem Berge Orteler in Tyrol (14.050 F. üb. d. Meeres), nämlich = 16″ 2‴ bei × 10° R. Was die Verschiedenheit in den Schwankungen des Luftdrucks betrifft, so sind solche im Allgemeinen um so größer, je weiter der Beobachtungsort vom Aequator entfernt ist; doch haben auch hier Meer und Gebirge Einfluß. Am bedeutendsten sind dabei die Schwankungen an der Ostseeküste, nach monatlichem Mittel beiläufig = 12‴. Aber selbst in den südlichsten Gegenden diesseits der Alpen betragen sie nicht weniger als 9½‴. Da nun eben diese Schwankungen so ziemlich mit der Veränderlichkeit der Witterung zusammenhängen, so folgt schon hieraus, daß diese in den norddeutschen Binnengegenden nicht größer ist, als in den südlichen Theilen Deutschlands, und man gewahrt deutlich, daß auch hier wieder die Gebirge eine Ausgleichung hervorbringen. Hinsichtlich der verschiedenen Jahreszeiten ist die Veränderlichkeit des Luftdruckes während der Wintermonate überall am größten, nächstdem im Frühlinge, sodann im Herbste, und am geringsten im Sommer. Ja dieselbe ist im Winter zuweilen innerhalb weniger Stunden größer, als während eines ganzen Sommermonats.

Algier, Februar.

Briefe eines Deutschen in Algier.

Zweiter Brief. (S. Nr. 47.)

Wenn man zu jetziger Jahreszeit durch die Straßen Algiers geht, überrascht einen häufig ein plötzlicher Regenguß, und hierin allein besteht eigentlich der hiesige Winter, da wir immer 7 bis 10 Grad Wärme haben und sehr oft fürchterliche Gewitter, die sich in Hagel- und Wasserströmen entladen; einen lieblichen Kontrast bildet in den sodann Tagen mit der von einer glühenden Sonne bestrahlten Ebene das in der Ferne sich erhebende, von tiefem Schnee weißblinkende Gebirg. Die hiesige Bauart schützt sehr vor dem Regen, da die meisten Straßen oder vielmehr Gäßchen gewölbt sind, oder doch, da der obere Stock vor dem untern 1½ bis 2 Schuh weit vorspringt, die beiden Reihen der Häuser sich oben berühren; zum Ueberfluß kann man sich in ein Kaffeehaus flüchten, denn daran fehlt es hier eben so wenig, als in irgend einer Stadt Frankreichs. Schon vor der Ankunft der Franzosen gab es hier Kaffeesiedler, meistens in den Buden der Perrückenmacher; nun aber haben sie sich natürlich unzehnder vermehrt. Auch fehlte es nicht an Etablissans, die ihnen pomphafte Namen gaben, gerade wie in dem phrasenreichen Mutterlande. So liest man z. B. vor einem in dem allerdunkelsten Winkel liegenden Häuschen „au soleil africain,“ vor einem andern, kaum zehn Personen fassenden Stübchen „au rendezvous de l'armée d'Afrique.“ Seit der französischen Revolution haben wir auch unser Café Lafayette, da le Charte, des trois couleurs etc.

Die hiesigen Wohnungen lassen sich überhaupt sehr leicht zu Kaffeehäusern umgestalten; sie haben alle einen von einer auf Säulen gestützten Gallerie umgebenen Hof, aus dem die untern sowohl, als obern Zimmer ihr Licht erhalten; denn die Vorderseite des Hauses hat nur selten ein kleines Fensterchen. Fast alle Häuser sind einander vollkommen ähnlich; sie haben vier längliche Zimmer mit ungeheuer großen Thüren unten an den vier Seiten des Hofes, und eben so viel oben innerhalb der Gallerie. Die Häuser der Reichern unterscheiden sich durch Größe, Schmuck der marmornen Säulen, durch feine Tapeten und Polster. Das Dach bildet eine Terrasse, die früher nur von Frauenzimmern betreten werden durfte, jetzt aber ein allgemeiner Spaziergang geworden ist; und auf der Terrasse allein ist man oft so glücklich, eine hübsche Nachbarin entschleiert zu sehen. Am Sonnabend besonders sind die Jüdinnen reich gezieret, das heißt schwer mit Gold und Edelsteinen beladen, auf ihren Terrassen sichtbar, und hier läßt sich wohl manche Stelle im dritten Kapitel des Jesaias richtiger, als in dem gelehrtesten Kabinette Deutschlands kommentiren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 41.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 93.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 19. April 1831.

— Nicht in Verbindung
Mit tücht'gen Freunden, sondern, Spinnen gleich,
Spann er sich sein Gewerb; er hat bewiesen,
Daß eignen Geistes Kraft die Bahn ihm brach;
S'ist eine Himmelsgab, womit er sich
Den nächsten Platz am Könige erkaufte.

Shakespeare.
Heinrich VIII.

Genthod, Ferner und Coppet.

II.

Necker und die Staël.

Von Ferner bis zum Schloß Coppet ist nur eine kleine Stunde; schon von weitem kündigt es sich stattlich an, und in der Nähe hat es wirklich etwas Königliches. Auch wohnte da vor einigen Jahren der edle Mann, der jetzt auf dem ersten Königsthron von Europa sitzt, und auf den seine und andere Völker hoffend schauen. Große Hauptgebäude und mächtige Flügel umgeben zwei weite Höfe. Im Innern des Schlosses wechseln herrliche, mit Statuen besetzte Treppen mit Prunksälen und Gemächern aller Größe. Im Erdgeschoß sind Bibliothek und Theater. Aus allen südlich gewendeten Zimmern hat man die reizendste Aussicht auf den See, die savoyischen Vorderalpen und Gletscher. In derselben Richtung liegt auch die Blumenterrasse, deren Duft durch die untern Fenster in die Bibliothek zieht, ein Bild des seltenen Frauengeistes, der darin waltete. Hinter dem Schloß, in nordwestlicher Richtung, liegt der große Park mit seinen herrlichen Bäumen und seinen dunkeln Laubgängen, nahe dabei eine in einen dunkeln Grund gar malerisch hingebaute Mühle, auf deren großes, moosbewachsenes Rad reiches silberschäumendes Wasser stürzt. Noch westlicher liegt die Pächterwohnung mit den Ställen, Scheuern u. s. w. Nahe dabei sieht man ein kleines, mit hoher Mauer eingefangenes Gehölz, in dessen Mitte die vier letzten Generationen der Familie begraben liegen: der Minister Necker und seine Gattin, Frau von Staël, August von Staël und sein Söhnchen. Mit ihm, dem letzten seines Stamms, schloß dieß Columbarium, und es ist nun zugemauert. Weiter hinab sind die Weinberge und Obstgärten des Schlosses. Um Coppets ganze Bedeutung zu erkennen, müssen wir Neckers Leben und Wichtigkeit in den Hauptmomenten zusammenfassen, zumal durch die neuesten Ereignisse in Frankreich neues Interesse dafür entstehen dürfte. Dieser merkwürdige Mann gehört zur Hälfte Frankreich, zur Hälfte Genf an. Hier war er geboren und in dessen Nähe starb er, dort hingegen stand er auf hoher, sturmbewegter Stelle, voll Sachkenntniß, Klarheit und Uneigennützigkeit, aber nicht ohne Ehrgeiz und Schwanken. Uebrigens war Necker von deutschem Stamm.

Die Verschwendung und die schlechte Verwaltung des Regenten und hernach Ludwigs XV. hatten den Schatz so erschöpft und eine so furchtbare Staatsschuld angehäuft, daß alle Heilmittel vergebens schienen. Und doch stand der Krieg mit England wegen Nordamerikas Unabhängigkeit bevor, und es ließ sich nicht absehen, welchen Ausgang er nehmen werde. Damals war ein ungeschickter und frivoler Mann Premierminister, herrschte ganz allein, haßte alle Opposition und Besserungsversuche, konnte es auch leicht, denn der schwache König war ihm ganz unterthan. So standen die Sachen, als der reiche Bankier Necker die Leitung der Finanzen erhielt und unter der Bedingung annahm, daß er dem Staat umsonst diente.

Digitized by Google

Dafür wurde ihm Bewunderung in der egoistischen, geldgierigen Zeit. Viele Hofleute machten sich auch über ihn lustig; es ward ihnen aber bald anders zu Sinn. Necker führte gleich unzählige Reformen ein: überflüssige Stellen und Sinecuren, Gnadengaben, Geschenke und Pensionen wurden eingezogen; der Schatz verschloß sich der Gunst und der Intrike, die früher ungescheut daraus nahmen. Der König billigte höchlich so nützliche Veränderungen. Schnell hob sich dadurch der öffentliche Kredit wieder und das drohende Murren im Volke verlor sich. Alle, die an die Unordnung, Verschwendung und Armuth bei den vorigen Regierungen zurückdachten, konnten gar nicht von ihrem Staunen zurückkommen, als sie sahen, wie die fünfhundert Millionen, die zur Bestreitung der Kriegskosten aufgenommen worden, abgezahlt waren, die Einnahmen bedeutend die Ausgaben überstiegen, die Abgaben vermindert, die Feudalabgaben abgeschafft, Klarheit und Ordnung in den Finanzen eingeführt und überdieß Provinzialstände ernannt wurden. Dieß Alles war das Werk eines einzigen Mannes, das Werk von zwei Jahren. Maurepas, der ehrsüchtige Greis, der damals den König ganz in seiner Gewalt hatte, sah mit Neid auf den Genfer, der in so kurzer Zeit so Großes geleistet und sich dadurch die Verehrung des ganzen Volks gewonnen hatte. Nicht weniger unwillig waren viele andere mächtige und einflußreiche Leute, die er sich durch seine Einschränkungen zu Feinden gemacht hatte, standen Maurepas zur Seite und fanden bald den Weg zu des schwachen Königs Ohr. Necker ward entlassen. Gleich luden ihn Catharine II., Joseph II. und der König von Neapel zu sich ein, und boten ihm ihr Finanzministerium unter den ehrenvollsten Bedingungen an. Er aber schlug Alles aus und zog sein schönes Coppet und dessen philosophische Ruhe allen glänzenden Anerbietungen vor. Hier arbeitete er nur sein berühmtes Werk über die Verwaltung der Finanzen aus, das noch jetzt eine treffliche theoretische Grundlage für diese Wissenschaft ist.

Nach Necker kam Calonne ins Finanzministerium. Dieser Verschwender gab sich das Ansehen, als sey die ganze Finanzwissenschaft kinderleicht, angenehm und eben. Voll Grazie und Gefälligkeit gegen den Hof und die Hofleute, streute er Blumen über den Abgrund, an dessen Rand man wandelte. Der König, die Königin, der Hof, ja sogar die Nation wiegten sich in süßen Täuschungen und gaben sich dem Zauber hin, den Calonne durch seine festen und wiederholten Versicherungen verbreitete, der aber auf lauter Lüge und Täuschung gegründet war. Nur dann erst fielen den Leuten die Schuppen von den Augen, als der Finanzminister nach England floh. Nun war nur Ein Schrei im Lande, die Zurückberufung Neckers, denn er, meinte man, könne allein vor dem Staatsbankerot schützen. Dieser allgemeine und dringende Ruf, dem der König nachgeben mußte, war das erste offenbare Zeichen von Revolution. Wenn ein Volk auf den Punkt gekommen ist, seiner Regierung Gesetze vorzuschreiben, und wenn sich diese durch ihre vorhergehenden Irrthümer und Mißgriffe gezwungen sieht, sich gleichsam in den Schutz eines einzigen Mannes zu begeben, da muß die bestehende Ordnung an sehr dünnem Faden hängen. Necker übernahm abermals das Finanzministerium. Zu diesem gewagten Entschluß bewegte ihn mancherlei; wer ihn gekannt hat, weiß, daß es nicht nur Eitelkeit und Sucht nach Volksgunst war, sondern auch treue Anhänglichkeit an Frankreich, das er wie sein zweites Vaterland betrachtete. Auf jeden Fall — und dieß gestand er später selbst ein — bedachte er nicht reif genug, welchem Sturm er entgegen ging und wie furchtbar das Land aufgeregt war, dessen Finanzen er von Neuem verwalten sollte; er traute sich zu viel Kräfte zu. Necker hatte dabei Genf vor Augen, wo oft aus Unruhen und Bewegungen des Volks günstige Umgestaltungen und Veränderungen in den Gesetzen und in den Regierungsformen hervorgegangen waren. Er dachte, die in Frankreich losgelassenen riesenartigen Leidenschaften könnten ebenso im Zaum gehalten, gemäßigt und zum Besten geleitet werden. Dieß war ein großer Irrthum. Wer kann den Ausbrüchen der Vulkane und den Verheerungen der Erdbeben Grenzen vorschreiben? Paris gleicht Genf so wenig, wie der Ocean dem Genfersee, und die kleine Barke, die, von geschickter Hand geleitet, sich auf dem bewegten See retten kann, geht auf dem stürmischen Weltmeer unter. Indessen bewies doch Necker auch bei diesem zweiten Ministerium Talent, Kraft und edlen Willen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Reise durch Kalabrien.

(Fortsetzung.)

Ein fürchterliches Donnerwetter kam über die Berge herangezogen, als ich Murano verließ. Ich verdoppelte meine Schritte, um noch zu guter Zeit das ungefähr fünf Miglien entfernte Städtchen Castrovillari zu erreichen. Schon erblickte ich die Mauern desselben und freute mich, in der Hoffnung, endlich doch einmal wieder ein Bett zu finden, um eine Nacht gedörig ausruhen zu können, als mein Unstern aufging. An der Straße standen fünf patrouillirende Bauern, die alle nach einem Hute feuerten, den ein betrunkener Pfaffe einige Schritte vor ihnen, mit allem Aufwand der ihm gebliebenen Kräfte in die Luft schleuderte, und der von Kugeln schon ganz durchlöchert war. Das Ding amusirte mich, indessen getraute ich mir doch weder zu lachen, noch stille zu stehen, sondern ging grüßend vorüber. „Die Karte her!“ schrie einer der Schützen mir nach, wie ich schon einige Schritte

Digitized by Google

vorbei war. Ich kehrte zurück und überreichte meinen neapolitanischen Paß einem wohlgekleideten Manne, der, mit einem Regenschirm in der Hand, bei dem Trupp stand. Er las ihn, gab ihn zurück und hieß mich weiter gehen. Als ich wieder ungefähr hundert Schritte entfernt war, wurde mir zum zweiten Mal gerufen, und nun mußte ich meinen Tornister bis auf das letzte Stück auspacken. Alle Papiere wurden durchwühlt, alle Schachteln, worin ich zoologische Gegenstände verwahrte, aufgemacht, und als ich über eine Viertelstunde mit aller mir nur möglichen Beredtsamkeit über Alles Aufschluß ertheilt hatte, konnte ich wieder einpacken und gehen. Aber kaum war ich auf eine halbe Schußweite entfernt, so schrie man mir zum dritten Male nach, umzukehren. Ueberdrüßig zog ich fort, da rannten zwei Kerls mit geladenen Büchsen mir nach, packten mich bei den Armen und schleppten mich zurück. „Was wollt ihr denn weiter noch von mir?“ fragte ich unwillig, als wir bei den Uebrigen ankamen. „Sie sind die Person nicht, für die Ihre Karte ausgestellt ist,“ erwiederte mir einer in barschem Tone. Ich wandte mich an den erwähnten wohlgekleideten Mann, ersuchte ihn, meinen Paß noch einmal zu lesen, legte ihm auch den deutschen vor, den ich in meiner Brieftasche mittrug, und bat ihn, nachdem ich ihn noch auf mein braunes und blaues Auge, besondere Kennzeichen, die im Signalement angeführt waren, aufmerksam gemacht hatte, mich mit dem Signalement zu vergleichen. Er zuckte die Achseln und sprach: „Sie sind einmal verdächtig, und da hilft Alles nichts.“ Kaum hatte er dies gesagt, so packten mich die Kerls und führten mich, einer vorand, zwei neben mir und zwei hinter mir, triumphirend fort, und zwar nicht etwa nach Castrovillari, von dem wir kaum eine Viertelstunde entfernt waren, sondern zurück nach ihrer Ortschaft Murano. Was ich auch sagte, nichts half, ich mußte gehen. Auf halbem Wege ungefähr erreichte uns das Gewitter; ich bat den Mann, der hinterdrein ging, mich doch ein wenig unter seinen Regenschirm zu nehmen, aber umsonst. In wenig Minuten war ich bis auf die Haut naß, und selbst in den Tornister drang mir das Wasser. Es war schon finstere Nacht, als wir in Murano ankamen; man führte mich in eine Locande, wo ich, vor Frost zitternd, mich ans Feuer setzte und den Wirth bat, mir etwas zu essen zu geben. „Da wird nichts gegessen,“ riefen Alle und zogen mit mir wieder fort, bis auf einmal eine Thür sich öffnete, wo man mich hineinschob und hinter mir wieder schloß. Ich tappte im Finstern umher, bis ich an eine Mauer gelangte, an die ich mich anlehnte, voll Erwartung, was da kommen werde. Wie mir zu Muthe war, brauche ich nicht zu beschreiben. Nach einiger Zeit öffnete sich die Thür; zwei Bursche traten herein und riegelten wieder zu. Ich erkannte an ihrer Stimme, daß sie von meinen Begleitern waren, und bat sie, mir doch zu sagen, wo ich sey? „Der Herr ist schon am rechten Orte,“ erwiederte der eine, der andere aber, der menschlicher gesinnt war, meinte, man müsse doch ein Licht machen. Es kam Licht, und ich sah mich zwischen vier kahlen, feuchten Mauern; die Thüre war mit einem starken Balken verrammelt, auf dem Boden lagen, in einem Winkel, zwei oder drei schmale Bretter, und in einer Ecke glaubte ich ein Kamin zu sehen. Nach vielen Bitten und Vorstellungen wurde mir erlaubt, Feuer anzumachen, wenn ich nämlich das Holz, das erst geholt werden mußte, bezahlen wolle. Ich warf zwei Karlin *) hin, und man schaffte etwas grünes Gesträuch herbei und zündete es an. Weil aber das Kamin keine Oeffnung nach außen hatte, so war in wenigen Minuten der Kerker mit Rauch zum Ersticken angefüllt, und wollte man die Thür öffnen, so schlugen Wind und Wetter grausig herein. So blieb denn nichts übrig, als das Feuer wieder hinauszuschaffen. Nachdem ich lange um etwas zu essen gebeten hatte, holte mir endlich einer etwas Brod und in einem abscheulich stinkenden Kruge Wein, brachte mir aber, was ich zu seiner Ehre sagen muß, das Geld, was das Holz und diese Lebensmittel weniger gekostet hatten, als ich dafür hingegeben, wieder zurück. Sie tranken beide mit mir und legten sich darauf zum Schlafen auf die Bretter nieder. Ich versuchte ein Gleiches, konnte es aber in den nassen Kleidern unmöglich lange liegend aushalten. Gegen Mitternacht packte mich plötzlich ein heftiges Fieber, von fast blutigem Erbrechen begleitet. Ich bat, ich versprach alles Mögliche, ich beschwor, mich irgend wohin an einen warmen Ort zu bringen, aber umsonst; die Kerls streckten dann und wann den Kopf in die Höhe, hörten mich an, lachten über mein Zähneklappern und schliefen wieder ein.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Ein neapolitanischer Karlin ist ungefähr 12 kr. rhein.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, 30. März.

Stände. Kommunalgarde. Theater.

Die politischen Interessen verschlingen gegenwärtig in hiesiger Stadt fast alle andern, so daß ich kaum den Muth haben werde, über die Ereignisse in unserer Bretterwelt zu berichten. Das Wichtigste für unsere eigenen Angelegenheiten ist wohl der seit dem 1. März begonnene und in seinen Arbeiten fleißig fortschreitende Landtag, der eine ganz neue Grundlage unsers Staatslebens feststellen soll, und daher wohl der folgereichste seyn dürfte, der seit mehreren Jahrhunderten in Sachsen gehalten worden ist. Ein Hauptschritt ist bereits der, daß endlich die Oeffentlichkeit dieser Arbeiten von der Regierung bewilligt worden ist. Von einer Deputation der Stände redigirt, erscheinen nämlich seit dem 21. März in der Hilscherschen Buchhandlung in fortlaufenden Nummern Mittheilungen über die Verhandlungen des Landtags im Königreiche Sachsen 1831, und so erfahren wir denn wenigstens das, was jene Deputation uns mitzutheilen für angemessen erachtet.

Digitized by Google

Die Organisation unserer Kommunalgarde ist nun vollendet; sie umfaßt mehr als 6000 Mann allein in Dresden. An ihrer Spitze stand bisher der General von Gablenz; es soll jetzt aber, da diese Kommandantur mit der von ihm bekleideten Gouverneurstelle Dresdens unverträglich ist, nun ein neuer Kommandant gewählt werden, wahrscheinlich aus der Mitte der Kommunalgarden selbst, welche sich bereits durch stattliche Haltung und Uniformirung anzuzeichnen anfangen. Freilich richtet sich nun auch der Sinn der meisten jungen Männer großentheils auf diese neue Beschäftigung und dieses in der gegenwärtigen Zeit doppelt anziehende Verhältniß; es sind den wöchentlich Zusammenkünfte einzelner Kompagnien statt, und das Gespräch wie das Interesse, insofern die auswärtige Politik noch etwas übrig läßt, wird davon ausschließlich angezogen.

Für den verflossenen Winter war das am Ende wohl auch recht heilsam, denn er hat besonders an theatralischen Genüssen — immer doch denen, welche das Urtheil wie die Theilnahme der größern Menge am meisten in Anspruch nehmen — ungemein wenig geboten, und es war fast, als ob man Wirkung und Rückwirkung gewahr werden sollte. Fragen Sie mich nach den dramatischen neuen Erscheinungen während dieser ganzen Zeit, so muß ich mit Bedauern bekennen, daß sie fast ganz null waren; denn sie bestanden nur aus zwei Bühnenarbeiten, wovon Raupachs Regsalchen nicht ansprechen wollten, und Philipp, nach dem Französischen, spurlos vorüberging. Daß man aber den Pachter Feldkümmel wieder neu einstudirete, konnte doch wahrlich Niemand für einen Gewinn halten. Auch die deutsche Oper machte keinen solchen, indem sie Spohrs Faust auf die Bühne brachte. Zum Theil war die Besetzung nicht glücklich, zum Theil sprach die Musik, welche mehr für die Instrumente, als die Stimme berechnet ist, nicht an, und zum Theil stieß das Sujet, vorzüglich im Vergleich mit Goethe's hier trefflich gegebenem Meisterwerke, zurück. Viel glücklicher war die italienische Oper mit dem Teil von Rossini. Der Kapellmeister hatte richtig berechnet, daß das Ganze, an Einem Abende gegeben, ermüden würde. Es wurde daher die Einrichtung getroffen, die ersten beiden Akte an einem und die anderni beiden am andern Abende zu geben, und da diese Abschnitte gewissermaßen jeder für sich ein Ganzes bilden, so ließ sich dies um so leichter bewerkstelligen. Die Oper erhielt an beiden Abenden den rauschendsten Beifall und verdiente ihn auch.

Algier, Februar.

(Fortsetzung.)

Der Markt. Der fürstliche Tyrann Bakri.

Wer hier auf den Markt geht, um artige Landmädchen und reizende Käuferinnen im Morgengewande zu sehen, täuscht sich gewaltig; denn nur Beduinen männlichen Geschlechts, etwa einige schwarze Sklavinnen ausgenommen, sieht man als Verkäufer, und nur Soldaten und ein Paar raustche Mauren deuterinnen als Käufer. Desto ungestörter kann man die Aufmerksamkeit auf das Leblose richten. Man hat keinen Begriff von dem reichen Ueberflusse an köstlichen Früchten. Drei Pfennerzugen erhält man für einen Sou; um dasselbe Geld eine unglaubliche Menge Feigen, Datteln, Granaten, Oliven und Mandeln. Aepfel, den gewöhnlichen Feigen gibt es hier eine besondere Art derselben. Beerbersfeigen genannt, die weit größer als die gewöhnlichen sind und meines Erachtens sie an Wohlgeschmack übertreffen; sie sind aber nur grün genießbar. So reich der Markt mit allerlei Obst versehen war, so arm war er an Gemüse; man findet hier nur Zwiebeln, Knoblauch, Rettige u. dgl. Alles Uebrige wird zur See größtentheils von den Inseln Majorka und Minorka eingeführt. Die Milch wird in ledernen Schläuchen auf den Markt gebracht und das Holz, dessen man nur zur Küche bedarf, auf Eseln geladen, pfundweis verkauft.

Kurz nach meiner Ankunft ward ich zu einer Soirée bei Hrn. Bakri, dem Khüg der Juden, der eine Hauptveranlassung zum Ausbruche des Krieges mit Frankreich gab, eingeladen. Er bewohnt eines der schönsten und größten Häuser in Algier; der geräumige, viereckige, mit prächtigen, die obere Gallerie tragenden Säulen umgebene Hof wimmelte von schwarzen Bedienten und schwarzen Sklaven und Sklavinnen; was das Morgenland an köstlichen Stoffen erzeugt, ist in den langen Sälen zu Polstern und Tapeten verarbeitet; selbst die Seitenwände sind mit dem feinsten Damast behangen. Als ich in den Hof trat, kam mir die Tochter entgegen; ich grüßte sie nach arabischer Sitte statt meinen Gruß zu erwiedern, überreichte sie mir ein hübsches, aus Rosen, Hyacinthen und Nelken zierlich geflochtenes Sträußchen und fragte mich lächelnd, ob ich arabisch spreche. Nachdem ich diese Frage bejaht und für die wohlduftenden Blumen ihr freundig gedankt hatte, reichte sie mir die Hand, führte mich in das größte der vier Zimmer und stellte mich ihren Eltern vor. Kaum hatte ich einige Worte mit der Mutter gewechselt, so lachte sie mich nicht nur laut aus, sondern spottete mir sogar nach, weil ich natürlich weder geläufig, noch in algierischen Dialekte mich ausdrücken wußte. Ich blieb ganz ruhig, weil man mir zum voraus gesagt hatte, ich dürfe mich über nichts beleidigt zeigen, dagegen mir auch alle möglliche Freiheit erlauben. Jedoch fragte ich sie, ob sie, wenn sie nach Europa käme und noch viel weniger die dortigen Sprachen verstände, als ich die ihrige, sich wohl gerne auslachen ließe? Ich werde nie in ein Land reisen, dessen Sprache ich nicht verstehe, war ihre Antwort. Dies war hinreichend, um mir die Lust zu nehmen, mich länger mit ihr zu unterhalten. In demselben Augenblick ward Hr. Bakri von einem Bedienten in den Hof gerufen; ich folgte ihm. So unschicklich dies auch sein mochte. Da sah ich einen alten Mann, der voremend sich ihm näherte und seine Hand zum Kusse ergreifen wollte; als sie ihm verfagt ward, stürzte er sich zu Boden und küßte Hrn. Bakris Füße. Der arme Greis war zu hoch besteuert worden und hat nun um einige Schonung, indem er seine Armuth aufs beweglichste schilderte. Seine königliche israelitische Majestät befahl seinen jüdischen Polizeidienern, ihn fortzuschaffen und wenn er nicht in 24 Stunden bezahle, Alles, was in seinem Hause sich vorfinde, in Beschlag zu nehmen. Ich erfuhr später, dieser demüthig flehende Alte sey einer der reichsten und angesehensten Männer im Lande gewesen, so daß er das Unglück hatte, den Neid und die Raubsucht des Hrn. Bakri zu reizen, der bald seinen Untergang beschloß. Er legte alle seine jüdischen Netze und Schlingen aus, um ihn in verschiedene Prozesse zu verwickeln, alle Lästerzungen wurden gedungen, um ihn bei dem Dey zu verklumden, bis es endlich Bakri gelang, ihn in das tiefste Elend zu stürzen. Zwar hatte Bakri in den letzten Jahren die Gunst des Deys, seinen Kredit und einen Theil seines Vermögens verloren, und die Kinder Israel, die von der türkischen Despotie schon hart genug gedrückt waren, begannen nun etwas freier zu athmen, nachdem die Laune des Dey sie von der schrecklichen Tyrannei eines ihrer Glaubensgenossen befreit hatte. Seitdem aber die Franzosen das Land beherrschen, besonders seit der Ankunft des Grafen Clausel, ist Bakri, Gott weiß warum, trotz der täglich von allen Hebräern gegen ihn eingebrachten Klagen, wieder unumschränkter Herrscher der Seinigen. Er erhebt ganz willkührlich alle Abgaben, er wählt die ihm ergebenen Rabbiner zu Richtern, er läßt nach Gutdünken Prügel austheilen und Geldstrafen erpressen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 51.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 94.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 20. April 1831.

Um wie viel besser würde doch das Band,
Gerechtigkeit, dich deine Augen binden,
Zur Fessel für die unbedachte Hand!

Otway.

Reise durch Kalabrien.

(Fortsetzung.)

Nach einer Weile vernahm ich plötzlich die Töne einer Zither und ein Liedchen dazu. So wenig ich in dieser Lage aufgelegt seyn mochte, so horchte ich doch der seltsamen Nachtmusik zu, bis sie verklang. Man pochte von außen heftig an die Thür, die Schläfer sprangen auf und öffneten, und ein junger Bursche, begleitet von einem Buben, der eine Zither trug, ritt auf einem Esel herein; er hatte so spät, und bei Sturm und Wetter, seinem Liebchen noch ein Ständchen gebracht, und erzählte nun jubelnd, daß sie es freundlich aufgenommen und zum Lohne ihn auf den andern Abend bestellt habe. Als nach einer Stunde die Besuchenden uns verließen, legten meine Wächter sich wieder schlafen, ich lehnte mich matt an eine Mauer und brachte so den übrigen Theil der Nacht in halber Betäubung zu.

Wie am Morgen meine Kerkerthür aufging, war schon eine Menge Volks vor demselben versammelt. Krank und schwach trat ich hinaus in den frischen Morgen, blickte der aufgehenden Sonne entgegen und athmete tief auf. Es war das eine fürchterliche Nacht gewesen! Gegen Mittag kamen zwei meiner gestrigen Begleiter, mit starken Prügeln bewaffnet, um mich vor den Richter (Giudice) abzuholen. Eine Menge Gesindels, Kinder, Männer, Weiber und Pfaffen strömten hinterdrein und schrieen aus vollem Halse: „Sie haben einen Franzosen gefangen!“ Ich trat vor den Richter — und wer war dieser? Kein anderer als jener wohlgekleidete Mann! Ich zitterte vor Zorn, wie ich ihn erblickte, er aber saß ruhig vor einem Bogen Papier, die Feder in der Hand, und fragte mich mit einer Kaltblütigkeit, die mir ins Innerste der Seele schnitt: „Wer sind Sie? woher kommen Sie und wo wollen Sie hin?“ Ich blieb stumm und faßte den Mann scharf ins Auge. Er wiederholte seine Frage zum dritten Mal, und nun brach, was in mir kochte, wie ein Gewitter los; ich weiß nicht mehr, was ich alles sagte, nur so viel erinnere ich mich noch, daß ich mit allen Schimpfnamen, die mir bekannt waren, den Niederträchtigen überhäufte. Ohne sich dadurch nur einen Augenblick aus seiner Amtsmiene bringen zu lassen, erwiederte er mir endlich eben so kalt, als er vorher gefragt hatte: „Sie kehren wieder ins Gefängniß zurück und bleiben dort sitzen, bis von Neapel, wohin ich auf der Stelle schreiben werde, Bericht gekommen seyn wird, was ich weiter mit Ihnen thun soll.“ Meine Stimmung grenzte an Verzweiflung; ich wendete mich an den Haufen, der sich unterdessen hereingedrängt hatte, fing mit den lebhaftesten Farben zu schildern an, was ich die verflossene Nacht erduldet, und fragte, ob man denn einen Menschen, und wenn er wirklich verdächtig und Gott weiß was alles wäre, so behandeln dürfe? Ich nahm Religion und Gefühl in Anspruch, und es wirkte. Denn wie ich zu sprechen aufgehört hatte, rief einer aus der Menge: „Si, parla bene, questo Signore!“ (Ja, der Herr

Digitized by Google

spricht wahr.) Ein allgemeines Murren entstand, das immer lauter wurde, bis der Richter, augenscheinlich dadurch in Verlegenheit gebracht, zerriß, was er unterdessen geschrieben hatte, und mit zornigem Blicke mir zurief: „Andate via!“ (Gehen Sie!) Ich nahm meine Päße zu mir, meinen Tornister auf den Rücken und ging, nachdem ich dem Manne noch eine tüchtige Standrede, und, wie mir schien, nicht ohne den Beifall der anwesenden Menge, gehalten hatte, die Treppe hinunter. Ich fragte nach dem Wirthshause, in welches man mich den Abend vorher gebracht hatte; man zeigte es mir, aber wie ich die vier oder fünf Räuberköpfe, die gerade über der Thür angenagelt waren, erblickte, verging mir alle Lust, einzukehren, und ohne mich mit etwas gestärkt zu haben, verließ ich einen Ort, den ich in meinem Leben nie vergessen werde.

Dieß ist ein Bild von einer kalabresischen Gefangenschaft. Ich wünsche, daß kein Reisender in Murano möchte festgesetzt werden, aber sollte es einem wieder begegnen, und er hat diese flüchtigen Schilderungen gelesen, so wird er finden, daß ich nichts übertrieben habe.

Wie war mir wohl und leicht, als ich mich wieder im Freien befand, obwohl noch etliche Tage verflossen, bis ich mich, auf der ohnedin beschwerlichen Reise, von meinem Fieber vollkommen wieder erholt hatte. In Castrovillari angekommen, ging ich sogleich zu einem Gensdarmerielieutenant, um ihm den Vorfall zu erzählen. Er zuckte die Achseln und gab mir zur Antwort: „Es schmerzt mich ungemein, mein Herr; aber was wollen Sie machen? Rohes Land, rohes Volk, Leute ohne Bildung!“ und damit war es aus. Dasselbe erwiederte mir auch der Soperintendente in Cosenza und endlich die Polizei in Neapel selbst, als ich nach einigen Monaten wieder dorthin zurückgekommen war.

(Schluß des ersten Briefs.)

Genthod, Ferner und Coppet.

(Fortsetzung.)

Necker entging kein Mittel, dem nun immer schwieriger gewordenen und tiefer gesunkenen Finanzzustand wieder aufzuhelfen. Schnell genaßen Handel und Industrie von ihrer Lähmung, es kam wieder Bewegung und Aufschwung in die Geschäfte, die Staatsgläubiger faßten wieder Zutrauen. Und dieß Alles bewirkte Necker lediglich durch seine Kenntniß und seine Geschicklichkeit, ohne zu Intriken und Betrug seine Zuflucht zu nehmen. Seine heftigsten Widersacher gestanden wenigstens so viel, daß es nur durch seine Maßregeln möglich sey, ohne Revolution oder Staatsbankerot bis zur Eröffnung der Generalstaaten zu gelangen. Necker hatte aber einen sehr schwierigen Stand: die Königin war ihm entschieden abgeneigt, der König sah ihn mit Gleichgültigkeit, der ganze Hof haßte ihn; außerdem hatte er noch mit einer schrecklichen Thenrung zu kämpfen. All diesem setzte er Festigkeit und Stärke entgegen, und all seine Maßregeln hatten günstigen Erfolg. Indessen kam die Revolution immer näher. Necker glaubte noch immer, das Ungeheuer bändigen zu können; dieß war aber unmöglich. Der Sturm, den er zähmen wollte, packte ihn und riß ihn unwiderstehlich mit sich fort. Zwar bewahrte er in seiner politischen Stellung immer die alte Redlichkeit, aber er verlor seine feste Haltung und schwankte zwischen Volksparthei und Königsparthei, denn er wollte es mit keiner ganz verderben. Dergleichen Schaukelsystem mag in ruhigen Zeiten angehen, in stürmischen aber genügt es nicht. Die Versammlung der Notabeln begann und mit ihr ein Austausch von Zugeständnissen und ein Kompromiß von Interessen beider Partheien. Necker, der sich zur Volksparthei neigte, schlug das doppelte Votum des dritten Standes vor und brachte dadurch die Hofparthei sehr gegen sich auf. Er nahm seinen Abschied und verließ Paris. Darüber aber wurde das Volk so aufgeregt und wüthend, daß es die Bastille stürmte und herrisch Neckers Zurückberufung verlangte. Dieß geschah auch. Indessen war Frankreichs Himmel immer düsterer und drohender geworden. So lange er der Volksparthei treu blieb und sich auf Finanzanskalten und Reformen in diesem Sinn beschränkte, ging Alles gut. Als er aber das Suspensivveto für den König vorschlug, und dadurch eine andere Richtung annahm, verlor er das öffentliche Vertrauen. Ueberdieß trat Mirabeau mit seinem überlegenen Talent gegen ihn auf. Necker verfiel aus einem Widerspruch und aus einer Unschlüssigkeit in die andere, bis sich das Volk ganz gegen ihn erklärte. Er mußte sich zurückziehen und kam kaum mit dem Leben davon. Eine Lehre für diejenigen, die der Volksgunst tranen und sie zur Erreichung ihrer Zwecke benutzen zu können glauben. Ehe man es sich versieht, springt der Wind um, und das kühn erhobene Gebäude stürzt über dem kühnen und sorglosen Baumeister ein. Necker und Lafitte sind zwei interessante Erscheinungen in der französischen Finanzwelt, zu zwei ganz verschiedenen Zeitpunkten, die doch große Aehnlichkeit mit einander haben. Mit Neckers Flucht von Paris endigt sein öffentliches Leben. Von nun an lebte er in Coppet den Wissenschaften und Studien, besonders aber der geistreichen Tochter, die seinem Alter heitere Tage bereitete.

Es war an einem stürmischen Aprilabend 1800, als ein Reisewagen in den innern Hof rollte. Ein kleiner hagerer Mann stieg, ohne sich anmelden zu lassen, die große Treppe hinauf. Kaum konnte ihn der Bediente schnell genug nach Neckers Kabinet führen. Es war Bonaparte auf seinem Zug vom Dijoner Lager nach dem großen

Digitized by Google

St. Bernhard und Italien. Er unterhielt sich eine Stunde mit Necker, und beide schieden sehr heiter und freundlich von einander. Erst später verhard es Neckers Wahrheitsliebe ganz mit dem Gewalthaber, der ungern seine Plane durch ihn verrathen sah. Und dieß mußte auch damals schon die Tochter fühlen.

Coppet war damals der Sammelplatz aller ausgezeichneten Männer und Frauen in Genf und in der Umgegend. Das Schloß glich einem italienischen Fürstenhaus aus der guten Zeit. Es wechselten die geistreichsten Vergnügungen, unter denen besonders das Theater eine vorzügliche Stelle einnahm. Zahlreiche Fremde fanden sich hier aus allen Weltgegenden zusammen und wurden Wochenlang gastlich aufgenommen. Es herrschte der beste Ton, gleich weit von Pariser Ziererei, wie von provinzialer Kleinlichkeit. So lebte Necker bis 1804.

Die junge, geistreiche Anna mußte ihre erste, tiefe Liebe zu dem edlen Montmorency dem Willen ihrer bigotten Mutter opfern und, statt des geliebten Mannes, den Schweden Staël-Holstein heirathen, den sie nicht liebte. Ihre Verbindung mit ihm fiel in die erste Zeit der französischen Revolution, deren Beginnen sie mit Begeisterung und Entzücken ergriff. Aber auch sie ward frühe aus dem schönen Traum geweckt, und wenig fehlte, so wäre sie ein Opfer der blutigen Septembertage geworden, wie viele ihrer Freunde, die sie so gerne mit eigener Lebensgefahr gerettet hätte. Als sie später, nach dem Tod ihres Vaters, wieder nach ihrer Geburtsstadt Paris zurückkehrte, zog sie ihr genialer Geist allzusehr zu Napoleon hin, der ihre Neigung mit Undank belohnte und sie später sogar aus Frankreich verbannte, weil sie freier und würdiger sprach, als er für seine Absichten vertragen konnte. Ist es nicht die seltsamste, und eine für die Staël höchst ehrenvolle Erscheinung, daß der allgefürchtete Kaiser, der Herrscher des europäischen Kontinents, der stolze Schlachtengott eine Frau fürchtete und sie aus seinem mächtigen Reich verbannte? So stark ist die Macht der Meinung, so groß das Uebergewicht des Geistes über die Masse.

In ihrem Exil zu Coppet schrieb die Staël fleißig, lebte den Studien, den Musen, und vereinigte an ihrem kleinen Hof, was Genf und Lausanne an Männern und Frauen Ausgezeichnetes hatte. Alle, die einst da waren, erinnern sich des heitern, freudigen, wechselvollen Lebens, in dem eine geistige Aufregung der andern folgte. Die Leman-Corinna belebte Alles durch ihr reiches, vielseitiges Gemüth, in dem sich noch mehr einte, als französische Anmuth, Laune und Witz. Ihre Fehler und Ecken wurden durch ein treffliches Herz aufgewogen, das in Anderer Freude und im Wohlthun seinen schönsten Beruf fand. Was Voltaire für Ferner gewesen war, das wurden Necker, die Staël und ihr Sohn für Coppet. Da war kein Bedürfniß und keine Noth, die sie nicht auskundschafteten und ihr auf die zarteste Weise abhalfen. Alles aber geschah im Stillen, und kaum durfte von Dank die Rede seyn, geschweige denn von lateinischen Inschriften und Sonnenemblemen.

Ich habe mir erzählen lassen, wie man damals in Coppet lebte. Das erste Frühstück nahm Jedermann auf seinem Zimmer, denn den ganzen Morgen wollte die Staël für sich haben; Schlegel verlor auch nicht gern seine Zeit. Gegen Mittag kamen die Gäste und Besuche von Genf und aus der Umgegend. Man versammelte sich in einem herrlich gelegenen Saal, wo endlich die Hausfrau erschien und durch ihr Gespräch neues Leben über den Cirkel ausgoß. Man ging zum Frühstück, das etwas über eine Stunde dauerte, sehr substantiell war und recht gut für ein Mittagsmahl hätte gelten können. Die feinsten Leckereien aus dem Norden und Süden fehlten nicht, russischer Kaviar stand neben Perigorder Pasteten, italienische Würste neben mächtigen Seekrebsen. Auch schäumender Champagner war da zu finden, wiewohl er damals noch nicht so nahe bei Coppet wuchs, wie jetzt. Nach dem Frühstück zerstreuten sich Alle wieder. Die Staël ging gewöhnlich von Neuem an ihre Arbeit; einige Gäste verfügten sich in die Bibliothek, Andere machten einen Spaziergang im Park, oder in der reizenden Umgegend, oder begaben sich zum Fischen auf den See, oder gingen in die Oekonomiegebäude, in die Schäferei und Stutterei, denn man hatte nun bis vier Uhr eine schöne Zeit vor sich, kurz Jeder, wohin er wollte. In dieser langen Zeit fiel es Bonstetten einmal ein, das von der Staël immer heimlich gehaltene Grab ihres Vaters zu sehen, es koste, was es wolle. Sie hatte selbst ihm, dem Vertrauten und Befreundeten, den Schlüssel dazu verlegt, und rund herum läuft eine Mauer. Dies reizte die Neugierde des Mannes noch mehr, und in einer der langen Zwischenräume zwischen Frühstück und Mittagsmahl macht er sich von den andern Gästen weg, sucht hinter dem Pachthof eine Leiter zu erwischen, schleppt sie allein nach der Mauer, legt sie an, steigt hinauf, zieht sie dann nach sich, um damit auf der andern Seite hinunterzusteigen.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Madrid, März.

Rossini. Don Ferdinand.

Der Abend des 13. Februars, des Tages, an welchem Rossini in Madrid eintraf, wurde von der italienischen Gesellschaft durch die Aufführung des Barbiers von Sevilla gefeiert. Man las auf dem Theaterzettel ausdrücklich angezeigt, daß diese Oper „aus dem besondern Anlaß der Ankunft des grossen Meisters in Spaniens Hauptstadt gegeben werde.“ Man

Digitized by Google

hatte für ihn eine eigene Loge bestimmt, die aber der gefeierte Künstler aus Ehrfurcht vor dem Könige, der an diesem Abend der Vorstellung beiwohnte, ablehnen zu müssen glaubte, indem er es vorzog, im Orchester zu erscheinen und die Oper in eigener Person zu dirigiren. Er wurde von dem Publikum mit unbeschreiblichem Jubel begrüßt. Der schönen Welt in Madrid ist er obnehin längst schon nur unter dem Namen des Schooshündes von Europa bekannt. Nach dem Schlusse der Aufführung vereinigten sich die zweitausend Künstler der königlichen Kapelle, um dem großen Meister eine Serenade zu bringen.

Der mißglückte Versuch des Generals Torijos und des Sortesministers Manzanares hat zahlreiche Verhaftungen nach sich gezogen, die durch ein wunderliches Spiel des Zufalls in dem nämlichen Augenblick in dem despotischen Spanien stattfinden, wo man in Frankreich die Liberalen vor Gericht zieht oder ihrer Stellen entsetzt. Der Arabismonarch und Bürgerkönig unterzeichnet Befehle fast desselben Inhaltes, wie der unumschränkte Herrscher der Halbinsel. Ohne Zweifel wird man das thätige Treibjagen der Camarilla auf liberales Wild wieder auf Rechnung des Königs setzen, den man sich gewöhnlich als einen Seelenverwandten Don Miguels zu denken pflegt. Eben so sehr irrt man sich, wenn man unter ihm einen Philipp II. sich vorstellt, wiewohl es ihm an Alba's und Domingo's nicht fehlt. König Ferdinand ist weder ein grimmblickender Despot, noch ein melancholisch-düsterer Autokrat; seinem Aeußern nach würde man ihn eher für einen Mann aus niederem Stande halten, so wenig weiß er mit Würde aufzutreten. Seine Fehler sind nicht die Frucht natürlich bösartiger Anlage oder unverrückender Verstandesträfte, sondern der Erziehung. Er ist ein gutmüthiges oder vielmehr muschilbig geschaffenes Wesen, und lebt auf dem vertrautesten Fuße mit seiner Dienerschaft und nächsten Umgebung, daher er auch von dieser unbedingte Liebe genießt. Seiner vernachlässigten Erziehung sich bewußt, sucht er diese Blöße nicht selten hinter einer unbezwinglichen Hartnäckigkeit zu verstecken, und zwar da, wo man es oft gerade am wenigsten erwarten sollte. Von Natur weder grausam, noch blutdürstig, entdeckt er bloß der Energie des Charakters, um das Unheil zu verhüten, das oft von Andern unter seinem Namen angerichtet wird; zu wie vielen blutigen Gewaltthätigkeiten hat er schon Gewalter stehen müssen, die er weder wollte, noch genehmigte, sondern nur geschehen ließ.

(Der Beschluß folgt.)

Algier, Februar.

(Beschluß.)

Das Algierische Frauenzimmer.

Nachdem ich auf diese Weise die Einfältigkeit der Mutter und die Grausamkeit des Vaters kennen gelernt hatte, wandte ich mich von Neuem zur 18jährigen Tochter, die sehr schön gewachsen und ziemlich hübsch ist, und in europäischer Tracht vielleicht eine Schönheit genannt werden dürfte. Ein 18jähriges Mädchen ist hier eine große Seltenheit; die meisten verheirathen sich mit 11 oder 15 Jahren, manche sogar mit 11 und 12. Ich sah unlängst ein junges Frauenzimmer von 19 Jahren, die schon 6 Kinder hatte. Man zeigte mir eine andere junge Frau, der ich 28 — 30 Jahre gab, die aber, wie sie selbst und ihre 45jährige Mutter mich versicherten, erst 25 Jahre alt ist; sie hatte ein Kind von einigen Monaten auf dem Arme; ich fragte sie, ob das Kind ihr gehöre, weinend antwortete sie mir, es gehöre ihrer Tochter, die als Kindbetterin im Alter von 12 Jahren gestorben sey. Ich unterblieb mich einige Zeit mit Fräulein Batri, und fand sie Anfangs sehr vernünftig und liebenswürdig; sie klagte wie eine Europäerin, und freilich mit mehr Recht, über das harte Loos des weiblichen Geschlechts, über die Unbeständigkeit der Männer u. dgl. Ich bemerkte aber bald, daß sie dies Alles nur in sinnlicher Hinsicht verstand. Als ich ihr sagte: wer hat wohl weniger Ursache, mit der Vorsehung unzufrieden zu seyn, als Sie, die die Natur sowohl, als das Glück so hoch erhoben? verließ sie mich, etwa, um fernern Komplimenten auszuweichen, sondern mit einem unfreundlichen Blicke, gleichsam als hätte ich ihr etwas Beleidigendes und Entehrendes gesagt. Ich blieb einige Augenblicke ganz erstaunt sitzen oder vielmehr liegen, denn ich hatte nur ein ganz niederes, goldbrauwirktes seidenes Kissen unter mir; ich dachte: sind wohl die Frauenzimmer hier so blöde und so streng, daß man nicht im Entferntesten ihre körperlichen Vorzüge loben darf? Noch größer ward aber meine Verwunderung, als ich sie in der Mitte einer Gruppe von Männern, die die größesten, abscheulichsten Reden führten, ganz Auge, ganz Ohr wiedersand. Erst später, als ich Gelegenheit hatte, an andern Mädchen ungefähr dasselbe zu beobachten, löste sich mir dies Räthsel. Man wird nie angehört, wenn man einem Mädchen etwas sagt: Nur in Ihrer dünnlichen Nähe genieße ich ein glückliches Leben, Ihre Liebe würde mich zum Erlgsten aller Sterblichen machen u. dgl., ja nicht einmal, wenn man sagt: Lassen Sie den Sternenglanz Ihrer Augen fremdlich auf mich niederstrahlen. Man wird aber sehr gut aufgenommen, wenn man in den gemeinsten Ausdrücken die allerfreiesten Reden ausstößt, und um sich beliebt zu machen, darf man nur die Rundung des Arms, die Größe und Fülle des Wuchses u. dgl. bewundern.

Einige anwesende Offiziere baten Fräulein Batri, ein wenig zu tanzen, und ohne sich lange bitten zu lassen, hüpfte sie in rothpflammten Sandalen vor- und rückwärts, ohne selbst zu wissen, in welcher Ordnung. Sie hielt in der einen Hand ein weißes, in der andern ein farbiges Tuch, die sie nach allen Seiten hin und her schwenkte. Während des Tanzes bob sie ihren Oberrock gleich einer Schürze auf, und ich sah mit Erstaunen, daß alle Gäste ihr Geld zuwarfen; ich ließ mir sagen, daß dies selbst in den vornehmsten Häusern gebräuchlich sey, so daß die hiesigen Soirées einen sehr theuer zu stehen kommen, besonders wenn die Anzahl der Tänzerinnen bedeutend ist. Bei Gelegenheit der Ankunft der Madame Cleme sel sah ich sechs verschleierte Frauenzimmer im Hofe des Schlosses tanzen. Sie sangen ein arabisches, höchst seltsames Lied und begleiteten sich mit einem von Saiten umgebenen Tambourin. Gesang und Musik waren ganz monoton, geschmack- und harmonielos, der Tanz hingegen jedes sittliche Gefühl empörend. Als ich Mlle. Batri bat, auch ein wenig zu singen, erwiederte sie wieder höchst beleidigt: ich bin keine Scharmut (Bubierin). Sie können sich leicht denken, wie langweilig, wie fast unerträglich das hiesige Leben ist unter Leuten, die aus dem Naturzustande nur zum Verderbniß der Kultur übergegangen sind. Die Mauren sind noch weit unfreundlicher als die Juden, und es ist sehr schwer, in das Innere ihrer Häuser zu dringen und den Frauenzimmern vorgestellt zu werden. Glücklicherweise haben wir hier einige europäische Familien, wo wir manchen Abend angenehm zubringen, was mich jedoch nicht hindert, schmlich zu wünschen, daß mein hiesiger Aufenthalt nur noch von kurzer Dauer und mein nächster Brief an Sie von Alexandrien aus datirt sein möchte.

(Beschluß des zweiten Briefs.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 95.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 21. April 1831.

Wunderbar war's, war neu, es geschah, was nie noch geschehn ist. —
Laß denn ein wenig mich taumeln beim Wollustmahle der Freiheit.

Klopstock.

Geschichte der Freiheitsbäume.

Der Gedanke, Bäume als Sinnbilder der Freiheit zu errichten, schreibt sich allerdings aus der französischen Revolution her, und kein Volk kannte vorher diese Sitte. Es gibt aber nichts Neues unter der Sonne, und wie fast immer Gebräuche, welche Geburten der jüngsten Zeit zu seyn scheinen, sich bei näherer Betrachtung als Abkömmlinge uralter Volkssitten erweisen, so stammen auch wohl die Freiheitsbäume der Franzosen in gerader Linie von jenen Maien ab, welche seit undenklicher Zeit unter den meisten europäischen Völkern als Freudenzeichen oder als Huldigung gepflanzt werden.

Nach dem Ursprung der Maien fragen wir hier nicht. Der Pater Carmeli beweist indessen in seiner Storia di vari costumi sacri e profani, daß die Römer vor den Wohnungen von Personen, denen man eine Ehre erweisen wollte, Bäume aufpflanzten oder grüne Zweige aufsteckten, und daß sich dieser Brauch in Italien fortwährend erhalten hat. Sichtbar verwandt ist er mit der Sitte, Palmen und überhaupt grüne Zweige als Freuden- und Siegeszeichen, oder auf Bittgängen Personen vor- und entgegen zu tragen.

Fast bei allen europäischen Nationen findet sich der Gebrauch, einen Maien zu pflanzen, mit mannigfaltigen Abänderungen, je nach den Lokalitäten. In Deutschland und Frankreich finden sich vom dreizehnten Jahrhundert an Beispiele davon genug; die Gemeinden behalten sich das Recht dazu in ihren Freibriefen vor, oder es wird ausbedungen, daß die Grundherrn aus ihren Forsten die Bäume dazu zu liefern haben. Schon im Mittelalter ist es allerdings oft, als ob sich mit diesem Akt des Errichtens der Maien dunkel der Begriff von Freiheit verbände. Manche Klöster donnern gewaltig gegen das Fällen von Bäumen zu Maien in ihren Forsten, und so nahe die Gründe dazu liegen, so ist es doch oft nicht anders, als hätten sie im Geiste den Freiheitsbaum im Maien der Feudalzeit erblickt.

Die Sitte, Maien zu pflanzen, war bei Ausbruch der Revolution durchaus allgemein in Frankreich. In jeder Stadt, in jedem Dorfe ward, wenn der Monat wiederkehrte, der seit uralter Zeit der Monat der Freude ist, dieses liebliche Sinnbild aufgepflanzt. Die Aristokratie, die ja von jeher so geschickt alles, was Ehre und Nutzen bringt, sich zuzuwenden wußte, hatte am Ende auch diesen Gebrauch gleichsam in ein Privilegium verwandelt; um für eigentlich gesetzlich zu gelten, durften die Maibäume nur vor dem Herrenhaus, vor der Wohnung des Beamten oder auch vor der Kirche aufgepflanzt werden. Denn die Diener der christlichen Kirche waren nicht die letzten, welche diese Ehre ansprachen, und an mehr als einem Orte wußten sie dieses magere Kompliment in ein fettes Einkommen zu verwandeln. So ist namentlich die Geschichte des Maibaums denkwürdig, welchen das Gewerke der Pariser Goldschmiede jährlich vor der Kathedrale von Paris aufpflanzte. Anfangs brachten zwei von der Zunft deputirte

Digitized by Google

Meister, die den pompösen Titel Maifürsten führten, nichts mehr und nichts weniger dar als einen grünen Baum, den sogenannten Mai verdoyant. Aber das Domkapitel mochte bald innewerden, daß die Ehre ungemein dürftig sey und der prächtige Mai, er mochte noch so riesengroß, noch so grün seyn, am Ende ein Paar Dutzend Scheite und Reisigbündel gebe; sie mußte daher bald, mit Beibehaltung des Namens, der Sache eine profitablere Wendung zu geben; nicht lange, so kam der Mai in Gestalt von Silbergeschirr, von Tabernakeln, endlich sogar von Gemälden angezogen. Länger als ein Jahrhundert erhielt die Pariser Kathedrale alljährlich ein Votivgemälde, eilf Schuh hoch, das, zum Andenken an den Ursprung der Sitte, in den ersten Tagen des Mai, mit Blumen umwunden, am großen Portal ausgestellt wurde. Vom Portal wanderte das Gemälde in das Schiff der Kirche, und da gewöhnlich die besten Künstler den Maien malten, so war auf diese Weise die Kirche zu einem wahren Museum geworden, das aber die Revolution zerstört hat. Doch aus solchen Maien wäre nie ein Freiheitsbaum geworden; sehen wir uns daher näher nach seinen eigentlichen Vorläufern um.

Eine Korporation, die überhaupt seltsame Gebräuche hatte, die sogar den Königstitel führte, bis Heinrich III. ihr denselben aus Eifersucht niederlegte, die Basoche, die Rechtsschule der damaligen Zeit, bestehend aus zehntausend Schreibern, pflanzte alljährlich im Hofe des Justizpalastes einen kolossalen Maien, den sie, kraft ihrer Privilegien, in den königlichen Forsten hatte fällen lassen. Es war dieß eigentlich der König der Maien, eine majestätische Eiche mit grünem Wipfel; sie wurde mit Buchs bekleidet, mit Blumengewinden, Kränzen, Bändern von den Farben der Basoche (blau und gelb) und Schildern mit ihrem Wappen (drei Schreibzeugen im schwarzen Feld) geziert. Dieser Baum blieb das ganze Jahr stehen, bis sein Nachfolger aufgerichtet wurde.

Zu großem Ruhme müßte es der Basoche, in deren Geschichte es durchaus nicht an Zügen von ächtem Patriotismus fehlt, gereichen, wenn der letzte Mai, den sie gepflanzt, der erste Freiheitsbaum wäre. Die Ehre der Erfindung gebührt indessen diesem Schreiberkorps keineswegs. Eine der unbedeutendsten Gemeinden Frankreichs gab das Signal dazu und — ein gräßlicher Gedanke für die Clerisei! — ein Priester hatte zuerst den Einfall. Gregoire erzählt dieß in seinem im Jahr II. der Republik erschienenen Werkchen über die Freiheitsbäume. Dieses Buch ist sehr selten geworden; Bonaparte, dem der republikanische Feuergeist ganz und gar nicht behagte, soll es haben vernichten lassen, wo er desselben habhaft werden konnte; die wenigen Exemplare, die der Verfolgung entgangen sind, werden in den Versteigerungen jetzt fast mit Gold aufgewogen. Nach Gregoire also, war es Norbert Pressac, Pfarrer von St. Gaudens, bei Civray im Departement der Vienne, der zuerst auf den Gedanken kam, den alten aristokratischen Maien zu Ehren der Freiheit zu pflanzen. Im Mai 1790, am Tage, wo die neue Municipalität eingeführt wurde, ließ er eine hübsche junge Eiche im Walde ausgraben, und die Dorfbewohner beiderlei Geschlechts pflanzten sie auf dem Dorfplatze; drauf hielt der Pfarrer eine Rede zum Preise der Revolution und der Freiheit. „Unter dem Schatten dieses Baumes sollt ihr eingedenk seyn, daß ihr Franzosen seyd, und im Alter sollt ihr euren Kindern von der ewig denkwürdigen Zeit erzählen, in der ihr ihn gepflanzt habt.“ Dann fordert er alle Bauern, die Prozesse mit einander haben, auf, sie durch Schiedsrichter vergleichen zu lassen; alle sind es zufrieden, die Schiedsrichter sprechen, und Gesang und Jubel beschließt das Fest. Kaum wurde diese patriotische Feier durch die Zeitungen bekannt, so ahmte man sie an hundert Orten nach, und nicht lange, so war aus dem Einfall eines Einzelnen ein Nationalgebrauch, am Ende sogar ein Staatsgesetz geworden. Ludwig XVI. pflanzte eigenhändig mit großer Feierlichkeit einen Freiheitsbaum im Tuileriengarten. Wie es aber in Revolutionen zu gehen pflegt, der arme Baum mußte später für seinen vornehmen Ursprung büßen: der Konvent erlaubte den jungen Waisen der Vaterlandsvertheidiger, ihn niederzureißen und einen neuen dafür aufzupflanzen.

(Der Beschluß folgt.)

Genthod, Ferner und Coppet.

(Beschluß.)

Das ging alles recht gut; Bonstetten sah das einfache Grab des edeln Neckers, seines Freundes, und noch einiger Zeit kehrt er wieder zur Mauer zurück, um die Escalade von Neuem zu beginnen. Es geht auch leicht hinauf und er freut sich schon seines gelungenen Streichs. Er will die Leiter nun wieder nach sich ziehen, um sie auf der Außenseite anzulegen, da entgleitet sie seinen Händen und fällt in den innern Park zurück. Nun war guter Rath theuer. Da sitzt nun der Autor Latinus reitend auf der harten, schroffen Mauer, und weiß nicht, wo aus noch ein, denn zum Hinunterspringen war es ihm doch in seinem Alter zu hoch. Er wagt nicht zu rufen, um nicht entdeckt zu werden; die Sonne brennt immer heißer auf ihn, mit dem Hunger stellt sich auch verzehrender Durst ein. Endlich entschließt er sich zum Rufen, aber vergebens, der Ort war zu entlegen. Eine Viertelstunde vergeht nach der andern, der scharfe Sitz wird unausstehlich, da läutet es in der Ferne — es ist die Tischglocke im Schloß — einmal, zweimal, dreimal. Hunger und Durst, aber keine Hülfe; endlich vermißt man ihn und sendet Leute aus, ihn zu suchen; die hören sein Schreien, kommen herbei und helfen ihm herunter.

Digitized by Google

Um vier Uhr wurde zu Mittag gegessen, und es braucht kaum bemerkt zu werden, daß über der geistigen Würze des Gespräches die Pariser Gastronomie nicht vergessen ward. Gar manchen dünkte sie auch die Hauptsache, und sie waren klug genug, den Mund nicht zum Reden aufzuthun, sondern nur zum Essen und Trinken, zumal wenn die Staël ihre glänzende und gleißende Dialektik zu entwickeln begann, in der sie schon als Mädchen im Vaterhause zu excelliren begann. Es gab wenige, die es in dieser Kunst mit ihr aufnehmen konnten, und diese Sicherheit verleitete sie oft zu wunderlichen und barocken Behauptungen, die sie mit viel Schein gegen jeden Angriff zu vertheidigen wußte. Schlegel wäre wohl der einzige gewesen, der ihr hätte die Spitze bieten können, wenn ihm die Sprache geläufig genug gewesen wäre. Unter den Frauen war ihr Cousine Saussure mit ihrer ruhigen, klaren Darstellung am gefährlichsten, und wenn sie auch die Sprache nicht so hinreißend in ihrer Gewalt hatte, so war sie doch bestimmter und treffender in ihren Gründen. Es ist leicht begreiflich, daß die meisten Männer schwiegen, um den beiden konzertirenden Cousinen zuzuhören, und dabei den Gaumen nicht zu vergessen. Sehr häufig traf sichs, daß der Streit unausgemacht blieb, und im Grund war dieß auch am besten. Deutsche konnten dabei den Anstand und die Anmuth französischer Diskussionen von gutem Ton lernen, wo kein verletzendes Wort vorkömmt und doch ein Hieb um den andern trifft.

Nach Tisch, gewöhnlich kam sechs Uhr herbei, wurde ein großer Spaziergang oder eine Seefahrt vorgenommen. Die Gruppen hielten sich mehr zusammen. Gar manche fuhren auch nach Genf zurück. Die vertrauteren Hausfreunde blieben länger, und man saß sie Abends noch mit der Hausfrau in traulichem Cirkel sitzen und plaudern. An dem Tage, wo Theater im Schloß war, bekam natürlich der Abend eine andere Eintheilung, und selbst das Mittagsmahl hatte weniger Ausdehnung. Bekanntlich hatte die Staël ein seltenes Talent für die Bühne, und in allen Darstellungen war sie die Hauptgestalt. Schon früher war sie die Seele eines Liebhabertheaters in Genf, das in dem ehemaligen Douanengebäude auf dem Molard seinen Sitz hatte. Ich hatte eine Zeitlang das niedliche Zimmerchen auf den See inne, das ihr damals zur Garderobe diente.

Die Staël hatte ihr letztes Werk, die Betrachtungen über die französische Revolution, noch nicht vollendet, als sie Coppet verließ und mit den Ihrigen nach Paris ging. Das Schloß war wie ausgestorben, tiefe Stille trat an die Stelle des lauten, frohen, geistvollen und vielgestaltigen Lebens. In den Höfen, wo sich sonst Wagen an Wagen drängte, war nun kein anderes Gefährt zu sehen, als der kleine Eselskarren des Milchmädchens am frühen Morgen; im Eßzimmer und im Salon war kein heiteres beredtes Wort mehr zu hören; Gaze war über Spiegel, Kronleuchter und Bronzen gezogen, die Teppiche waren aufgerollt, und nur manchmal gab ein Heimchen mit bedenklichem Schrillen sein Erstaunen über die Veränderung zu erkennen. Ihm antwortete ein Todtenwurm.

Die Staël starb bald darauf in Paris. Nach einigen Jahren folgte ihr August Staël, ihr würdiger Sohn, und im folgenden Jahr sein einziges Söhnchen, mit dem der männliche Stamm dieser seltenen Familie zu Grabe ging.

Aber noch ehe Necker und die Staël das Schloß bei Coppet besaßen, lebte da in geringem Haus ein Mann, der seiner Zeit einen großen Namen hatte. Ich meine Bayle, der einige Jahre hier gelebt hat. Sein Charakter, seine praktische Philosophie und sein Muth hätten ihm Achtung und Liebe gewinnen sollen. Er war fast so kühn, wie Montaigne; darum forderte er in Holland die Denk- und Schreibfreiheit, die er in Frankreich gefunden: jedoch umsonst, sie wurde ihm nicht zu Theil. Man beunruhigte, verläumdete und verwies ihn, nannte ihn bald Skeptiker, bald irreligiös, gleichgültig oder gar Ketzer. Auch politische Muthmaßungen, die in stürmischen Zeiten so bequem für die Verfolgung sind, wurden gegen ihn aufgebracht. Bayle hat das große Verdienst, daß er vor den allzu bestimmten, scharfen und ausschließenden Entscheidungen in wissenschaftlichen Dingen warnte, weil fast jeder Schriftsteller und Gelehrte in Ansehauversehung und Anwendung seiner Sätze von einem Systeme oder vom Partheigeist beherrscht ist, wodurch besonders die Geschichte ein unsicherer Führer wird. Darin besteht Bayle's Zweifelstheorie. Wenn er die Gelehrten von den scharfen und entscheidenden Meinungen geheilt hätte, so müßte man ihm auch in Deutschland eine Statue errichten. Bayle lebte sehr eingezogen in Coppet, ja sogar ärmlich. Sein Mittagsmahl, wenn man ein armseliges Gericht Gemüse so nennen kann, kochte er sich selbst. Zwischen Folianten, Manuskripten und Pergamenten lagen Rüben und Krautköpfe in seinem Zimmer umher. Mangel zeigte sich auch in seinen Kleidern, aber über alles dies war der wahre Mann und Weise erhaben. Er brachte im Sommer oft ganze Nächte in einem Kahne auf dem See zu, wo ihn das leise Plätschern und die schaukelnde Bewegung der Wellen einwiegte, und wo weder Hundegebell, noch Katzengeheul, noch Wanzen und Fliegen ihn plagten.

Dr. Chr. Müller.

Korrespondenz-Nachrichten.

Madrid, März.

(Beschluß.)

Don Ferdinand.

Ferdinand ist sorglos, ein Freund des Vergnügens, sinnlich, was man neu zu nennen pflegt; außerdem gegen Religion und Beichtvater so gleichgültig, als es ein Mensch seyn

Digitized by Google

kann, und haben nichts weniger als bigott. Man hat ihn oft selbst sagen hören, er sey bei weitem weniger Royalist, als seine absoluten Anhänger, und es ist sehr die Frage, ob er persönlich eine so unbedingte Anhänglichkeit hätte, sich an die Spitze einer konstitutionellen Regierung zu stellen, wenn man ihm anders nur die Versicherung geben könnte, daß er von dem herrischen und rücksichtslosen Geist des republikanischen Ehrgeizes unangefochten bleiben werde. Er ist gar nicht der Mann dazu, sich von einem Minister zu irgend einem Schritte nöthigen zu lassen. Einer der auffallendsten Züge in dem Charakter Ferdinands ist der völlige Mangel an Vertrauen und der Argwohn, den er auch gegen Personen nicht ablegt, die seiner vollen Zuneigung gewiß sind. In dem nämlichen Augenblicke, wo einer seiner Günstlinge unbedingt über den Willen seines Herrn gebieten zu können und auf festen Grunde zu stehen glaubt, mag er fürchten, daß er an der Grenze seiner Herrlichkeit stehe und im nächsten Augenblick von seinem Gipfel herabstürzen könne. Dieser Charakterzug soll die Frucht der Behandlung seyn, die er von seiner Mutter erfuhr, von der er bekanntlich gehaßt wurde, weshalb er beständig gegen ihre Intrigen auf der Hut seyn mußte. Gewöhnlich spielt man ihm dadurch eine Ansicht in die Hand, daß man ihm, wenn er auf den Corridors der Residenz mit der Cigarre im Munde herumwandelt, eine wohlgefällige Person begegnen läßt, die er denn auch anpuren den nicht ermangelt: „Senor, was sagt man zu dem und dem Schritt? Was denkt das Volk zu dieser Maßregel?“ Natürlich setzt er nun in der festen Ueberzeugung, diß dieß öffentliche Meinung gebört zu haben, während er von der Camarilla getäuscht wird, die ihm eine ihrer zu dieser Gaukelei abgerichteten Kreaturen in den Weg wirft. Diese Schmeichelei, mit der man ihn hinter's Licht führt, wird für das Ministerium eine unversiegliche Quelle von Verlegenheiten, und bringt sehr zur ungelegenen Zeit das ganze Räderwerk der Regierung in Unordnung; aber dies macht auf die niedern Volksklassen gerade einen sehr vortheilhaften Eindruck und den König zum Liebling des großen Haufens. Sein Benehmen gegen das diplomatische Corps ist sehr artig und zu Zeiten herzlich und aufrichtig; aber die Cirkel, zu denen es zugelassen wird, bewegen sich in der gewöhnlichen Alltäglichkeits-Conversation. Gewöhnlich gibt er zweimal in der Woche, Donnerstags und Sonntags, Audienz; in der letztern erwartet man gewöhnlich die Aufwartung der fremden Gesandten, die pünktlich nach ihrem Range einzutreffen werden. Hierauf erscheinen der König und die Königin, umgeben von den Mitgliedern der königlichen Familie, gehen im Kreise umher, richten an Einige ein Paar gnädige Worte, an Andere blos einen höflichen Wink. Natürlich werden bei einer solchen Gelegenheit gleichfalls nur Gemeinsplätze vorgebracht. Von Dinners und Bällen, auf welchen die fremden Gesandten mit dem spanischen Souverän in nähere Berührung kommen könnten, wird so lange nicht die Rede seyn, als es eine spanische Etikette gibt. Noch muß einer Eigenschaft des Königs erwähnt werden, die ihm wahrscheinlich zebrzeit bei seinen Unterthanen einen großen Grad von Zuneigung erwerben wird — er ist Spanier, jeder Zoll ein Spanier. Selbst mit Ausländern spricht er nicht leicht in einer andern als seiner Muttersprache, und wer sich seine gute Laune erhalten will, muß sich wohl hüten, ihn in einer fremden anzureden. Seine junge Gemahlin wußte ihn ganz zu fesseln, und man hofft für die Zukunft viel von ihrem Einflusse auf ihn. Sie wird allgemein geliebt; mit Jugend und Schönheit ausgestattet, lebhaft und gesprächig, muß sie Aller Herzen gewinnen, um so mehr, als sie einen allzu auffallenden Kontrast mit Ferdinands verstorbener Gemahlin bildet, die nicht nur bigott war und ein wahres Einsiedlerleben führte, sondern auch weder sich noch Andern das unschuldigste Vergnügen erlauben wollte. Maskenbälle und Theater waren in den Augen dieser strengen Heiligen ein Gräuel. Die gegenwärtige Königin hingegen erscheint fast täglich auf den Spaziergängen des Prado, wo sie unter dem Volke umherwandelt, Arm in Arm mit ihrem Gemahl und in der Landestracht mit Mantilla und Basquina, was sie ausnehmend schön kleidet. Bei dieser Gelegenheit erscheint der König selbst in einem einfachen Kleide und ohne irgend eine Begleitung, einen Lakayen in Livree ausgenommen, der einige Schritte vor dem königlichen Paar einhergeht. In dieser Einfachheit gefällt sich Ferdinand zuweilen, sowohl im Pallast, als auf den Stieß oder Landsitzen.

London, April.

Das alte und das neue Königthum.

Man weiß nicht, soll man sich erfreuen oder betrüben, wenn man die alte Pracht des Königthums allmählig mehr erbleichen und sich abnutzen sieht. Es ist wahr, es ist ein Vergnügen, einen König, den Vater seines Volkes, so neben sich, wie seines Gleichen, hingehen zu sehen, zu sehen, daß er auch ein Mensch ist und wie ein Mensch thun und lassen muß. Er muß dem Wagen ausweichen, wie ich, er muß, wenn es kalt ist, Pelzhandschuhe anziehen, wie ich, er muß wenn es regnet, seinen Regenschirm aufspannen, wie ich. Es ist schön, einen irdischen Haltgott in Frack und Stiefeln zu sehen; wir liebten es von jeher, unsere Götter in irdische Gestalt zu kleiden. Aber es ist auch schön, einen König zu sehen, umringt von aller Pracht irdischer Herrlichkeit, von Adlern, und die Erde Großes, Gewaltiges, Schönes und Edles trägt. Es ist schön, einen Menschen zu sehen, der es einem Gott gleich thun kann. Wir fühlen uns selbst in ihm erhöht; es ist unsere alte titanische Erbsünde, sein zu wollen, wie Gott. Aber diese Gottähnlichkeit verschwindet allgemach von der Erde. Die Poesie und Jugend des Königthums ist vorbei; der phantastische Schmuck von Purpurmänteln und goldenen Spangen fällt ab und macht der soliden und nützlichen Hausthierung Platz. Das sechszehnte Jahrhundert war die Reformation des Kirchenstaates, das neunzehnte könnte man die Reformation des Hofstaates heißen. Man konnte das mals in den Kirchen nicht genug aufräumen und vereinfachen; man beschnitt unserm lieben Herrgott die Civilliste gewaltig. Nicht allein sein irdischer Hofstaat, das prächtige Pabstthum, die Galaaufwartungen am Altar, wenn ich so sagen darf, die Hofceremonien des Gottesdienstes wurden beliefe geschafft; auch der himmlische Hof erlitt bedeutende Reduktionen. Der ganze grand cortège der Heiligen wurde abgedankt, die ganze himmlische Aristokratie, die unzähligen Hofchargen von Fürbittern, Erz- und Schutzengeln, Leibwachen, Pferdnern. Alles wurde aufseitdt. Jedermann wollte mit dem lieben Gott wie mit seines Gleichen thun und reden, man machte ihn zum Bürgerarzt, wie man jetzt die Könige zu Bürgerkönigen macht. In hundert Jahren können unsere Nachkommen vielleicht von der prächtigen, übermüthigen, üppigen, stolzen Feudalmonarchie eines Ludwig XIV. sich eben so wenig mehr einen Begriff machen, als ein nordamerikanischer Quäker von einem Hochamt in der Peterskirche. Wie lange wird es noch dauern, daß Leute leben, die in der Kirche zu Rheims bei Karls X. Krönung die Vögel haben fliegen sehen? Schwerlich erlebt irgend ein Mensch in Frankreich noch einmal dieses Schauspiel.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 32.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 96.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 22. April 1831.

Es soll sich regen, schaffend handeln,
Erst sich gestalten, dann verwandeln;
Nur scheinbar steht's Momente still.
Das Ewige regt sich fort in allen,
Denn alles muß in Nichts zerfallen,
Wenn es im Seyn beharren will.

Goethe.

Die neuesten Forschungen über Luftsteine.

Zusammengestellt
von
Dr. Nürnberger.

Die wunderbare Erscheinung von Steinen, die aus der Luft fallen (Meteorsteinen, Aerolithen), welche schon öfters in diesen Blättern besprochen worden ist, und zu deren Erklärung die Naturforscher mehrere Hypothesen angegeben haben, hat auf vielfache Veranlassung, in der neuesten Zeit wiederum große Aufmerksamkeit erregt, und man hat sich bei den Fortschritten der orientalischen Literatur namentlich auch bemüht, in den Geschichtsbüchern der Araber, Perser und Türken Beobachtungen über den Fall solcher Steine aus der Luft aufzusuchen. Diese Bemühungen sind nicht erfolglos gewesen; man hat in den orientalischen Geschichtswerken eine Menge von Notizen über Meteormassen gefunden und die Ueberzeugung erlangt, daß sich das Herabfallen solcher Massen aus der Luft auf die Erde im Morgenlande nicht weniger oft zugetragen habe als im Abendlande. Ueber einen der merkwürdigsten Vorfälle dieser Art berichtet der Reichsgeschichtschreiber Szubhi, dessen Werk im Jahre 1783 zu Konstantinopel gedruckt worden ist, ausführlich, und ich werde diesen Bericht in von Hammers Uebersetzung den nachfolgenden Betrachtungen über die Natur und Entstehung solcher Luftsteine vorausschicken.

„Am 9ten Schaaban 1155 (25ten Oktober 1770)," erzählt Szubhi in seiner türkisch-naiven Weise, an welcher ich mich wohl hüte, etwas zu ändern, „war in dem Marktflecken Hefargrad, welcher in Rumili nicht fern von der Donau liegt, die Luft heiter und rein und von Wolken und Wind keine Spur, als auf einmal durch Gottes Weisheit zu Mittag sich jählings ein Wirbelwind erhob, der die Luft mit Wolken und Regen schwärzte und den hellen Tag in finstere Nacht verkehrte, so daß alle Menschen ob dieser fürchterlichen Beschaffenheit von Furcht und Schrecken ergriffen, so schnell als möglich von dem Felde in ihre Häuser flüchteten. Zur selben Zeit folgten drei Donnerschläge, einer nach dem andern, als würden Kanonen, mit einigen Centnern Pulver geladen, abgefeuert. Von der Heftigkeit des Schlages zitterten Erde und Himmel, und Menschen und Thiere warfen sich in den Staub. Späterhin erfuhr man, daß einer dieser Blitzschläge im Garten des Meierhofes, hart am Flecken, der zweite im Felde selbst, und der dritte etwas nördlicher niedergegangen sey, und daß dabei Steine aus der Luft mit herabgeschleudert worden. Demgemäß erstattete der Richter des Fleckens einen, von allen Einwohnern mit unterzeichneten Bericht an die hohe Pforte, und legte diesem Berichte zur Bewährung zwei von den herabgefallenen steinähnlichen Massen bei, welche nachher in Gegenwart des Großwesirs gewogen, und die eine neunzehn Okka (42¼ Pfund), die andere aber zwei Okka (4¼ Pfund) schwer befunden wurden, und ein Mittelding von Stein und Eisen waren. Diese beiden

Digitized by Google

schweren Körper wurden hierauf von Seiner Erlaucht dem Großwesir mit einem, diese wunderbare Begebenheit erzählenden Vortrage an den kaiserlichen Steigbügel gesendet."

Dieser Bericht, in seiner ganzen Einfachheit, soll, neben tausend andern, mit dazu dienen, jeden Zweifel über die vollkommene Zuverläßigkeit des Faktums selbst, da dergleichen Zweifel wohl hier und da noch erhoben werden, zu zerstreuen, und es kömmt nun darauf an, den Ursprung dieser wunderbaren Luftsteine auszumitteln.

Zuvörderst muß bemerkt werden, daß diese aus der Luft herabfallenden steinartigen Massen von doppelter Beschaffenheit sind: sie sind nämlich entweder eigentliche Meteorsteine, über deren Bestandtheile wir uns sogleich verbreiten werden; oder sie sind bloße Massen gediegenen Eisens, mit einem quantitativ unbedeutenden Beisatze andern Minerals, worüber weiter unten die näheren Angaben ebenfalls vorkommen sollen.

Die Physiker des vorigen Decenniums, und unter ihnen namentlich Chladni, der sich mit Untersuchungen über Meteormassen besonders viel abgegeben und über diese räthselhafte Erscheinung ein eigenes Werk („Ueber Feuermeteore und die mit denselben herabgefallenen Massen. Wien 1819") geschrieben hat, waren bekanntlich am Ende ziemlich allgemein dahin übereingekommen, den Meteormassen einen kosmischen Ursprung anzuweisen, und sie entweder als Auswürfe der Mondvulkane, oder als Conglomerate einer im Weltenraume vorausgesetzten planetarischen Bildungsmaterie zu betrachten. Was sich mit Grunde dagegen sagen läßt, und was dagegen gesagt worden ist, darf ziemlich als den Lesern bekannt vorausgesetzt werden, und die Ansicht der neuesten Physik, welche auf den Grund einer umsichtigern Prüfung den Meteormassen ihren Ursprung vielmehr in der irdischen Atmosphäre selbst anweiset, verdient darum eine desto aufmerksamere Beachtung.

Bei einer, durch den Ritter von Holger kürzlich unternommenen, sehr sorgfältigen Analyse zweier Meteoreisenmassen, fand sich übereinstimmend, daß beide zum allergrößten Theile aus gediegenem Eisen mit verhältnißmäßig sehr unbedeutendem Beisatze von Nickel, Kobald, Calcium, Alumium, Magnium und Silicium bestanden. Derselbe Physiker bemerkt, daß die Meteorsteine dagegen aus oxydirten leichten und schweren Metallen bestehen, und daß der charakteristische Unterschied beider Arten von Meteormassen also nur durch das Vorherrschen der gediegenen Metalle in der einen Art, und der oxydirten in der andern Art bezeichnet werde. Vergleicht man nun die Elemente dieser gedoppelten Zusammensetzung mit der mineralischen Zusammensetzung unseres Erdkörpers selbst, so findet sich zwischen beiden die auffallendste Aehnlichkeit. Der Körper unseres Planeten besteht einerseits aus den Oxyden leichter Metalle: Erden, und den Verbindungen derselben zu Steinen, anderseits aber aus gediegenen Metallen, unter denen das Eisen quantitativ vorherrscht, wenn dasselbe auch selten gediegen gefunden wird, da es bei leichter Oxydirbarkeit zu vielen Oxydationseinflüssen ausgesetzt ist. Nun hat zwischen unserer Erdkugel und der sie einhüllenden Atmosphäre eine beständige Wechselbeziehung statt, von welcher wir durch die wäßrigen Meteore, als den häufigsten, jeden Augenblick Beweise erhalten. Die Luft saugt unter unsern Augen ungeheure Quantitäten Wasser auf, erhält diese Flüßigkeiten, in unsichtbarer Form aufgelöst, lange Zeit in sich, und gibt dieselben der Erde endlich unter der Gestalt von Regen, Schnee, Hagel, den man füglich Eisteine nennen könnte, zurück. Es offenbart sich dabei ein Kreislauf, dessen ewigen Gesetzen gemäß, der Erde z. B. durch den Verdunstungsproceß temporär zwar allerdings eine große Menge Wasser entzogen werden kann, derselben aber, früher oder später, doch wieder zurückgegeben werden muß, damit die Erhaltung eines, in gewisse unübersteigliche Grenzen eingeschlossenen Normalzustandes nicht beeinträchtigt werde, worin das Gesammtleben der Erde, als planetarischen Individuums, begründet ist. Man kann diesen Gesichtspunkt in der höhern Physik schlechterdings nicht entbehren, und allein unter demselben gewinnt die Idee einer Sicherheit des Fortlebens der Erde Bedeutung. Die klar eingesehene Nothwendigkeit solcher und ähnlicher Einrichtungen zur Erhaltung des Bestandes der Erde in allem und jedem Bezuge, wird auch das leitende Prinzip unserer Darstellung der Ansichten der neuesten Physik über die Bildung der Meteormassen seyn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geschichte der Freiheitsbäume.

(Beschluß.)

In den ersten Jahren der Revolution war auch wohl die unmittelbare Abstammung des Freiheitsbaums von den alten Maien allgemein anerkannt, denn fast überall wählte man den Monat Mai, um den ersten zu errichten. Besonders aber im Mai 1792 äußerte sich die Begeisterung der Nation für den neuen Gebrauch auf's Außerordentlichste. Sämmtliche Gemeinden pflanzten um die Wette prächtige Bäume; um diese Zeit drohten just die Fremden mit einem Einfall auf das französische Gebiet, und die Gemeinden schwuren bei diesem Sinnbilde ihrer Befreiung, des Vaterlandes heiligen Boden zu vertheidigen, wie der Soldat zur Fahne schwört. Die Zahl der Freiheitsbäume soll sich damals auf sechzigtau-

Digitized by Google

send belaufen haben, denn der kleinste Weiler hatte den seinigen, und in den Städten von Südfrankreich sah man weiche fast in allen Straßen, ja vor den meisten Häusern. Und nicht blos in Städten und Dörfern errichtete man den Freiheitsbaum; auch auf den Grenzen des Reichs und den vornehmsten Höhepunkten der Departements wurden welche aufgepflanzt. So beschlossen Franzosen und Genfer bei einem gemeinsamen Feste, einen **Arbre de la fraternité**, als Sinnbild der Vereinigung beider Völker, auf der Grenzmark aufzurichten, und zur selben Zeit machten ein Paar Dutzend Volksgesellschaften, die sich zu Die versammelt hatten, aus, auf der Spitze des Glandeße, eines der höchsten Berge im Departement Drome, einen Freiheitsbaum zu pflanzen.

Anfangs scheinen die Freiheitsbäume, wie die alten Maien, aus nichts bestanden zu haben als einem Baumstamm mit seiner Laubkrone. Da jede Gemeinde darauf aus war, den allerhöchsten Baum, der sich auftreiben ließ, aufzurichten, so dienten die Wurzeln zu nichts; ein so alter Baum ließ sich natürlich nicht versetzen, und da vollends die Bäume just zur Zeit des Blättertriebs errichtet wurden, so kam ohnehin keiner davon. Ob sie also mit der Wurzel eingegraben wurden oder nicht, so starben sie in kurzer Zeit ab, und bei dem dürren, farblosen Laub dachte man an etwas ganz anderes, als an Kraft und ewige Dauer, deren Sinnbild doch der Baum seyn sollte. Dem Nationalkonvent entging dieser Uebelstand nicht, und er befahl daher durch ein Dekret vom 4ten Pluviose im 11ten Jahr der Republik, an der Stelle der abgestorbenen Bäume lauter lebende zu pflanzen. „In sämmtlichen Gemeinden, wo der Freiheitsbaum abgestorben ist, soll bis zum ersten Germinal ein neuer gepflanzt werden. Der Konvent versteht sich, daß die guten Bürger für die Pflanzung und Erhaltung desselben Sorge tragen werden, auf daß in jeder Gemeinde der Baum der Freiheit unter der Aegide der Freiheit des französischen Volkes grüne und blühe." In diesem Dekret wird keine Baumart besonders empfohlen, und man scheint die Wahl den Gemeinden überlassen zu haben. Gregoire handelt diese Frage in einem besondern Kapitel seines Buches ab; er spricht sich für die Eiche aus: die Traditionen urväterlicher Verehrung, die sich daran knüpfen, ihr majestätischer Wuchs, ihr vielfältiger Nutzen und ihre Verbreitung über den ganzen Boden von Frankreich machen sie, nach ihm, mit vollem Recht zu einem ächt nationalen Baume. Auch ihre fast ewige Dauer führt er zu ihren Gunsten an; weil aber die Eiche eben darum äußerst langsam wächst, wurde ihr die Ehre, der Freiheitsbaum zu werden, in den meisten Fällen nicht zuerkannt. Und allerdings hieß es der republikanischen Ungeduld etwas zu viel zumuthen, daß sie ein Jahrhundert lang auf den Schatten der gepflanzten Eiche warten sollte.

Auch wir Deutschen haben bekanntlich in unsern Freiheitstagen die Eiche, den wesentlich deutschen Baum, wie es hieß, als Sinnbild unserer Freiheit in Anspruch genommen; wir haben metallisches Eichenlaub auf den Mützen geführt, uns aber noch weniger als die Franzosen bewogen gefühlt, Eichen vor unsern Rathhäusern zu pflanzen, damit unsere späten Enkel in ihrem Schatten tagten. — Gregoire schlug zwar vor, neben die Eiche einen schnell wachsenden Baum zu pflanzen, der wieder einginge, wenn die Eiche erst recht herangewachsen wäre; diese Idee wurde aber nichts weniger als allgemein aufgenommen. Im Gegentheil, je nach Klima und Gelegenheit, wurden untereinander Eichen, Ulmen, Kastanien, Platanen, Pappeln, Maulbeerbäume, Tannen und Fichten zu Freiheitsbäumen gemacht. An sehr vielen Orten gab man der Pappel den Vorzug, den sie, weil sie so schnell wächst und, als grüner Obelisk, sich sehr zu einer Zierde für öffentliche Plätze eignet, auch wohl verdient. Eine Pappel war der Freiheitsbaum der Stadt Rouen, dessen Wipfel noch im Jahr 1810 mit den höchsten Glockenthürmen der Stadt an Höhe wetteiferte. Noch jetzt steht im Weichbilde von Paris, vergessen von den meisten Einwohnern, ein Freiheitsbaum, der in den ersten Tagen der Revolution gepflanzt wurde, eine einzelne Ulme mitten in der Straße der Vorstadt St. Antoine, die desto malerischer ist, je einsamer sie steht, und Jedermann auffallen muß. Dieser Baum, ein Denkmal aus den schönen Tagen der Föderation, ist unter den politischen Stürmen, verschont von ihnen, groß gewachsen, während alles unter alterte und sich neu verjüngte, Dynastien, Institutionen, wie Menschen; nur er gewann stetig an Kraft und Stärke, ein Bild ewiger Jugend, und nicht mehr lange, wenn er kaum zu seiner vollen Reife gelangt ist, hat er Alle überlebt, die ihn haben pflanzen sehen. Zwar weiß der bei weitem größte Theil der Pariser Bevölkerung von dem Baume in der Vorstadt, oder wenigstens von seiner Bedeutung nichts; zwar hängt, statt einer Inschrift, die von seinem Ursprung erzählt, vielleicht eine schmutzige Placretafel an seinem Stamme; aber ganz ist seine Bedeutung darum nicht vergessen, und gleich in den ersten Tagen der wiedererrungenen Freiheit wurde er mit einer dreifarbigen Fahne geziert.

Schon aus letzterem Beispiel ist ersichtlich, daß durchaus nicht alle Freiheitsbäume mit der Regierungsform verschwunden sind, unter der sie errichtet worden waren; die meisten überlebten sogar diesen Zeitabschnitt längere oder kürzere Zeit; ja in manchem Winkel des Landes, wo die Reaktionen fast unmerklich geblieben sind, mag der Freiheitsbaum vergessen worden seyn und eben darum noch stehen. Ist doch noch auf dem Giebelfelde einer Dorfkirche, wenige Meilen von Paris, der famose Spruch: temple de la raison, deutlich zu lesen.

Digitized by Google

So viel bekannt ist, hat die kaiserliche Regierung von den Freiheitsbäumen lediglich keine Notiz genommen. Bonaparte, der die Daumschrauben des Despotismus so kunstgerecht sachte anzuziehen wußte, sah gar zu gut ein, daß sich die Freiheit, die in Einem Tage erobert werden kann, nur in Jahren langsam ersticken läßt. Allerdings strich er das Wort Freiheit aus dem Wörterbuche der Nation, aber er strich nur einen Buchstaben um den andern, und machte einen weiten Umweg, bis er endlich die Fascces des Konsuls mit dem kaiserlichen Wappen vertauschte. Er ließ also den harmlosesten Brauch von allen, die ihm ein Dorn im Auge waren, öffentlich unangefochten; er begnügte sich, denselben allgemach abkommen zu lassen. Allerdings suchte er das Werk des Abbé Gregoire zu vernichten; aber sichtbar allein deshalb, weil das Buch, als Achtserklärung gegen die Tyrannen, den Despoten reizte, und manche republikanische Marime darin in seinem Ohre garstiger klang, als das friedliche Rauschen aller Freiheitsbäume zusammen.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, April.

(Fortsetzung.)

Großes Lever J. J. großbritannischen Majestäten.

In den französischen Zeitungen liest man kein Wort mehr von dem Lever des Bürgerkönigs, von Hoffesten, großem und kleinem Cortège, und all den großen und kleinen Schnörkeln und Arabesken, mit dem das Königthum weiland sein Allerheiligstes austapezirte. Hören wir auf dieser Seite wenig mehr von jenem Stachelgurt der Etikette, mit dem sich der Hof gegen die Zudringlichkeit des ungebornen und geblütlosen Volkes verwahrte, so gibt uns England desto mehr von der alten Hofherrlichkeit zu kosten. England, dieses Eiland, das in seiner aristokratischen Absonderung hinter dem Ozeanwall des Ocean noch immer wie eine alte Feudalburg liegt. Wir finden die Spalten seiner Riesenzeitungen noch hinlänglich angefüllt mit den Hofherrlichkeiten und Aufwartungen zu Brighton und St. James; wir lesen ungeheure alphabetische Verzeichnisse von den Namen jener begnadeten Sterblichen, die bei Hof „Entrée“ haben und den Levers Ihrer großbritannischen Majestäten beizuwohnen gewürdigt wurden. Man darf dergleichen Herrlichkeiten, die für uns, im Grund genommen, schon eine Art von antiquarischem Interesse haben, nicht mit Stillschweigen übergehen, wäre es auch nur, um unserer Nachkommenschaft einen richtigen Begriff von einer Sache zu hinterlassen, die manchem Großceremonienmeister mehr als eine schlaflosesorgenvolle Nacht gemacht haben mag. Denn, wie gesagt, wer weiß, ob ihnen jemals das Glück zu Theil wird, ein so glänzendes Lever als das der großbritannischen Majestäten nach ihrer Ankunft von Brighton in St. James zu sehen. Und wie viele unter unsern Zeitgenossen, die doch mitten im Nachsommer der Hofceremonien leben, wie viele von ihnen selbst haben etwas dergleichen jemals gesehen? So sey es denn erlaubt, zu Aller Ruh und Frommen hier eine kleine Beschreibung dieser großbritannischen Herrlichkeiten zu geben.

Donnerstags den 24. Februar hielt Se. großbritannische Majestät ihr erstes Lever in St. James, das eben deshalb, weil es seit geraumer Zeit das erste war, um so glänzender und gedrängvoller ausfiel. Zu gleicher Zeit nahmen auch Ihre Majestät die Königin die Aufwartungen des Hofes an. Bevor wir jedoch bei unsern Lesern den Großceremonienmeister machen und ihnen nicht allein die bei diesen Gelegenheiten vorgestellten Personen, sondern auch König und Königin selbst vorstellen, müssen wir sie bitten, ein wenig mit uns herauszugehen und die Gesellschaft in Masse in Augenschein zu nehmen, die der Ehre gewürdigt wird, vor dem Antlitz der Majestäten zu erscheinen.

Alle, die befugt sind, dem Lever des Königs und der Cour der Königin beizuwohnen, theilen sich überhaupt in zwei Klassen: nämlich in solche, die aus besondern Rücksichten namentlich dazu eingeladen oder hiezu durch ihren Rang und Diensteid verpflichtet sind, und in solche, die beides nicht sind. Jene haben das Privilegium des sogenannten Entrée, diese begreift man unter dem allgemeinen Namen general company. Der hauptsächlichste Unterschied zwischen beiden aber besteht darin, daß jene, die des Vorrechts des Entrées genießen, durch ein besonderes Thor in den Pallast gelassen werden, durch das die general company keinen Eintritt findet. Daraus entspringt aber für erstere der große Vortheil, daß sie, ohne lange warten zu dürfen oder sich in dem Gedränge der Vorzimmer, die von der general company angefüllt werden, herumstoßen zu lassen, Ihren Majestäten vorgestellt werden können. Man wird diese Vergünstigung nicht gering anschlagen, wenn man weiß, daß in den Gesammel dieser Günstlinge der Feudalleute, die zu gleicher Zeit als eine Art Ahnenprobe betrachtet wird, schon manches hoffährige Wesen erdrückt worden ist. Die Personen, die also durch das Vorrecht des Entrées gegen diese Lebensgefahr sichergestellt sind, bestehen aus den Mitgliedern der königlichen Familie, den Kabinetsministern, den auswärtigen Gesandten, den Großwürdenträgern, den Beamten des königlichen Hauses u. s. w. Ihre Karossen gelangen an den Pallast durch den Park von St. James, werden durch das Gitter auf der Höhe des Constitutionshügels (constitution-hill) nach Vorweis einer Karte eingelassen, und fahren dann in den Gesandtenhof ein, wo sie an den Arkaden rechts anhalten. Hier am Eingang in den Pallast werden die hohen Gäste von den Stallmeistern im Dienst empfangen und sogleich von den Unterpotiers in eine kleine, niedere, steinerne, mit Fußteppichen belegte Halle geführt, von wo aus sie von den Hofbedienten und Lakayen (Yeomen and Gentlemen Porters) zur Treppe geleitet werden, von welcher man über einen Vorplatz in eine lange Gallerie gelangt, die die Gemäldegallerie heißt und das erste der Staatsappartements bildet. Diese Gallerie ist lang, schmal, nicht hoch und fast ohne alle Verzierung, eine Reihe von Bildnissen englischer Könige ausgenommen, die zur linken Seite, den Fenstern gegenüber, an der Wand hängen. An der Thüre dieser Gallerie werden die hohen Gäste von dem Sergeantporter empfangen und treten, wenn sie an das Ende derselben gelangt sind, in das Entrées oder Vorgemach.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 42.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nº. 97.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 23. April 1831.

Ja, Rittersmann, die Liebe bleibt nicht aus!
Komm' sie als böser Dämon angezogen,
Als Genius im rosigen Schein geflogen.

Otway.

Der Erschlagene.

Eine wahre Geschichte.

„Warum doch gerade morgen fortgehen, Vater, da Marks Geburtstag ist, und Mutter von Lausanne so schöne Sachen kommen läßt?“ So sprach am 25ten Mai 1827 Abends ein lieber Knabe zu seinem Vater, der am folgenden Tag auf dem Dampfschiff nach Genf fahren wollte. Der Knabe gehörte dem Engländer Story an, welcher damals zwischen Lausanne und Ouchy, dem Hafen, mit seiner zahlreichen Familie ein freundliches Landgut bewohnte.

Es war einer der Glücklichen, den ein gütiges Geschick von Jugend auf günstig leitet, und auf deren Häupten es alle Fülle von Segen häuft, dessen ein Mensch theilhaftig werden kann. Auf Staffa, einer der Shetlandsinseln, geboren, erhielt er in der großartigen Natur und in den streng einfachen, aber poetischen Sitten, die Richtung nach Oben, die ihn sein ganzes Leben hindurch nicht verließ, wie des Schiffers Nadel immer treu dem Norden zugewendet bleibt. Er verließ jedoch früh sein schönes, wogenumbrandetes Vaterland und das nicht verwögenslose Haus seiner Mutter, um in königliche Seedienste zu treten. Dieser Dienst trug ihn von einem Pol zum andern, aus glühenden Zonen in eisige, von duftenden, blüthenvollen Küsten zu sandigen Dünen oder kahlen Klippen. Oft umschiffte er den kleinen Erdball; er sah den Menschen auf hoher Kulturstufe und im vollen Besitz von Kunst und Wissenschaft, er sah ihn in seiner Niedrigkeit, wo er an die Linie streift, die das Thier an den Menschen zu knüpfen scheint. Der wilde Neuholländer und das liebevolle Mädchen von Otaheite, er kannte sie, er hatte mit ihnen gelebt und war eingegangen in ihr eigenthümliches Wesen und Seyn. Bei den Kämpfen der englischen Marine im Mittelmeer, an den Küsten von Egypten und Syrien und bei Trafalgar bekleidete er die untern Dienstgrade und wurde mehrmals verwundet. So war er auf der schwimmenden Heimath zu der Zeit gelangt, wo sich der Mann, wie schäumend und brausend auch seine Jugend gewesen, nach einem stillen, feststehenden Herd sehnt, und auch dieser war ihm beschieden. Er hatte sich bis zum Flottenkapitän hinaufgedient, als ihn eine Krankheit überfiel, gerade wie sein Schiff, die Fregatte Triton, auf der Höhe von New-York angelangt war, wo sie einige Monate stationiren sollte. Der Arzt rieth, den Kranken ans Land zu bringen, um so mehr, da er von seinem Vater her Freunde in der Nähe der Stadt auf dem Lande hatte, die dringend wünschten, Story bei sich aufzunehmen und das Mögliche zu seiner Genesung beizutragen; das war Herrn Ferriers Familie. So ward denn der Kranke ausgeschifft; es ging aber langsamer mit seiner Wiederherstellung, als man dachte, wozu wohl der Umstand viel beitrug, daß Story auf dem Landgute die Ruhe nicht fand, die ihm so dringend angerathen worden war. Auf dem weiten Landsitze seines Freundes befand sich auch eine pensylvanische Familie, welche durch unglückliche Spekulationen

Digitized by Google

und durch die Umstände zurückgekommen war. So lebten Rowleighs, Vater, Mutter und Tochter, schwer, jedoch unverschuldet niedergedrückt.

Maria, so hieß letztere, war ein schönes, seltenes Wesen, Pathe des reichen Ferrier. Sie schien vom Schicksal bestimmt, das auszugleichen, was das Unglück und die Schlechtigkeit anderer Menschen in dem Haupthuche ihres Vaters ungleich gemacht hatten. Denn das Haben — oder eigentlich ihr Seyn — überstieg weit das geschriebene Sollen Rowleighs. Der junge Henri Ferrier liebte das schöne Mädchen, und sein Vater, wiewohl im Anfang nicht ganz zufrieden damit, ergab sich doch in der Folge darein, in Marien eine Schwiegertochter zu sehen, die durch ihre vielen guten Eigenschaften vergessen machen würde, daß sie keine Mitgift hatte. Er rechnete auch darauf, sie werde günstig auf seinen Sohn wirken. Uebrigens hatte er ja auch nicht nöthig, auf eine reiche Schwiegertochter zu sehen. Nur eine Angesehenere, Vornehmere als Marien hätte er gern gehabt.

Henri war im Grund ein guter Mensch, aber als der einzige Sohn des reichen Ferrier hatte er sich einem Hang ergeben, für den kein Reichthum in der Welt groß genug ist — dem Spiel. In New-York, wo er noch in einem großen Handlungshause stand, hatte er vielfache Gelegenheit, ihm nachzuhängen, und eine gewisse Eitelkeit des Vaters hatte diesen immer gehindert, dem Uebel zu steuern, da es noch Zeit dazu war. Ein Jahr später schien es dazu fast zu spät, zumal Henri das Unglück hatte, meistens glücklich zu spielen. So ging es eine Zeitlang; aber das Blatt wendete sich, wie die Kugel, auf der seine Göttin steht. Seine Verluste fingen an bedeutend zu werden, und es gab in New-York der Leute genug, die ihm immer neue Summen vorstreckten. Zu dieser Zeit fiel Storys Ankunft bei Vater Ferrier. Im Anfang brachte der alte Ferrier Stundenlang bei seinem kranken Gast zu; nach einigen Wochen aber mußte er auf eine entfernte Besitzung und übertrug Rowleigh, auf den Fremden Acht zu haben. Das that er denn auch von Herzen, und als Story, den er bald sehr lieb gewonnen, das Zimmer verlassen konnte, führte er ihn gleich durch den Garten zu Frau und Kind, und da hätte er freilich ganz genesen können, wenn zwei blaue Sterne auf rosigem Feld ihm nicht alles Gleichgewicht geraubt hätten. Ihm ward nun klar, worüber er oft gespottet, er fühlte, daß er in dem Bann und Zauberkreis stehe, der ihm des Mannes unwürdig geschienen hatte. Einmal jedoch versuchte er zu widerstehen und ging einen ganzen Tag nicht hinüber. Da kamen, weil Rowleigh nicht konnte, Mutter und Maria, um zu sehen, was ihm sey, und das Mädchen fragte mit einem Ton, mit einem Auge, die jenseits des Oceans eben so tief ins Herz schneiden, wie in unserer europäischen Heimath. Sie war sich selbst nicht bewußt, was sie that, denn auch sie hatte früher nie geliebt, war fern von der Welt und der Gesellschaft erzogen worden, die sie hätten schüchtern machen können. Ohne innere Frage und Antwort war sie Henris Braut geworden, den sie oft Wochenlang nicht sah, da ihn die Stadt mehr anzog als das Land. Sie war bereit, ihm ihre Hand zu geben, weil ihre Eltern dieß für ein großes Glück ansahen und frohes, sorgenfreies Alter sich davon versprachen, denn Maria war eine gute Tochter. Jetzt hatte die Liebe in ihr Herz geleuchtet, und sich selbst im sechzehnten Jahr so wenig klar, hielt sie für einen Strahl zarten Mitleids, was ein Strahl glühenden Sonnenfeuers war. In Storys Gemüth war es anders. Da stand alles bestimmt, hell und entschieden da, denn er wußte und ahnete nichts von Henris Ansprüchen. Marias Hand, ein kleines Besitzthum auf Staffa, ein Acker für seinen Pflug waren die Säulen, auf die er seinen Himmel baute. Der Augenblick, wo er dem Mädchen sein Herz entdecken und um ihre Hand bitten wollte, blieb nicht lange aus.

Ueber ihre nicht ohne Thränen ausgesprochene Antwort konnte er endlich auf der Höhe von Mondeira nachdenken; denn erst hier, nach sieben Wochen, bekam er seine volle Besinnung wieder, die ihm in New-York ein Fieberrückfall genommen hatte. Kurze Zeit nach seiner Erkrankung war dem Triton der Befehl zugekommen, nach dem grünen Vorgebirg zu segeln, um auf französische Sklavenschiffe Jagd zu machen. Maria hatte den Trost der Besinnungslosigkeit nicht. Sie lebte, sie fühlte, sie bebte, aber sie wankte nicht. Sie sah den geliebten Story in Tücher gehüllt auf das Schiff bringen, das ihn über das Weltmeer tragen sollte, und sie wankte nicht, denn sie stand neben ihrem Vater, dessen Haare Unglück und Entbehrungen gebleicht hatten. Niemand, am wenigsten der junge Ferrier ahnete, was in der immer stiller werdenden Maria vorging. Manchmal meinte er wohl gar, es sey Schmerz über seine Kälte, und er nahm sich alles Ernstes vor, sie fürder nicht so leiden zu lassen. Die Handelsbücher und der grüne Tisch waren ihm besser bekannt als das beldenmüthige Mädchenherz, das ihn eben nicht sehr glücklich machte, weil er dessen sicher zu seyn glaubte. Das Glück hatte ihm überhaupt schon lange den Rücken zugewendet. Noch einige Monate vergingen, da sah Vater Ferrier endlich die Nothwendigkeit ein, den jungen Wüstling von New-York weg in das Innere des Landes zu schicken, und da dessen Entfernung für unbestimmte Zeit beschlossen war, da darüber wohl Jahre hingehen konnten, da auch Ferriers Vermögen durch des Sohnes Spielwuth bedeutend gelitten, so wurde Rowleigh unter der Hand zu verstehen gegeben, daß unter solchen Umständen aus Henris Verbindung mit Marien nichts werden könne. Der junge Mann reiste auch ohne Abschied ab.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die neuesten Forschungen über Luftsteine.

(Fortsetzung.)

Mit welchem Grunde wollten wir den Wechselbezug zwischen der Atmosphäre und der Materie unseres Erdkörpers durchaus auf die tropfbaren Flüssigkeiten einschränken? Ist es nicht vielmehr natürlich, ja unabweislich, anzunehmen, daß vielmehr alle irdischen Materien einem Prozesse oder einem atmosphärischen Einflusse unterworfen seyen, welcher bei ihnen die Stelle jenes Verdunstungsprozesses, jener beständigen atmosphärischen Auflösung und Verwandlung vertritt? Wenn feuchtes Ackerland z. B. von trockenen Winden auf das äußerste ausgezehrt wird, so spricht Alles dafür, daß sich mit der entführten Feuchtigkeit ein mehr oder minder fein gedachter irdischer Aushauch verbinde, womit sich also die Luft neben dem aufgehobenen Wasser schwängert. Aehnliche Vorgänge aber erstrecken sich über die ganze Erdrinde; die Natur sowohl als selbst das bürgerliche Gewerbe sind ununterbrochen in einer gleichen, oder ähnlichen Thätigkeit begriffen. In den Vulkanen kochen unaufhörlich ganze Lavameere, es strömen ihre heißen Metalldämpfe durch den Krater der Atmosphäre zu; das bürgerliche Gewerbe bedeckt den Erdboden mit Schmelzhütten und ähnlichen Anstalten, und aus allen Rauchfängen sehen wir Dampfsäulen in die Höhe streben, deren Produkte von der Atmosphäre ausgenommen, zersetzt, verarbeitet werden müssen. Während das glühende Eisen auf dem Amboß gehämmert wird, fangt die Atmosphäre den Eisenstoff ein, und wenn wir unvermögend sind, die Natur dieser Trennung genauer zu bezeichnen, so drängt sich doch die Unvermeidlichkeit der angegebenen Folge aller metallurgischen Prozesse dem bloßen Nachdenken unabweislich auf.

Um aber diese theoretischen Andeutungen auch durch wirkliche Erfahrungen zu unterstützen, so führen wir hier an, daß, wenn z. B. die äußere Mündung der Rauchröhren an den Kalköfen untersucht wird, man dieselbe gewöhnlich mit einem steinharten Sublimat überzogen findet, als dessen Bestandtheile sich bei der chemischen Analyse, mehr oder weniger, auch die Bestandtheile der Meteorsteine ergeben. Offenbar sind aber diese Ueberzüge weiter nichts als ein Niederschlag aus den Dämpfen, die durch die Rauchröhren entweichen; und gleichwie also dieser Niederschlag noch nicht genug verflüchtigter mineralischer Materie bereits an der Röhrenmündung erfolgt, eben so gewiß muß angenommen werden, daß dagegen die in einem höhern Grade verflüchtigten Stoffe in Dampfform die Atmosphäre erreichen, sich, für eine gewisse Zeit, mit der Luft verbinden, bis sie endlich, durch einen eigenthümlichen atmosphärischen Lebens- und Reinigungsprozeß, eben so wieder ausgeschieden und zur Erde, von der sie ihren Ursprung haben, zurückgeführt werden, wie dies mit den wässerigen Ausdünstungen der Fall ist, deren Produkt sich oftmals so außerordentlich lange in feinster Auflösung und ganz unsichtbar in der Atmosphäre erhält, bis sich die meteorischen Umstände zur Bewirkung wässeriger Niederschläge: Regen, Schnee, Hagel u. s. w. günstig vereinigen.

Wenn man betrachtet, welch ein weiter atmosphärischer Raum mit Wasser in Dampf- oder Dunstform erfüllt seyn muß, damit dasselbe, verdichtet und gefriereud, so große Eis- und Hagelstücke bilden kann, als man oft aus der Luft herabstürzen sieht; wenn man ferner die Schnelligkeit ermißt, mit welcher die Zusammenziehung dieser Dünste erfolgen muß, indem die Verdichtung und der Fall, den Gesetzen der Schwere gemäß, fast im nämlichen Augenblicke erfolgen, so wird analogisch bald begreiflich, daß die chemisch oder mechanisch aufgelösten mineralischen Beimischungen der atmosphärischen Luft, trotz des großen Volumens, welches sie einnehmen, doch auf ähnliche Weise und mit ähnlicher Schnelligkeit verdichtet und zu den Meteormassen vereinigt werden können, als welche sie auf der Erde anlangen. Man muß, wir wiederholen es, der Atmosphäre eine eigene Lebensthätigkeit zur Erhaltung ihrer Normalverhältnisse beimessen; ja man kann behaupten, daß die Miasmen, mit welchen die Luft oft geschwängert ist, als ein krankhaftes Produkt augenblicklicher Störungen jener atmosphärischen Lebensthätigkeit anzusehen sind. In dem ungeheuren Reservoir des Luftmeers gehen ununterbrochen die wichtigsten und größten chemischen Operationen vor sich, und Licht und Wärme, Elektrizität und Magnetismus, diese großen Naturagenten, sind namentlich hier, gleichsam im Hauptwirkungskreise ihrer geheimnißvollen Thätigkeit, ununterbrochen wirksam, um die Luftflüssigkeit, dieses erste und wichtigste Erhaltungsmittel besonders alles thierischen Lebens, in dem so großen Zwecken angemessenen Zustande zu erhalten. Bei der Verdichtung der in der Atmosphäre aufgesammelten Wasserdünste und Wasserelemente zu Regen, Schnee, Hagel, spielt zunächst die Entziehung des Wärmestoffs, welcher die tropfbaren Flüssigkeiten ausdehnt, eine Hauptrolle, und die Mitwirkung der Elektrizität ist eine untergeordnete. Anders scheint es sich bei Bildung der Meteorsteine zu verhalten. Wenn die Atmosphäre mit den Stoffen, welche jene Massen bilden, überschwängert ist, so übernimmt vielmehr die Elektrizität den mächtigsten Antheil an der Zusammenballung jener Stoffe, und wir sehen die neu gebildeten Luftsteine, wie in dem oben erzählten Falle, unter Begleitung von Gewitterscheinungen aus der Luft herabstürzen.

Neben der beständigen Thätigkeit des bürgerlichen Lebens, wodurch Stoffe verflüchtiget werden, welche später als Meteormassen zur Erde zurückkehren; haben wir schon oben auf den Antheil aufmerksam gemacht, den die

Digitized by Google

Vulkane an diesem merkwürdigen Naturprozesse haben. In der That vergegenwärtige man sich die ununterbrochene Wirkung ganzer kochender und dampfender Lavameere noch näher. Für das Innerste der Erdkugel, für ihre geheimsten Eingeweide und deren Lebensprozeß scheinen diese Vulkane gleichsam ein Aushauchungsorgan glühender Metalldämpfe in die Atmosphäre abzugeben; und man könnte mit noch größerem Staunen fragen: wo bleibt das Produkt dieses ununterbrochenen Verdampfungsprozesses endlich? wenn man dasselbe nicht von Zeit zu Zeit unter der Form von Meteorsteinen, von gediegenem Eisen u. s. w. aus der Atmosphäre wieder ausscheiden sähe.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, April.

(Fortsetzung.)

Großes Lever J. J. großbritannischen Majestäten.

Der andere hoffähige Adel (the general company) fährt durch die St. Jamesstraße auf, an deren obern Ende seine Wagen in die Karossenreihe treten, die sich diese Straße entlang bewegt, und an Pall-Mal vorbei in den Hof des Pallastes durch das Gitterthor in den eisernen Schirm gelangt, der den Pallast mit Marlborough-House verbindet. Hier halten sie vor den steinernen Arkaden zur rechten Hand. Sie werden daselbst gleichfalls von Stallmeistern im Dienst, Hofkavalieren u. s. w. empfangen und treten zuerst in einen langen, niedern, ganz einfachen Corridor, der sie an eine gerade aufsteigende Treppe führt, die derjenigen völlig entsprechend gegenüber liegt, auf welcher die Personen des Entrees emporsteigen; beide sind nur durch einen niedern Schirm von einander getrennt, so daß die beiderseitige Gesellschaft auf den ersten Stufen einander sehen kann. Auf dem ersten Treppenabsatz stehen zwei Mann von dem k. Haustruppen; der zweite Aufsatz führt in das Wachtzimmer (Guard Room), eine Art Waffensaal, an dessen Wänden verschiedene Waffen, Pistolen, Säbel, Degen u. s. w. aufgehangen sind. In diesem Zimmer sind die Leibgarden (Yeomen of the Guard) aufgestellt. Von da gelangt man unmittelbar in den Aufwartungssaal (Presence Chamber), von gleicher Größe mit dem Wachensaale; die Wände sind mit Tapeten behangen, im übrigen sind beide Säle ohne Fußteppiche und Geräthschaften, und haben sogar ein gewisses alterthümliches und düsteres Aussehen, gegen das die Pracht der folgenden Säle um so glänzender absticht. Aus dem Presence Chamber gelangt die Gesellschaft in den Ballsaal. Hier wartet man, bis der König und die Königin die Aufwartung annehmen geruhen, und diese wollen wir, wenn gleich nicht alle hoffähig, jetzt mitmachen. Der Gänsefuß ist die Springwurzel, die alle Thüren öffnet, und er trägt den Leser, sichrer als Dr. Faust Zaubermantel, wohin es ihm beliebt. Der Großceremonienmeister Sr. großbritannischen Majestät wird schon ein Auge zudrücken müssen, wenn er uns mit der Gesellschaft des Entrees mir nichts dir nichts hereintreten sieht.

Das Lever des Königs war, wie es gewöhnlich nach eis nem Regierungswechsel der Fall ist, äußerst zahlreich und bot ein eben so glänzendes, als vielbewegtes Schauspiel dar. Der König trat um zwei Uhr in sein Kabinet, wo er dem Stabsoffizier im Dienst und dem Offizier der Garde, der Sr. Majestät den herkömmlichen Rapport über die drei Regimenter der Fußgarde abstattete. Audienz gab. Hierauf empfing Se. Majestät gleichfalls im Kabinet den Prinzen von Oranien, den Fürsten Talleyrand, den brasilianischen Minister und den dänischen Gesandten. Diese drei Gesandten überreichten bei dieser Gelegenheit Schreiben ihrer Höfe. Nach diesen gab der König den meisten seiner Kabinetsminister Audienz, desgleichen dem Lord Stuart von Rothsay, der aus Frankreich zurückgekehrt war, worauf er dem General Gray das Großkreuz des Ordens von Hannover und dem Contreadmiral F. Maitland die Comenturwürdigkeit des Bathordens ertheilte. Hierauf erfolgte die Aufwartung des königlichen Familie, der Prinz von Oranien, die fremden Gesandten, die Kabinetsminister, die Erzbischöfe von York und Canterbury, die Große würdenträger des Reiches und des Hauses waren hierbei zugegen. — Die Aufwartung bei der Königin war um so glänzender, als dieselbe an ihrem Geburtstage stattfand. Um halb zwölf Uhr erschienen mehrere Bischöfe in den Appartements der Königin. Die Hallen waren zu beiden Seiten von aufgestellten Lakayen in Staatslivreen, die Vorsäle von der Yeomengarde besetzt. Die Prälaten wurden in den Privatempfangsaal der Königin geführt, wo der Erzbischof von Canterbury eine begrüßungswünschende Anrede, hinsichtlich auf die Feier des heutigen Geburtstages, abhielt. Die Königin erwiederte dieselbe in einer sehr huldvollen Gegenrede. Außer den erwähnten Erzbischof waren zugegen der Erzbischof von York, die Bischöfe von London, Bath und Wells, Lichtfield und Coventry, Winchester, Chester, Exeter, Rochester, St. Asaph und Chichester. Bald darauf wurden der nordamerikanische Minister und der mit einer besondern Sendung beauftragte niederländische Gesandte durch den Oberstceremonienmeister Robert Chester eingeführt. Beide überreichten Schreiben ihrer Höfe und wurden mit außerordentlicher Huld empfangen.

Bei der großen Aufwartung selbst erschienen die Pagen des Königs und der Königin in ihren Staatsuniformen, in Purpur und Gold. Eine Ehrenwache der königlichen Garde zu Pferd zog mit ihrer Musik im großen Hofe des Pallastes auf. Diese Musik spielte abwechselnd mit der der königlichen Garde zu Fuß während der ganzen Feierlichkeit. Ihre königlichen Hoheiten die Herzogin von Kent und die Prinzessin Victoria mit ihrem Gefolge fuhren in drei Staatswagen auf, die von einer Rotheilung der Leibgarde begleitet waren. Die Prinzessin Victoria erschien zu diesem Tage zum erstenmal am Hofe. Die Kleidung Ihrer königlichen Hoheit bestand ganz aus Stoffen, die in den vereinigten Königreich verfertigt worden waren. Sie war ganz einfach in ein Oberkleid von Nottinghamer Spitzen über weißen Atlas gekleidet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 91:
Sauerwasser.

Homonyme.

In Wüsten blick' ich rechts, und links in Weiden.
Du blätterst in mir, kannst mit mir dich kleiden;
Kannst mich besteigen, wenn du über die See
Zuvor gefahren; doch auf mir liegt Schnee;
In mir kannst du die ganze Welt besehen.
Und pfeilschnell über Land und Meere gehen.
In mich gebückt bist du vor'm Blitz gebogen.
Doch macht mein Glanz vielleicht dem Manne Sorgen;
Der höchste Gott trägt, was ich einmals trug,
Was jetzt ich trage, das ist leicht genug.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 9.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 98.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 25. April 1831.

— Ein Sinn, der Weisheit liebet,
Siehet, was man heute nimmt und morgen wieder giebet,
Mit sichern Augen an und ist gar wohl vergnügt,
Wenn er den Tod und Neid durch Wissenschaft besiegt,
Und kennt, wie möglich ist, die Ursach aller Dinge.

Martin Opitz.

Die neuesten Forschungen über Luftsteine.

(Beschluß.)

Wenn Alles, was die Meteormassen enthalten, solchergestalt durch Verflüchtigung, theils aus Vulkanen, theils durch andere, vorangegebene Umstände aufgestiegen seyn kann, so folgt daraus umgekehrt nicht, daß dieselben wiederum auch Alles in der nämlichen materiellen Beschaffenheit zurückgeben müssen. Gewiß wirkt die Atmosphäre, sammt den in ihr thätigen Kräften des Lichtes, der Wärme, des Magnetismus, der Elektricität, zersetzend, verwandelnd, neu zusammensetzend, auf die in sie aufsteigenden Materien; und selbst die Regelmäßigkeit des Typus in der Zusammensetzung der Meteormassen scheint dafür zu bürgen, daß immer ein und derselbe Prozeß ihre Bildung bewirke, gleichwie es bestimmte Naturprozesse sind, denen wir es verdanken, daß die in der Atmosphäre chemisch aufgelösten Elemente des Wassers (Oxygen und Hydrogen) gerade in den rechten quantitativen Verhältnissen verbunden werden, um eben wieder Wasser zu bilden und als Regen auf die Erde herabzufallen. Außer der bekannten Regelmäßigkeit der Bildung des Schnees u. s. w. gilt dasselbe von allen wässrigen Meteoren; warum sollte es weniger von den steinigen Concrementen in der Atmosphäre gelten?

Die Hauptschwierigkeit bei dieser Ansicht der neuesten Naturforschung von der Bildung der Meteormassen entsteht eigentlich nur aus dem Anstande, den die Einbildungskraft nimmt, sich feste Körper der Erde in der Atmosphäre aufgelöst vorzustellen. Allein man bedenke, zur Beseitigung dieser Schwierigkeit, was mit dem härtesten Körper, den die Natur auf unserem Planeten aufzuweisen hat, dem Diamant, geschieht. Unzählbare Versuche haben unwidersprechlich bewiesen, daß dieser Edelstein durch Anwendung hoher Hitzgrade ohne allen Rückstand verflüchtigt und ganz in eine, ferner unsichtbare, luftartige Substanz verwandelt wird. Betrachten wir, nach dieser Analogie, die übrigen Mineralien der Erde unter dem ununterbrochenen, mächtigen Einflusse der Atmosphäre, vulkanischer Gluthen, künstlicher Operationen des bürgerlichen Lebens, und wie die unzählbaren Einwirkungen von Natur und Kunst weiter heißen, so wird selbst sinnlich deutlich, daß der irdische Luftkreis durch eine natürliche Wechselwirkung mit mineralischen Elementen geschwängert werden muß, welche, wenn sie sich fort und fort anhäuften, und nicht endlich einmal durch irgend einen Naturprozeß wieder ausgeschieden würden, die Beschaffenheit der Luft eben so verderben würden, als dieses hinsichtlich der Feuchtigkeit geschehen müßte, wenn nicht ebenfalls dafür gesorgt wäre, daß das verdunstende Wasser in der Form von Regen, Schnee, Reif, Hagel u. s. w. die Atmosphäre wieder verließe und zur Erde zurückkehrte, um diesen beständigen Kreislauf sodann sogleich aufs Neue zu beginnen.

Wenn man die Seltenheit des Falles von Steinen oder überhaupt von Meteormassen aus der Luft mit dem

Digitized by Google

so häufigen Vorkommen jener wässrigen Meteore vergleicht, so erhält unsere Theorie durch dieses Verhältniß noch eine Bestärkung mehr. Das Wasser bedeckt den größten Theil der Erdoberfläche und verdunstet so leicht, daß natürlich Regenfälle weit häufiger eintreten müssen als Steinfälle, zu welchen letzteren sich die Materialien in der Luft offenbar nur langsamer sammeln können. Von dieser Seite ist also kein Einwurf zu fürchten. Eben so wenig darf man die Größe einzelner Meteormassen gegen unsere Theorie geltend machen wollen. Bekanntlich sind Hagelstücke von ganz ungewöhnlichem Umfange gar nichts Seltenes; mit welchem Rechte wollte man es also befremdend finden, hier und da auf Meteormassen zu stoßen, welche an Größe die gewöhnlichen Luftsteine eben so übertreffen, als jene Hagelstücke die gewöhnlichen Hagelkörner? Die Natur auf ihrem stillen, formenreichen Schöpfungsgange läßt sich in ihren Anomalien nicht auslernen; und wahrscheinlich heißt ihr, bei der Unermeßlichkeit ihrer Zwecke, selbst das noch Regel, was sich dem beschränkten menschlichen Blicke schon als Ausnahme von derselben darstellt. Unter diesem höhern Gesichtspunkte verliert auch der Fall von Steinen aus der Luft überhaupt von seiner vermeinten Wunderbarkeit, und ich darf mir schmeicheln, durch die hier mitgetheilten Ansichten der neuesten Physik darüber den ganzen merkwürdigen Vorgang auf die einfachsten, klarsten und natürlichsten Voraussetzungen zurückgeführt zu haben.

Der Erschlagene.

(Fortsetzung.)

Den Pensylvanier und seine Frau schlug das sehr nieder. Sie wagten kaum, es ihrem Kinde zu gestehen. Als sie es aber endlich nach mancherlei Vorbereitungen doch sagten, war ihr Staunen nicht gering, als die stille, sittige Maria einen lauten Schrei der Freude that und darauf Thränen des Danks ihrem Auge entquollen, die wie Himmelsthau die bleichen Wangen rötheten. Nur nach und nach fingen sie an zu begreifen, konnten aber nie zur Freude kommen, denn ihre Zukunft schien ihnen nun wieder sehr dunkel. Maria aber sah darin nur goldene Strahlen, denn sie war nun alt genug, für ihre Eltern zu arbeiten und dabei an Story zu denken. Es mußte aber dafür ein anderer Aufenthaltsort als das Land gewählt werden; und da Vater Ferrier dem wackern, treuen Pensylvanier ein kleines Geschäft auf Cuba übertragen wollte, so waren alle bereit dahin zu gehen. Die Seereise wurde unternommen, zumal die Jahreszeit jetzt eben günstig war. Sie blieb es auch in den ersten acht Tagen ihrer Fahrt. Nun aber erhob sich ein so schrecklicher Sturm, daß die Wellen das kleine Schiff oft zu verschlingen drohten. Es kam dadurch weit von seiner Richtung ab und schwamm willenlos wie ein vom Ufer gerissener Kahn auf den ungeheuren Wogen. Der Kapitän barg die Gefahr nicht, in der sie schwebten. Mit der geringen Equipage, die vor Ermattung hinsank, war er nicht länger im Stande, das eindringende Wasser auszupumpen und auf dem Verdeck den nöthigen Dienst an Segelwerk und Steuerruder zu versehen. Er selbst war seit neun Tagen nicht vom Steuer gewichen, hatte unverdrossen Nässe, Ordan und Sonnenbrand ertragen, die mit einander wechselten. Maria lauerte eben neben ihm auf dem Verdeck und nähte emsig an den zerrissenen Segeln, da sagte er zu ihr: „So recht, Kind! ist aber wohl umsonst, nur ein Wunder kann uns retten. Haben Sie noch etwas in der Welt, so schreiben Sie's schnell auf, wir schließen es in eine Flasche und werfen sie in die See.“ Da ward Marien auf einmal bange, denn bisher hatte sie immer guten Muth gehabt, zur Verwunderung ihrer Eltern und der Seeleute. Bewegt stieg sie in die Kajüte hinab, wo sie Vater und Mutter nach langer Zeit zum erstenmal schlafend fand. Bald waren die wenigen Zeilen geschrieben: „An Franz Story, Flottenkapitän der englischen Marine, auf der Fregatte Triton. Ich bin frei von aller Pflicht, von allen Banden, bald auch vom Leben, denn wir müssen sterben. Darum darf ich Dir sagen, Franz, daß ich Dich unaussprechlich liebe. Wir wollten nach Cuba, Vater, Mutter und ich, auf der Sorene, Kapitän Tandlor . . Ewig Deine Maria.“ Sie selbst verschloß das Blatt in eine Flasche, und ein Lächeln schwimmerte durch ihre Thränen, als sie das Papier von den Lippen that und in den engen Gewahrsam schob, der, gut verschlossen, in die Wogen geworfen wurde. Lange blieb die Flasche Mariens Augen sichtbar; sie gewahrte sie oft, wenn eine Welle sie aus der Tiefe wieder emportrug, aber der Sturm trieb sie gerade nach der Gegend, wo Maria sie nicht hinsandte.

Storys segelschneller Triton hatte indessen mehrere reiche französische Prisen gemacht, woran ihm sein Antheil wurde, der noch bedeutender ausfiel, als er, der ein schlechter Rechner war, geglaubt hatte. Er war wieder hergestellt und in der Seeluft erstarkt, aber Maria lebte fortan in seinem Herzen. An sie dachte er, wenn sich des Morgens die Sonne aus den Fluthen erhob, an sie dachte er, wenn sie sich glänzend in die Wogen tauchte und lange noch das prächtige Lichtmeer ihr nachstammte; zu ihr betete er, wenn bei Sonnenuntergang die Schiffsmannschaft die fromme Abendfeier hielt und darüber nach und nach die Sterne heraufzogen. Selbst in dem einförmigen strengen Schiffskommando und Dienst suchte er Beziehungen mit ihr, die ein Muster von Ordnung war. Woran knüpfte das liebende Herz nicht seine Seile und die Fäden, die viel zarter und doch stärker sind als die

Digitized by Google

des kunstreichen Thieres, das sein Luftschloß an das Kreuz eines Grabes so gut baut, wie an den Sonnenzeiger und das Hochgericht!

So hatten sie schon einige Mal den Weg zwischen Afrika und den Azoren gemacht und kreuzten gerade wieder auf der Höhe dieser Inseln, als ein Matrosenjunge vom Mast herunterrief, er sehe ein Schiffswrack in Südwest. Das große Boot ward ausgesetzt; Story erhielt Ordre, mit acht Mann dahin zu steuern und im Nothfall Signale zur Annäherung der Fregatte zu geben, auf jeden Fall aber Nothleidende an Bord zu nehmen. Der Wind blähte stark die Segel, und in einer halben Stunde hatten sie die drei Seemeilen zurückgelegt. Einen erbarmenswürdigen Anblick bot das Wrack des kleinen Schiffs; Menschen waren nicht zu sehen, auch keine Leichen; jedoch drang man in die fast ganz mit Wasser angefüllte Kajüte. Auch da wurde nichts gefunden, kein Buch, keine Schrift, nichts als ein Strohhut, der auf dem Wasser schwamm, und den die Matrosen kaum der Mühe werth hielten, mit herauf zu nehmen. Als ihn Story sah, ward ihm sonderbar zu Sinn. Er kannte den Hut, er hatte ihn oft gesehen, auch das Band war ihm nicht fremd, alle kleinen Zeichen trafen zu — es war Mariens Hut. „Wo Licht finden in dieser Nacht?“ rief Story und stieg in die Kajüte hinab. Alles ward von Neuem ausgesucht; nichts, keine Spur fand sich. Wohl zehn Mal fuhr man in engerem und weiterem Kreise um das Wrack, um etwas zu entdecken, umsonst. „Ist sie hier versunken? haben sie die Wellen mit den andern vom Verdeck gerissen? oder ward sie von einem Schiff gerettet? Wo ist dieß glückliche Fahrzeug?“ So fragte und stürmte es in seinem Herzen, so daß er sich lange nicht entschließen konnte, den Befehl zur Rückkehr nach dem Triton zu geben.

Zehn Tage verflossen, die Sonne ging zehn Mal auf, aber das Dunkel ward nicht heller. Da begegnete ihnen eines Abends die englische Kriegsbrigg, die Helena. Die Kapitäne beider Schiffe waren Verwandte, mehrere Offiziere kannten sich, man ging also an Bord der schönen Frau. Story hatte dort keine Bekannte, und da es den dienstthuenden Offizier des Tritons sehr hinderte, so übernahm Story dessen Stelle. Als die Offiziere an Bord zurückkamen, fehlte es nicht an Erzählungen von Neuigkeiten aus England. Alle aber waren entzückt über eine junge schöne Amerikanerin, die sie drüben gesehen. Nun kam man auf Dienstneuigkeiten; alle waren Ohr, nur Story nicht; er hätte der Helena nachfliegen mögen. Da sagte ihm der Offizier, dessen Dienst er vorhin übernommen: „Was wetten Sie, Story, ich sage Ihnen eine Neuigkeit, die Sie sehr freuen wird, da Sie doch nicht gern in diesen Meeren sind. Auf der Admiralität in London liegt Ihre Ernennung zum Fregattenkapitän der indischen Station. Sie werden wohl in Madeira die Ordre finden, nach Plymouth zu gehen, wo Ihr Schiff liegt.“ — „Nach Indien!“ hallte es schmerzlich in Storys Seele nach; „so weit von Ihr, so ohne alle Hoffnung, sie wieder zu finden!“ Er jubelte nicht; Niemand begriff das, wie man ihn selbst nie begriffen hatte. Die angezeigte Ordre fand er wirklich in Madeira, und bald darauf ging Story auf einer Brigg nach England ab.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

Monsieur Mancur. Madame Dubarry. Paganini.

Es liegt in dem französischen Charakter eine wunderbare Fertigkeit, mitten unter niederschlagenden Umständen und in der widerwärtigsten Zeit Ursachen zum Scherzen aufzufinden, und durch heitere Gedilde die ängstliche Sorge für die Gegenwart zu verscheuchen. So haben die Pariser jetzt, da Handel und Gewerbfleiß daniederliegen, da die Aussicht in die Zukunft trübe ist und in ganz Europa der Friede auf schwankenden Füßen steht, eine lustige Person erfunden, Namens Mayeux, welche sie in Karrikaturbildern, in Liedern und auf dem Theater belustigt. Mayeux ist eine Art von Aesop, aber ein Pariser Aesop, das heißt ein kleiner, buckliechter und hämlicher Mann, der jedoch auf gleiche Manieren Anspruch macht und sich nicht wenig Verdienst anmaßt. Ich glaube, er verdankt sein Entstehen den Scherzbildern einiger lustigen Zeichner, welche Anfangs komische Scenen aus der Bürgergarde darstellten, und dabei diesen Mayeux, wozu vielleicht eine wirkliche Person gesessen hat, abkonterfeiten. Dieser Mayeux gefiel den Parisern, besonders den jungen Leuten; seitdem ward er in lauter possierlichen Situationen dargestellt, z. B. im Innern seiner Haushaltung neben der Madame Mayeux, bei der Kriegsverrichtung nach Algier, beim Ausgange nach Polen. Erst seitdem man diese Figur überall dargestellt sieht, fragt man, ob Monsieur Mayeux wirklich lebt oder ein Phantasiegebilde ist, wo er sich aufhält, was er treibt u. s. w. Hierüber kann aber natürlich Niemand Auskunft geben, und man muß sich damit begnügen, daß man über ihn lacht. Der „Buckliche à la mode“ ist der Held einiger Theaterstücke, die wahrscheinlich erst dann von der Bühne verschwinden werden, wenn sich das Publikum über ihn wird satt gelacht und einen andern Gegenstand der allgemeinen Unterhaltung aufgefunden haben. Solch eine possierliche Figur bringt Abwechslung in die ernsthaften Darstellungen auf der Bühne, die nun seit einigen Monaten hauptsächlich mit neuerer Geschichte, besonders mit vaterländischer, beschäftigt sind. Mayeux „Madame Dubarry“ ist ein Lieblingsstück geworden und giebt jeden Abend die Zuschauer in Menge ins Vaudevilletheater. Es ist gut, daß die Theaterfreiheit den Dichtern jetzt erlaubt, solche historische Figuren zu bearbeiten; denn nun kann die Dichtkunst sich eine neue Bahn brechen, nämlich durch die lebendige Darstellung merkwürdiger Begebenheiten und Personen der jüngstvergangenen Zeit. In politischer Hinsicht hat es auch seine Wichtigkeit, daß man die vorrevolutionäre Zeit, welche nach der Besitzung der Bastille den Franzosen das goldene Zeitalter war, in seiner ganzen Häßlichkeit darstellt, um dem Volke zu zeigen, was es heißt, von einer willkührlichen Regierung, von Maitressen und Hofschranzen beherrscht zu werden. Dazu war das Bild der Madame Dubarry vorzüglich geeignet. Denn was läßt sich häßlicheres denken, als die Herrschaft einer sol-

Digitized by Google

chen gemeinen Buhlerin und die Regierung eines wollüstigen Fürsten, der mitten in Europa ein Serail anlegt und das Geld des Volkes in unmäßigen Ausschweifungen verschwendet, an denen er zuletzt stirbt? Ancelot hat in diesem Stücke einen stark erschütternden Auftritt angebracht, den nämlich, wo Ludwig XV. ein junges Mädchen verführen will, welches die Tochter eines von ihm ehemals verführten Mädchens ist. Jene überreicht ihm das Messer, womit sich ihre Mutter aus Verzweiflung über ihre Entehrung ums Leben gebracht hat. Nach den gedruckten Memoiren aus der Regierungszeit jenes Königs soll sich wirklich damals etwas der Art zugetragen haben. Und das war die Zeit, welche die Ultrapartei noch nicht gar lange wieder zurückwünschte und der Nation anpries! Das mahl, sagte diese Partei, leite man ruhig und frey, die Politik sperre die sündlichen Freuden nicht; man lache und scherze; die Pariser Gesellschaften waren Muster geistreicher Unterhaltung und entzückten die Fremden; Literatur und Kunst blühten, weil sie vom Publikum und von der Regierung aufgemuntert und belohnt wurden. Jedermann war glücklich und zufrieden. An diesen Behauptungen ist freilich manches wahr; allein wer die Schattenseite des Gemäldes kennen will, wenn sie ihm aus der Geschichte nicht bekannt seyn sollte, der braucht nur Anecdoten „Madame Dubarry" zu sehen; hier wird er erfahren, daß um diese Zeit die schändlichsten Sitten bei Hofe herrschten, daß Andacht und Ausschweifung auf eine widerliche Art gepaart wurden, daß die Minister von der Laune einer Maitresse abhingen, und daß das Volk Abgaben zahlte, welche dazu dienten, die Verführung unter den Töchtern der bürgerlichen Familien zu befördern. Um diese Zeit lebte der Marschall von Richelieu, welcher sich aus der Verführung ein Spiel machte, und nach seinem Beispiele hielten die reichen Hofschranzen ihre berüchtigten petites maisons. Da keine Preßfreiheit dies schändlichen Betrugen der Großen ans Licht ziehen konnte, so hatte die Nation nichts als ihre Chansons, um sich an den lustigen Schwelgern zu rächen; wurde aber ein Dichter solcher Chansons entdeckt oder auch nur gemuthmaßt, so geriethe er ohne gerichtlichen Spruch in die Bastille, und blieb so lange darin sitzen, als es der Regierung, oder einem Minister, oder einem Günstling gefiel; denn alles ging damals nach dem bon plaisir der Mächtigen. Als ein Stück, das historische Belehrung gewährt, ist auch noch das Melodram: „das Halsband der Königin" zu bemerken, welches nach der berüchtigten Geschichte des Halsbandes Marie Antoinette's gedichtet ist und mit vielem Aufwande gegeben wird. Dies Stück geht und schon näher an, und die meisten der darin vorkommenden Personen sind manchen Zuschauern bekannt gewesen. Es wurde sogar lebhaft, daß unter den Zuschauern sich Leute befanden, welche Antheil an dieser berüchtigten Affaire gehabt haben. — Während man nun mit dem ancien régime und dem nouveau régime in Paris dramatisch beschäftigt ist, erscheint plötzlich Paganini und zeigt den Bewohnern dieser Hauptstadt eine Figur und ein Talent, von welchen sie keinen Begriff hatten, obschon der öffentliche Ruf viel davon erzählt hatte. Mit seinem Haldenspiel Konzerten hat Paganini ungefähr 50.000 Franken und rauschenden Beifall eingeerndtet.

(Die Fortsetzung folgt.)

London, April.

(Fortsetzung.)

Großes Lever J. J. großbritannischen Majestäten.

Reicher war der Anzug der Prinzessin Augusta: sie trug ein silberbrokadenes, durchbrochenes Oberkleid über weißem Atlas, mit breiten Spitzen garnirt, die mit blauen und silbernen Blumen untermischt waren, einen Mantel von blauem Sammt, der gleichfalls mit Spitzen und Blumen, wie das Kleid, garnirt war. Als Kopfzug trug sie eine prachtvolle silberne Toque mit Diamanten und Federn. Die Herzogin von Gloucester trug einen negligen Ueberwurf, mit Silber gestickt, den Leib und die Aermel mit Diamanten und Prächtseler Spitzen besetzt, eine Schleppe von dunkelrothem Sammt, mit silbernen Palmblättern gestickt und mit einer Silberborde garnirt. Der Anzug der Herzogin von Kent bestand in einem Silberbrokatkleid aus der Manufaktur von Spitalfield, mit einem reichgestickten Saum, einer Schleppe von himmelblau gewässertem Taffet, mit Silber durchwirkt, aus irländischer Manufaktur. Ihr Kopfzug bestand aus Diamantblumen, Bändern und Federn. Die Königin selbst erschien in einem Spitzenkleide aus der Honiton Manufaktur, über weißatlassenem Unterkleide; die Schleppe daran war rosenrother Sammt, mit weißem Atlas gefreift und gleichfalls mit Spitzen eingefaßt. (Der Sammt hiezu ist ein Geschenk der Weber von Spitalfield.) Als Kopfzug trug die Königin Federn und ein prachtvolles diamantenes Diadem, desgleichen Halsgehänge. Ohrringe und ein Bouquet von Diamanten. Der Herzog und die Herzogin von Gloucester fuhren in drei Staatswagen auf, begleitet von einer Abtheilung der königlichen Garde zu Pferde. Der Lordkanzler, der Oberreichsarchivar, der Wicekanzler, der Sprecher des Unterhauses und mehrere anderwärtige Gesandte und Minister erschienen gleichfalls in großer Gala. Die Dienerschaft der verschiedenen Zweige des königlichen Hauses war gleich der des Königs und der Königin in Scharlach und Gold gekleidet.

Die königlichen Majestäten traten im Kabinet des Königs um zwei Uhr ein. Der König, in Admiralsuniform, trug die Orden des Hosenbandes und von Bath, mit dem prächtigen Halsschmuck, der dazu gehört. Hier ließ sich die Königin mehrere Großwürdenträger des Staates, Kammerherrn des Königs u. s. w. vorstellen. Bald darauf traten die königlichen Majestäten in den Thronsaal, wo sie zuerst eine Deputation des Chrisbuchhospitals empfingen, die nach einem alten Herkommen bei der ersten Aufwartung des Jahres erscheint. An der Spitze dieser Deputation befand sich der Alderman Thompson, der Präsident der Anstalt; vierzig Knaben der königlichen Stiftung trugen Charten und Zeichnungen, die sie verfertigt. Der Präsident überreichte dem König eine große vergoldete Rolle, die ein Verzeichniß der vierzig Knaben enthielt, so wie derer, die seit sieben Jahren in dieser Anstalt Unterricht erhalten. Die Deputation wurde sehr huldvoll empfangen. Die Knaben warfen sich auf die Knie und bielten ihre Arbeiten in die Höhe. Der König schien sich sehr dafür zu interessiren und richtete an den Präsidenten verschiedene Fragen über die Anstalt.

Hierauf nahm die Königin ihren Platz vor dem Throne, um die Aufwartungen anzunehmen. Der König stand ein wenig entfernt zur Rechten der Königin und empfing die Damen, wenn sie zuvor bei ihrem Eintritt in den Saal durch den Lord Kammerherrn der Königin vorgestellt worden waren. Das Gefolge der Königin stand auf den Thronstufen. Es bestand aus der Pallastdame im Dienst, der obersten Kammerfrau (Mistress of the Robes), den Kammerfrauen (Ladies of the Bedchamber), den Kammerfräulein (Bedschamber Women), den Ehrendamen (Maids of honour), dem Lord Kammerherrn, dem Oberststallmeister, dem Schatzmeister und Stallmeister.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 43.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 99.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 26. April 1831.

O sanfter, süßer Hauch!
Schon weckst du wieder
Mit Frühlingslieder.

Uhland.

Frühlingslieder.

Von K. Felder.

Mitbewegung.

Wenn dort durch die fernen Räume
Unter Gruppen heitrer Bäume
Wandrer rüstig sich ergeh'n,
Wenn an Dach und offnen Scheiben
Vögel sich vorübertreiben,
Lüftchen durch das Blaue weh'n,

Lüftchen, die, so rasch sie gleiten,
Doch die Kunde rings verbreiten
Einer neu erblühten Welt:
O wie wär' ich zu beklagen,
Blieb' ich in den holden Tagen
Solcher Regung ungesellt,

Die bei grün' und bunter Färbung
Des Gefilds, in voller Werbung
Das Panier der Freude trägt,
Und auch mir das trübe Kleben
Am gewohnten Tagesleben
Siegend aus dem Sinne schlägt!

Entsagung.

Wenn ich der Blüthen Fülle erschau,
Der Lichtgewölke stolzen Bau,
Des Stromes silberblaue Wellen
Und sanfter Wiesen Wonnestellen,
Nebst all' der Wälder grünem Prangen,
So faßt mich wohl ein inn'res Bangen,
Daß mir dieß Glück zu schnell zerrinne;
Ja, daß ich etwas nur gewinne
Von all dem Zauber, all der Pracht,
Wird bald ein kleines Lied erdacht;
Bald sucht der Griffel die Gestalten
In leichter Zeichnung festzuhalten.
Doch ach! Wie eitel ist dieß Streben!
So tausendfach umfängt mich Leben,
Und jener Sylphen matte Flüge,
Und jenes Griffels schwache Züge,
Wie stillten sie den Drang der Brust,
Sich anzueignen diese Lust?
Hinweg denn, kleinlich, eitles Schaffen!
Mir bleibt nichts übrig. Ohne Waffen,
Die, was die Augenblicke gönnten,
Mir als Besitz erstreiten könnten,
Muß ich nur blüh'n und grünen lassen,
Und nichts kann ich für mich erfassen.

Auf gesellschaftlichem Waldgange.

Noch wandern wir durch Wiesenklee;
Der Kuckuck neckt von ferner Höh'.
Gemach, mein Freund, du rühmst zu bald
Dein Eigenthum Gebirg und Wald.
Bald, laß' es dir verkündigt seyn,
Bald bürgert man sich bei dir ein.

Digitized by Google

Bald theilen wir mit deinesgleichen
Das Reich der Birken, Buchen, Eichen.
Vor euch verschämten Vögeln allen
Soll heute Menschenjubel schallen,
Und dieser sey nicht von den kleinen:
Wir nahen uns mit goldnen Weinen!

In Burgruinen.

Ein waldverwachsnes Schloß,
Voreinst von Herrn und Troß
Durchlärmt und nun durchdrungen
Von tausend Vogelzungen,

Stellt hier zur Rede mich:
Muß nicht mein Anblick dich,
Der Thürme Stolz in Trümmern,
Herzinniglich bekümmern?

O Ritterschloß, verzeih'!
Du siehst mich kummerfrei.
Gesang aus Maienbäumen,
Läßt mich nur Süßes träumen.

Frühlings Andacht.

Ach, wie ist dem goldnen Wetter
Und des Waldes Lustgeschmetter
Eine frohe Seele hold!
Wie erwecken sie der Himmel
Und der Wesen froh Gewimmel,
Daß sie Dankgefühle zollt!

Suchend ihre Heiligthume
Draußen, wo Gebüsch und Blume
In gedrängten Schaaren blüh'n,
Läßt sie ihre Lieder hören
Mit der freien Sänger Ehren,
Betet mit dem jungen Grün.

Sie entweicht aus engen Mauern,
Beut der Andacht linden Schauern
Im Gefild den Busen dar;
Dort begeht sie Gottesfeste
In dem grünen Dom der Aeste
Und der Fels ist ihr Altar.

Der Erschlagene.

(Fortsetzung.)

In England bekam Story eine Instruktion und Ordre, die erst auf der Höhe von St. Helena erbrochen werden sollte, das damals noch nicht als Kerker und Grab eines berühmten Mannes so merkwürdig war, als einige Jahre später. Diese Ordre enthielt eine ganz andere Bestimmung der Fregatte Amphitrite als die in Plymouth ausgesprochene, und ihre Sendung war mehr politisch als militärisch, denn sie sollte sich sogleich nach Rio-Janeiro verfügen ꝛc. So wenig nun auch dergleichen Geschäfte nach seinem Sinn waren, so gern vernahm er die veränderte Bestimmung seiner Fregatte. Denn von Rio-Janeiro war es leicht, mit New-York in Verbindung zu treten, Erkundigungen einzuziehen und Schiffe von da auszufragen.

Damit war Story auch gerade beschäftigt, als eine Jagdparthie einige Meilen von der Stadt ihn mit seinen Begleitern auf den Landsitz des Herrn von Herniez, eines der Reichen und Vornehmen der Residenz, führte. Dort angekommen, sah er durch das offene Fenster eines Erdgeschosses eine junge Negerin, die vor einem weinenden Kind kniete, dem sie ein spanisches Lied vorträllerte, um es zu beruhigen. Dieß Lied klang Story tief in die Seele, denn nach ganz gleicher Weise hatte er es von Marien singen hören. „Wer hat Dich das Lied gelehrt?“ — „Gefällt es Dir?“ antwortete die Negerin, „es ist so schön, wie die, welche es mich lehrte, aber nicht so gut.“ — „Nun, wer ist denn die?“ — „Du kennst sie nicht? nun ich will sie Dir zeigen; gehe nur da hinein.“ Damit öffnete sie die Thüre zu einem Laubgang, den riesige Pisangs überschatteten. Da saß ein Franenzimmer neben einem jungen Mann, der traulich seine Hand in die ihrige gelegt hatte und mit der andern in ihren Locken spielte. Es war — Donna Anna, die Tochter des Herrn von Herniez. Nicht ohne Scheu, nicht ohne Verlegenheit, aber auch nicht ohne Freude trat Story näher, denn seine guten Seemannsaugen hatten schon von weitem erkannt, daß er nicht Marien hier erblicke. Es begannen nun nach passender Entschuldigung und Einleitung dieselben Fragen wegen des Liedes Ursprung, worauf ihn das portugiesische Mädchen lange, scharf und mit immer steigendem Interesse ansah. „Heißen Sie Story?“ begann sie endlich; „denn das ist der einzige Mann, dem des Liedes Ursprung wichtig seyn kann; heißen Sie Story, und waren Sie vor zwei Jahren mit dem Triton in New-York?“ — „Ja, so ists, aber nun um Gotteswillen, enden Sie meine Unruhe! dieses Lied, fern im Süden von Amerika, Ihre Frage, Ihre Bewegung —“ — „Soll Ihnen gleich klar werden. Wir lebten nicht immer in Brasilien. Mein Vater besaß bedeutende Pflanzungen auf Jamaika. Fast vor zwei Jahren verließen wir diesen tödtlichen Ort und schifften uns auf einer französischen Brigg hierher ein, mein Vater, ich und die jüngere Familie. Nach zwei Tagen einer sehr glücklichen Fahrt erhob sich einer der bei den Antillen so fürchterlichen Orkane, der uns in einem Augenblick weit von unserm Curs ab und nach Norden trieb. Unser gutes großes Schiff widerstand der Wuth der Wogen und des Windes. Nicht alle Fahrzeuge waren damals so glücklich, denn als sich der Sturm ein wenig gelegt hatte, gewahrten wir in Westen ein Schiff, das

Digitized by Google

Nothsignale gab. Wir eilten dahin und fanden eine geringe Bombarde.“ Story wollte vor Ungeduld vergehen über die lange Erzählung, wagte aber doch nicht, das Mädchen zu unterbrechen. „Ein kleines Schiff, das am Versinken war, das Wasser schoß schon in die Kajüte. Im Ganzen waren es zwölf Personen: der Kapitän — “ — „Ich bitte Sie, Donna, wo war Maria?“ — „Der Kapitän mit acht Matrosen und eine Familie, Vater, Mutter — “ „Und Maria?“ — „Maria? welche Maria? meinen Sie die?“ und damit zeigte sie auf das reizende blonde Mädchen, das eben mit einem Korb Orangen zwischen den dichten großen Pisangblättern hervortrat und erblickte, als es die englische Marineuniform sah. Es war Maria.

Nach einigen Stunden finden wir alle in dem Salon des Herrn von Herniez versammelt, den es nicht wenig schmeichelt, den Engländer — in Rio-Janeiro jetzt eine so bedeutende Person — der untergeordneten Freundin seiner Tochter seine Hand geben und sich selbst von ihm als Vater betrachtet zu sehen, da Rowleigh und die Mutter an den Folgen der unglücklichen Seefahrt bald nach ihrer Ankunft in Rio-Janeiro gestorben waren.

In drei Monaten, drei seligen Tagen zu vergleichen, war die Heirathserlaubniß Storys aus England angelangt, und mit ihr seine Abberufung von der Station zu Rio-Janeiro. Der Glückliche führte seine junge Frau jetzt sicher und ohne Unfall in die Heimath, nahm seinen Abschied und zog nach Schottland, wo er auf kleinem Landsitze ein stilles, bescheidenes Leben begann, in das Maria reiche Blumen zu flechten versstand. An dem Tag, wo sie ihm den ersten Knaben gebar, kam ein Brief von der Admiralität in London mit einem Einschluß. An den Küsten von Norwegen hatten die Wogen jene Flasche mit den Zeilen an Story auf den Strand geworfen, die Maria bebend und in Todesnoth bei Cuba geschrieben. Sie sah sie jetzt wieder in dem seligsten Augenblick ihres Lebens.

In der Folge ward Story durch die Erbschaft eines reichen Verwandten in Liverpool in den Besitz eines Vermögens gesetzt, das man auf dem Kontinent groß nennen konnte. Wiewohl nun Maria abrieth, so wußte ihr Story doch eine Reise nach Deutschland, Italien und der Schweiz, besonders wegen der Erziehung der Kinder, so aus Herz zu legen, daß sie endlich einwilligte und mit fünf Knaben das stille Asyl nicht ohne tiefen, ahnenden Schmerz verließ. Wir kennen den schönen Zug der Engländer, daß sie am liebsten von ihren ganzen Familien umgeben auf dem Kontinent reisen, und allem Egoismus fremd, nicht genießen können ohne die Ihrigen. Auch verlor sich Mariens Wehmuth bald, als sie lange in ähnlicher Art, wie einst in Schottland, bei dem freundlichen Dresden und an verschiedenen Orten der Schweiz lebten. Ueberall blieb ihr der treue, liebreiche Story, überall also war ihre Heimath. Endlich bezogen sie mit ihrer Familie, die sich jährlich vermehrte, ein schönes Landgut zwischen Lausanne und Ouchy. Hier beschäftigte Story besonders die Erziehung seiner neun Kinder, fünf Knaben, vier Mädchen, alle von äußerer Anmuth und schönen Anlagen des Geistes und Gemüths. Wer achtete Story und seine Gattin nicht von all denen, die sie kannten? Wer liebte die schönen Kinder nicht in Lausanne und im ganzen Umkreis des Landguts?

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, April.

(Fortsetzung.)

Großes Lever J. J. großbritannischen Majestäten.

Die königlichen Majestäten nahmen zuerst die Aufwartung der fremden Gesandten und des Entrées an. Da es großer Galatag war (a collar day, an welchem jeder Ritter, der bei Hof erscheint, seine Ordenskette tragen muß), so trugen die Herrn, die einen Orden angehörten, ihre prachtvollen Halsbänder und Decorationen, was den Glanz der Versammlung noch vermehrte. Die Aufwartung des übrigen hofsähigen Adels (the company) dauerte gegen zwei Stunden. Das Verzeichniß der vorgestellten Damen beläuft sich auf 370, unter welchen man auch die Baroneſſe Anſelm Rothſchild, vorgestellt durch die Marouiſin von Wellesley, bemerkt. Die Zahl des vorgestellten männlichen Adels betrug 197. Die königlichen Majestäten mußten also in einer Minute mehr als vier Personen empfangen. Bei dieser Aufwartung waren zugegen: die Gesandten von Rußland Oestreich, Frankreich, den Niederlanden, Brasilien, die Minister von Spanien, Rußland, Dänemark, Schweden, Amerika, Baiern, Neapel, Sardinien, Oestreich, Würtemberg, den Hansestädten und Mexiko u. s. w., der Lordkanzler und die meisten Kabinetsminister, der Lordkammerherr, der Oberstallmeister, der Oberkammerherr (groom of the Stole), der Staatssekretär von Irland, der Feldzeugmeister (Master-General of Ordnance), der Earl Marschall, der Kapitän der Yeomen-Garde, der Reichsarchivar, der Lordoberrichter des Civilgerichtshofes (Lord Chief Justice of the Common Pleas), der Lord Oberst-Baron des Schatzkammergerichts, die obenerwähnten Erzbischöfe und Bischöfe, der Vicekanzler, der Generalstöstal und der Kronanwalt (the Attorney and Solicitor Generals), der Anwalt des Königs, der Dorst der k. Leibgarde im Dienst (Gold Stick in Waiting), der Kapitän der Leibgarde im Dienst (Silver Stick in Waiting), der Kriegssekretär, der Generalzahlmeister der Truppen, der Sprecher des Unterhauſes, der Richter des Admiralitätsgerichtshofes, der Präsident des k. Kollegiums der Aerzte, des Königs Oberstallmeister, der Ceremonienmeister, der Lordmayor und seine Gemahlin, die Sheriffs von London und Middlesex, die Untersheriffs, der Exsheriff, der Exuntersheriff und der Kaplan des Lordmayors.

Gern führete ich die schöne Leserin noch einmal durch den Zodiakus der englischen Aristokratie, und ließe sie Stück für Stück die Sternbilder der Spitzen, Diamantbouquets, Schleppen, des Sammts und des Atlasses genau besehen und schauen, gern ließe ich den geneigten Leser in manch brillantes Auge sehen, das ihm heller aufblitzen sollte, als alle Diamanten auf den Köpfen der hohen Damen, so daß er vielleicht demüthiger als die Schulknaben aus dem Christus-Hospital auf die Knie sänke — doch ich schweige. Vielleicht ist mancher Leser und

Digitized by Google

sogar manche Leserin und bisher nur gefolgt, um mitten unter dem Prunk der Aristokratie sich recht satt ärgern zu können über die Ueppigkeit, Verschwendung und den vornehmen Leichtsinn dieses stolzen Adels, der mit einer Nickensorgfältigkeit im Sonnenstrahl der königlichen Gunst gaukelt, indeß fern heraus schon der Sturm heult, der den ganzen aristokratischen Sternenhimmel wie Schneeflocken vor sich her stäuben wird. Leider ist in unserer Zeit jede devoter Sinn und die staunende Augensperre pietätischer Verwunderung über die Herrlichkeit der großen Welt äußerst selten geworden. Sogar Leserinnen, sonst geborne Anbeterinnen der Sterne — auf Galadrehen, haben jetzt den republikanischen Quäkerhut auf und predigen mit wahrem Moseszorn gegen die Anbetung des goldenen Kalbes der Aristokratie; und sogar Aristokratinnen thun es, das ist schlimm. Ich wollte darauf wetten, manche ginge wohl mit ihrem antiken Trotzkopf an einem ganz diamantenen Herzog und massiv goldenen Lord vorbei, ohne ihn eines Blickes zu würdigen, und gäbe einem bei Grosvenor zum Krönprinz gewachsenen Polen die weiße weiche Hand. „Eure Perlen.“ sagte neulich die Gräfin St. mit ihren stolz aufgeworfenen Lippen, die ihr so gut stehen, „eure Diamanten sind die Schweißtropfen und Thränen der unterdrückten Millionen, die auf enrer kalten Brust zu Eis geronnen sind. Schmelzt euer Gold ein und bezahlt damit, wenn ihr es vermögt, das tausendjährige Elend, das Armuth und Unwissenheit über die Menschheit gebracht haben. Reißt eure Sterne von der Brust, auf die der Haß der Völker wie nach einer Scheibe zielt. Werft das Silber von euch, auf dem ihr euch fraut schmauset, um die zerrumpten Sklaven, die ihr das freie Wort der Britten nennt, vom Hungertod zu retten! Hier lesen Sie!“ sagte sie ungestüm, ein zerknittertes, mit unaeschickter Hand beschriebenes Blatt mir hinreichend. Es war an ihren Bruder, den Marquis ... gerichtet und mit dem bekannten furchtbaren Namen „Swing“ unterzeichnet.* Ich las darin die Beschreibung eines Festes, das der Marquis einige Tage zuvor gegeben hatte, mit Anspielungen auf die Pensionen untermischt, deren die Familie des Marquis genießt; schließlich waren die entsetzlichsten Drohungen beigefügt. Aehnliche Schreiben sollen viele andere Vornehme erhalten haben.

(Der Beschluß folgt.)

*

Paris, April.

(Fortsetzung.)

Paganini.

Paganini's ganz besonderes Aeußere hat die Pariser belustigt, und da man einem so sonderbaren Manne auch ganz besondere Abentheuer zuschrieb, so war man fast eben so neugierig, ihn zu sehen, als zu hören. Diese Neugierde ist nun so ziemlich gestillt. Die ihn am höchsten gewürdigt haben, sind gerade diejenigen, welche ihn als Nebenbuhler beneiden könnten, nämlich die geschickten Violinspieler, deren Paris nicht wenige zählt. Nur diese haben in seinem ganzen Umfange das Erstaunliche erkannt, das in einem Spiele wie Paganini's liegt. Man hörte sie bei den ersten Proben, welche der italienische Künstler ablegte, ausrufen, sie seyen geneigt, ihre Geigen zu zerschlagen, so unerreichbar schien ihnen ein solcher Vortrag und ein solches Spielen mit den größten Schwierigkeiten der Kunst. Die mittelmäßigen suchten es ihm nachzumachen und scheiterten, die andern staunten ihn an und blieben bei ihrer Manier. Auch hatte man bald einen Trost darin gefunden, daß man behauptete, solche griffes de Lucifer (man meinte Paganini's Finger) könnten freilich bewunderungswürdige Dinge auf der Geige hervorbringen; allein der französischen Schule bleibe doch ein eigenes Verdienst, welches Paganini fremd sey, nämlich Grazie und Ausdruck. Diese hat man an seinem Spiele nicht in dem Maße finden wollen, in dem sie die geschicktesten Pariser Violinspieler besitzen. Die meisten haben es jedoch nicht für rathsam gehalten, während Paganini's Anwesenheit in Paris aufzutreten. Da man gegen Paganini etwas anführen mußte, um ihn in ein ungünstiges Licht zu stellen, so hat man entdeckt, er sey geizig, und eine Journale werfen ihm vor, er habe sich geweigert, in einem zum Besten der Armen veranstalteten Konzerte der Nationalgarde zu spielen. Diese Weigerung war allerdings rücksichtig, wie denn überhaupt Paganini sich mehrmals geweigert haben soll, in einem nicht von ihm selbst veranstalteten und angeordneten Konzerte aufzutreten. Er soll sogar abgeneigt gewesen seyn, in einem Privatkonzerte vor dem Könige zu spielen, ehe er sich vor dem Publikum hatte hören lassen. Was letzteres betrifft, so begreife ich seine Verfahrungsweise nicht, falls dem wirklich so ist, wie man erzählt hat. Daß er aber nicht in einem von Andern angeordneten Konzerte spielen will, hängt von ihm ab, obschon andere große Künstler sich in ähnlichem Falle nicht geweigert haben. Ueberhaupt sollte man einen großen Virtuosen nie zwingen, ein Werk der Wohlthätigkeit zu verrichten; denn dies muß ja ganz vom freien Willen desselben abhängen. Paganini hat übrigens die ihm Beschuldigenden dadurch zum Schweigen gebracht, daß er angekündigt hat, er werde ein besonderes Konzert zum Besten der Armen geben. Dadurch ist er dem Beifalle seiner Bergänger gefolgt, welche fast alle nach einer starken Einnahme auch etwas für die Armen der Stadt haben thun wollen. Uebrigens hatten sich die Armen diesen Winter, der noch dazu sehr gelinde gewesen ist, wie man seit lange keinen Winter gehabt hat, nicht zu beklagen. Außer dem großen Balle im Opernhause, der ihnen über 150,000 Franken verschafft haben soll, haben die verschiedenen Legionen der Nationalgarde fast alle einen Ball oder ein Konzert zu ihrem Besten gegeben. Freilich wenn man annimmt, daß sich 100,000 Dürftige in Paris befinden, so ist der Antheil eines Jeden sehr gering und verschafft ihm höchstens auf einige Tage seine Nahrung. Allein haben sie nicht außerdem manche Hülfsmittel, welche ihnen anderswo fehlen, z. B. die beträchtliche Einnahme, welche der Armenverwaltung von den öffentlichen Lustbarkeiten zufällt? Leider gibt es außer denjenigen, welche in den Armenregistern stehen, jetzt so viele, welche durch die Zeitumstände verunmöglichet sind und ihre Hülfs- und Erwerbsmittel verloren haben. Mitgends wohl wechselt das Glück mit mehr Laune, als in Frankreich; seit 30 und 40 Jahren sind viele Familien drei- bis viermal empor- und herabgekommen; mit jedem Umdrehen des Glücksrades ist ein Theil der Nation arm und der andere reich geworden. Ich glaube, im Ganzen hat dies nicht geschadet. Die Leute haben den Vortheil gehabt, sich, welchen der Gewerbsfleiß verschafft, und aufzuhören, auf die Hofe und Ministergunst statt zu rechnen. Manche haben auch einsehen, wie wichtig es ist, bei günstigen Winde den fünftigen Sturm vorherzusehen und sich mitten im Ueberfluß etwas zu sparen, um in Zeiten der Noth leben zu können. Leichtsinnige Leute müssen es jetzt bereuen, daß sie im Ueberflusse nicht daran gedacht haben, das Blatt könne sich wenden und das Glück sie verlassen. Man warf Anfangs den vorigen Hofleuten Karls X. vor, daß sie mit der jetzigen Regierung schmollten und an seiner öffentlichen Lustbarkeit Theil nähmen; allein man bedenke, daß manche, welche sich reichliche Pensionen und Gnadengehalte verabfolgen ließen, oder die des sten Aemter im Staate und bei Hofe hatten, jetzt keinen Aufwand mehr machen können, so gern sie auch wollten; nicht die Lust, sondern das Vermögen fehlt manchen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 33.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

No. 100.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 27. April 1831.

— Meine Einbildungen sind so schwarz
Wie Schmiedezeug Vulkans.

Shakespeare.

Briefe eines Auferstandenen.

(Fortsetzung von Nr. 23.)

Sylvesterabend 1830.

Der arme Dichter ist begraben. Die Wege sind von Schnee verschüttet. Ich sitze noch in dem einsamen Zimmer des Geistlichen; ich bin allein; das Fenster sieht nach dem Kirchhofe hinaus. Armer L..., Du schläfst so still da drüben! Ich wache. Wer von uns beiden lebt wirklich? Ich frage Dich das. Wirst Du mir antworten?.. Es war eine dreiste, vermessene Frage. Als ich sie niederschrieb, versagte mir fast die bebende Hand. Weßhalb bebte sie? Sind diese Schauer mehr als Phantasiespiele? Phantasiespiele! Wir nennen so das Zurückspiegeln des verborgenen, ewigen Geistes in dem bewegten Strom unserer Gefühle. Es sind nur einzelne Bilder, die wir sehen, Erscheinungen, Gesichte. Könnten wir unter der trausen Fluth weg die ruhig fortgehenden Schöpfungen umfassen, wir würden einen andern Namen für jene Ahndung des Unsichtbaren finden.

Mir ist recht bekommen in dem kleinen Zellchen. Der Mensch ist aus wunderlichen Stoffen zusammengesetzt. Ruhe findet er nirgends; schweigt die Außenwelt, so regt es sich im Innern um so unbegreiflicher. Was mir hier nicht Alles in die Gedanken kommt! Es ist, als wenn sich heute auf der letzten Stufe des abgelaufenen Jahres Vergangenes und Kommendes gegen einander drängten und die wirbelnden Gestalten das Bewußtseyn mit sich fortrissen.

* *

Den 1ten Januar 1831.

Es hatte zwölf geschlagen, als mein Wirth zu mir hereintrat. „Mitternacht ist vorüber," sagte er; „das neue Jahr beginnt. Ich hörte Sie über mir noch hin- und hergehen. Lassen Sie mich Ihnen meinen Glückwunsch gleich jetzt bringen." Er reichte mir die Hand; ich drückte sie ihm herzlich. „Ja wohl," entgegnete ich, „Glück wollen wir einander wünschen, da so Vieles hinter uns liegt, was doch nun überstanden ist." — „Glück auch," fiel er ein, „zu dem, was uns zu neuem Kampfe auffordert; denn der Mensch ist einmal zum Kriege geboren, er lebt nur durch Widerspruch. Streitet er nicht mit dem Geschick, so streitet er mit sich selbst, geschieht es auch oft um nichts und wieder nichts. Ohne Gährung keine Bewegung, ohne Bewegung kein Wachsthum. Also Glück zu dem Gewesenen, Glück zu dem Bevorstehenden." — „Sie mögen wohl," lächelte ich, „so ruhig hiervon sprechen. Ihnen ist ein stilles Loos gefallen; Ihre Bahn liegt einfach und geebnet vor Ihnen; aber der entwurzelte, heimathlose Pilger, dem von hundert durchschnittenen Wegen jeder der rechte und der unrechte dünkt, dem kann es schwindeln, steht er am Beginn eines neuen Zeitabschnittes." Der Geistliche schüttelte den Kopf. Er sah

Digitized by Google

eine Welle schweigend vor sich hin. „Es gibt keine einfache Bahn mehr," versetzte er, das Auge gedankenvoll und ernst zu mir aufhebend, „auch keine gesetzlich gezogene, die nicht die Pflugschaar neuer Kultur durchrisse. Niemand, glauben Sie mir, kann so gerade fortgehen wie ehemals. Denkt er's auch, und schreitet fest und munter zu, ehe er es sich versieht, liegt ein Erdwall vor ihm, er stutzt, will drüber wegspringen, da keimt schon etwas Neues unter seinen Füßen. Zertreten mag er es doch auch nicht; er sieht es genauer an; unwillkührlich dreht er wieder um und denkt darüber nach, wie das Aufgefundene sich mit dem längst Besessenen vertragen werde." Ich sah ihn überrascht an. „Sind Sie ein Zweifler?" fragte ich. „Gott bewahre mich!" rief er lebhaft. „Oder doch ein Grübler?" setzte ich leiser hinzu. Er legte die Hand auf meinen Arm: „Nicht so, nicht so! Keine Unbilligkeit! Man hat jetzt Worte für Alles, aber was Sie bezeichnen sollen, das drücken Sie darum nur tiefer in den Grund des Innern zurück. Das ist just die Aufgabe, an der wir kranken. Der menschliche Geist will sich in jedem bewußt werden; aber es hilft ihm nichts, die Farben der Partheien gegenüber zu stellen, sie schillern in einander, und man hat darum noch nicht gesiegt, wenn der Feind von Außen bezwungen ist. Den Kampf hat jeder in sich auszufechten, und dazu braucht es Zeit; auch in meinem Beruf, dem scheinbar unabhängigsten von der Zeit. Der Geist ist ewig Einer, die Organe bilden sich aus." — „Das heißt," fiel ich ein, durch jene Worte etwas peinlich getroffen, „die Organe erlangen die Fähigkeit, sich zu dehnen und durch erhöhte Thätigkeit den Geist in seiner ursprünglichen Einheit einzig wiederzufinden." Er schwieg gedankenvoll. „Höheres," lächelte ich, „muthen Sie doch wohl den Werkzeugen nicht zu, als des Meisters Willen zu wollen." Er war ein wenig ungeduldig aufgesprungen und einigemal auf- und abgegangen. Jetzt blieb er vor mir stehen. „Zurückschließen," sagte er, „mögen wir wohl und das Abstraktum aufstellen. Damit ist aber noch blutwenig gethan. Was es bedeute? das fragt das Leben, und das Leben antwortet auch nur darauf." Ich mochte ihn wohl nicht eben befriedigt ansehen. „Verstehen Sie mich recht," setzte er hinzu, „das innere, das geistliche Leben meine ich. Aber kommen Sie," fuhr er klarer und freier fort; „unten in meinem Stübchen erwartet uns ein warmes Glas Punsch. Wir wollen den Abgeschiedenen eine Libation bringen und das neue Daseyn vertrauend begrüßen." — „Sie sind dem Neuen mit sehr lebendiger Erwartung zugewendet," entgegnete ich, „indeß ich nach dem Alten zurücksehe." — „Eins nicht ohne das andere," meinte er. Er blickte mir treuherzig in die Augen, faßte mich dann bei der Hand und drückte sie mit einer Miene, die sagen wollte: Du verstehst mich nur halb, aber mißtraue mir nicht.

Ich folgte ihm; wir saßen einander gegenüber, die kleine Schale mit dem Getränk zwischen uns. Es war mir doch so eigen, in dem Hause des Geistlichen den Neujahrsmorgen, das Glas in der Hand, zu erwarten. Ich sagte es meinem Wirth; er erwiederte: „Nun ist und trinkt in jedem den Tod oder das Leben. Da sehe jedweder selbst zu." Er wurde hierauf still; ich merkte wohl, er hätte gern Vielem, was in ihm aufstieg, Worte gegeben, allein es genügte ihm sichtlich keines, denn er machte zuweilen eine rasche Bewegung zu mir hin, doch blieben die Lippen geschlossen und er sank wieder in den Sessel zurück. Ich stand endlich auf, er auch; wir traten an's Fenster, unsere Blicke fielen unwillkührlich auf die Blumenkrone, die an einen eingesteckten Pfahl befestigt, jetzt unter Schneeflocken über dem frischen Grabe unseres Freundes schwebte. Die Bewegung des Leblosen hatte etwas Geisterartiges. „Treue auch den Treuergessenen!" seufzte der Geistliche. Es ging mir durch die Seele; dieß waren die Anfangsworte eines von L—s wehmüthigen Liedern. Mir schienen diese, wie die Blätter des Kranzes, vom Eise und Schnee einer kalten Winternacht verschüttet, bittend zu uns aufzusehen. Ich nahm mir vor, sie der Vergessenheit zu entreißen; ich sagte es dem Geistlichen, er schüttelte den Kopf; gleichwohl suchte er die Briefstasche des Verstorbenen hervor. Wir öffneten sie und lasen bis zum hellen Morgen. Zuletzt hatte den Sänger öfters eine kranke Phantasie überwältigt; es klang aus den schwermüthigen Klagen wie ein greller, prophetischer Schrei, mit dem er aller Lebensverhältnisse spottete. Ich legte die Blätter aus der Hand, wir sagten beide nichts; so schieden wir. — Ich warf mich auf's Bett, schlief ein und träumte. Ich werde niemals den Traum vergessen. Doch aufzeichnen kann und will ich ihn nicht. Ich machte schon eine ganze Weile, ohne daß ich das Herz hatte, die Augen aufzuschlagen. Mir war, als sitze Jemand auf dem Stuhl neben meinem Bett. Ich hörte den Geistlichen sagen: „Laß ihn schlafen! und gebe Du nun auch zur Ruhe. Es wird gleich zur Kirche läuten; Dich darf Niemand hier sehen. Deine Stunde ist noch nicht gekommen." Mir bebten alle Glieder. Ich war aber in dem Wahne, mich nicht rühren zu können. Es kam mir vor, als schwimme ich in meinem Blute; was ich im Traume gesehen hatte, machte das natürlich. Endlich kam das Mädchen aus dem Hause herein, nach dem Ofen zu sehen. Sie hielt ein Licht in der Hand, der Schein fiel mir gerade auf's Gesicht, ich blinzelte unwillkührlich mit den Augen. Als ich sie dabei ein wenig aufmachte, sah ich, daß sonst Niemand im Zimmer und hier nichts verändert war. Ich richtete mich in die Höhe, noch immer wirrte sich Schlaf und Wachen bunt in meinen Vorstellungen durcheinander, durch die Laden dämmerte der Tag. Ich fragte nach dem Prediger. Er war schon seit einer Stunde über Feld nach einem Pfarr-

Digitized by Google

dorfe zur Frühpredigt. Man träumt oft Stundenlang den Traum der Nacht fort; ich war so ganz in dem meinigen, daß ich dem Mädchen antwortete: „Wenn er es nur hernach wieder los werden kann!“ Sie sah erschrocken nach mir um. „Wer denn?“ fragte sie. „Ich weiß, ich weiß!“ faselte ich zerstreut; mir schwebte das Thier aus der Offenbarung vor Augen und auf der Zunge; aber ich sagte nichts weiter; sie ging. Ich sprang aus dem Bett und trat zum Fenster. Wie ich den Laden aufmachte, färbte die aufgehende Sonne den trüben Schneehimmel blutroth. Ich schlug die Hände zusammen; „Gott erbarme sich unser!“ rief ich, „das Neujahrslicht weissagt Entsetzliches!“

Der Erschlagene.

(Fortsetzung.)

Im Mai 1827 kam aus England ein unerwarteter Gast, der bald auch ein sehr willkommener und lieber Freund im Hause wurde. Ferrier, der Sohn, jetzt in Manchester etablirt, war einer der Glücklichen, die das Unglück gebessert und geheilt hatte. Der Verlust seines Vermögens, theils durch eigene und des Vaters Schuld, theils durch den Fall anderer Häuser herbeigeführt, entwickelte in ihm die Kraft des Charakters und des Willens, die oft nur vom Glück und von der Bequemlichkeit eingewiegt, schlummert und des unsanften Aufrütteltens bedarf, um wach und stark zu werden. Jetzt kam er durch die Schweiz, um nach Genua zu gehen, wohin ihn eine Spekulation rief. Da erfuhr er in Lausanne Storys Anwesenheit, er eilte zu ihm, und wie Story und Maria ihn so günstig verändert sahen, vergaßen sie nicht, daß sie Henris Vater ihr Glück verdanken.

Schon vor acht Tagen hatte Story nach Genf gewollt, um Geld bei dem Bankier H. zu erheben; aber immer hatte ihn das unfreundliche Wetter abgehalten. Jetzt wurde es schön, und nun beschlossen die Männer unwiderruflich, Sonnabends den 26sten Mai mit dem Dampfboot Leman nach Genf zu fahren, das um 8 Uhr früh von Ouchy abgeht, um Mittag in Genf ankommt, dort eine Stunde verweilt und Abends 6 Uhr nach seinem Hafen zurückkehrt. Die Kinder wollten erst alle mit, das gab aber die Mutter nicht zu. Darauf fiel die Wahl auf Mark, weil sein Geburtstag am 26. war, der aber wollte Rinen Vorzug vor seinen übrigen Geschwistern; jedoch der Hauptgrund war wohl, daß die Kinder aus den benachbarten Familien heimlich für den Abend zu seinem Fest gebeten waren, was ihm der Kutscher verrathen hatte. Nun hätte Mark gar zu gern gesehen, daß auch der Vater dageblieben wäre. Da ihm aber dieser mit Hand und Mund versprach, Abends Punkt sechs Uhr wieder nach Hause zu kommen, so ergab sich der Knabe leicht darein.

Vor 8 Uhr am 26. Mai kamen Story und Ferrier mit Mad. Story und sämmtlichen Kindern herunter an den Hafen von Ouchy, und nach vielen freundlichen Worten und Küssen stiegen die Männer in die Barke und dann auf den Leman. Bald sanften die Räder und das schöne Schiff fuhr schaumumflossen aus dem Hafen. Die Knaben waren indessen nach der Spitze des Molo gelaufen, um da den Leman noch recht weit zu sehen und dem Vater vielfach zuzuwinken, der auch ihre Grüße mit dem Taschentuche erwiederte, bis das Schiff zu fern war und man nichts mehr unterscheiden konnte.

Das schönste Wetter begünstigte die Fahrt. Story und Ferrier waren sehr heiter und sprachen viel von den vergangenen Zeiten, als bei Nyon englische Damen von Story's Bekanntschaft und Freundinnen Mariens an Bord kamen, die auch nach Genf wollten. Die Damen erzählten, sie gehen blos nach Genf, um heute Abend einer ganz englischen Gesellschaft beizuwohnen, die der Bankier H. in seinem schönen Garten gab; man war einverstanden, daß der Gedanke recht glücklich sey, die vielen Engländer in und um Genf und in der Nähe auf diese Weise zu vereinigen. Story fing schon an zu bereuen, daß er Mark versprochen, am Abend nach Ouchy zurückzukehren; denn auch ihn hätte es sehr gefreut, einmal ganz unter Landsleuten zu seyn; so dachte auch Ferrier. Um halb ein Uhr fuhr man durch die Hafenketten von Genf. Das Geldgeschäft beim Bankier H. war bald abgemacht. Story empfing seine vierhundert Napoleon und wollte schon gehen, da sagte ihm der freundliche Chef: „Ich habe eine Bitte an Sie: bleiben Sie heute hier und schenken Sie mir diesen Abend Ihren Besuch in meinem Garten. Sie finden da lauter Landsleute; übrigens ist auch die Lage des Gartens nicht übel.“ *) Darauf sann Story lange nach, schien unschlüssig, doch erwiederte er endlich: „Herr! Sie sind Vater, wie ich; eines meiner Jungen Geburtstag ist heute, und da habe ich ihm versprochen, diesen Abend zurückzukommen; würden sie ihm nicht Wort halten?“ Da schüttelte ihm Herr H. die Hand und antwortete: „Nein, nun sage ich keine Solbe weiter. Reisen Sie mit Gott und kommen Sie wohl nach Haus.“ Und damit ging Story.

(Der Beschluß folgt.)

*) Es ist einer der schönsten von Genf, bei Sacheron, am Ufer des Sees gelegen, dem Montblanc und den Gletschern gerade gegenüber.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

London, April.

(Beschluß.)

Elend im Lande. Der Zauner Dando.

Man kann sich freilich eines bittern Schmerzgefühls nicht enthalten, wenn man neben die große Welt, die doch bei weitem die kleinere ist, die übrige stellt, und z. B. nur neben eines der glänzenden Feste in Devonshire-House folgenden Artikel aus dem Globe: „Der größte Theil der Grafschaft Mayo (in dem unglücseligen Irland) bietet in diesem Augenblick (28. Februar) eine Scene des Elendes und des Leidens dar, die selbst in den Annalen dieses an Elend gewohnten Landes nicht ihres Gleichen findet. Ein Drittheil der Bevölkerung mehrerer großen Distrikte der Grafschaft befindet sich in vollkommener Hungersnoth. Eine große Anzahl Bauern hatte sich vor einigen Tagen zu Forford zusammengerottet, um ihr wegen Steuerrückständen ausgepfändetes Vieh mit Gewalt zu befreien. Aufstellungen von Polizeibeamten und Militär hatten noch zeitig genug an Ort und Stelle, und da einige Flinten dirigirt des Haufens auf gut Glück ein Paar Schüsse thaten, ließen die Beamten das Militär Feuer geben, worauf sich zwar die Versammlung zerstreute, jedoch zwei Mann todt auf dem Platze blieben.“ Fast möchte man der Gräfin Recht geben oder dem Spitzbuben Dando, der neulich vor Gericht lachend ausrief: should a man starve in a free country? Die Geschichte dieses durchtriebenen Gauners ist kurz folgende. Schon lange Zeit betrügtete er sich in den Buden der Austernhändler, in Branntweinschenken und Bierhäusern, ohne beim Abschied nur sahn Dank zu sagen. Vorgestern begab er sich abermals in ein Wirthshaus, trank zwei Gläser Branntwein und forderte das dritte, da wollte der Wirth erst blanken Geld sehen. Dando gestand ganz offenherzig, daß er kein Geld habe, und nannte sich ihm, worauf der Wirth, um mit dem Gauner nicht auch noch vor Gericht die gute Zeit verfäumen zu müssen, die Rechnung damit kurz abschlos, daß er ihn zur Thüre hinauswarf. Der so wohlfeil davongekommene Gast wünschte sich nichts Besseres in der Welt; er stäubte seinen Rock ab und sagte: so müsse er nun freilich ein Haus weiter gehen und sich nach einem Abendbrod umsehen. Stehenden Fußes begab er sich in das Wohnzimmer des Hrn. Huberfix, pfiffanste sich ganz breit im dunkelsten Winkel des Zimmers hinter einen Tisch und rief mit einer Stimme, die nach einem Einkommen von tausend Pfund klang, nach einer Portion Boeuf à la mode, einem Salat und einer Pinte Ale. Man konnte den ungeflümen Gast kaum schnell genug bedienen. Noch eine Portion! rief's abermals hinter dem Tisch, und ein Glas Braunschwein zur Verdauung! und in wenig Augenblicken abermals: Noch eine Portion! Der Wirth, dem dieser Appetit seines seltsamen Gastes doch ein wenig außerordentlich vorkam, wagte es hier, mit einigen versteckten Winken auf die schon getilgerte ansehnliche Provision, um einstweilige Bezahlung zu ersuchen. Dando fuhr nun freilich auf, ob das eine Behandlung für einen honetten Mann sey, dieses Wirthshaus werde er zu recommandiren wissen u. das. Allein da er endlich sah, daß weder an eine Fortsetzung der Abendmahlzeit, noch an ein Durchkommen zu denken war, so sagte er endlich, wie es mit ihm beschaffen sey, und meinte, es brauche nicht so viel Lärmens, man möchte ihm nur gefälligst auf das nächste Wachthaus begleiten. Von dem Polizeibeamten befragt, ob er etwas für sich anzuführen habe, erwiederte der Schurke: es sey ihm Alles recht; auf diese Rede habe er für seinen Dank gesorgt: „denn sollte in einem freien Lande ein ehrlicher Mann Hungers sterben?“ Der Polizeibeamte fragte ihn hierauf, wie er sich sonst fortbringe? Dando: „Nie? Sir Richard, ich lebe, wie mancher vornehmere Mann, als ich, auch thut, so gut ich eben kann. Ein Mensch muß essen und trinken, wie Sie wohl wissen. Sir Richard.“ — „Ganz wohl, aber nicht auf anderer Leute Kosten.“ — „Mein Gott, ich nehme nicht Alles so genau.“ Der Beamte, der hier bemerkte, daß der ehrliche Mann eine Gesäugnißkleidung trug, fragte ihn, wie er zu diesen Kleidern gekommen sey. „Meiner Seele.“ erwiederte der jovial Spitzbube mit Lachen. „das kann ich Ihnen kaum sagen. Diese Lade, wenn ich mich recht besinne, Kammt und Bürsten (Gefängnißort), diese Weste, wenn mich mein Gedächtniß nicht trügt, empfing ich in einem ähnlichen Institut zu Guilford, und diese Pluderhosen habe ich, wie ich recht gut weiß, im Schweiße meines Angesichts verdient in einem sogenannten Korrektionshause zu Middlesex. Für meine übrige Garderobe, Hemd, Strümpfe und Schuhe, bin ich noch der Herrn Beamten von der City Schuldner.“ Man kann sich denken, daß die Zuhörer dieser Verhandlung bei jedem Satze des augenrothen Spitzbuben in ein schallendes Gelächter ausbrachen. Sein heiterer Humor ließ ihn indeß vor den Augen des Sir Richard keine Gnade finden. Er verurtheilte ihn als Vagabunden zu dreimonatlicher Haft im Korrektionshause.

Paris, April.

(Beschluß.)

Der Hof Ludwig Philipps.

Nun spotten die vorigen Hofleute Karls X. über den Hof Ludwig Philipps, der nicht so glänzend seyn soll, als der Karls X., weil man an demselben keine so historisch berühmten Namen antreffe; bei den Bällen, welche der jetzige Hof diesen Winter gab, traf man freilich manche Namen an, die nichts Historisches hatten. Bürger, welche kein anderes Verdienst besaßen, als daß sie sich redlich aufführten, ihrem Gewerbe treulich oblagen und ihr Vermögen selbst erworben hatten. Man hat ein Karrikaturblatt, worauf die Frau eines Spezereihändlers dargestellt ist, wie sie in vollem Putze vor dem Spiegel steht und ihren Ladendiener, welcher Zuckerhüte abwiegt, fragt: „Sehe ich nicht aus wie eine Herzogin?“ Die Leute vom alten Adel, welche sich an dem jetzigen Hofe rächen wollen, behaupten, man treffe bei den Bällen hauptsächlich nur Frauen der Spezereihändler und Fleischer an. Es kann allerdings seyn, daß sich Frauen von Professionisten dort einfinden; denn wenn die Männer ihre Pflicht bei der Nationalgarde treulich verrichten und daselbst Offiziersgrade bekommen, so ist es nicht anders als billig, daß ihre Frauen auch mit bei Hofe erscheinen. Ein vom Volke gewählter König, welcher seinen Thron besonders den Bürgern verdankt, muß sich auch dankbar gegen die Bürger bezeigen und ihnen einen vorzüglichen Platz bei seinen Hoffesten anweisen. Da nach der französischen Verfassung kein Stand vor dem andern Vorrechte hat, so ist es auch ganz natürlich, daß der König Leute aus verschiedenen Ständen aufnimmt; und wird das Vermögen betrifft, so können sich in Frankreich die eigentlichen Mittelklassen rühmen mit den höhern messen, denn ihr Gewerbsfleiß hat sie bereichert. Auch ist kein so großer Unterschied in der Bildung, welche die verschiedenen Stände in Paris erhalten. Es kommt in Frankreich wenig darauf an, ob die Frau eine Gräfin, eine Baronesse, oder die Gemahlin eines Kaufmanns, eines Advokaten, eines Fabrikanten ist. Hat sie Vermögen und Bildung, so nimmt sie ihre Stelle so gut ein, als ob ihre Ahnen den Kreuzzügen beigewohnt und die sündsten Wappen geführt hätten.

Dg.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 101.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 28. April 1831.

Der Herold klang; sie flogen mit Adlerell;
Die weite Laufbahn stäubte, wie Wolken auf.
Ich sah: vorbei der Eiche wehte
Dunkler der Staub, und mein Blick verlor sie.

Klopstock.

Kunst und Amt.

Tenzone.

Streitende: Karl Joseph Simrock und Wilhelm Wackernagel.
Richter: Gustav Schwab.

Joseph.

Wer sich um Ruhm im Kampfe müht,
Dem thut die Waffe nicht so noth, der Harnisch auf der Brust,
Als solch ein Gegner, der zu fürchten ist:
Das mehrt des Sieges Lust.

Freund Wilhelm, darum wählt' ich dich:
Du kannst mich wohl bescheiden, was dem Dichter Ehre bringt,
Da dir in Händen stark und wonniglich
Die goldne Saite klingt.

So steh mir Rede: Soll ein Dichter sich im Amte mühn
Und ein Gewerbe wählen, das ihn kleidet und ernährt,
Oder rätst du, daß er kühn
Sich seiner Kunst vertraue, ob er Hunger gleich befährt?

Erwäg' es wohl, daß du das Rechte wählst,
Denn Wahl ist Pein:
Wenn du's verfehlst,
Ist mein der Sieg, und Spott und Hohn sind dein.

Wilhelm.

Wo solchem Streiten ist der Kreis
Gemessen, bist du wohl geübt; oft ist es dir geglückt,
Oft hat der Richter schon den Siegespreis
Dir auf die Stirn gedrückt.

Ich bin des Kampfes ungewohnt:
Das Schwert zum Trutz, der Schild zum Schutz, das ist mir beides fremd;
Der Harnisch frommt, wo mein der Feind nicht schont,
So viel mir als ein Hemd.

Freund Joseph, Eines klag' ich noch: du machst mir schwer die Wahl
Und reichest mir im Becher der ein falsches Würfelpaar:
Auf beiden steht die gleiche Zahl
Der Augen, wie ich schütteln mag und werfen her und dar.

So theil' ich blindlings zwischen mir und dir:
Nimm du das Amt;
Ich nehme mir
Allein den Funken, der vom Himmel stammt.

Joseph.

Mein Freund, dieß ist kein Pfänderspiel,
Die Wahrheit wird vom blinden Mann so leicht nicht überrascht;
Doch wähnt sich jauchzend wohl ein Kind am Ziel,
Wenn es den Ofen hascht.

Digitized by Google

Dein Aug' ist klar und hell dein Kopf:
In's Schwarze trafst du sicherlich, wenn du es wohl erwogst;
Drum ist's gerecht, daß du Fortunens Topf
Die Niete nur entzogst.

Dem Funken, der vom Himmel stammt, entfachst du helle Gluth
Nur, daß er dir den Braten schmort, der sich am Spieße dreht?
Entweihst du so das edle Gut,
So mag die Welt wohl klagen, daß die Kunst nach Brode geht.

Doch weiß ich ja, das Loos bestimmte dich;
Denn wär's dein Ernst —
Geschwinde, sprich,
Daß du unziemlichen Verdacht entfernst.

Wilhelm.

Oft hab' ich, Glück, auf dich geschmählt,
Weil du mir deine Freundesgunst zuwandtest nur im Traum:
Du hattest mich zum Hintermann erwählt,
Dein Antlitz kannt' ich kaum.

So lieber nun preis' ich dich jetzt:
Wie hast du mir zum rechten Loos die Hand gelenkt so hold!
Die Hoffnung hatt' auf Silber ich gesetzt:
Nun ist's gediegnes Gold.

Ja dichten will ich, dichten nur, und dichten sonder Amt!
Was schadet's, wenn mir meine Kunst verhilft zu eignem Herd?
Wird auch der Blitz, der niederflammt,
Daß Alles brennt auf seinem Weg, durch diese Gluth entehrt?

Und wenn dem König auf dem hohen Thron
Der Bauer zinst,
Ist das ein Lohn,
Der ihm nicht ziemt? ein schimpflicher Gewinnst?

Joseph.

Es fand ein Hahn ein Körnchen Blei:
Da blähte er sich und schlug den Grund, that einen mächtgen Satz:
„Schaut was ich fand! ihr Hennen, lauft herbei!
Es ist ein reicher Schatz.“

So rühmst auch du aus Herzenskraft
Gediegnes Gold, was dir das Glück betrüglich zugespielt;
Doch wett' ich, trotz des Hahnen Kennerschaft,
Daß es kein Rabe stiehlt.

Genieße froh die goldne Frucht vom Baum der Poesie,
Die sanft berührt vom Zweig sich löst und süße Labung bringt;
Doch wisse, schütteln darfst du nie:
Denn unreif wär' siedle ein Gift, das tödtlich dich durchdringt.

Doch selten reift ein Apfel diesem Baum:
Darum erwird,
Begehrt dein Gaum,
Dir Frucht von andern Bäumen, oder stirb.

Wilhelm.

Ja wehe dem, der gierig pflückt
Vom Zweig die goldnen Aepfel, nur gedenk des schmutzgen Lohns!
Nicht Jedem glückt es, wie es einst geglückt
Dem Sohn Amphitryons.

Und wehe dem, der Andres will
Als singen, daß der Sang und Klang frisch durch die Wipfel weht!
Löst dann ein Apfel sich gemach und still,
So werd' er nicht verschmäht.

Dem Dichter sey das Gold genug, das seine Kunst erschuf,
Und wär' es auch so luft'ger Art, wie das die Sonne malt.
Gold säet seines Mundes Ruf,
Und was er sieht und was berührt, zu Golde wird's und strahlt.

Da steht er mitten inne freudiglich,
Und darbt er auch,
Doch freut er sich,
Daß solche Wunder that ein eing'ger Hauch.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Erschlagene.

(Beschluß.)

Es war erst halb zwei; man konnte daher noch ein Gabelfrühstück beim Restaurateur Chevalier nehmen, der gleich am Hafen wohnt. Die beiden Männer waren sehr heiter und Story besonders mit sich selbst zufrieden, daß er der Versuchung widerstanden, und nun seinem Mark Wort halte. Auch Ferrier ergab sich darein, da ihm der Knabe gleichfalls sehr werth war. Sie konnten auf englische Art nicht fertig werden mit dem Frühstück, da hörte man die Bootsglocke, welche zur Abfahrt rief. Nun eilte Story zum Zahlen; der Kellner blieb etwas lange aus, und als er herausgeben sollte, traf die Rechnung nicht zu; er wollte sie daher von vorne beginnen, da erließ ihm Story die kleine Differenz, um nur schnell fortzukommen. Es war allerdings kein Augenblick mehr zu versäumen, weil das Boot auf die Minute abgeht. Wirklich waren schon Anker und Brücke aufgezogen, als sie ankamen, und die Räder setzten sich in Bewegung. Jeder andere wäre ausgeschlossen gewesen, nicht so Story, der mitfahren mußte. Schnell warf er sich mit Ferrier in einen kleinen Kahn, und mit kräftigem Seemannsru-

Digitized by Google

der die Wellen theilend, gelangte er noch zum Leman, ehe die Räder in vollem Gang waren. So hatte ihn denn nichts hindern können und — er stieg hinauf.

Die Gesellschaft war dießmal nur klein, und da das Wetter unfreundlich wurde, zog man sich bald vom Verdeck in die Salons zurück, wo Essen, Trinken, Domino und Schachspiel oder Lesen die Reisenden beschäftigte. Nur ein junger Geistlicher aus Morges saß mit seiner schönen, aber ärmlich gekleideten Frau in der fernsten Ecke hinter dem großen Spiegel, und es war ein Vergnügen, mit anzusehen, wie die beiden liebreich und doch ohne alle Ziererei mit einander sprachen. Da zischten ein Paar Blitze in den See und rasch knatterten die Donnerschläge hinterdrein. Sie schienen ein Ruf für Story; er eilte nun ungeachtet des heftigen Regens und Windes auf das Verdeck, denn er wollte gern sehen, wie so ein Duodesturm auf einem Landsee sich ausnehme. Zwischen Nyon und Rolle wurde der Sturm immer heftiger, und außer dem Steuermann und Story war Niemand auf dem Verdeck. Nur manchmal kam der thätige Kapitän, um nachzusehen. Bei Morges ließ zwar der Regen nach, der Wind schien aber heftiger zu werden. Da soll der Engländer dem Kapitän bemerkt haben, daß sich an seinem Mast kein Chapelet (Kranz von Holzkugeln, um das schnelle Herabfallen der Segel- und Raastangen zu verhindern) befinde. Er muß aber diese Bemerkung, wenn er sie wirklich gemacht hat, im folgenden Augenblick selbst wieder vergessen haben, denn er stellte sich oft unter denselben Mast, wo die große Segelstange hing, so daß ihn der Kapitän auf die Gefahr aufmerksam machte und von der Stelle wegzugehen rieth. Dieß hätte der britische Seemann fast übel genommen, und da in diesem Augenblick Ferrier herbei kam, so blieb er mit demselben im Gespräche auf demselben Fleck stehen.

Nur wenige Minuten vergingen noch, so sauste es wie ein Wetterstrahl an Ferrier nieder. Es war die schwere Segelstange, deren großer, eiserner, aber vom Regen nach und nach mürbe gemachter Ring durch den heftigen Wind zerbrochen war. Ehe man die Stange, die Story zu Boden gerissen, wieder aufheben konnte, quoll schon Blut in Strömen unter dem Segel hervor. Man eilte, was man konnte, aber das Schreckliche ward immer noch früh genug entdeckt. Da lag der blühende, starke Seemann ohne Bewegung; der eiserne Ring hatte ihm den Hirnschädel so furchtbar zerschmettert, daß rechts und links das Gehirn herausfloß; die Augen rollten wie Feuerräder umher, doch war kein Zeichen von Bewußtseyn an ihm zu bemerken und nach wenigen Minuten gab er auch kein Merkmal physischen Lebens mehr von sich. Alle Hülfe war natürlich vergebens. Ferrier, der neben Story gestanden, war nicht von der Segelstange berührt worden.

Es gehört gewiß voller männlicher Sinn dazu, um in solchen Augenblicken das Gleichgewicht nicht zu verlieren. Ferrier verlor es nicht; er übernahm das furchtbare Geschäft, die Familie von dem Unglück mit Vorsicht in Kenntniß zu setzen. Wie schwer war dieß! Er selbst hatte alle Anstrengung nöthig, um sich für sich zu fassen und zu sammeln. — Indessen war man ziemlich in die Nähe von Ouchy gekommen. Auf dem Molo konnte ein gutes Auge Storys Kinder bemerken, die das Dampfschiff erwarteten. Noch einige Minuten, und man sah ihre Tücher flattern, um den Vater zu begrüßen — wer hätte ihnen antworten wollen? Bald erkannte Ferrier Madame Story mit den kleinern Kindern; man bemerkte an ihren Bewegungen steigendes Staunen, daß sich der Vater nicht auf dem Verdeck blicken lasse, daß er nicht winke, nicht grüße. Man hätte die Räder des Schiffs aufhalten mögen, das nun in den Hafen brauste.

Ferrier war einer der Ersten, die ausstiegen. Er that sich alle Gewalt an, Madame Story von einem Hinderniß zu sprechen, das ihren Mann einige Tage in Genf zurückhalte. — „Und er hat nicht geschrieben?“ fragte sie erstaunt und bewegt, und die Kinder drängten sich alle ängstlich fragend um ihn her. Da konnte Ferrier sich nicht länger halten, seine Stimme wurde bewegt, erschütterte, seine Augen füllten sich mit Thränen. — „Um Gotteswillen, reden Sie, was ist geschehen? wo ist Story?“ Stumm und ohne zurückzuschauen, wollte Ferrier nach Genf hindeuten, zeigte aber auf das Schiff, wo man eben die Leiche, in blutige Tücher gewickelt, über Bord hob.

Korrespondenz-Nachrichten.

Straßburg, April.

Sand, von einem Franzosen geschildert.

Leute, die uns nicht kennen, haben schon den Straßburgern vorgeworfen, sie haben zuweilen die Eitelkeit, französischen Geist mit deutschem Gemüth paaren zu wollen. Glauben Sie dies nicht; wir wissen, daß aus solcher Paarung keine Frucht entspringt. Nein, unter den Grenadiermützen mit der dreifarbigen Kokarde sind deutsche Stirnen und deutsche Augen; aber unsere Herzen schlagen für das Land am rechten, wie für das Land am linken Rheinufer, und in diesem Departement geht eine Theilung eher an, als in dem des Geistes. In diesen Tagen hat uns hier ein kleiner Roman in der Pariser Gazette littéraire großes Vergnügen gemacht. Er behandelt die Geschichte von Sands Mordthat physiologisch-historisch, und namentlich ist es dabei auf eine Schilderung der damaligen deutschen Jugend abgesehen. Wir sind so deutsch — ich sage nicht noch, denn so sollen wir es hoffentlich bleiben — daß keinem jungen Elsässer von einiger Bildung, und wäre er nie über die Rheinbrücke gekommen, entgehn, in welchen Punkten diese Skizze wenigstens oberflächlich treffend, und in welchen sie innerlich falsch ist, und daß sich jeder daran ergötzt, wie der französische Esprit die „na-

Digitized by Google

tion **essentiellement philosophique et révreuse**“ auffaßt. — Das Stück ist meisterwürdig und für die Begriffe der Franzosen von deutscher Art und Weise sehr charakteristisch; ich übertrage daher zum Nutzen und Vergnügen der Leser einige Scenen daraus ohne Anmerkungen. Wenn es anders von einem Deutschfranzosen nicht unbeschrieben ist, so möchte ich diesen kleinen französischen Roman vorzüglich den deutschen Romanschreibern empfehlen, die auf ihren Wanderungen durch das Universum auch la belle France häufig besuchen und den wunderlichen Bewohner beschreiben schönen, und sehr vielen Lesern dieser Schriftsteller, welche die französischen Charaktere derselben aus alten Jahrhunderten so wahr und natürlich nach dem Leben geschildert finden, obgleich sie ihre Bekanntschaft mit der großen Nation auf einige Individuen beschränkt. Ich fürchte, im Allgemeinen möchten — trotz der Universalität des deutschen Genius, vor dem ich allen Respekt habe — die Könige, Marquis, Herrn und Damen aller Stände deutscher Autoren einen unglücklichen Familienzug mit dem Sand u. s. w. unsers Franzosen gemein haben, und ihre Hoftente und Soldaten so wahr seyn, als der deutsche Medizinier, von dem die Leser unten hören werden.

* * *

Im März 1819 saß ich in einem Wirthshaus zu Heidelberg unter einem Rudel deutscher Studenten, — „Ehe ich das den verlasse,“ sprach ich, „muß ich nach Mannheim in das Theater; Kopebue soll häufig hinkommen; ich muß ihn sehen; es ist doch einer eurer berühmtesten Schriftsteller.“ — „Pfui sah, pfuisah!“ schrieen die jungen Deutschen wie aus Einer Kehle; „der Verräther in russischem Sold! der Spion der heiligen Allianz!“ — „Lassen wir die Politik aus dem Spiel,“ erwiederte ich; „vor seinem Talent habe ich alle Achtung.“ — „Er schafft an Deutschlands Schande,“ — „Nun, das Urtheil, das in Frankreich ein Staatsurtheil, ein La Mennais spricht, klingt ganz anders, als das Urtheil der Nation; aber sie sprechen es gar hübsch, und da höre ich nicht ungerne zu.“ — „So seyd ihr einmal, ihr lustigen Franzosen.“ — „Ihr nehmt die Schriftstellerei zu ernst, zu hoch.“ fuhr ich fort; „das politische Glaubensbekenntniß, die Meinung eines Volks, eines Jahrhunderts wird nicht, wie ein Geldstück, auf Einen Schlag, in Einem Gehirne ausgeprägt. Sie bildet sich allgemach; wo nur Menschen zusammenkommen, sey es im Salon oder auf dem Markte, ist es nichts anderes als ein großes Pickenick, bei dem jeder Kopf; auch der beschränkteste, seine Zeche bezahlt, nicht in klingender Münze, nein, in Worten; was die Feder thut, ist eben nicht viel.“ — „Ja. so ist es wohl in Frankreich,“ entgegnete mir einer der Studenten (Sand); „dort hat die repräsentative Verfassung alle Kastenprivilegien aufgehoben, dort sind in Folge des Centralisationssystems im Innern alle Schranken gefallen. Eure Straßen laufen sämmtlich in einem mächtigen Mittelpunkte zusammen; mit Hülfe eurer wohlfeilen Posten strömen jeden Augenblick Schaaren von Solicitanten, Hungerleidern, Renegierigen aus der Provinz nach Paris; Beamte, Musterkarteureuter, Steuer schwärmen dagegen aus Paris, visitiren dem Volk die Beutel, suchen Kunden, oder auch nur gesunde Luft und Zerstreuung. All dies Volk kennt sich, reist sich, Neuigkeiten gehen hinüber, herüber, ein Vorfall wird so und so erzählt, über eine Theorie hin und her gestritten. Die Atome der Nation drehen sich in beständigem Wirbel, treten in tausendfältige Berührung mit einander; das Blut wird gleichsam vom Herzen ohne Unterlaß in die Glieder getrieben und strömt von den Gliedern wiederum dem Herzen zu. Wie soll ein Buch da Großes wirken, wo alle Volksklassen unaufhörlich im lebendigsten Verkehr mit einander sind, wo Schwatzen ein Geschäft ist, das viele Stunden des Tages in Anspruch nimmt? Das Buch kommt nie anders, als ein bald Jahr nachdem die Verhandlung geschlossen ist.“ — „Nun ja, dies meinte ich eben.“ — „Ja, jetzt seyen Sie aber, wie es in Deutschland ist: die Kasten haben sich noch durchaus nicht verschmolzen, das Land hat keinen Mittelpunkt, hunderte von kleinen, mit Zollinien umgebene Staaten, die Kommunikationsmittel schwierig, langsam, kostspielig; jede Familie ist auf ihr Leben im eigenen Hause beschränkt, oder wirft doch nicht über den Umkreis eines kleinen Fürstenthums hinaus. Es gibt nur Ein Band, das die Geister verknüpft — die Schrift; das einzige Verbreitungsmittel der Gedanken sind die Bücher. Da man sich in der Unterhaltung mehr oder weniger schön und bündig ausdrückt, daran liegt wenig; aber ein schlecht stylisirtes Buch widert einen an und bekommt keine Leser; wo daher immer bei euch ein Gebirn einen Gedanken austheckt, so kommt er unfehlbar in Umlauf, bei uns aber geht er verloren, wenn nicht eine gewandte Feder Gevatter dazu steht. Wo man so isolirt lebt, wo man nicht viel spricht, wo einem nur das Lesen bleibt, da hat das Talent, dem es an Sittlichkeit fehlt, gewonnen Spiel, da kann es alles Edle und Große auf lange ersticken. Der Genius ist ein hohes Geschenk der Natur; wen aber sein Dauch beseelt, der ist dem ganzen Menschengeschlechte dafür verantwortlich. Wider seine Ueberzeugung, zu Weniger Vortheil gegen der Gesammtheit Wohl damit wuchern, ist ein Verbrechen; bei euch nun hat dieses Verbrechen keine sehr ernsthaften Folgen, bei uns dagegen sind sie ganz unberechenbar. Sie werden jetzt unsern Aeschen vor Kopebue begreiflich finden.“ — „Allerdings.“ — „Sein alter literarischer Ruf, die lebhafte, schlagende Dialektik, der blühende, hinreißende Styl verschafft sen jeder seiner Schriften einen bedeutenden Einfluß; und wozu braucht er diese Waffen alle? um die Schriftsteller zu brandmarken, die das arme Tentonien wieder ins Leben rufen möchten.“ — Da erscholl lautes Hurrahgeschrei: „Es soll wieder aufleben! er soll's nicht hindern! rief Teutonia.“ — „Kopebue, den die Natur zu einer hellen Leuchte im gelobten Deutschland bestimmt hat, wird ein Russe! der Adler, dem der Donnerkeil ist anerkraut worden, treibt Wucher damit unter den Raben! Kopebue, der Sohn Deutschlands, beträgt nicht allein die Mutter um das Erbe seines Geistes, nein, er kocht ihm zu Gift für die Brüder, die er verrathen! Kopebue lauert mitten unter uns tückisch den Schriftstellern auf, die eine Verfassung verlangen, den heilig versprochenen Lohn, um den wir uns zweimal zu Grüften für wurmdürftige Tyrone bezahlen.“ Da brach der Lärm noch toller aus: „Kopebue ist ein Schurke! sobald ich ihn sehe, stoße ich ihn aus — ich speie ihm ins Gesicht — ich zünde ihm das Haus an; wer bält mit?“ — „Das wäre Rache, nicht Recht!“ sagte der Student, der bisher gesprochen hatte; „wie! ihr wollt nichts mehr, als ihn sächtigen wie einen Philister, der einen Burschen gepreßt hat.“ Damit warf er einen düstern, stolzen Blick im Kreise umher und ein verächtliches Lächeln schwebte um seine Lippen; dann wandte er sich zu mir und sagte mit dumpfer, gepreßter Stimme: „Kopebue! das ist der einzige Mensch, den ich in meinem Leben gehaßt habe!“ — „Wollen mehr davon,“ rief ich. „Meine Herrn, auf Teutonias Wiedergeburt!“ Ich stand auf und trat an ein offenes Fenster; denn man erstickte beinahe vor Tabaksqualm.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 34.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 102.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 29. April 1831.

Des Großen viel in wunderbarem Wandern
Auf langem Pfad, hast du erlebt vor Andern.

Tasso.

Reise durch Kalabrien.

Von J. Baumann.

Zweiter Brief.

Castrovillari, eine kleine Stadt, liegt am Flusse Koscile, dem Sybaris der Alten, der in den umliegenden Gebirgen entspringt, reich an Fischen und Krebsen ist, und sich in den Meerbusen von Tarent ergießt. Es wurde von Ausoniern gegründet und zählt gegenwärtig ohngefähr 6000 Einwohner, von denen ein beträchtlicher Theil dem geistlichen Stande angehören muß, wenigstens wimmelt es in den Straßen von Geistlichen. Die umliegende Landschaft ist sehr fruchtbar, besonders wird viel Manna hier gewonnen, deren Erndte in die Monate Juli und August fällt. Aus dem unterhalb der Stadt auf einer Anhöhe gelegenen Eichwalde gelangt man in die weite, schöne Thalebene von Sybaris, die von den Küsten des jonischen Meeres sich hereinzieht und mit dem Walle di Crati, das von Cosenza herauf kommt, in Verbindung steht. Da, wo der jetzige Koscile in den tarentinischen Meerbusen sich ergießt, stand einst das mächtige Sybaris, das allein gegen Kroton ein Heer ins Feld stellte, größer als nunmehr die Hälfte der Einwohner von ganz Kalabrien beträgt. Die wollüstigen Sybariten sind aus der Geschichte genugsam bekannt; jetzt ist von ihrer Stadt keine Spur mehr vorhanden. Von Spezano, einem unterhalb des Thales auf der Höhe gelegenen Dörfchen, genießt man eine der schönsten Aussichten, hinab in die von zwei Flüssen durchschlängelte Ebene, hinüber auf den herrlichen Golf von Tarent, und weit hinaus über das blauglänzende Meer, auf dem unzählige Schiffe und Barken mit weißen, vollen Segeln schwammen. Dieser Anblick ließ mich die Leiden der in Murano zugebrachten Nacht vergessen, und froh und freudig zog ich weiter. Der Himmel war so rein und klar, rings um mich grünte und duftete Alles so frisch, und flammend sanken endlich die Strahlen der scheidenden Sonne an den waldigen Bergseiten herab in die vielfach sich windenden Thäler.

Es war schon spät in der Nacht, als ich nach Tarsia kam. Ein Eseltreiber, der vor dem Städtchen mir begegnete, rieth mir, weiter zu gehen, weil in dieser ganzen Gegend mal'aria (oder Aria cattiva, wie die Römer sagen) herrsche. Da ich aber, nach seiner Aussage, wenigstens noch fünf Stunden hätte reisen müssen, bis wieder zu einer Taverna, so entschloß ich mich, zu bleiben, und ließ mir den Weg zum Wirthe weisen. Die Locande befindet sich in dem schmutzigsten Winkel des Städtchens; überhaupt darf man in den meisten unteritalienischen Ortschaften gar nicht lange nach dem Wirthshause fragen, sondern nur da hingehen, von woher der ärgste Gestank einem entgegen kommt, und man gelangt sicher an den rechten Ort. Auf meine Frage, ob was zu essen und zu trinken vorhanden sey, antwortete der Wirth mit der Geberde, die ich oben schon beschrieben habe, fügte aber hinzu, er wolle mir etwas holen, wenn ich ihm Geld dazu gebe. Er brachte mir Wein, Eier und Brod. Ich

Digitized by Google

setzte mich zu fünf oder sechs Eseltreibern, von denen einer auf einer halbbesaiteten Zither ein kalabresisches Liedchen klimperte, ans Feuer. Was dem einsamen Wanderer, und besonders in solchen Gegenden, oft begegnet, das geschah mir auch hier: eine seltsame Wehmuth, von der ich keinen eigentlichen Grund wußte, beschlich mich plötzlich. Ja mich versunken, saß ich stumm und still da, starrte in die Flamme hinein und horchte nicht auf das, was um mich gesprochen wurde, bis auf einmal der Wirth heftig auffuhr und mit zornigem Blicke den Treibern zurief: „Nein, so lange der Fremde in meinem Hause sich befindet, laß ich ihm kein Leid zufügen!“ Ich muß gestehen, daß es mir, wie ich dieß hörte, etwas kalt durch's Herz ging, so viel Trost auf der andern Seite auch wieder in den Worten lag. Ich stand auf und schaute die Burschen, die wohl geglaubt haben müssen, ich verstehe von ihrer Sprache nichts, weil ich so stumm dagesessen hatte, der Reihe nach an. Sie waren augenscheinlich etwas betroffen, und einer von ihnen, ein Muranese, begann schnell eine Tagesneuigkeit aus Cosenza zu erzählen, während er mich, als wollte er mich dadurch beruhigen, freundlich bei der Hand faßte und zum Tische führte, wo meine gebratenen Eier aufgetragen waren. Ich setzte mich und aß, in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Die Treiber legten sich einer nach dem andern schlafen, und wie ich mich endlich auch hinlegen wollte, nahm mich der treffliche Wirth beim Arm, zog mich auf sein Strohlager nieder, wohin er meinen Tornister schon gebracht hatte, und flüsterte mir ins Ohr: „Sie schlafen, um besser ausruhen zu können, diese Nacht bei mir; meine Frau ist schon zu einer ihrer Freundinnen schlafen gegangen.“ Diese Biederkeit rührte mich, ich drückte dem Manne die Hand und legte mich ohne Sorge neben ihm nieder. Am Morgen, als ich aufwachte, waren die Treiber alle schon fort; ich nahm meinen Tornister auf den Rücken, umarmte den ehrlichen Alten, dem ich vielleicht mein Leben zu verdanken hatte, und machte mich, gestärkt und froh, auch auf den Weg.

Ich habe die Bemerkung in Kalabrien mehr als einmal gemacht, daß es gut ist, nie Anlaß zu der Vermuthung zu geben, als verstehe man die Sprache nicht. Man muß immer reden, und wird etwas erzählt, und es lachen oder verwundern sich die andern, auch mit lachen oder sich verwundern, selbst wenn man von der ganzen Geschichte rein nichts verstanden hätte. Dadurch benimmt man den Schlechten viel Gelegenheit zu bösen Anschlägen, stellt sich der Nation in gewisser Hinsicht näher und kommt offenbar sicherer davon.

Es war ein frischer Morgen, als ich von Tarsia hinabkam in das Thal von Cosenza. Wie neu gefallener Schnee lag der Reif auf den Matten, und vielfarbig brachen die Strahlen der aufgehenden Sonne sich in den Millionen von kleinen Krystallen. Ich hatte erst wenige Miglien zurückgelegt, als ich wieder auf drei an der Straße aufgemauerte Säulen, mit eben so vielen aufgesteckten Köpfen, traf. Von zweien derselben waren nur die verwaschenen, gebleichten Schädel noch übrig, von dem dritten dagegen hing noch ein langer Lockenbündel herab, mit dem der Morgenwind spielte. Gegen Mittag gelangte ich zu einem Wirthshause, das einzeln am Wege steht, und, wenn ich nicht irre, Taverna nuova heißt. Ich fand Wein, Brod und getrocknete Feigen. Ein in seinem Dienste schon ergrauter Gensdarme schlürfte, als er meinen Paß gelesen, den Kopf und sprach: „Herr, so wären Sie vor einigen Jahren nicht durch Kalabrien gekommen, und selbst jetzt noch ist diese Art zu reisen etwas verwegen.“ Darauf ließ er sich neben mir nieder und fing an mir zu erzählen, wie man die Kalabresen in den Jahren 1809 bis 1812 gezüchtigt habe, so daß allein in der Gegend von Cosenza an einem Tage oft ihrer hundert geköpft, aufgehängt oder zusammengeschossen worden. „Seit dieser Katastrophe,“ fügte er hinzu, „hat Kalabrien aufgehört, ein Land der Räuber zu seyn, aber mit der Erinnerung an diese Züchtigung lebt auch der Haß gegen die Franzosen noch fort unter dem Volke.“ Ich konnte mir nun leicht erklären, warum die Muranesen, als man mich zum Richter führte, so gräßlich schrieen: „Sie haben einen Franzosen gefangen.“

Ehe man nach Cosenza kommt, erblickt man auf einer Anhöhe links die herrlich gelegene Stadt Besignano, welche einige für das alte Besidia halten, das in den punischen Kriegen zuerst wieder von Hannibal abfiel. In der Nähe von Cosenza lag auch Pandosia, wo Alexander, König von Epirus, den die Tarentiner gegen die kriegerischen Brutier zu Hülfe gerufen, sein Leben verlor. Er glaubte nicht, ein zweites Pandosia, vor welchem das Orakel zu Dodona ihn einst gewarnt hatte, hier zu finden, und erfuhr erst im Augenblicke seines Todes sein trauriges Verhängniß. Sein Leichnam wurde in Thurnium begraben.*)

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Siehe Livius VIII. und Strabo I. VI.

Kunst und Amt.

Streitende: Karl Joseph Simrock und Wilhelm Wackernagel.
Richter: Gustav Schwab.

(Fortsetzung.)

Joseph.

Vernahmst du nie von Midas Wahl,
Der, als Apollo göttlich sang, den Hirten Pan gekrönt?
Du wähltest so, daß dir wohl auch einmal
Ein Schilf im Munde tönt.

Digitized by Google

Denn Midas kam in große Noth,
Als ihm zu lauterm Gold gedieh, was seine Hand berührt:
Drum wandle deine Linke dir in Brod,
Was sie zum Munde führt.

Nimm dir ein Amt und hoffe nicht, daß dich die Muse nähret:
Verehrte Göttin soll sie dir, nicht niedre Dienstmagd seyn;
Wer sie will pachten, der erfährt,
Daß ihre Gunst ein frei Geschenk; er erndtet Spott nur ein.

Geweihter Stunden harre mit Geduld;
Wird reinen Sinns
Um Musenhuld:
Wird dir ein Lächeln, das ist viel Gewinns.

Wilhelm.

Freilich, köstlich muß es seyn:
Im Herzen summt ein Lied — doch du mußt fort zum grünen Tisch,
Da warten die Partheyen schon und schreiin:
Mein Herr, urtheilet frisch!

Freilich, köstlich ist auch das:
Die Seele singt und klingt — o weh! ein Viertel ist's auf neun,
Zur Schule mußt du und beim Tintenfaß
Hartnäck'ge Rücken bläun.

Freilich ist es Thorenwerk, zu lauschen still gespannt,
Wie dir Gesang im Busen wächst und wie er flügge wird,
Bis er zuletzt weit über Land,
Weit über's Meer die Flügel schwingt und auf gen Himmel schwirrt!

Freilich, besser ist es jedenfalls,
So wie sich's regt,
Dem Ding den Hals
Flugs umzudrehn, dieweil die Glocke schlägt!

Joseph.

Ja glücklich bist du, wenn Gesang
Mit wohllautreichem Flügelschlag dir um die Schläfe weht;
Und gingst du hinter'm Pflug dein Leben lang,
Dein innres Glück besteht.

Doch ward dir nicht ein kleines Loos,
Lehrt keine Pflicht und kein Beruf, dich Mensch und Bürger seyn,
So zieht die Brust dir keine Lieder groß,
Kein Gott kehrt bei dir ein.

Ein Fremdling irrst du in der Welt, bist nirgendwo zu Haus,
Nur auf den Rücken gern gesehn wie ein dreitäg'ger Gast;
Ein Andrer trinkt den Rheinwein aus,
Von dem du Armer oft und doch nie recht gesungen hast;

Ein Andrer kränzt die ros'ge Braut — verdammt!
Dir wird der Dorn.
Nimm dir ein Amt!
Das ist der Lieder unerschöpfter Born.

Wilhelm.

Das ist ein schlechter Ackerzug,
Paart man in's Joch den schlanken Hirsch, des Ochsen Mißgestalt:
Der wartet seines Amts und zieht den Pflug;
So will der Hirsch zu Wald.

Du magst wohl heut und morgen noch
Die Kette tragen, magst dich frey'n am gleißend goldnen Glück;
Und kommt der dritte Tag, so kehrst du doch
Zum rechten Ziel zurück.

Verloren ging in einem Wald ein junger Königssohn:
Da zog ihn eine Löwin groß, bis ihn der Vater fand.
Der Vater starb, sein ward der Thron,
Und Land und Meer und Berg und Thal gehorchten seiner Hand.

Im Walde jagt' er einst: da kam im Lauf
Die Löwin her,
Er schwang sich auf,
Sie trug ihn fort: kein Auge sah ihn mehr.

Joseph.

Ja, mährchenkundig bist du schon;
Doch manchmal zweift' ich, legst du wohl den rechten Sinn hinein?
Geboren war derselbe Königssohn,
Mit Menschen Mensch zu seyn.

Nun ihn die Löwin äzt' im Wald,
Verwildert' er als Säugling schon und ward zum blöden Troll;
Auch kehrt' er heim in seine Wüste bald,
Wie es der Waldthor soll.

Auch auf dem Thron noch unterthan dem thierisch rohen Trieb,
Vertauscht' er gern mit Eichelmast sein königliches Mahl;
Doch wenn er bei der Löwin blieb
Und dann auch ihr der Trieb erwacht, zerreißt sie ihn einmal.

Wem so entartet ist der nicht'ge Sinn
Zu wilder Lust,
Der ziehe hin:
Er kann nicht herrschen in der Menschen Brust.

Wilhelm.

Ein Auge ward dem Volk bestellt,
Vor dessen stolzen Blicken sich der Himmel selbst enthüllt,
Ein Auge das am Bilde sich der Welt
Mit bunten Farben füllt.

Digitized by Google

Der Dichter ist der Augenstern:
Du Volksauge, hüte dich vor ird'schem Schmutz und Staub!
Sonst scheidest du die Spreuer nicht vom Kern,
Die Blüthe nicht vom Laub.

Was führst du ins gelobte Land, Rahel, die Götzen mit?
Hier ist des ein'gen Gottes Haus: die Götzen laß davor!
Nur wer die Schwelle rein betritt,
Mit reiner Hand den Riegel hebt, dem öffnet sich das Thor.

Es wandern Kunst und Amt ungleichen Weg:
Minerva warf
Die Flöte weg,
Weil Weisheit nicht den Mund verziehen darf.
(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Straßburg, April.

(Fortsetzung.)

Sand, von einem Franzosen geschildert.

Der Student, der mit mir gesprochen hatte, war kein Heidelberger, wie die andern; er kam eben von Jena und trug den teutonischen, bei den jungen Norddeutschen gebräuchlichen, kurzen, schwarzen Rock mit übergeschlagenem Hemdkragen. Er war gut gewachsen, aber sehr klein; seine Züge waren fein und regelmäßig, das blonde Haar fiel in Locken auf die Schultern nieder; das Gesicht war bleich, aber die Haut so zart, daß sich keine Frau daran hätte schämen dürfen. Erst wenn man ihn eine Zeitlang gesehen hatte, wurde man inne, daß er schon vierundzwanzig Jahre alt war, auf den ersten Blick hielt man ihn für sechzehn-, siebzehnjährig. Aus den großen, durch lange Augenlieder und hübsche Wimpern halb bedeckten Augen sprach Sanftmuth und Güte; doch zuweilen brach aus dem rasch geöffneten, starren Auge ein düsteres Feuer. So weich, zurückhaltend, ja fast knabenhaft schüchtern er war, so entging einem doch nicht, daß unter dieser Hülle eine eiserne Willenskraft wohne. — Er kam mir nach und setzte sich zu mir an das Fenster. „Ehre und Preis den Verfechtern freisinniger Ideen in Deutschland!“ so hob er an. „Vorgestern in fünf, sechs Kollegien gähnen, am Tage auf einem Klavier klimpern, oder sich die Gesichter mit langen Säbeln zerfetzen, Abends für Abend ein Dutzend Krüge Bier leeren — das sind ihre Thaten!“ — „Europa läßt ihrem hohen Sinn für große Gedanken, ihrem Patriotismus Gerechtigkeit widerfahren.“ — „Ihrem Patriotismus! ein flüchtiges Fieber, das kaum so lang anhält, als sie in der Universitätsluft leben. Fürchten Sie ja nicht, daß sie diese Pest in das Geschäftsleben verschleppen. Drei Jahre noch, und die Sie da sehen, sind sammt und sonders gründlich kurirt.“ — „Nun ja, das verrum pecus, diejenigen, die ein Gewerbe ergreifen, wobei Gewinn das einzige Augenmerk ist. So ist es überall. Wofür schaffen sie? damit einmal im Alter ihre Woche lauter Sonntage habe. Ob die Volkslehre in den Staub gezogen, ob der Gedanke in Fesseln geschlagen ist, was geht sie das an? Nur dann schwingt ihre Nervenfaser, wenn eine Anklage an ihr Eigenthum greift oder ihrem Geschäfte Eintrag thut. Aber bei den Gebildeteren, die sich mit irgend einer Wissenschaft, mit Literatur, Kunst“ ...„Nun ja, bei diesen schwingt die Nervenfaser für etwas Anderes, als bei den Krämern; ihr Patriotismus ist aber darum um nichts werthvoller. Was thut der Gelehrte, wenn er mühsam sammelt und ordnet, um endlich hinter eines der großen Geheimnisse zu kommen, welche der Mond den alten Sichen erzählt, wie es mer unserer neuern Schriftsteller sagt? Er stillt nur den brennenden Wissensdurst, der ihm angeboren ist. Der Dichter, der Künstler, was thun sie, wenn sie, jeder auf seine Weise, den Empfindungen, die sie in ihrer oder in fremder Brust belauscht, wenn sie den Eindrücken der Außenwelt, je nachdem dieselben dem Auge angenehm oder unangenehm sind, kurz, wenn sie dem, was sie in der moralischen wie in der physischen Welt schön und häßlich nennen, Körper und Ausdruck geben? Sie übertassen sich nur dem unwiderstehlichen Hang zur Träumerei. Kurz, die Forschungen jener, sogar die Phantasiespiele dieser mögen einstweilen für das Vaterländ Wohl seyn; aber dem Einzelnen geht es nicht anders als dem Krämer: er folgt eben seinem Trieb.“ — „Vom Rekruten, der in das Bivouak geschleppt wird, vom armen Teufel, der aus Arbeitsscheu und Unstätigkeit zu jedem andern Gewerbe das Kriegshandwerk ergreift, kann nicht die Rede seyn; ebensowenig vom Ränkeschmiede mit niedrigen Gesinnungen, der sich im Staatsdienste hinaufschmiegt, um endlich im goldgestickten Rock und Ordensband auf hohen Fußgestell zu prangen; aber der Krieger von Kopf und Herz, der geniale Staatsmann — bei ihnen oder nirgends muß Vaterlandsliebe eine Stätte finden.“ — „Ja, ein rastloses Thun und Schaffen, das immer und ewig neue Nahrung verlangt, eine rasende Sucht nach Neuheit und Abwechslung — dies treibt sie, auf den Schlachtfeldern oder im Kampfe der Parthieen ihren Kopf immer und immer wieder einzusetzen; so setzt der glückliche Spieler im Taumel zwanzigmal das Gold wieder ein, das ihm des Glückes Laune zwanzigmal gedoppelt zurückschiebt. Und dann ist es ja so süß, den Willen von Tausenden zu brechen, sie an sicherem Zügel zu leuken; es ist so süß, eine geistige Hierarchie auf seine Stimme sich organisch bewegen zu sehen, und endlich ein im Gehirn längst ausgearbeitetes System auf dem heimischen Boden zu pflanzen. Dies sind die wahren Motive des großen Heerführers, des großen Staatsmanns.“

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung der Homonyme in Nr. 97:
Arsas.

Charade.
(Homonymisch.)

1. 2.

Friedliche Menschen mit mächtigen Schilden
Suchen mich möglichst abzuwehren;
Nur die Soldaten, die Bauern und Wilden
Sieht man die Schilde gewöhnlich entbehren.

3. 4.

Ich bin in Händen der wilden Soldaten.
Fliege gefaltet zur lieblichen Braut hin;
Siehst du mich nicht, kann sollterst du rathen.
Daß ich zuweilen von Steinen erbaut bin.

Das Ganze.

Das Ganze suche du nicht zu fassen!
Es ist ja nur ein schöner Schein;
Ein Räthsel, das die Sonne löst.
Ihm ist wohl kein Genie zu klein?

J. G. M.

Beilage: Literaturblatt Nr. 44.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 103.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 30. April 1831.

Die goldne Kette gieb mir nicht,
. . . . . .
Gieb sie dem Kanzler, den du hast,
Und laß ihn noch die goldne Last
Zu andern Lasten tragen.

Ich singe, wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnet.
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet.

Goethe.

Kunst und Amt.

Streitende: Karl Joseph Simrock und Wilhelm Wackernagel.
Richter: Gustav Schwab.

(Beschluß.)

Joseph.

So weit die lichte Sonne scheint,
Aus allen Zonen Bild auf Bild zu häufen mühst du dich;
Doch alle sind sie deiner Sache feind
Und zeugen nur für mich.

Und kehrst du nun mit reinem Sinn
Zu werben um der Muse Gunst? So mahnt' ich dich schon oft;
Doch ist der rein, der zeitlichen Gewinn
Von ew'gen Gütern hofft?

Der Heiland trieb die Wucherer aus seinem Gotteshaus,
Und Luther ward dem Papste feind um Tetzels Ablaßkram:
Wer nur um einen fetten Schmaus
Der Dichtung heil'ge Flamme schürt, wie höhnt der Zucht und Schaam!

Doch, bleibt er ohne Amt der Kunst getreu,
Macht sein Gedicht
Die Leser scheu:
Den Dichter fror, sein Lied erwärmet nicht.

Wilhelm.

Freund, wenn ein Amt dir steckt im Kopf,
So sey auch sicher, daß dein Lied stets nach dem Amte schmeckt:
Denn schmeckt ein Topf, so schmeckt auch nach dem Topf,
Was in dem Topf gesteckt.

Gedenkst du jenes Dichters nicht,
Der, weil er Manchem schon verhalf zu Rad und Beil und Strang,
Von Schurken nur, wie man auf's Rad sie flicht,
Von Schuld und Schande sang?

Und jenes andern, der die Welt für eine Schule hielt,
Wo man den Jungen meisterlich der Sylben Maß und Takt
Mit Schlägen auf dem Rücken spielt
Und auf dem Kopfe, der's nicht faßt, mit Fäusten Nüsse knackt?

Des Amtes Sorge nistet fest im Haus:
Es blies das Licht
Ein Gimpel aus:
Nun, meint' er, säh'n ihn seine Flöhe nicht.

Joseph.

Zur Tagesordnung ruf' ich nun:
Ich fragte, was dem Dichter ziemt und ob ein Amt ihm frommt;
Ein Andrer mag nach seinem Sinne thun,
Wenn nur kein Reim ihm kommt.

Digitized by Google

Kein Dichter wird dem Amt zum Raub,
Noch hängt es ihm wie Blei am Fuß, daß er nicht fliegen kann:
Er schüttelt von den Sohlen sich den Staub
Und schwingt sich himmelan.

Doch schafft das Amt, daß er sich nicht im blauen Raum verfliegt,
In öden Fernen untergeht, den Sinnen ganz entrückt:
Nein, dort, wo sich die Lerche wiegt,
Da rauscht sein stolzer Flügelschlag, der Aug' und Ohr entzückt.

Die Lerche schwebt ob heimathlichem Feld
Und jauchzt dem Herrn,
Deß Segen schwellt,
So weit sie blickt, die Halme nah und fern.

Wilhelm.

Du fängst im eignen Garne dich
Und leihst zu meinen Bildern mir das Bild der Vögel noch:
Sie mühn mit Säen noch mit Ernten sich,
Und Gott erhält sie doch.

So stehn die Lilien auch im Feld:
Sie spinnen nicht, sie weben nicht, doch streun sie Glanz und Duft,
Weil Gott den Schimmer ihres Kleids erhält
Mit Sonn' und Thau und Luft.

Daneben geht der Ackermann und keucht am schweren Pflug
Und ärgert an dem Steine sich, der ihm die Furche sperrt:
Hat er sein Brod, so ist's genug,
Genug, daß er der Noth entfleucht, die ihn im Nacken zerrt.

Dabei vergißt er, daß von Gottes Gunst
Auch ihm verliehn
Die Zauberkunst
Des Sangs, vor dem die Wetterwolken fliehn.

Joseph.

Die Vögel haben meinen Sinn,
Denn jedem ward ein ander Amt, bei dem er nicht verstummt;
Die Biene fliegt, die Honigsammlerin,
Von Kelch zu Kelch und summt.

Nicht eitel ist der Lilie Glanz:
Sie ist des Himmels Priesterin, der ihr den Schmuck erhält;
Die Sterne kreisen nicht im müß'gen Tanz:
Sie bauen Gottes Welt.

Der Landmann, der am Pflug den Fall der ersten Eltern büßt,
Wie soll er singen, dessen Schweiß die durst'ge Erde tränkt?
Doch wenn er seine Hütte grüßt
Und kommt der Ernte Tag, so ist auch ihm Gesang geschenkt.

Wer Tugend hat und Frieden in der Brust,
Nur dem erklingt
Das Herz zur Lust;
Ihm wird zum Lohne, daß er lieblich singt.

Wilhelm.

Und wenn ihn recht der Himmel liebt,
So schenkt er zu der hohen Kunst ihm auch den hohen Muth,
Daß er sich seiner Liebe ganz ergibt
Mit Leib und Seel' und Gut.

Wie seinen Tempel Salomon,
Soll auch der Dichter seinen Sang aufbauen still und keusch:
Da darf ihn stören keines Hammers Ton,
Kein Meißel mit Geräusch.

Du wirfst gar manches schöne Wort und trifft mich nimmermehr:
Sieh hin das Amt und nimm die Kunst! das ist und bleibt mein Rath.
Auf! schaff' und einen Richter her,
Der dein' und meine Affe zählt, wer wohl die meisten hat,

Der du vor jedem, wen dein Mund auch nennt,
Verlieren mußt,
Der beides kennt,
Die Last des Amtes und des Dichtens Lust.

Joseph.

Freund, wenn du den zum Richterstuhl berufst, dem Beides kund,
So weiß er, wie des Amtes Müh des Singens Lust versüßt:
Ihm trau' ich, daß sein Liedermund
Mit Sangespreis und Habedank den rechten Sieger grüßt.

Ein rechter Richter ist mir wohl bekannt:
Ein Meister wohnt
In Schwabenland,
Herr Gustav heißt er: wohl ihm, dem er lohnt!

Wilhelm.

Es ward das edle Schwabenland so manches Baches Quell,
Der fröhlich klingend sich ergoß und doch kein Mühlrad trieb:
Wie scholl die Woge stark und hell,
Weil ungezähmt und ungelenkt von Schleus' und Wehr sie blieb!

Drum trau' ich wohl, wer gleichem Schooß entsprang,
Ein frischer Fluß,
Daß ihm Gesang
Ohn' Amt vor allem lieblich klingen muß.

Gustav.

Herr Wilhelm! bei dem letzten Wort
Muß ich dich fassen, wenn von mir du rechten Richtspruch willt.
Nach meiner Schwabenalp führ' ich dich fort,
Der mancher Bach entquillt:

Digitized by Google

Wenn kaum er aus dem Felsen sprang,
Nicht hundert Schritte sind's, daß er am Mühlrad fröhlich schafft,
Dann eilt er hin mit um so schnellerem Gang. —
Kein Amt lähmt inn're Kraft.

Doch, Joseph, stolze Ströme gibt's, die waren nie ein Bach;
Ihr Ursprung ist ein tiefer See, breit wallen sie heran,
Für Mühl' und Schiff sind sie zu sach,
Sehnsüchtig stürzen sie an's Herz dem Vater Ocean.

Der große Dichter gleicht dem kühnen Fluß,
Schafft nicht um Lohn,
Thut, was er muß.
Ich bin ein Bach; ich richt' auch mir zum Hohn!

Reise durch Kalabrien.

(Fortsetzung.)

In arg zerrissenem und beschmutztem Anzuge, mit nassen Strümpfen und Schnupftüchern, die ich kaum eine Stunde vorher in einem Flusse gewaschen hatte, auf dem Tornister, hielt ich meinen Einzug in Cosenza. Der Mann, bei dem ich mich nach dem besten Wirthshause erkundigte, betrachtete mich eine Weile vom Kopf bis zu den Füßen und erwiederte darauf mit einem etwas satirischen Lächeln: „Wenn es Ihr Ernst ist, in unserem besten Gasthause einzukehren, so müssen Sie in den Pallast gehen. Er liegt ganz oben in der Stadt, und Sie dürfen, um ihn zu finden, nur dem Signor Domenico nachfragen.“ Wie ich die steile Gasse hinaufging, rief man fast aus jedem Fenster mir zu: „Kehren Sie ein, Herr, hier ist eine gute Locande!“ worauf ich allemal stolz entgegnete: „Ich gehe in den Pallast!“ Obwohl ich mir von diesem keine große Vorstellung gemacht hatte, so fand ich doch ein wohlgebautes, tüchtiges Haus, auf einem der schönsten Punkte der Stadt stehend. Auf meine Frage, ob ich bei Signor Domenico sey, hinkte, mit einem schweren Eisenstocke dem etwas verkürzten Beine nachhelfend, ein korpulenter Mann von ungefähr vierzig Jahren auf mich zu, faßte freundlich grüßend meine Hand und führte mich an eine lange Reihe von Betten, die durch Verschläge von einander abgesondert standen, und wo über jedem die Tare des Schlafgeldes, von zwei bis vier Karlin für eine Nacht, angeschrieben war. Ich warf meinen Tornister ab und ging hinunter, um mich noch ein wenig in der Stadt umzusehen.

Cosenza, Hauptstadt der Provinz Calabria citeriore, liegt auf mehreren Hügeln zwischen den Flüssen Busento und Crati, am südlichen Ende eines offenen, heitern Thales. Es wurde von Ausonern gegründet und war einst eine mächtige Stadt, ist aber durch die vielen Verwüstungen, die es durch Kriege und Erdbeben erlitten, so herabgekommen, daß es jetzt kaum noch 10,000 Einwohner zählen soll. Die vielen Kasali oder kleinen Ortschaften, welche auf romantischen Anhöhen um die, ungefähr drei Miglien im Umfange große Stadt herumliegen, geben derselben etwas überaus Malerisches, man mag sie betrachten von welcher Seite man will. Der Crati, welcher dicht unter ihr vorbei fließt, und über den eine schöne Brücke führt, ist der Krathis der Alten, den Ovid piscosus amnis nennt und ihm, mit Plinius, die Eigenschaft zuschreibt, den Haarwuchs zu befördern und die Haare kraus zu machen; Strabo sagt, er färbe sie gelb und heile diejenigen, die in ihm sich waschen, von vielen Krankheiten. In seinem Bette, da, wo er etwas unterhalb der Stadt mit dem Busento zusammenfließt, sollen die Gothen ihren König Alarich mit all seinen Schätzen begraben haben.

Cosenza hat ein Kollegium, ein Theater und mehrere Kirchen, die indessen nichts Interessantes enthalten. Die meisten Gassen sind ziemlich steil. Die Einwohner, ein tüchtiger Schlag von Menschen, scheinen von dem alten brutrischen Geiste noch etwas bewahrt zu haben. Am Tage bemerkte ich wenig Leben in der Stadt, sobald es aber dunkel geworden und die Früchtehändler ihre Fackeln aufgepflanzt hatten, begann der furchtbarste Lärm und dauerte bis über Mitternacht hinaus. Die Umgegend ist sehr fruchtreich; die vorzüglichsten Produkte sind Honig, Oel, Hanf, Getreide und Wein; den Hauptgegenstand des Handels aber macht die Seide aus. Die Seidenwürmer kamen schon unter Julinian aus Judien nach Italien, allein die Zucht wurde wieder vernachläßigt, bis König Roger den Seidenbau in Sizilien und Italien wieder dadurch in Aufnahme brachte, daß er Leute, die das Geschäft verstanden, vom Peloponnes mit sich herüber nahm, worauf dann Kalabrien bald mehr Seide produzirte, als sonst ganz Italien. Schon im sechzehnten Jahrhundert berechnete man den Ertrag der Seide in Kalabrien auf drei Tonnen Goldes. Die erste Abgabe auf diesen Artikel legte Karl V., doch nur fünf Gran auf das Pfund. Im siebzehnten Jahrhundert bezahlt man schon 36 Gran für das Pfund, und schon damals betrug der Gewinn für den königlichen Fiskus über 260,000 neapolitanische Dukati. Die Menge der Seide schätzte man auf drei Millionen Pfund jährlich, die dem Land, nach Abzug aller Unkosten, ungefähr drei Millionen Dukati abwarfen. Der immer steigenden Abgaben wegen fing der Seidenbau wieder zu sinken an, doch schickte Kalabrien noch vor fünfzig Jahren alljährlich 800,000 Pfund rohe Seide nach Neapel, um sie von da aus weiter zu versenden. Die Abgaben beliefen sich damals auf 42½ Gran für das Pfund, so daß der königl. Fiskus 340,000 Dukati bezog. Die Seide im Durchschnitt zu zwanzig Karlin das Pfund angeschlagen, blieben Kalabrien 1,600,000 Dukati. Gegenwärtig liegt der Seidenbau um Cosenza sowohl, wie in ganz Unteritalien, sehr im Argen und wird von Jahr zu Jahr noch tiefer herabkommen. Die

Digitized by Google

noch stehenden Maulbeerbäume sind aufs Schrecklichste vernachlässigt, und der Bauer pflanzt selten junge nach, weil er sieht, daß er sich dadurch nur neue Lasten aufsetzt. Der beste und kürzeste Weg, den Monarchen einschlagen können, um ein herrliches Land gänzlich zu Grunde zu richten, ist, wenn sie einerseits die Abgaben immer mehr erhöhen und anderseits die Geistesbildung immer mehr herabdrücken.

Es war schon ziemlich spät, als ich wieder in den Pallast zurückkam. Froh, nach vielen und mühseligen Tagen, mich wieder einmal in einem etwas ordentlichen Wirthshause zu befinden, setzte ich mich zu Tische und ließ es mir herrlich schmecken. Wie der Kellner den Braten hinstellte, faßte er mit der Linken den Zipfel des Tischtuches, schneuzte sich ein Paarmal die Nase darein, ließ ihn wieder fallen und ging fort, ohne sich im Mindesten zu exkusiren. Nicht wenig befremdet über diese Art zu bedienen, und dazu noch in einem Pallaste, schaute ich die Herrn, die mit mir zu Tische saßen, einen nach dem andern an; wie ich aber merkte, daß keiner eine Miene darüber verzog, schloß ich, es müsse hier so Sitte seyn, und schwieg. Als ich mich schlafen legen wollte, fand ich meinen Tornister nicht mehr auf dem Bette, das ich mir früher gewählt hatte, sondern auf dem am höchsten taxirten. Ich wollte darüber etwas unsanft mich auslassen, aber Signor Domenico faßte mich lächelnd bei der Hand und sprach: „Sie bedürfen der Ruhe und schlafen darum in meinem besten Bette, ohne deßhalb mehr bezahlen zu müssen.“ Ich ließ mir das gefallen, und wie ich am andern Morgen meine Rechnung verlangte, machte sie drei Karlin und einen Gran aus; also nicht einmal so viel, als das Schlafgeld allein betragen hätte. Dazu war meine Flasche mit Wein, mein Tornister mit Braten gefüllt. „Sie müssen was auf den Weg mitnehmen, weil Sie zwei oder drei Tage jetzt wenig mehr finden werden!“ sagte Domenico, küßte mich und wünschte mir noch aus dem Fenster herab eine glückliche Reise. Ich habe den von seiner Hand geschriebenen Conto zum Angedenken mitgenommen und werde mich stets mit Freuden an den Mann erinnern, von dem ich nicht ohne Rührung scheiden konnte. Auf einer solchen Reise thut so etwas dem Herzen doppelt wohl.

(Schluß des zweiten Briefs.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Straßburg, April.

(Beschluß.)

Sand, von einem Franzosen geschildert.

„Patriotismus,“ erwiederte ich, „wäre also nirgends zu finden?“ — „In jedem Stande in jedem Menschen wohnt eine Dosis davon, mehr oder weniger, die Grundlage des Charakters aber ist er nirgends; überall herrscht der Eigennutz.“ — „Nun, was schadet es denn, wenn jeder seines Vortheils mit Verstand wahrnimmt? Das Wohl des Staats ist doch nichts anders, als der summirte Wohlstand der Einzelnen.“ — „Einige wenige Menschen kenne ich doch, deren Andenken mir heilig und theuer ist.“ — „Ja, im Alterthum gab es Namen, denen kein Mensch seine Bewunderung versagen mag: Leonidas bei den Thermopylen.“ — „Ein glänzender Hinkritt im Angesicht der Welt! Das Vaterland mußte ihn preisen und feiern. Die That war wohl nicht frei von Ruhmsucht.“ — „Curtius, der sich in den Schlund stürzt.“ — „Das war wohl ein Frohmüthling, der schnurgerade in die eingeklüfteten Gefilde zu gelangen meinte. Nein, gänzliche Verläugnung des Ich, vollkommen schlackenreinen Patriotismus sehe ich im Tode des Sokrates. Er tauscht nicht sein Blut gegen die Nektarschaale im Himmel; er gibt es hin als Dünger auf dem Felde der Wernunft in einem spätern Jahrhundert. Aber die That jener Feuerseele, die sich aus dem Schooße eines Sklavenvolkes erhebt und feierlich wider die Tyrannei zum Dolche greift, die rührt mich noch jetzt zu Thränen; ich meine Charlotte Corday, Marats Mörderin.“ — „Ich kann nicht dafür, mir schaudert vor dem Dolche, auch wenn ich ihn in der Hand der Tugend blitzen sehe.“ — „Das war nicht, wie bei Ravaillac, die Ausgeburt eines beschränkten Gehirns, das fremdem Triebfedern gehorcht, oder inbrünstig nach der Seligkeit eines Paradieses verlangt. Charlotte glaubte an den Gott, der jedem Menschen lebendig im Busen lebt, nicht an Menschenwerk. Clärers Wort war nichts als ein Lüftesseufzen. Nach der Tyrannin im Blute, so lebten die Verschwornen fort in der befreiten Welt. Als Charlotte über Marats Schwelle trat, tonnte sie nur zum Blutgerüste wieder darüber zurückschreiten. Auch Stapf, bei seinem Angriff auf Napoleon, opferte sich auf; ob der Streich gelang oder nicht, er spießte sich an den französischen Bajonetten; aber im selben Augenblick segneten zwanzig befreite Völker seinen Namen. Charlotte gab einem ganzen, vom Schrecken in Dumpfheit gefesselten Volke ein Beispiel von Heldenmuth; aber wie lange konnte es dauern, bis es nur gewahrt wurde? vielleicht kam diese Zeit gar nicht. Als auf dem Todesgange Cheniers Hymnus auf des großen Marats Manen um sie scholl, da verzweifelte sie vielleicht an Frankreichs Zukunft! Lange Zeit verstrich, bis das Aas ihres Schlachtopfers aus dem Pantheon in die Gosse der Hallen geworfen wurde. Und eine solche That hat ein Mädchen gedacht und ausgeführt!“ — „Sie mögen sagen, was Sie wollen, den Mord kann nichts rechtfertigen.“ — „Nach Rousseau ist in gewissen Fällen die Lüge die erhabenste Tugend.“ — „Wollte man jedem Menschen das Recht zuerkennen, sich allein zum Richter über seine Nebenmenschen aufzuwerfen, das hieße doch eine Lehre —“ — „Die Könige können die Festen für einen Lehrstuhl sparen, von dem herab gegen diese Lehre gesprochen würde. Sich unter den Umständen wie Charlotte Corday das Recht herausnehmen, die Tyrannen zu richten und zu strafen, das fällt in dieser engherzigen, eigenliebigen Zeit selten einem ein. Der Nachtwächter ruft; der Universitätsbedell klopft an die Wirthshausthüre. Wir müssen gehen; gute Nacht.“

So viel für heute; eine spaßhaftere Scene, obgleich sie sich mit Koyebue's Ermordung endet, das nächstemal.

Auflösung der Charade in Nr. 102:

Das schöne Band auf Erden.
Das ihr der Himmel web.
Das sich aus goldner Schuld
In deutscher Sage hob,
Glanzvolle Raum, die selten
Ein Sterblicher ganz erblickt:
Auf ihr hat eine Göttin
Ihr Mädchen einst verschickt.

Beilage: Monatsregister April.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Fünf und zwanzigster Jahrgang.

1831.

Mai.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1831.

Digitized by Google

Das „Morgenblatt für gebildete Stände“ enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. — Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltenen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerey, Bildhauerey, Buntkunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kulturgeschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungsgeschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Unedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen ꝛc.

V. Kleine Reisebeschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergleichen.

VIII. Besondere Beilagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte so wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im „Morgenblatt“ Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beylage unter dem Namen des „Kunstblatts“ für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Ausbeute zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das „Kunstblatt“ in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des „Morgenblatts“ eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbstständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwey, wöchentlich erscheinenden Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beyträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unparteylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre unversehen, auch für unser Blatt festsetzen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder unangemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beytragen, unser Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunst-Blatt“ bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem „Literatur-Blatt.“ — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher

Digitized by Google

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beylagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt“ . . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Frühlingslieder, von K. Felder. 109.
Die Blümlisalp, von A. Stöber. 113.
Sägemüllerlied, von A. Stöber. 115.
Der sterbende Kosmopolit. 119.
Liederflüchtlinge, von A. Stöber. 121.
Der Einsiedler, von Fallati. 124.
Blücher. Speckbacher. Hofer. 127.
Die Töchter des Rheins. 129.
Logogriph; Koth. Loth. Noth. Roth. 109.
Räthsel: Echo. 115. — Die Zeit. 121.
Homonyme: Bank. 127.

Romane und Erzählungen.

Der Abendstern. 106 — 124.
Geschichte eines Regenschirms. 125. 126.

Länder- und Völkerkunde.

Samogitien. 108. 109.
Die polnischen Juden. 111. 112. 113. 116. 117.
Sitten und Leben in den Pyrenäen. 123. 124. 125.

Alterthumskunde.

Egyptische Alterthümer, nach Champollion. 128. 129.

Reisen.

Reise durch Kalabrien, von Baumann. 3ter Brief. 101. 105. 106. 107.

Naturgeschichtliches.

Naturgeschichtliche Betrachtungen über einige Thiere, welche auf einem Basrelief vom Tempel des Jupiters zu Olympia abgebildet sind. 120. 121. 122.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Briefe eines Auferstandenen. 104. 105. 110. 114. 115.
Zustand des Elementarunterrichts in Frankreich. 112.
Neueste Briefe des Verstorbenen aus Berlin. Nr. 2. 118.
Schreiben an einen vornehmen Kavalier, betreffend den Krieg in Polen. 126. 127. 128.
Miszellen. 129.

Korrespondenz.

Paris. 104. 105. 109. 110. 114. 117. 118. 119. 120. 121. 125. 127. 128. 129. — Straßburg. 105. 106. — Berlin. 107. 108. — Alexandrien. 111. 112. 113. 122. 123. 124. — Frankfurt. 115. 116. 117. — Napoli di Romania. 126. 127.

Kunst-Blatt.

Nro. 35.

Der Saal des Herkules im Pallast Pitti zu Florenz, gemalt vom Ritter Benvenuti. — Antike Baukunst. Der Apollotempel zu Bassä in Arcadien, von Baron v. Stackelberg. (Beschluß.) — Bemerkungen über Kunst.

Nro. 36.

Ueber zwei Bilder im Besitze des Herrn Winter in Heidelberg. — Aus Prag. — Bemerkungen über Kunst.

Digitized by Google

Nro. 37.

Neue Bildwerke in Italien. — Kupferstiche. Ansicht der Stadt Nürnberg, gest. von Geißler. — München. — Zum Dürerstage 1831.

Nro. 38.

Kunstausstellung in Brüssel 1830. — Nekrolog. Notiz über Joseph Longhi, mitgetheilt von Monsig. Muzzarelli. — London.

Nro. 39.

Kunstausstellung in Brüssel. (Forts.)

Nro. 40.

Kunstausstellung in Brüssel. (Beschluß.) — Farbe und Wort.

Nro. 41.

Berlinische Briefe über Kunst und Kunstsachen. (Beschluß von Nr. 41.) — Aus England. — Farbe und Wort. (Forts.) — Italien.

Nro. 42.

Lithographie. 1) Auswahl der vorzüglichsten Gemälde der Pinakothek, herausgegeben von der liter. artist. Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München. — 2) Auswahl der vorzüglichsten Gemälde der herzogl. Leuchtenbergischen Gallerie, herausgegeben von derselben. — Aus England. (Forts.) — Farbe und Wort. (Forts.)

Nro. 43.

Lithographie. 3) Die vier Jahrszeiten, eine Folge ländlicher Darstellungen, komponirt und größtentheils in Basrelief ausgeführt als Fries in dem königl. württ. Landhause Rosenstein, von Conrad Weitbrecht. — 4) Entwürfe und Studien eines niederl. Meisters aus dem 15ten Jahrhundert, nach den in der königl. Bibliothek zu Berlin aufbewahrten Originalen. — Aus England. (Forts.) — Farbe und Wort. (Beschluß.)

Literatur-Blatt.

Nro. 45.

Romane. 33) Memoiren eines Schornsteinfegers, von L. Lar. — 34) Die Betehrer, von L. Lar. — 35) Skizzen in der Manier des seligen A. G. Meißner, von A. v. Schaden. — 36) Der schwäbische Landjunker in Bavariens Hauptstadt, von A. v. Schaden. — 37) Erzählungen, von A. v. Schaden. — 38) Die Schlittenbekanntschaft, von Fr. Laun. — 39) Die Rache des Amor, von B. Falco. — 40) Schellenklänge, von W. Schumacher.

Nro. 46.

Romane. 41) W. Alexis gesammelte Novellen. — 42) Miszellen von K. Immermann. — 43) Sagen und romantische Erzählungen von L. Reilstab. — 44) Novellen von A. Lewald. — 45) Lilla, die Schellenkinderin ꝛc. von Agathe ***. 46) Leben und Träume, von G. W. Zimmermann.

Nro. 47.

Romane. 47) Sämmtliche Schriften von C. F. van der Velde. — 48) Sämmtliche Schriften von Tromlitz. — 49) Neuer Novellenkranz von Blumenhagen. — 50) Erzählungen und Novellen von C. v. Wachsmann. — 51) Diorama, herausgeg. von Archivald. — 52) Hertensien, von J. Graf v. Soden. — 53) Pantheon. — Erdkunde. Narrative of discovery and adventure in Africa by Jameson, Wilson and Murray.

Nro. 48.

Litteraregeschichte. 1) Briefwechsel zwischen Schiller und W. v. Humboldt. — 2) Schillers Leben, verfaßt aus Erinnerungen der Familie, seinen eignen Briefen und den Nachrichten seines Freundes Körner.

Nro. 49.

Romane. 54) Sämmtliche Werke von Caroline Pichler. — 55) Hermenegild und Jugunde, von Defele. — 56) Der Zug nach Canossa, von Adeline v. T. — 57) Kaiser Conrads Kreuzzug, von M. Hesse. — 58) Der Rachegeist oder die Strafe des Brudermords, von Chlodwig. — 59) Die Bürger von Cöln, von Fr. Laun. — 60) Otto v. Rheinberg, von Dr. Rathe. — 61) Kunigunde, Königin von Böhmen, von Isidor Großau. — 62) Die Sterner und die Pfistricher, von Varnhagen von Ense. — Geschichte. Essai historico-politique sur la constitution et le gouvernement du Portugal par J. Liberate Freire de Carralho. — Literarische Notiz.

Nro. 50.

Romane. 63) Jurji Miloslawski oder die Russen im Jahr 1612, von Sagoskin. — 64) Iwan Wuischigin, von Bulgarin, aus dem Russischen von A. Oldetop. — 65) Derselbe von A. Kaiser.

Nro. 51.

Romane. Iwan Wuischigin, von Bulgarin. (Forts.) — 66) Die Ujukoin, von Spazier. — 67) Die Fremde, von Ziegl. — 68) Die Eheuser, aus dem Franz. von Kaiser. — 69) Die Fanatiker, von L. Storch. — 70) Kardinal Richelieu. — 71) Das Hödermännchen, von Bilderbeck.

Nro. 52.

Romane. 72) Coopers sämmtliche Werke. — 73) Die Wasserhexe, nach Cooper von Friedenberg. — 74) Lenanchet, nach demselben von demselben. — 75) The works of Cooper. — 76) Hauptmann Reh, von Armin. — 77) Soldatenleben, aus dem Engl. von Lindau. — 78) Neue Kriegslieder. — 79) Der Cercle, von H. Zschokke. — 80) Der Hutentrieg, von G. Döring. — 81) Fitz-Matthes, von Harro Harring. — 82) Hörbert's Hymne, von L. Storch. — 83) Viktoria Knorsche, von Lüdemann. — 84) Don Miguel, von A. v. Schaden. — 85) Algier und Paris im Jahr 1830, von Reilstab.

Nro. 53.

Dichtkunst. Fünfzehn politische Gedichte. — Alterthümer. Antiquities of Mexico by A. Aglio.

Nro. 54.

Romane. 86) Pelham, aus dem Engl. von Richard. — 87) Paul Clifford, übers. von demselben.

Nro. 55.

Romane. 88) Der Maurer, nach M. Raymond v. L. Kruse. — 89) Sehn und Sehein, von Bilderbeck. — 90) Die Freiensteiner, von Th. v. Haupt. — 91) Siegfried von Lindenberg von J. G. Müller von Itzehoe. — 92) Der im Irrgarten der Liebe herumtaumelnde Cavalier. — 93) Sämmtliche Schriften von G. Schilling. — 94) Magelland Reise um die Welt, von Henriette Wilke. — 95) Die Braut, aus dem Italienischen von C. G. Hennig. — 96) Reiseleiter, aus dem Englischen von Th. Hell. — 97) Romantik und Liebe, aus dem Engl. von B. v. Arnenstleben. — 98) Haus-Hinz-und-Kunz oder die gleichmäßige Heirath, nach der französischen Bearbeitung von Mathias Weise. — 99) Die Brautfahrt nach China oder Wenn's nur chinesisch ist! Von Freimund Ohnesorgen.

Digitized by Google

N°. 104.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 2. Mai 1831.

„Willst dich nicht gern vom Alten entfernen?
Hat denn das Neue so gar kein Gewicht?"
Umlernen müßte man immer, umlernen!
Und wenn man umlernt, da lebt man nicht.

Goethe.

Briefe eines Auferstandenen.

Den 2ten März 1831.

Ich bin endlich auf dem Wege nach meiner Heimath. Die erste Tagreise ist zurückgelegt. Das Zusammentreffen mit der Schnellpost in J.... hat mich manche neue Entdeckung in der Physiognomie der Gegenwart machen lassen.

Ich war eingeschlafen. Der Schall des Posthorns weckte mich; wir fuhren in munterem Trabe durch das Thor, eine lange, schmale Straße entlang, bogen dann links ein und hielten vor dem Posthause. In einiger Entfernung kündigte zweiter Hörnerschall noch mehr ankommende Reisende an; die Leute stürzten vor die Thür; ich stieg aus. Die verbindliche Eil auf mich beziehend, sagte ich sehr freundlich: „darf ich bitten, mir schnell zwei Postpferde, und während diese vorgelegt werden, ein Tasse Bouillon zu geben?" Niemand antwortete. Ein kleiner, blasser Kellner öffnete mit verdrossener Sicherheit und langweiligem Gleichmuth die Thüre zum Gastzimmer. „Spazieren Sie nur da hinein," sagte er halblaut. Er zog das eine Auge und die Stirn ein wenig seitwärts in krause Falten, während er mich mit faden Blicken überlief. Ich wiederholte mein Gesuch. „Gleich!" entgegnete er kurz. Einige Minuten blieb ich allein; die Schnellpost rollte heran. Ich besah mir die Bilder an den Wänden: alle Fürsten und Fürstinnen des regierenden Hauses, das Monument auf dem Kreuzberge bei Berlin, Demoiselle Henriette Sontag, der Dom von Köln, Karl der Zehnte im Krönungsornate, der alte Blücher, Paganini prangten über dem Sopha. Ein wenig weiterhin fand ich den Auszug der Freiwilligen vom Jahre dreizehn neben dem Pferderennen im Thiergarten, mit andern allusorischen Lithographien, deren Beziehung ich nicht verstand. Ich gedachte dabei früherer Zimmerverzierungen in Posthäusern, und mußte mir gestehen, daß ein anderer Sinn aus diesen hervorgehe. Größeres Geschick, gebildeterer Geschmack, umgreifenderer Verkehr mit der Welt, selbst in diesem entfernten Winkel in der Provinz, war nicht zu verkennen.

Eine junge Dame von kränklichem Aeußern, doch schönen, reinen Zügen, ward jezt von einer ältern Begleiterin in das Zimmer geführt. Die Erstere schien angegriffen; sie ging langsam nach einem Sitz am lezten Fenster. Hier ließ sie sich nieder mit allen Zeichen der Erschöpfung, ja des Lebensüberdrusses. Mich rührte ihr blasses Gesicht und der matte, traurige Blick, den sie zu der Freundin aufschlug, als diese, über sie gebeugt, mehr durch stumme Unruhe als Worte nach ihrem Befinden fragte. Gleich hinter den beiden, zu ihnen gehörend, kam ein Herr von mittlern Jahren, rüstig im Aeußern, wenn gleich mit weißem Haar und etwas steifen Füßen. Er trug bürgerliche Kleider, verrieth aber durch Haltung, Bart, Orden und jenen Anstrich des Militärischen in der Tracht, daß er Soldat gewesen oder noch war. Während die Stirn sich verdrießlich faltete und der hängende Mund

Digitized by Google

ärgerliches Mißbehagen ausdrückte, lag das gute blaue Auge mit banger Zärtlichkeit auf der jungen Person. Er blickte immer wieder, doch jedesmal flüchtig und verstohlen auf diese hin. Ich glaubte einen Seufzer in seiner Brust aufsteigen zu sehen, den er gleichwohl niederdrückte und mit kurzer, rascher Bewegung nach dem Kellner rief. Dieser war nicht da, was ihm Gelegenheit zu ungebuldigem Murren gab. Draußen ward sehr laut geredet und gelacht. Der gewöhnliche Hamburger Postwagen war ebenfalls angekommen. Das Zimmer füllte sich mit allerlei Gestalten, Männern, Frauen und Kindern. Der Offizier ward immer grader und strammer. Er vermied, die etwas bunte Gesellschaft anzusehen. Ein Paarmal fragte er, zu den Fenstern gewendet: „wo bleibt denn der Doktor?“ Endlich kam dieser, in Begleitung noch zweier andern Reisenden, herein. In seinen Bewegungen eilig, doch bestimmt, nahete er sogleich dem Offizier, welchen er Herr Oberst anredete. Er sprach ein Paar leise Worte mit ihm und wandte sich dann, indem er scharf, aber flüchtig nach dem Fenster zu der jungen Person hinsah.

Das Frühstück wurde jetzt auf verschiedene Tische getragen. Meine Pferde kamen noch immer nicht; es war mir ziemlich einerlei; das Treiben im Zimmer fing an mich zu unterhalten. Unter denen, welche mit der Hamburger Post gekommen waren, bemerkte ich einen Knaben von ohngefähr funfzehn Jahren, dessen geschäftige, bewegte Blicke aus einem Paar dunkeln Augen mich unwillkührlich anzogen. Er gehörte zu Niemanden, forderte, zahlte, betrieb seine kleinen Angelegenheiten allein, redete wenig und wechselte nur einige Worte mit einem Engländer, dem Faktor eines Handlungshauses in Lübeck, wie ich später hörte. Es lag etwas in seinem Gesicht, das den Juden nicht verkennen ließ. Sein Aeußeres verrieth übrigens weder Armuth noch Reichthum, eben so wenig Verlegenheit. Im Gegentheil konnte man ihm anmerken, daß dieß nicht seine erste Ausfluchtwar, er vielmehr ähnlicher Fahrten gewohnt, sich vollkommen selbstständig und sicher dabei zu benehmen wußte.

Unterdessen war, Niemand wußte recht woher, das Gerücht von einer Bewegung der Kammern in Paris verbreitet worden. Man sprach von der Vertagung derselben bis zum Monat Juli. Mehrere traten sogleich zusammen, und sichtlich wurden unter den Anwesenden Geldgeschäfte gemacht. Der kleine jüdische Gesell saß indessen mit einem Butterbrod, emsig kauend, in der Ecke und spielte mit einem Hündchen. Nicht weit von mir hatte sich die Reisegesellschaft aus der Schnellpost zusammengesetzt. Während seine Gefährten ihr Frühstück einnahmen, sprach der Doktor fast allein; man hörte, er war es gewohnt, Gedanken, Begebenheiten oder kürzlich gemachte Erfahrungen mitzutheilen und dadurch auf natürliche, unabsichtliche Weise in seinem Zirkel zu dominiren. Ein gutes Aeußere, wohlklingendes Organ und angenehme Gefügigkeit der Worte sicherten ihm überall die Aufmerksamkeit der Zuhörer. Die Nachricht aus Paris schien ihn sehr zu beschäftigen. Ohne daß er es aussprach, waren die Interessen der linken Seite auch die seinen. Er ließ sich mit Eifer über das Auseinandergehen der Deputirten vernehmen, und wenn er nur Neugier über die Resultate der königlichen Maßregel äußerte, so weissagten doch Miene und wachsendes Feuer eine Opposition, die er mit Zuversicht von den frischern, kräftigern Elementen eines Volkes erwartete, das nicht gewohnt sey, Rückschritte zu thun. „So!“ sagte der Oberst und stürzte ein Glas Wein hinunter. „Ich weiß,“ erwiederte jener; „Sie meinen unter Napoleon. Das war kein Rückschritt. Der Geist der Zeit schmolz mit dem Geist des großen Menschen zusammen; dieser herrschte einen Augenblick scheinbar allein, aber die Nation wie die Zeit gingen ihren Weg ungehindert weiter.“ Der Oberst lachte laut auf. „Der Napoleon,“ sagte er, „war ein Geschirr, das an dem französischen Himmel vorbeifuhr, ohne daß sie ihm einen Platz auf der astronomischen Karte zu geben wissen, nach der sie die Welt berechnen. Von dem Meteor verstanden sie nichts, als daß es ein Heer von Unruhen, Erderschütterungen, Stürmen und einzelnen scharfen Sonnenlichtern nach sich zog, die sie inkommodirten und die sie beunruhigem Wohlseyn zum Opfer brachten. Ich sehe keinen Grund, weßhalb ein Könignicht eben so gut Recht behalten soll, wie ein Kaiser, wenn jener es ordentlich will, wie dieser es wollte.“ — „Das ist ganz unmöglich geworden,“ entgegnete mit weicher, leiser Stimme ein Mann, den die andern unsern Freund, den Buchhändler, nannten. Der Oberst machte eine Bewegung mit der Hand, als wenn er sagen wollte: „geht mir doch mit solchen Ariomen! Was wissen wir von dem, was möglich oder unmöglich ist.“ — „Und doch, gewiß,“ lächelte der andere, „ganz unmöglich.“ Sein überaus gutes, liebevolles Gesicht, die treuen Augen, die ehrliche Zuversicht in Blick und Ton ließen an keinen zweideutigen Hinterhalt, noch egoistische Täuschung denken. „Der Mensch,“ fuhr er, bequemer im Stuhl Platz nehmend, fort, „der Mensch hat einmal seine Bestimmung erkannt; er muß ihr folgen. Die Franzosen gehen von der Materie aus und nehmen es materiell, wenn andere dem Geiste nur durch die umgeformte Materie Bahn machen wollen. Alle müssen begräumen, was allgemeiner Vereinigung entgegen ist. Ein Hirt und eine Heerde! dahin treibt uns das geoffenbarte Wort.“ — „Also ein Gott und ein Volk!“ rief der Oberst lauter, als jene beide sich zu sprechen erlaubt hätten. „Ich gratulire! Sie sind im Paradiese, oder wollen doch den schmutzigen Ball gemischter Stoffe, den wir bewohnen, dazu machen. Noch einmal, ich gratulire!“

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Reise durch Kalabrien.

Von J. Baumann.

Dritter Brief.

Von Cosenza aus wird die Reise durch den Silawald wieder ziemlich beschwerlich, selbst wenn man auf der neu angelegten, schönen Straße sich hält, die in vielen Windungen über die Berge und durch die Thäler sich fortzieht. Der Silawald fängt gleich unterhalb Cosenza an und erstreckt sich bis hinunter nach Catanzara und Nicastro. Swinburne schlägt seinen Flächeninhalt auf 200 Meilen an. Eine Beschreibung dieses Waldes lesen wir schon in Virgils Aeneide; auch in seinen Georgicis finden wir ihn wieder berührt *). Man muß sich darunter aber keinen zusammenhängenden Wald vorstellen, sondern eine bergige, waldreiche Landstrecke, die zu den fruchtbarsten Gegenden in Kalabrien gehört und besonders reich ist an Weiden, auf denen das Vieh fast das ganze Jahr über geht. Die beständige Feuchtigkeit des Bodens, unterhalten durch den auf den Bergspitzen schmelzenden Schnee, ist die Hauptursache dieser oft außerordentlichen Fruchtbarkeit. Hin und wieder aber bilden die von den Höhen herabrinnenden Wasser auch Sümpfe und Moräste, die im Sommer dann verpestende Dünste aushauchen und die Hirten zwingen, ihre Triften oft plötzlich zu verlassen und auf die Berge sich zu flüchten. — Pyrrhus, von den Tarentinern zu Hülfe gerufen, führte einst seine Truppen und Elephanten durch diesen Wald. Von Messina herüberkommend, landete er im terenäischen Meerbusen, da wo der Fluß Lametus, jetzt Lamata, ins tyrrhenische Meer sich ergießt, und zog über Nicastro, durch das Land der Mamertiner, jetzt Marataner, von denen er angefallen und verwundet wurde, nach Cosenza und Tarent.

Rogliano ist das erste Städtchen unter Cosenza; es hat eine heitere und schöne Lage, und rüstiges Leben und Treiben herrscht darin. Von da fällt die Straße bald in eine tiefe Schlucht hinab, in der ein wildes Waldwasser rauscht, und steigt auf der andern Seite äußerst jäh im Zickzack wieder hinauf nach Carpenzena, einem elenden, ruinenartigen Dorfe, von wo aus sie dann einige Miglien weit durch eine einsame, fast wilde Berglandschaft, wo meist nur hohe Eichen und lange Forren stehen, mühsam sich fortwindet bis Soveria. Fünf Gensdarmen zu Pferd waren die einzigen Menschen, die mir von Carpenzena an begegneten; sie ermahnten mich, zu eilen, um noch vor Nacht aus dieser etwas unsichern Gegend hinauszukommen. Daß derlei Ermahnungen einen äußerst unangenehmen Eindruck auf das Gemüth des Wanderers machen, kann man sich leicht vorstellen. Ich weiß wenig von Furcht, aber ich gestehe doch, daß mich öfters, und gerade auch auf diesem Wege wieder, ein unheimliches Gefühl anwandelte, und daß ich herzlich froh war, wie ich Soveria vor mir erblickte. — Der Wirth, der mich wahrscheinlich wieder für den Vorläufer eines französischen Kriegsheeres ansah, wollte mir weder zu essen noch zu trinken geben, und erst nachdem ein junger Geistlicher, den ich von der Straße herein zum Fürsprecher gerufen, ihm lang und breit erklärt hatte, daß ich ein Deutscher sey, erlaubte er mir, die Nacht in seinem Hause zuzubringen. Darauf fing jener an, die abentheuerlichsten Dinge von Deutschland zu erzählen, und wurde deshalb von den Treibern und patrouillirenden Bauern, die aufmerksam zuhorchten, als ein Mann angestaunt, der ungemeine Weltkenntnisse besitze. Die einzige Frage, die endlich an mich gethan wurde, war, ob ich ein Christ sey, und wie ich dies bejahte und zum Beweise noch mein Skapulir hervorzog, erheiterten sich plötzlich die finstern Gesichter, man reichte mir Wein und hieß mich näher zum Feuer rücken, ja sogar ein Bett wurde mir eingeräumt.

Wer so, wie ich, Kalabrien durchreisen will, der dürfte in diesen Mittheilungen, in denen ich derlei, manchen Lesern vielleicht unbedeutend scheinende, meines Erachtens aber den Volkscharakter und das Volksleben am besten schildernde Züge absichtlich immer so umständlich heraushebe, manche gute Weisung finden; und wer anders reist, als so, der weiß am Ende nicht viel mehr, als daß er auch einmal da und dort gewesen.

Der Weg von Soveria nach Triola ist etwas öde, aber eine herrliche Aussicht eröffnet sich, so wie man einige hundert Schritte vor jenes, an der Rückseite eines runden Bergzipfels reizend gelegene Städtchen hinauskommt. Hier, wo Kalabrien am schmälsten ist, da an der Ostküste der Golf von Squillace, an der Westküste der Golf von S. Eufemia tief ins Land eindringen, so daß die Entfernung von dem einen zum andern nur ungefähr 18 Miglien beträgt, erblickt man auf einmal beide Meere, das jonische und das tyrrhenische, und in letzterm die liparischen Inseln, mit dem brennenden Stromboli, der in verschwimmender Ferne aus den grünlichen Wassern aufsteigt und mit seiner Rauchsäule finstere Wolkenhaufen bildet, die gleich Ossianischen Geistern über die Meereswogen dahinschreiten. Ein enges Thal, das nach beiden Küsten hin sich ausweitet und in das man von Triola jäh hinabsteigt, durchschneidet hier die Kette der Apenninen, trennt das diesseitige Kalabrien von dem jenseitigen, und führt beiden Meeren beträchtliche Ströme zu, die wie breite Silberstreifen sich rechts und links hinaufschlängeln. Oestlich, unweit der Küste, liegt auf reizenden Hügeln Catanzara, die Hauptstadt von Calabria ulteriore, und westlich, etwas mehr landeinwärts, gewährt das Städtchen Nikastro, am sonnigen Bergabhange

*) At velut ingenti Sila u. s. w. Aen. lib. XII. Pascitur in magna Sila formosa juvenca. Georg lib. III.

Digitized by Google

mit seinen rothen Ziegeldächern aus frischgrünen Oelwäldern emporragend, einen freundlichen Anblick. Das unterhalb dieses Thales gelegene jenseitige Kalabrien, das man von der Höhe von Triola aus großentheils überblickt, erscheint milder und sanfter, als das diesseitige; halbkreisförmig zieht die Firste der Apenninen, mehr am jonischen Meere hinlaufend, ununterbrochen sich hinab bis zum Kap Spartivento, während ein schönes Hügelland, mit weiten Ebenen, nach dem tyrrhenischen Meere hin sich ausbreitet. Ich habe nicht leicht eine schönere Aussicht genossen, als hier; schon der Gedanke, auf zwei Meere mit einem Blicke hinaussschauen, ist entzückend.

Von Triola bengt die neue Straße,' die mich fast mitten durch das diesseitige Kalabrien hinunter geführt, plötzlich hinaus nach der tyrrhenischen Küste. Es war bereits Nacht, als ich in Casino, einem einzeln auf der Höhe jenseits des herrlichen und fruchtreichen Thales stehenden Hause ankam, wo ich mit Noth ein Unterkommen fand. Wegen Unsicherheit der Gegend riethen mir am andern Morgen einige Gensd'armen, einem Zug mich anzuschließen, der einen Neapolitaner mit seiner Tochter nach Messina brachte und von mehreren bewaffneten Bauern, einer sogenannten Guardia, gedeckt war. Ich ging eine Strecke weit mit, allein das grelle Geklingel der vielen Schellen, womit die Maulesel behangen waren, entleidete mir, ich blieb zurück und schlenderte, wie früher, allein fort.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

Die Tuilerien und das Palais royal.

Bis jetzt stehen die Tuilerien noch leer, und dieser Pallast hat seit Ende Julius vorigen Jahres keine andern Bewohner als einige alte Kammerdiener, denen man verstattet hat, in ihren Wohnungen zu bleiben. Dieses Schloß ist zwar sehr geräumig; allein in allen alten Gebäuden dieser Art hat man den Staatszimmern den besten Platz angezeprt, und für die eigentlichen Wohnungen, besonders wenn die königliche Familie zahlreich ist, bleibt wenig Platz übrig. Da nun die jetzige königliche Familie sehr reich an Kindern ist, so bieten die Tuilerien nicht Raum genug dar, um bequem wohnen zu können. Auch bedarf dieser Pallast, an welchem vielleicht seit einem halben Jahrhundert keine vollständige Reparatur vorgenommen worden ist, einer durchgreifenden Wiederherstellung, womit jetzt begonnen wird. Um solche Sachen bekümmerte sich der im Allgemeinen so sorgenlose Karl X. nicht im mindesten. Wenn er nur alle Tage nach der Messe auf die Jagd gehen konnte, so war ihm das Uebrige ziemlich gleichgültig. Er blieb in seinem Kabinette sitzen, empfing die Minister und Kardinäle, und Abends war in den Tuilerien wenig Gesellschaft. Nur von Zeit zu Zeit wurden Soirees gegeben, und bei außerordentlichen Festen war Schauspiel am Hofe. Bälle wurden nie gegeben, ausgenommen bei der jungen Herzogin von Berry. Jetzt ist es ganz anders. Ludwig Philipp ist ein thätiger und einsichtsvoller Mann, der gern alles mit eigenen Augen beobachtet, mit seinem Baumeister den Pallast von oben bis unten in Augenschein nimmt und untersucht, und mit ihm die vorzunehmenden Verbesserungen bespricht, ohne sich auf Intendanten zu verlassen. Wäre Ludwig Philipp so saumselig und gleichgültig gegen alle Verschönerung gewesen als Karl X., so würde das Palais royal nicht das geworden seyn, was es jetzt ist; und im Nothfalle könnte der neue Hof hier ziemlich gut wohnen, so sehr ist dieser Pallast seit zwölf Jahren verschönert worden. Er hat einen viereckigen Vorderhof und einen noch größern Hinterhof, um welchen sich jetzt zwei Flügel ziehen; diese sind neuerdaut oder wiederhergestellt. Die vierte Seite besteht aus der neuen Gallerie, welche an die Stelle der ehemaligen hölzernen Buden gekommen ist. In dieser Gallerie spaziert die müßige Welt unter einem gläsernen Gewölbe zwischen zwei Reihen prächtiger Buden, die einzig aus Stein und Eisen gebaut und also der Gefahr des Verbrennens nicht bloßgestellt sind. Ueber den Buden ist zu beiden Seiten des gläsernen Gewölbes eine Terrasse angebracht, der einzige Ort im Pallaste, wo die königliche Familie Luft schöpfen und im Freien spazieren kann; denn was den eigentlichen Garten des Palais royal betrifft, so ist dieser ein öffentlicher und die königliche Familie könnte nie ungebindert darin spazieren. Weit besser wird sie also in den Tuilerien wohnen können und dabei eine Ruhe und eine freie Aussicht genießen, die im Palais royal fehlen; denn letzteres ist von allen Seiten mit Häusern umringt und liegt gerade in dem gedrängtesten Gewühle der Stadt. Hier kann Niemand von der regierenden Familie aus- und einfahren, ohne sogleich bemerkt zu werden und eine Menge Neugieriger herbeizulocken. Der jetzige König geht gern zu Fuß spazieren, und seine Gesundheit scheint dieser Bewegung zu bedürfen; im Palais royal ist dies aber kaum thunlich. Er hat es mehrmals versucht, aber bald darauf Bericht leisten müssen, wofern er nicht sehr früh des Morgens ausgeht, wenn die Pariser noch großentheils in ihren Häusern und Betten versteckt sind. Wäre der König aber nicht als Herzog von Orleans so lange im Palais royal geblieben, so würde dieser Pallast auch wahrscheinlich nicht alle die Verschönerungen bekommen haben, die ihn nun von Neuem zu einem der Hauptstadt würdigen Kaufhofe erhoben haben. Die dunkeln Eingänge sind meistens weggefallen und dagegen schöne Vestibüle mit Säulen entstanden, welche das beständige Aus- und Eingehen der Menschenmenge erleichtern. Statt mancher finsterm Buden sind schöne Kaufläden angelegt, und auch die kleinern Krämer haben Gelegenheit, ihre Waaren auf eine vortheilhafte Art den Vorübergehenden zur Schau zu stellen. Nicht weit von Palais royal, in der Straße Montesquieu, ist seit einem Jahre ein neuer Bazar eröffnet, den man den elfernen nennen könnte, weil hier wirklich das ganze Zimmerwerk aus Eisen besteht. Man denke sich einen sehr hohen und langen Saal, welcher das Tageslicht von oben durch ein gläsernes Dach bekommt. In diesem Saale sind vier Reihen von kleinen offenen Buden der Länge nach angebracht, zwischen denen man spazieren kann. Eben so läuft eine Reihe kleiner Buden oder Kaufstellen längs den vier Wänden des Saals umher. Ueber diese letzte Reihe erhebt sich eine auf eisernen Pfeilern ruhende und mit einem eisernen Geländer versehene Gallerie, auf welcher wiederum längs den Wänden eine ununterbrochene Reihe von Buden angebracht ist. Die Treppen, welche in den vier Ecken zu dieser Gallerie hinaufführen, sind ebenfalls von Eisen. In diesem Saale ist also nichts brennbares, als die Waaren selbst. Abends wird dieser Saal mit Gas beleuchtet und nimmt sich sehr schön aus. Jeder Kaufmann hat eine Stelle von etwa 8 — 12 Fuß in der Länge.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 45.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nº. 105.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 3. Mai 1831.

Wie traurig schön bescheinst du, Sonne,
Den Schutt der alten Herrlichkeit!

Delavigne.

Reise durch Kalabrien.

(Fortsetzung.)

Drei bis vier Miglien unterhalb Casino führt die schöne Straße durch einen langen Oelwald hinaus ans Meer in eine paradiesische Gegend. Es war der 6te November, aber so schön ist nie ein Maitag bei uns. Alles blühte und duftete, Vögel sangen, Bienen summten, bunte Schmetterlinge flatterten von Blume zu Blume. Hier schließen die Gärten der Hesperiden sich auf. Um hohe Cactus, wo Frucht und Blüthe neben einander prangen, schlingt sich die Rebe, Wälder von Zitronen und Orangen bedecken die Bergabhänge, an den gebeugten Zweigen hängen schwer die köstlichen Gaben; es ist, als seyen in das dunkle Grün Tausende von glühenden Goldkugeln hingesäet. Rechts unten brechen sich schäumend die rollenden Meereswogen, in dämmernder Ferne taucht Insel an Insel auf, wo das Auge nur hinschaut, liegt eine unbeschreibliche Herrlichkeit ausgegossen, die das Herz mit Wonne und Entzücken füllt.

In dieser himmlischen Gegend, da, wo die Straße um einen tiefen Thaleinschnitt wieder landeinwärts beugt, liegt Monteleone, welches, wie die Mythe sagt, Proserpina von Sizilien aus einst besuchte, um hier Blumen zu pflanzen. Diese mit ohngefähr 6000 Einwohnern bevölkerte Stadt ist Hauptort eines Distrikts in Calabria ulteriore; sie wurde von dem Erdbeben im Jahre 1783 fürchterlich verwüstet, hat sich aber durch ihren bedeutenden Handel mit Oel und Seide schnell wieder erhoben.

Unweit Monteleone, wo Gelo den berühmten Hain einst anlegte, den er Horn des Ueberflusses nannte, liegen die Trümmer der alten griechischen Stadt Hipponium, die bei den Römern später Vibona Valentia hieß. Sie verdankte ihre Entstehung einem Markte, den Agathokles von Syrakus hier errichtete, und zu dem aus allen Gegenden der Welt Menschen strömten, um Theil zu nehmen an dem Reichthum des Landes und Blumen zu sammeln für die Altäre ihrer Götter. Damals erscholl Hipponiums Ruhm überall; auch Orest besuchte den Tempel der Proserpina. Die Stadt wurde in den Sarazenenkriegen zerstört.

Ungefähr acht Miglien unter Monteleone lag Milet. Das jetzige Mileto, ein unbedeutendes Städtchen, steht auf der Anhöhe, eine Viertelstunde von den Ruinen der alten Stadt entfernt. Es war ein heiterer, schöner Morgen, als ich mich auf den Weg machte, die ehrwürdigen Reste zu besuchen. Sie liegen auf einem runden, oben abgeplatteten Hügel. Der jetzt angebaute Boden ist mit Bruchstücken von Säulen, Kapitälen und andern Trümmern bedeckt, die meist das Gepräge der christlichen Zeit tragen. Unter diesen Ueberresten zeichnete sich durch Größe und Schönheit das Grabmal des Gatten der Adelaide aus; es konnte seiner Schwere wegen nicht hinaufgenommen werden in das neue Mileto, wohin man den Sarg der Gattin, der einst in der alten Basilika gestanden, nebst mehrern andern Sachen, gebracht hat. Auf dem Boden

Digitized by Google

der verschütteten Stadt ist jezt ein hübsches Gärtchen angelegt, mit einem bunt bemalten Sommerhäuschen, das ganz von Trümmern umlagert ist, die theils zu Sitzen, theils zur Einfassung der Blumenbeete dienen. Auf den Bruchstücken um die Gartenbeete stehen Blumentöpfe und Kürbisse. Unter ihnen findet sich ein noch ziemlich gut erhaltenes Stück, worauf Gott Vater abgebildet ist, den gekreuzigten Sohn in den Armen haltend.

Ich habe den Namen des Mannes vergessen, der dieß alles so hergestellt hat; aber auf jeden Fall muß man ihm Geschmack und Achtung für das Alterthum zugestehen. Noch nie auf meiner Reise war ich so froh, so selbstvergnügt, wie in diesem Gärtchen, unter diesem milden, heitern Himmel. Die Aussicht hinüber über das blaue Meer nach dem heitern Messina, an die Berge Siziliens, an den Aetna, der seinen beschneiten Gipfel, von Wolkenmassen, die seinem Schooße entstiegen, umlagert, hoch in den Himmel streckt, ist unbeschreiblich schön.

Auf den Ruinen einer der ruhmvollsten Städte Großgriechenlands darf ich wohl einen Augenblick der Geschichte gedenken. — Troja war gefallen; Trojaner verließen unter Aeneas Anführung ihre Heimath und siedelten an den Küsten Kalabriens sich an, von wo aus sie nach und nach ins Innere sich verbreiteten. Mächtig durch höhere Bildung, gewannen sie bald die Oberherrschaft. Die Zeit der Bildung mächtiger Republiken kam heran; Pythagoras und seine Schüler erhoben durch ihre Weisheit und Gesezgebung die Staaten auf eine hohe Stufe des Ruhms und der Aufklärung; da erschien Großgriechenland in seinem Glanze und eröffnete eine Quelle der Weisheit, aus der selbst der stolze Römer schöpfte. Die Bruttier, unsere jetzigen Kalabresen, die ihren Namen von den Griechen erhalten, standen im Rufe der Tapferkeit; ihr Vorbild waren die Spartaner. Sie lebten in Feindseligkeit mit allen ihren Nachbarn, und zu Hülfe gerufen von diesen, kamen die Tyrannen Dionys und Agathokles von Syrakus, Alexander von Epirus herüber; es entzündeten sich blutige Kriege. — Mit den Einwohnern Großgriechenlands vermengten sich allmählig römische Kolonien; sie brachten ihre Sitten und Gebräuche, ihre Sprache und Gesetze mit, unterwarfen sich endlich die Griechen, und Kalabrien ward römische Provinz. Bruttien traf in den punischen Kriegen ein schweres Loos, es wurde ein Raub der Karthager, bis es die Römer sich wieder eroberten. Damals waren die Weisen Großgriechenlands längst schon alle zu Grabe gegangen. Christus trat auf, lehrte eine neue Religion und sandte seine Schüler aus in alle Welt. Petrus, Paulus und Markus kamen, so sagt man, nach Kalabrien und predigten das Evangelium. Beide Umstände, Unterjochung unter die Römer und Einführung des Christenthums, schwächten den kriegerischen Geist der Bruttier und brachten ihn fast zum Erlöschen. — Seit dieser Zeit wird Kalabriens Geschichte traurig. Nur einmal sehen wir den alten Muth wieder aufleben, als nämlich die Bruttier gegen Alarich und seine Gothen sich vertheidigten; allein sie mußten der Uebermacht erliegen; Cosenza, ihre Hauptstadt, wurde zerstört, hatte aber auch den Triumph, den Sieger fallen zu sehen. Von da an finden wir in Kalabrien nur Schreckensscenen; Erdbeben, Pest und zerstörende Kriege brachten das Land auf die tiefste Stufe des Elends herab, auf der es jezt steht.

(Die Fortsezung folgt.)

Briefe eines Auferstandenen.

(Fortsezung.)

Der sanfte Freund erwiederte mit gedämpfter Stimme: „Die Kreatur sehnt sich nach Befreiung der Eitelkeit, die Erde soll verklärt werden.“ — „Soll werden,“ fiel der Oberst ein. „Machen läßt sich aber die Verklärung nicht, am wenigsten wenn Ihr die Elemente zusammenrührt und den Brei eine Einheit nennt. Guter, lieber Mann,“ fuhr er, die Hand auf des Andern Arm gelegt, fort, „ich sehe es Ihnen an, Sie kommen mir schon wieder mit dem Vergleiche von der heitern Ruhe des beschwichtigten Meeres, das in seiner gesezlichen Bewegung ein Bild des freigewordenen Daseyns abgeben soll. Meinetwegen! Ihr werdet einander mit Eurer Verklärung und heitern Ruhe ein X für ein U machen, und wenn Gott den Schaden besieht, den Grund so aufgewühlt haben, daß kein Mensch vor noch zurück weiß.“ Der Doktor, welcher mit dem Auge bei dem Gespräche der beiden und mit dem Ohre bei den Passagieren der Postkutsche war, sagte, als belächle er den lezten Anfall des Obersten: „Da hat einer dem andern auch ein X für ein U machen wollen, aber es ist ihm nicht gelungen; es gibt Lärm.“

Es richteten jezt Alle ihre Aufmerksamkeit auf das Gewühl, das sich mehr und mehr nach der Thüre zog. Diese wurde geöffnet und Jemand unter heftigen Worten hinausgestoßen. Es handelte sich, wie wir nun hörten, um nichts anderes, als den kleinen Reisesack des Judenknaben, den ein Neugieriger zu durchsuchen und auf die Seite zu bringen versucht hatte. Der Besizer selbst schien am wenigsten dadurch erschüttert; er hatte sein Eigenthum nicht einen Moment aus den Augen gelassen und durch ein leises: „halt den Dieb!“ die Hand auf jenen legend, den Raub verhindert, welcher Allen so gering vorkam, daß sie mit halbem Lachen, des Kindes Rechte schüzend, den Thäter entschlüpfen ließen, ohne ihn weiter zur Verantwortung zu ziehen. Der Auftritt hatte so sehr jene ernsteren Diskussionen unterbrochen, daß der Oberst seiner Ironie schon eine andere Richtung gab, als ein dumpfer Schrei der jungen Kranken ihn mit allen Zeichen des Schreckens zu dieser hinzog.

Digitized by Google

Schneller wie der Blitz trugen der Doktor und er sie aus dem Zimmer. Die Freundin folgte mit einem Kästchen, worin sich wahrscheinlich Arzneien befanden. Der Buchhändler blieb allein zurück; ich näherte mich ihm. In meinen Zügen mußte wohl die Theilnahme liegen, welche mir die Unglückliche einflößte; der freundliche Mann erwiederte mit Herzlichkeit meinen Gruß; ich sprach ihm aus, was ich empfand. „Ja," entgegnete er, „es ist ein großes Kreuz, das der brave Vater in seinem Alter zu tragen hat; das junge Mädchen ist seit Jahr und Tag nicht allein ähnlichen Zufällen unterworfen, sie sinkt auch moralisch zusammen und alle ihre Seelenkräfte schwinden. Die Familie ist auf dem Wege nach * * *. Vielleicht daß die Berathung mehrerer Aerzte dem Uebel noch Einhalt thut." Ich hatte gleich einen ganzen Roman in mir fertig; die Melancholie des jugendlichen Gemüthes nur auf Rechnung tiefer und durch das Geschick widersprechender Gefühle schiebend, sagte ich: „Glauben Sie, daß ein ärztlicher Rathschlag die Wunden des Herzens und der Phantasie heilen werde?" Mein Nachbar lächelte. „Sie irren, mein Herr," sagte er freundlich; „das gute Kind lebte ganz unschuldig und vergnügt in ihrem Frühling fort, tanzte, sang und sprang, hatte nie einen Wunsch, den der sorgsame Vater nicht zuvor errieth, und schreibt das Unglück, was sie traf, wohl nur der Erkältung nach einer Schlittenfahrt zu. Ach nein," setzte er, meinem Irrthume mit Güte begegnend, hinzu; „was Sie meinen, davon ist im Entferntesten nicht die Rede. Für die höchste Liebe in religiösem Sinne wohl noch nicht reif genug, vor den Verirrungen einer weltlichen durch Erziehung und die anders gewonnene Richtung der Zeit glücklich bewahrt, ist sie rein physisch krank." — „Rein physisch?" wiederholte ich. „Ja wohl!" war die Antwort; „nervös! Die Erregbarkeit des Nervensystems hängt außerordentlich von der Beschaffenheit der Atmosphäre ab. Man sieht in den Städten wie auf dem Lande die traurigsten Resultate davon." Ich sah überrascht und fast beschämt vor mich hin. Meine vorellige Theilnahme kam mir altmodisch, ich mir selbst lächerlich vor.

Der Doktor trat hier aus dem Nebenzimmer. „O, schon vorüber! schon vorüber!" entgegnete er leichthin auf des Buchhändlers fragenden Blick. Der Fall war ihm so oft vorgekommen; zudem hatte er etwas anderes im Sinne. Er mischte sich unter die Reisenden am andern Ende des Zimmers; bald darauf sahen wir ihn im Gespräch mit dem Knaben. Dieser interessirte ihn überaus; er war mit sichtlichem Vergnügen bei dem Gespräch; oft bemerkte ich einen schlauen, forschenden Blick in seinem lächelnden Auge. Was hat er mit dem Judenjungen? dachte ich. Die Schnellpost war indeß zur Abfahrt bereit. Der Oberst trug seine Tochter durch einen andern Ausgang in den Wagen. Die Tante, der Arzt und der Buchhändler schickten sich an zu folgen. Während der Erstere den Mantel überwarf, sagte er seinem Begleiter halblaut: „Ich erkannte den Burschen gleich. Es ist der Neffe des reichen * * *b; ich habe ihn bei dem Onkel gesehen. Dieser sendet ihm mit ungeheuern Summen nach B...., um auf diese Art das Porto und Disconto zu ersparen. Früher schon hörte ich davon; ich reimte mir die Sache bei dem Auftritt mit der Reisetasche zusammen. Hätte der Dieb gewußt, was diese enthielt!" Er sagte das letztere schon im Hinausgehen; beide lachten. Ich kam nicht sogleich über das Gehörte hinaus. „Lieber, dachte ich, dem Zufall vertrauen, das Gesetz umgehen, als der einfachen Ordnung langsam folgen! Die Schwingungen der Erde brauchen jetzt künstliche Springfedern."

Endlich waren auch meine Pferde da. Der Kellner stand während der ganzen Zeit, unbekümmert um das, was um ihn vorging, und las in einer Zeitschrift. Als ich ihn jetzt anrief, meine Rechnung zu machen, sah er von den Blättern ganz verstört und zerstreut auf. Die blassen Augen starrten mich an, mit einemmale, ohne zu antworten, warf er alles aus der Hand und flog zur Stube hinaus. Jemand, der neben mir stand, hob die zerstreuten Hefte vom Boden auf und legte sie mit einer Verbeugung neben mich auf den Tisch. Neugierig, was den einfältigen Burschen so erschreckt habe, blickte ich auf die Zeilen. Das Erste, was ich las, war eine Anekdote über das Gespenst von achtzehnhundertdreizehn. Es war boshaft genug abgefaßt; ich erkannte Wellborns Styl. Indem ich nun wieder aufsehe, streift mein Auge einen gegenüberhängenden Spiegel; mein schneeweißes Haar, das graugelbe Gesicht, der lederfarbene Pelz — ich erklärte mir des Kellners Entsetzen, denn die Beschreibung war recht steckbriefartig abgefaßt. Lachend wandte ich mich; hinter mir lachte auch Jemand; es war der, welcher die Hefte aufgehoben hatte; ich glaubte erst, Wellborn wiederzuerkennen; ich irrte mich; sein Herr oder Begleiter in der Dorfschenke mochte es seyn, sie glichen einander. Ich lachte nicht mehr und ging, meine Reise fortzusetzen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Straßburg, April.

Sand, von einem Franzosen geschildert.

Meinem Versprechen gemäß folgt hier der Schluß der Auszüge aus dem französischen Sand. Die Scene, wo Sand auf dem Heidelberger Schloß seiner Braut, einer Heidelbergerin, die sich darauf freut, Frau Pfarrerin, wo nicht gar Frau Professorin zu werden, in versteckten Worten seinen Entschluß, Deutschlands Retter zu werden, verkündet, lasse ich weg; sie ist so schaal, daß mich das Uebersetzen zu viel Ueberwindung kosten würde.

„Am 23. März war Theater in Mannheim; ich fuhr dahin mit zwei Studenten in einer schlechten, offenen Kalesche mit einer magern Mähre, einem jener bescheidenen Fuhrwerke.

Digitized by Google

wie sie die Pförtner der Universitätsstädte für die Herrn Studenten halten. Der junge Graf Wilhelm v. B., eine Art von germanischem Dandy, saß auf dem Bock; er ließ es sich nicht nehmen, zu kutschiren; denn so konnte er ganz natürlich darauf zu sprechen kommen, wie er zu Hause bei seinem Vater, dem Rath, das Vorderpferd an einer Droschke im kurzen Galopp, das Pferd in der Gabel dagegen kunstgerecht im scharfen Trab geballen habe. Neben mir saß ein Mediziner, ungebodelt und schwarzsam wie Faust, ehe ihn der Teufel zum Weltmann gemacht. Gesprochen wurde nicht viel, desto kräftiger geraucht; Wilhelm führte eine Porzellanpfeife, so groß wie ein Bierglas, mit einem biegsamen Rohr, das er um den Leib geschlungen hatte; mein geradés Pfeifenrohr war nicht länger als drei Fuß; der Mediziner rauchte Cigarren; die Leute seines Gewerbes sind immer darauf aus, jeden sinnlichen Genuß zu raffiniren, und so demonstrirte er uns, wie sich der Tabaksgeschmack nach und nach, wie die Cigarre abbrenne, nach oben ziehe; ein sechs Linien langer Cigarrenrest sey concentrirte Ambrosia. Mit einemmal hören wir eine Kalesche dicht hinter uns; Wilhelm will sich als Kutscher zeigen, faßt seine furchtbare Peitsche fest im Mund, nimmt die Zügel in die Linke und bearbeitet mit der Peitsche in der Rechten die Kruppe der Mähre. Im Wagen, der uns vorfahren wollte, saßen zwei Personen: ein zwölfjähriger Junge, der kutschirte, und mein unbekannter Jenenser. Nun begann ein olympisches Rennen; war nun das Pferd des Knaben besser, wie uns Wilhelm später darzuthun suchte, oder war des letztern Kunst nicht weit her, nicht lange, so zogen wir den Kürzern. „Sand," rief Wilhelm, athemloser noch, als unser Renner, „Sand, dein ist der Kranz" — „Den hole ich mir in Mannheim," war Sands rasch herübergeworfene Antwort, und es schien mir, als erwache er dabei aus einem schweren Traum. Seine Kas leschke war uns bald aus den Augen. „Sie kennen den jungen Mann?" fragte ich Wilhelm. — „Ob ich Friedrich Sand kenne! Fragen Sie auf allen vierzehn Universitäten, ob Einer den Namen nicht kennt; Friedrich Sand, den feurigsten Burschen, der zweimal den Landwehrrock unter den Gallerien des Palais royal zu Paris getragen hat! Den kenne ich von Kindheit auf; er ist aus Wunsiedel im Baireuthischen, ein Paar Meilen von meines Vaters, des Raths, Schlosse. Sein Vater war damals auch Rath, eine recht brave Familie. Wir haben miteinander in Tübingen studirt; er war es, der uns dort fast sammt und sonders für die Landwehr warb; sa unsere beiden Pedelle brachte er auf die Beine. Was mich anlangt, nun, ich stente mich, Land und Leute zu sehen; aber er — ich höre ihn immer noch, wie er sagte: Wilhelm, ich beneide dich, darum, daß du so gut französisch sprichst. Damals schon ließen mir sogar Franzosen die Gerechtigkeit — „... „Sie sprechen wirklich vortrefflich," fiel ich rasch ein; diese Artigkeit mache ich Jedem, der meine Sprache spricht, und wäre es ein Elsässer.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, April.

(Beschluß.)

Allgemeiner Verkehr. Buchhandel. Spekulationen.

Für den Verkauf kleiner Waaren sind dergleichen Bazars vortrefflich, indem alles öffentlich zur Schau liegt; bei manchen Waaren sind die Preise bemerkt. Die Kaufslustigen können aussuchen und wählen, ohne sich mit dem Kaufmanne in weitläufige Unterhandlungen einzulassen. Man bekommt hier Lust zu Manchem, woran man sonst nicht würde gedacht haben, und stellt hier Sachen, die einem anstehen und wovon man zuvor keinen Begriff hatte. Was jetzt besonders, der verschiedenen Formen, Zeichnungen und Farben halber, in solchen Bazars ins Auge fällt, sind Mousseln, baumwollene Zeuge und metallene Verzierungen, vorzüglich in falschem Golde und in Bronze. Auch die Glasfabrikation hat seit einigen Jahren bedeutende Fortschritte gemacht; die ächten, geschliffenen Krystalle sind dadurch im Preise gesunken, daß die nachgemachten, gepreßten jenen sehr nahe kommen, gerade wie die blitzenden falschen Diamanten den Werth der ächten herabgesetzt, und wie die schönen lithographischen Blätter den Preis gestochener Meisterstücke vermindert haben. Man kann seinen Bazar besuchen, ohne auf mehrere kleine Buchladen zu stoßen. Bücher werden überall feilgeboten, sogar auf den Gassen und auf den Brücken. Nie sind wohl so viel Bücher ausgestellt worden und so wohlfeil zu haben gewesen, als jetzt; aber auch nie sind wohl so wenige gekauft worden. Die Buchhändler behaupten, das Publikum habe keine Zeit mehr zum Lesen; wenn alle diejenigen, welche an ihre Amtsgeschäfte oder an ihre sonstigen Tagesbeschäftigungen gehen müssen, des Morgens die langen und breiten Journale durchzulesen haben, so bleibt ihnen keine Zeit mehr übrig, etwas anders zu lesen. Die Studii läge also nicht so sehr an den Journalen, als an der Zeit, welche so viel Wichtiges mit sich bringt, daß die ganze Aufmerksamkeit der meisten Leser dadurch in Anspruch genommen wird. Freilich muß dies anders seyn in Ländern, wo die Tagesblätter unter dem Censurjoche stehen und die Wahrheit nur halb und halb sagen können, wenn sie nicht ganz und gar das Wichtigste verschweigen müssen. Die Tagesblätter haben daher eine außerordentliche Menge von Lesern in Frankreich, und die eigentliche Literatur weit weniger als sonst. Freilich kann man jetzt die Geschichte stückweise im Schauspiele kennen lernen und die wissenschaftlichen Entdeckungen in den Zeitungen; denn diese sind wahre Omnibus geworden, die von allem etwas liefern, so weit der für die Politik erforderliche Raum es erlaubt. Die eigentlichen Omnibus, das heißt die Stadtdiligencen, sind nun ganz eingeschwärzt und ein unentbehrliches Bedürfniß für die Pariser geworden. Zwar hat sich derjenige, welcher sie zu Paris eingeführt hatte, im vorigen Jahre aus Verzweiflung ertränkt, weil das Unternehmen so große Kosten erforderte, daß er dadurch endlich in Verlegenheit gerieth; die Anstalt besteht aber deßhalb nicht minder und hat sich seitdem erst eigentlich recht festgesetzt. Dieß ist keinesweas das erste Beispiel eines Unternehmens oder einer Anstalt, deren Begründer oder Erfinder im Elende gestorben ist, wogegen seine Nachfolger sich bereichert haben. In der letzten Zeit sind die meisten Unternehmer großer Anstalten neuer Art in Grunde gerichtet worden, z. B. diejenigen, welche die Gasbeleuchtung angelegt hatten. Da nun diese Anstalten nichtsbestoweniger ihren Fortgang haben, so scheint es doch, als hofften andere glücklicher zu seyn, als ihre Vorgänger. Diese Hoffnung ist auch vermünftig; denn die Nachfolger können sich die Erfahrung der Vorgänger zu Nutze machen, einschränken, wo die vorigen überflüssig ausgaben, Theile abschneiden, die nichts eindrachten, und anderswo nachhelfen, wo Nutzen zu erwarten steht. Manche nützliche Anstalten sind auch blos durch den heftigen Stoß der letzten Revolution im Anfangsmonate umgestürzt. Solche Erschütterungen werden nicht allein in der politischen Welt empfunden, sondern die Gewerbe fühlen sie auch, und indeß sich die Politik über den Erfolg der Revolution erfreut, müssen Handel und Gewerbsteiß zuweilen lange trauern. Dg.

Berichtigung.

In der Charade in Nro. 102 ist zu lesen: siehst du mich hier, statt nicht.

Beilage: Kunstblatt Nr. 35.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 106.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 4. Mai 1831.

Was für ein Zauber weilt auf dieser Stelle?
Welch holder Wahn schleicht in die Brust sich ein?
Wie wallt das Thal, bewegt von leichten Schatten,
Von klarer Fluth geküßt und Sonnenschein;
Wie lieblich sich hier Luft und Ruhe gatten!

Sophie Mereau.

Der Abendstern.
Eine Novelle.

Mitten in den gesegneten Fluren des Argaus, da wo die Aar ihre schäumenden Wellen durch ein enges Felsenbette drängt, um dann, zu einem sanfteren und ruhigeren Laufe gelangend, sich bald mit der Limmat und der Reuß zu vereinigen, liegt ein Städtchen, dessen Häusermasse zwar nur klein ist, das aber dennoch dem Reisenden freundlich entgegen schaut und in seiner lieblichen Lage, in der anmuthigen Umgebung, in der einfach reinlichen Ausschmückung der Wohnungen und Gärtchen einen Zauber trägt, der den Besucher oft schon gegen seinen Vorsatz längere Zeit in den Mauern desselben zurückhielt. Ueberall, auf welche Seite der Spazierende seine Schritte lenkt, sieht er die üppige Fülle einer reichen Natur, und nicht leicht vermöchte man ein Plätzchen zu finden, wo die Mannigfaltigkeit der Aussichten, die schöne Uebereinstimmung zwischen thätigem Regen und Walten und stiller, genußreicher Einsamkeit so reizend und überraschend dem Auge entgegen träte. Wenn aber irgend etwas die lieblich heitere Gegend noch anziehender machen kann, so ist es der Gedanke, daß der Fuß auf klassischem Boden wandelt, und daß aller Orten, wohin man sich wendet, dem forschenden Sinne die Denkmäler einer grauen Vergangenheit sich darstellen, deren Spuren eben so gewaltig zu dem Herzen sprechen, als sie den Geist unwiderstehlich in jene Zeiten zurückführen, deren Verschwinden mit ihrer rohen und ungebildeten Kraft wir zwar nicht bedauern, in deren Erinnerungen wir aber gern untertauchen.

Von jenem grünen, waldigen Hügel schaut, von der untergehenden Sonne bestrahlt, die Habsburg in das friedliche Thal herunter, dessen fruchtbare Gelände sie bebauen, dessen Dörfer und Städtchen sie entstehen und sich verschönern, dessen Generationen sie werden und verschwinden sah. Zu ihren Ruinen wallfahrteten von jeher die Schaaren von Jünglingen und Mädchen, wenn sie in heiterer Gesellschaft einen schönen Sommerabend genießen und sich an munterem Spiel ergötzen wollten; zu den alten, ehrwürdigen Ueberresten wandern seit undenklichen Zeiten schon die Kurgäste von Baden und Schinznach, wenn die heilenden Quellen ihnen Kraft und Gesundheit wieder geschenkt haben, und oft schon hat sich im Schatten der hundertjährigen Buchen, unter dem heimlichen Flüstern ihrer Zweige, ein zartes Verhältniß entsponnen, dessen angenehme Folgen die alte Habsburg für ein glückliches Paar zum leuchtenden Pharus auf dem Meere des Lebens gemacht haben. In der Ebene hingegen schimmern die Mauern von Königsfelden, malerisch mit Epheu dicht bewachsen; sie umschließen zwar nicht mehr eine Schaar keuscher Jungfrauen, sondern sind zum Krankenhause bestimmt; aber in ihren dunkeln, mit Gras bewachsenen Höfen, in ihren düstern Gewölben, in der Kapelle, in welcher Bilder und Glasmalereien eine ferne Vergangenheit hervorrufen, belebt sich die Phantasie des Beschauers, er sieht längst entschwundene Gestalten geisterhaft an sich

Digitized by Google

vorüber wanken, und die Schauer der Ewigkeit umwehen ihn. In dem Dörfchen, das auf seinem felsigten Grunde fast rings von den Fluthen der Aar bespült wird, finden sich noch einige Ueberreste der ehmaligen Veste Altenburg, von welcher der kleine Ort seinen Namen hat, und an deren verfallene Mauer sich jetzt eine friedliche Hütte lehnt; weiter entfernt blicken die wohlerhaltenen Thürme von Brunegg und auf der andern Seite die zerrissenen Steinmassen von Schenkenberg auf die blühenden Fluren nieder. An dem Ufer der Aar nach Zurzach zu steht noch ein einzelner Thurm der ehemaligen Freudenau, und unter dem Boden, wo jetzt der Landmann säet und erndtet, ruhen die Trümmer einer großen Vorzeit in den versunkenen Mauern der ehemaligen Windonissa.

Mitten unter diesen erhabenen Bildern früherer Tage waltet ein reges und freundliches Leben, das einer heitern Gegenwart angehört und die Betriebsamkeit der Menschen so wie die fortschreitende Kultur beurkundet. In dem ganzen blühenden Thalgelände, das sich von Aran bis eine Stunde unterhalb Brugg längs der Aar fast in gerader Linie hinzieht, zeigt sich Dorf an Dorf, Schloß an Schloß, und schön bebaute Weinberge wechseln mit Kornfeldern, grünem Wiesenteppich und dunkeln Waldungen. Bis auf die Höhen des Jura sieht man die rothen Dächer netter Häuser durch die Obstbäume blinken; jährlich werden neue Wohnungen geschaffen, immer mehr breitet sich die Bevölkerung aus, und wenn auch der Reichthum der Landbesitzer im Allgemeinen nicht groß und die Armuth in vielen Hütten zu Hause ist, so bleibt doch das Ufer der Aar, die sich wie ein Silberstrich durch die grünen Auen windet, ein Anblick, der selbst ein übersättigtes oder ein tief betrübtes Herz zu heiterer Begeisterung erwecken könnte.

Das kleine Brugg bildet mit seinen altersgrauen, von der neuern Zeit nur flüchtig übertünchten Mauern und seinem schwarzen Thurme, der, einen Theil des Rathhauses ausmachend, sich noch aus den Tagen der Römerherrschaft herschreiben soll, gleichsam den Mittelpunkt dieses anziehenden Gemäldes, während Altenburg, Umiken, Habsburg, Königsfelden, Windisch und Gebistorf einen Kranz um dasselbe schließen, die Gewässer der drei Flüsse seine Nähe beleben und Landhäuser und Fabrikgebäude hie und da zwischen den Bäumen durchschimmern, indessen das heimliche Siggenthal mit seinen Schatten und wohlhabenden Dörfern sich wie ein Vorhang quer hinüber zieht, gleichsam als wolle es das freundliche Gelände einschließen, damit es fremd bleibe dem Treiben der übrigen Welt. Ohne daß eigentlich großes Gewerbe getrieben würde, bilden die Messen von Zurzach, die Nähe der Heilbäder von Schinznach und Baden, und die große Landstraße, welche von der deutschen und französischen Grenze herkommt, eine gewisse Betriebsamkeit, die durch einige neu erbaute Fabriken noch erhöht worden ist. Die dunkeln und kleinen Häuser der breiten Hauptstraße haben sich allmählig vergrößert und verschönert; jeder der einzelnen Bürger hat sich bestrebt, seinem Eigenthum ein gefälligeres Ansehen zu geben, schöne Brunnen mit vortrefflichem Wasser tragen nicht wenig zu dem freundlichen Anblick des Ganzen bei, und wer beschauend von einem Thore zum andern geht, wen rasche Pferde schnell vorüberziehen, oder wer sich auf der schönen steinernen Brücke, die in einem einzigen Bogen sich über der schäumenden Aar wölbt, dem Eindrucke überläßt, den die Uebersicht der Gegend Strom auf- und abwärts auf jedes empfängliche Gemüth machen muß, der wird gestehen müssen, daß das Städtchen, so unbedeutend sein Umfang immer seyn mag, des Vorzugs nicht ganz unwürdig sey, dessen es als Geburtsstätte berühmter und edler Männer genießt.

So wie Brugg jetzt gezeichnet worden ist, daß jeder Reisende, den Laune oder Geschäft dahin führen möchten, es wieder erkennen würde, stand es vor ungefähr achtzig Jahren noch nicht da, ein Zeitpunkt, in welchen wir unsere Leser zurückzuführen wünschen, und mancher der damaligen Bewohner, wenn er aus der Umgrenzung des kleinen, freundlichen Friedhofs sich wieder erheben und seine Vaterstadt beschauen könnte, würde dieselbe kaum mehr erkennen, vielleicht auch, wie dieß so oft geschieht, die alte Zeit mit ihren geringern Ansprüchen der neuen vorziehen, die mit vermehrten Genüßen dem Menschen auch vermehrte Sorgen gebracht hat. Die Mauern und Häuser der Stadt waren damals noch völlig in dem Zustande, in welchem sie nach Falkensteins Brande theils gelassen, theils wieder aufgebaut worden waren. Zwischen Brugg und Königsfelden waren nur einzelne Gärten und uneingehägte Pflanzungen zu finden und von allen jetzigen, theils hübschen, theils ländlich anmuthigen Gebäuden und Anlagen fand sich noch keine Spur.

So wenig die Wohnungen von außen anziehend genannt werden konnten, eben so wenig waren sie es von innen, wo der Rauch aus den meist im Hausflur angebrachten Küchen die Mauern und Thüren geschwärzt hatte, wo Luft und Licht wünschenswerthe Dinge waren, die sich selten nur fanden, und wo der Raum so beschränkt war, daß selten mehr als ein Zimmer die Breite des Hauses einnahm.

Dennoch waltete damals ein eben so helles und fröhliches, ja im Grunde vielleicht noch befriedigenderes Leben als jetzt, wo sich so manche alterthümliche Gewohnheit verloren, so manche, der guten alten Zeit angehörende Sitte vornehmer scheinenden Gebräuchen Platz gemacht hat; wo man sich schämt, die Kleinstädterei in ihrem ganzen Umfange an den Tag zu legen und dadurch den Kontrast nicht vermeidet, welcher nothwendigerweise an kleinen Orten aus der beschränkten Macht und dem unum-

Digitized by Google

schränkten Wunsche hervorgeht. Der jetzige Kanton Argau stand noch unter Berns Oberherrschaft; es lebten Landvögte und Verwalter der Regierung in und um Brugg, welche mit den vornehmern Einwohnern einen Umgang pflogen, in dem freilich von der einen Seite Stolz und Uebermuth, von der andern Demuth und Unterwürfigkeit öfters sichtbar wurden, der aber dennoch dem Städtchen einen lebhaftern Verkehr gab. Auch unter den Eingebornen selbst fanden sich mehrere, jetzt theils ausgestorbene, theils weggezogene Familien, in deren Kreisen man eine feinere Bildung keineswegs vermißte, und aus deren Schoße bedeutende Individuen hervorgegangen sind, welche die Nachwelt mit Ehrfurcht und Liebe nennt und nennen wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Reise durch Kalabrien.

(Fortsetzung.)

Miletus wurde von den Milesiern, die, nachdem Darius ihre Stadt zerstört hatte, nach Kalabrien herübergekommen, gegründet. Seine wissenschaftliche Bedeutung unter den Griechen ist bekannt. Unter den Normannen war es der Lieblingsort von Roger Basso; er vergrößerte seinen Bezirk, verschönerte es durch viele Kirchen und verlegte den Sitz des Bischofs dahin. Jetzt sind nur schwache Spuren mehr übrig von der Stadt, die einst einen Thales unter ihre Bürger zählte.

Von Mileto führt die neue Straße über den Metramaßuß nach Rosarno, und von da nach dem, am Fuße des hohen und rauhen Berges S. Elia gelegenen, mit Oelbäumen umschatteten Städtchen Palmi. Es ist sehr regelmäßig gebaut und hat einen weiten, mit einem schönen Brunnen verzierten öffentlichen Platz; allein mehrere der größern Gebäude liegen seit dem letzten Erdbeben halb in Schutt. Zur Wiederaufbauung der Kirche S. Nicola soll der König 5000 Dukati hergegeben haben; aber das Geld wurde anders verwendet; die Kirche blieb unvollendet und dient jetzt zu einem Mistbehälter, obgleich in dem rechten Seitenschiffe mehrere Glocken hängen, die täglich geläutet werden. Ein reges Leben und Treiben herrschte in dem Städtchen, das bedeutenden Handel mit Oel treiben soll.

Anstatt hinunter zu gehen bis Reggio, das noch ungefähr eine starke Tagreise von Palmi entfernt liegt, ließ ich mich hier bereden, mit einigen Fischern in einer elenden Barke nach Messina hinüberzufahren. Es war ein schöner Sonntagmorgen, als wir aus der Felsenbucht stießen. Das Meer war spiegelglatt, und schnell gleitete das mit Menschen fast überfüllte Schiffleln dahin.

Da ich jetzt Abschied nehme von Kalabrien, so will ich noch einen Blick zurückwerfen auf das Land, in dem ich wohl viel gelitten, aber im Anschauen der schönen Natur auch viel genossen habe.

Hohe Berge, vom Hauptzuge der Apenninen nach allen Richtungen auslaufend, oft rauh und kahl, oft üppig bewaldet, mit dazwischen liegenden tiefen Thälern und einzelnen Ebenen, hier wenig bebaut und wild, dort plötzlich wieder mit allem Ueberflusse des Südens gesegnet — dies ist die Gestalt der Oberfläche des Bodens. Die Städte und Dörfer, oder Paesi, wie der Kalabrese sie nennt, liegen meistens hoch an den südlichen Gebirgsabhängen, sind eng und gewöhnlich in Form von Pyramiden gebaut, und gewähren dem Auge einen reizenden Anblick. Die Kleidung der Einwohner ist fast durchgehends dieselbe. Sie besteht bei den Frauen aus blauen und rothen Tüchern, die um den Leib geschlagen und fest gebunden werden. Arme und Oberleib bedeckt eine Art von Spenser, dessen Aermel aber mit dem Bruststück nicht zusammengenäht, sondern blos mit Bändern angeknüpft sind, so daß sie nach Belieben abgelöst werden können. Der Kopf wird mit einem weißen, zuweilen gestauzten Tuche, das in ein Viereck so zusammengefaltet ist, daß ein Theil desselben etwas über den Nacken hinabfällt, bedeckt. Dieser ganze Anzug gibt dem Körper, weil er alle Formen zu sehr verwischt, etwas Steifes und erinnert nicht selten, besonders wenn die Tücher gar zu enge umgebunden werden, an egyptische Statuen aus der spätern Zeit. — Die Männer tragen blaue oder graue tuchene Hosen und eine lange Jacke aus gleichem Stoffe. Statt der Schuhe ist ein Stück ungegerbte Haut um den Fuß gebunden, und mit demselben Bande, welches diese Sandalen hält, werden auch die, vom Knie an um das Bein gewickelten Lumpen befestigt, die statt der Strümpfe dienen. Den Kopf bedeckt ein wollener Hut, der tief in das Gesicht gedrückt wird, oder eine lange blaue oder rothe Mütze. In der kältern Jahreszeit kommt zu dieser Kleidung noch der zerrissene Mantel, wie man ihn in ganz Unteritalien antrifft, und den, wenn er auch noch so zerfetzt ist, der Italiener doch so umzuwerfen und sich darin auf eine Art hinzustellen weiß, daß er imponirt. — Die Zigeuner, die oft in zahlreicher Gesellschaft in Wäldern oder an Bergabhängen liegen, weichen in ihrem Anzuge wenig ab.

Kalabrien nährt im Durchschnitte einen kräftigen Schlag von Menschen, unter denen schöne Männer sowohl, als Weiber gar nicht selten sind. In Betreff der Bildung steht der Kalabrese sehr tief; seine Unwissenheit und seine Befangenheit in allen Ansichten übersteigen oft jeden Begriff. Es ist himmelschreiend, daß in einem von der Natur so gesegneten Lande alle geistige Kultur so darniederliegt. Man messe aber die Schuld dem Volke nicht zu, sondern lediglich der Regierung. Es fehlt

Digitized by Google

dem Kalabresen nicht an Talent, und ich bin fest überzeugt, auch nicht an Willen, etwas zu lernen, wenn man ihn nur auf vernünftige Weise dazu anleiten würde. Aber wo soll da Licht und Aufklärung herkommen, wo die Regierung, wie dieß im jenseitigen Kalabrien der Fall war, die Klöster, in denen noch einiger, wenn auch kümmerlicher, Unterricht ertheilt wurde, aufhebt, und dann die eingezogenen Güter, anstatt sie für Bildungsanstalten zu verwenden, größtentheils wieder für Erbauung von Kirchen, woran das Land schon längst Ueberfluß hat, wegwirft?

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Straßburg, April.

(Beschluß.)

Sand, von einem Franzosen geschildert.

„Spräche ich französisch, wie du, meinte Sand," fuhr Wilhelm fort, „so drängte ich mich vertleidet zu Napoleon. Ein Dolchstoß, und Tausende von Menschenleben wären gerochen! Wilhelm, du kamst ein Scävola werden; — Sie können sich denken, daß ich davon nichts hören wollte. Ich bleibe so lang als einer in der Schlachtlinie stehen und rühre mich nicht, mache trotz einem mein Heckenfeuer mit, gehe auf das Kommando: Marsch! auf eine Batterie los — aber kopfüber sich in einen Höllenrachen stürzen! Nein! aus der Gefahr, in die ich mich begebe, muß man davon kommen können, mag dies auch noch so unwahrscheinlich sein." — „Und dann ist ein Mord doch immer etwas, vor dem einem graut. Nur ein Feiger kann ihn begehen." — „Je nun, das doch nicht; denn Sand hätte Napoleon ermordet, und Sand ist brav, ja heldenmüthig. Er war arm, schwächlich wie ein Kind, als Soldat ertrug er fast unter Sack und Pack; aber oft und viel auf dem Marsch blieb ich hinter ihm zurück, und habe acht Zoll mehr als er. In beiden Feldzügen war er nicht ein einzigesmal im Spital. Da fällt mir eben ein, wie wir einmal eine Kanone nahmen. Sand hatte sein Gewehr weggeworfen und lief zehn Schritte vor uns her. Als ich hinkam, saß ich ihn, bald auf der Kanone liegend, das Zündloch mit seinen kleinen Händen bedecken; ein Kanonier wollte ihm eben mit dem Ladstock den Kopf zerschmettern. Ich sah mich nach dem sichersten Mittel um, den Freund zu retten, da fuhr eine Kugel hinter mir vor dem Franzosen durch die Brust, und er stürzte quer über Sand nieder." — „Das heiße ich Kopf und Herz auf dem rechten Flecke haben." — „Das ist Sand mit zwei Worten. Auf der großen Versammlung im Mai 1818 zu Jena, wohin jede Universität Abgeordnete schickte, hatte ich die Ehre, mit ihm Erlangen zu repräsentiren. Hier wurden die vierzehn Hauptstatuten der Burschenschaft aufgemacht, hier wurde den Königen gedroht, die den Tugendbund aufgehoben. Was wir da für ein Freudenfeuer machten mit den Werken von Kotzebue und Consorten! ja, unter uns, ihr Herrn, die Bundesakte soderte mit auf; wir tanzten umher; das war ein Fest! in meinem Leben war ich nicht fideler." — „Das glaube ich gerne." — „Und wer war der flotteste Bursche, der beste Redner unter uns? Sand und kein anderer. Bei jedem Satze, den er sprach, erscholl lautes Bravo und die Mützen flogen in die Luft; die wenigst war nicht die letzte: eine rothe Mütze mit goldner Eichel; so trug man sie damals. Wenn er so von der Unterdrückung Deutschlands sprach, die Verbrechen der Paar Verräther, Kotzebues Schande thaten malte — und alles das war mir schon durch den Kopf gegangen, aber erst jetzt stand alles im hellsten Lichte vor mir — da lief mir ein Schauder über die Haut, krampfhaft zitterten meine Glieder, mir selbst unbewußt, hatte ich vorne meine Polonaise ganz zerrissen; eine blaue Polonaise, wie diese hier; sie war in Berlin gemacht, die Schnüre allein hatten hundert Gulden gekostet. Ja, ihm stoß es nur so vom Munde, in der herrlichsten Ordnung, die königlichen Edikte, die erhabensten Gedanken, die feurigsten patriotischen Gefühle; all das geht wohl auch mir im Gehirn um, aber so verworren, durcheinander, alles drängt sich im Wirrwarr, und heres aus will nichts. Beim Schlagen bin ich besser bei der Hand, als beim Sprechen; Sand schlägt sich, wie er spricht. O, Sand ist mehr als ein Mensch, er ist ein Genie, ein Halbgott!" —

Diesem Panegyrikus, den der gute Wilhelm, auf dem Bock bin und her rutschend, bald zu und herein, bald wieder zu seinem Roß sich wendend, in abgerissenen Sätzen von sich gegeben, hatte der Mediziner mit unerschütterlichem Phlegma zugehört; endlich nahm er auch das Wort: „Gebt mir mit eurem Halbgott! Gerade eben sah ich ihn zum erstenmal, nur einen Augenblick, und noch dazu von der Seite; aber bei seinem Profil fiel mir ein Gemälde des Franzosen Guerin ein: Clytemnestra, die sich zu Agamemnons Mord anschickt. Die zusammengepreßten, blauen Lippen, der herabgezogene Mundwinkel, der starre Augapfel, um Nase und Stirn alles straff angespannt, entsetzliches Gesicht . . ." — „Und," fuhr ich lachend fort, „der Arm hängt zur Kalesche heraus, und die Hand klammert sich — um einen Dolch? — nein, um eine Pfeife." — „Ich sage Ihnen, das war ein ganz eigener Ausdruck in dem Profil. Das Gemüth des Menschen befand sich in furchtbarem Aufruhr, oder es leidet soeben ein Organ bei ihm an acuter Entzündung." — „Hin wie her, Aberlässe und antiphlogistica!" sagte ich im Doktorton. „Da sollte ihr mich einmal nach einem Kommerse sehen!" rief Wilhelm; „nein, Sand kam mir eben ganz vor wie sonst, ein recht hübscher Junge. — Da sind wir in Mannheim, vor dem Gasthofe zum großen Bücher. Wenn ich Sand sehe, soll er mit uns zu Nacht essen; der französische Wein soll ihm schon wieder rothe Wangen machen." . . .

Auf dem Wege ins Theater betrachtete ich das nette, kleine, leider so verdünnt gewordene Haus, die hübsch verzierte Façade, die grünen Laden, die drei Stufen vor der Thüre, links und rechts die hölzerne Bank; da machte und ein verworrener Lärm drinnen aufmerksam. Auf den Ruf: Mord! stürzen wir zur Thüre; ein Mensch, es war Sand, fliegt heraus, einen Dolch in der Faust: „Der Verräther Kotzebue ist todt, das Vaterland ist gerettet! vivat Teutonia!" — Was weiter geschah, weiß ich kaum, Alles wirrte sich vor meinen Augen durcheinander; endlich, als ich wieder mit meiner Gesellschaft saß allein in der Straße stand, sah ich Wilhelm mit funkelnden Augen ein Schnupftuch aus dem Busen ziehen: „Ich habe es in sein Blut getaucht: Das Vaterland ist gerettet! Sand ist ein Held!" Schaudernd rief ich: „Nein, nein, Sand ist ein Mörder!" — „Mein Herr," sagte gravitätisch der Mediziner, die Cigarre zwischen Daumen und Zeigefinger der Linken, die Rechte in die Weste geschoben; „ich gäbe viel, hätte ich Sand den Schädel beschält; ich wette, er hatte den Mordsinn, war zum Mörder präbestinirt."

Beilage: Literaturblatt Nr. 46.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 107.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 5. Mai 1831.

— Angstvoll steuerten wir in den engenden Meeresschlund;
Denn hier drohete Skylla und dort die grause Charybdis.
Homer.

Reise durch Kalabrien.

(Beschluß.)

Bartels ist meines Wissens der Einzige, der die Kalabresen in Schutz nimmt, sonst werden sie von den meisten Reisenden als schlechte, rohe, räuberische Menschen angeklagt. Wenn die Herren doch nur, bevor sie so unbedingt und leichtsinnig absprechen, einen Blick auf die Geschichte des Volkes werfen möchten, so würde ihr Urtheil gewiß milder ausfallen. Es ist liebloß, die schlimme Seite einer Nation ans Licht zu stellen, ohne zugleich die Ursachen anzuführen, aus denen all die Fehler entspringen mußten. Was war das Volk Gottes einst in der egyptischen Knechtschaft? und was sind in neuerer Zeit die Griechen unter dem Joche der Türken geworden, bis der Götterfunke wieder in ihre Herzen schlug? Uebrigens bin ich überzeugt, daß ein großer Theil von dem, was man Böses und Schlechtes von Kalabrien liest, nur ersonnen wurde, um Reisebeschreibungen damit auszuschmücken. In einem Lande, das einmal wegen Banditen und Straßenräubern in übelm Rufe steht, erblickt eine kranke Phantasie in jeder Schlucht eine Mördergrube, zumal wenn von der Polizei oder von den Einwohnern selbst immer gewarnt wird, sich da und dort in Acht zu nehmen. Ich habe in Kalabrien, wo ich bei Tag und bei Nacht, auf der offenen Straße und in unwegsamen Gebirgen, allein reiste, wohl auch böse Menschen, aber doch weit mehr gute kennen gelernt, und ich bin selbst geneigt, alles, was mir Schlimmes widerfahren, mehr der, von oben herab bewirkten, schrecklichen Geistesverwahrlosung zuzuschreiben, als es auf Rechnung unbildsamer, schlechter Herzen zu bringen. Man gebe Kalabrien, so wie Sizilien, diesem Stieftinde von Neapel, nur Volksbildungsanstalten, und es wird in kurzer Zeit alles anders werden.

Die ganze Reise von Neapel bis Messina, ungefähr 260 Miglien, kam mich kaum auf 18 Gulden rhein. zu stehen, und ich habe doch überall bezahlt, was man von mir verlangte, ohne irgendwo nur im Geringsten zu handeln, wie ich sonst im übrigen Italien gewohnt war.

Nach diesen Bemerkungen komme ich wieder auf meine Ueberfahrt nach Sizilien zurück. An der Mündung des Metaurus, wo einst Orest mit seiner Schwester Iphigenia ausruhte, vorübergleitend, hatten wir bald die berüchtigte Scylla erreicht, die Homer und Virgil so schrecklich schildern, und durch die selbst Ulysses mit bangen Sorgen schiffte. Seneca dagegen sagt schon, daß sie den Schiffern keineswegs gefährlich sey *). Es ist weiter nichts an der ganzen Sache, als daß bei stürmischer See die Wogen an einigen Klippen und zuletzt am Fuße des weit ins Meer vorstehenden, hohen und senkrecht abgeschnittenen Felsen, auf dem einst ein Tempel der Minerva stand, jetzt aber ein Kastell aus den Zeiten der Normannen sich

*) Scyllam saxum esse, et quidem non terribile navigantibus, optime scio. Brief 79.

erhebt, zerschellen und wieder zurückprallen, was kleinern Schiffen, wenn sie zu nahe kommen, allerdings gefährlich werden mag. Wir gleiteten ruhig vorüber und befanden uns bald in der fabelreichen Meerenge, wo sich ein Wunderbild von Naturschönheiten mir darstellte, das sich nie in meiner Erinnerung verwischen wird. Vor mir und hinter mir breiteten lichtglänzende Meere sich aus, während rechts und links paradiesische Küstenlande, mit heitern Städten geschmückt, aus den grünen Wassern emporstiegen, ein Anblick, der nicht zu beschreiben ist! Ich bedauerte, wie die Schiffer mir sagten, daß wir weit unter der Charybdis vorbeikommen, und lachte, als sie die Gefahren schilderten, die jedes Fahrzeug in dieser Meerenge bedrohen; allein bald hatte ich Ursache genug, daran zu glauben. Ein heftiger Sturm, dessen Anzug der Steuermann aus gewissen Zeichen des Aetnarauches lange schon gefürchtet hatte, brach plötzlich aus, und in wenig Minuten ging das Meer so hoch, daß mir zu grausen begann. Die Weiber heulten und dingen sich an ihre Männer, die Schiffer ermahnten zum Gebete, und einer der Geistlichen, die mit uns fuhren, umklammerte so fest meine Knie, daß ich ihn nicht von mir losbringen konnte, während der andere in halber Betäubung dalag und Madonna santissima schrie. Statt nach Messina hinüber zu kommen, wurden wir immer weiter hinauf getrieben gegen die gefürchtete Charybdis. Ich stand etwas betroffen da und rief dem Jünger Jesu zu meinen Füßen unablässig zu, sich lieber an seinem Gotte zu halten, als an mir, indem es mir auf diese Weise nicht einmal möglich gewesen wäre, im schlimmsten Falle mich durch Schwimmen zu retten. Durch kräftiges und besonnenes Wirken des Steuermanns kamen wir indessen dem Lande nahe, aber durch die allzustarke Brandung wurde das Schifflein immer wieder zurückgeschleudert. So schwankten wir, von den Wellen ganz durchnäßt, eine Weile hin und her, jetzt hoch auf der Spitze einer Welle, jetzt wieder tief unten zwischen hochgethürmten Wogen, bis wir endlich auf eine seichte Stelle gelangten, wo wir Männer alle hinausspringen mußten, um an einem Stricke, mit dem der Steuermann sich hinausgeworfen hatte, das Fahrzeug mit den heulenden Weibern aufs Trockene zu ziehen.

So endete meine kalabresische Reise. Doppelt froh nun, auf sizilianischem Boden zu stehen, zog ich, durchnäßt wie ich war, mit meinem Tornister auf dem Rücken, hinab nach Messina.

Der Abendstern.

(Fortsetzung.)

Es war in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts einer der schönsten Frühlingssonntage angebrochen, der den Bewohnern von Brugg eine Reihe von Freuden verkündigte; denn die Sonn- und Festtage gehörten in jenen Zeiten noch ganz einem eifrigen Gottesdienste und, war dieser beendigt, unschuldigen Erholungen an, welche für die Mühen und Arbeiten der sechs Werktage entschädigten und belohnen sollten. Das harmonische Geläute der Glocken, auf welchen Vorzug man sich viel zu Gute that, rief die Andächtigen in die heitere, freundliche Kirche, und die Straßen füllten sich mit Menschen aus allen Klassen, die sich in ihrem besten Sonntagsstaate zu dem Tempel des Herrn drängten, um die beginnende Woche mit Gebet und frommen Empfindungen würdig anzutreten. Da schritt, angethan mit einem zimmtfarbenen Tuchkleide, mit wohlgesteiften Schößen und Ermeln, einer damastenen, weit über die Beine herabhängenden Weste, auf welcher die buntesten Farben durcheinander glühten, mit kurzen schwarzsammtnen Beinkleidern, schneeweißen, über das Knie gewickelten Strümpfen, abgestumpften Schuhen, mit silbernen ungeheuren Schnallen geziert, einem kleinen dreieckigten Hütchen unter dem Arm und ein großes, mit goldenem Knopf versehenes spanisches Rohr in der Hand, Herr Abraham Saltinger aus seinem kleinen, unscheinbaren Häuschen, nachdem er zuerst noch sorgfältig an der Thüre seines Ladens das Schloß und die eisernen Stangen geprüft und sich versichert hatte, daß keine diebische Hand an seinen Schätzen sich vergreifen werde. Dicht hinter ihm, und möglichst in die Fußstapfen des hochverehrten Bruders tretend, trippelte die ehr- und tugendsame Jungfer Martha Saltinger, ihre etwas scharfen Züge zu einer holdseligen Freundlichkeit zwingend, mit welcher sie links und rechts die Knixe und Verbeugungen erwiederte, die von den Vorübergehenden dem, an der Hausfrau Statt unumschränkt waltenden Faktotum des bemittelten und angesehenen Bürgers und Rathsherrn gespendet wurden. Ihre Kleidung, der Geschmacklosigkeit jener Zeit angehörend, war ein Mittelding zwischen Mode und demüthiger Bescheidenheit, und wenn die unermeßliche Drathhaube, mit einem Ueberfluß von Band und Flor geschmückt, zur Bewunderung aller ihrer Mitbürgerinnen auf der langen, nach den Forderungen des Schönheitssinnes etwas zu hagern Gestalt majestätisch thronte, so söhnte hingegen das kurze Röckchen von geblumtem Zitz, mit reicher Schleppe, keinem Reifrocke und kaum mit einigem Wulst auf den Hüften versehen, die neidischen Herzen ihres Geschlechts mit ihr aus. Auch das enge, steif anliegende Mieder, das keinen vorhandenen Reiz hervor hob und keinen mangelnden nachahmte, das einfache Halstuch, mit keiner Stickerei geziert und dicht um Hals und Brust schließend, so wie die sparsamen Locken, die verschämt unter dem hohen Haubengebäude hervorschauten, statt sich nach der damaligen Mode in hohen Tuppen zu blähen, zeugten von der bescheidenen Zurückhaltung der tugendbelobten Jungfrau,

Digitized by Google

und nur die unförmlich hohen Stelzschuhe, mit blinkenden Steinschnällchen geziert, die grünseidnen Strümpfe mit bunten Zwickeln und eine an der Seite herunterhängende schwere goldene Uhr mit breiter und massiver Kette, bezeugten wieder den Stand und die Wohlhabenheit der Besitzerin und zogen die Blicke der Nachbarinnen auf sich.

Wer ist aber der Gegenstand, auf den sich alle Augen richten, wenn sie sich von der grotesken Gestalt der Jungfer Martha Saltinger hinweggewendet haben? Wem gilt das freundliche Lächeln, das nicht nur auf alten und jungen Männergesichtern, das sogar in den Zügen der weiblichen Kirchgängerinnen entsteht? wem die Winke und Grüße, das freundliche Kopfnicken und die ehrerbietigen Bücklinge? Seht ihr die holde Mädchengestalt, die an der Seite ihrer Tante bescheiden und sittsam dahin schwebt, mit sanftem Erröthen und kleinen, grazienhaften Knixen die Aufmerksamkeit ihrer Umgebungen verdankend, verschämt in sich selbst geschmiegt und die braunen Augen auf die Straße gesenkt, auf der sie in angenehmer Verlegenheit die Steine zu zählen scheinen. Schaut den schlanken und doch fülligen Wuchs, die kleinen Füße, den blendendweißen Hals, den das Tuch, so sorgfältig es auch gesteckt ist, nicht ganz verhüllen kann; die heitere Stirn, auf welcher Unschuld und ein heller Verstand thronen, die fein gebildete Nase, die runden, von Jugend und Gesundheit gerötheten Wangen, auf denen zwei Grübchen ihr Lächeln bezaubernd macht, und ihr werdet begreifen, warum die Blicke der Vorüberschreitenden schnell von Herrn Abraham Saltinger und seiner Jungfer Schwester weggleiten, um auf dem lieblichen Bilde gedeftet zu bleiben, das wir so eben gezeichnet haben.

Und dennoch sehr ihr Christine Saltinger, wenn sie in ihrem steifen Sonntagsputze an euch vorüberzieht, nicht in ihrem schönsten Lichte. Die herrlichen braunen Locken, mit Puder und Pommade reichlich versehen, sind dann steif von der Stirn in die Höhe gestrichen und auf dem Scheitel mit einem vergrößernden Wulst versehen, während kleine bunte, zitternde Blümchen, die und da eingesteckt, der Frisur das Ansehen eines Zuckergusses mit gemalten Verzierungen geben; der Schnürleib, über den das seidene Kleidchen in geschmacklosen Falten gezogen und an den Seiten unförmlich aufgeputzt ist, die Halskrause, vorn mit einer Schleife zusammengebunden und nicht, der eigentlichen Forderung der Mode gemäß, einen Theil der Brust dem Blicke preisgebend, und das ungewohnte Gehen auf den Schuhen mit hohen Absätzen, das alles verhüllt gleich einem leichten Schleier den Reiz des Mädchens; aber ihn ganz zu vernichten, vermag selbst die ungereimteste Verunstaltung nicht, und wenn heutzutage Christine Saltinger mit all ihrer jugendlichen Frische, mit dem anmuthig unschuldigen Wesen, das ihr eigen war, mit all dem Zauber eines heitern, unverdorbenen Mädchens vor die Augen meiner Leser treten könnte, so würde sie vor ihnen, trotz ihrem altmodischen und geschmacklosen Anzuge, Gnade finden. Nachbarn, Freunde und Mitbürger aber, denen sie nur an Festtagen in dem beschriebenen Putze erschien, die sie weit öfter, ja die ganze Woche hindurch, in ihrem einfachen kattunenen Kleidchen mit der blendend weißen Schürze, dem Halstuche, das leicht, aber sittsam um die wohlgebauten Schultern geworfen war, mit den braunen, ungekünstelten Locken, um welche sich nachlässig ein himmelblaues Band schlang, zu sehen bekamen, an welchen sie auf unbedeutend erhöhten Schuhen vorüberhüpfte, wenn sie zu den Arbeitern in den Garten und auf das Feld ging, die sie freundlich, nachgiebig und sorgsam um den etwas strengen Vater und die wunderliche Tante beschäftigt sahen, die trugen dann wohl das Bild aus den Werkeltagen auf die Sonntage über und erblickten Christinen so, wie sie wirklich war, und nicht so, wie Sitte und Gewohnheit sie zuweilen veränderten.

In langsamem, würdigem Gange war der Zug bis an die Kreuzstraße gelangt, welche zu der Kirche führt, und noch hatte das junge Mädchen weder rechts noch links geschaut, ja nicht einmal das Auge sichtbar erhoben, um diesen oder jenen Gegenstand zu betrachten; jetzt aber, als sie um die Ecke bog, lehnte sich der Kopf auf die linke Schulter, die langen Augenwimpern schlugen sich auf und es schwebte einer jener Blicke an die andere Seite der Gasse hinüber, die, wenn sie von geliebten Augen geschenkt werden, den Empfänger in den dritten Himmel zu zaubern vermögen; und daß die unsichtbar magnetische Berührung auch diesmal ihr Ziel nicht verfehlte, bewies die starre Unbeweglichkeit, mit welcher der junge Mann, den sie getroffen hatte und der an einem Fenster der gegenüber stehenden Häuser lehnte, Christinen nachsah und die Augen nicht von ihr wandte, bis sie hinter der Kirchhofsmauer verschwunden war.

Um aber unsere Heldin bei den zart- und feinfühlenden Wesen weiblichen Geschlechts darüber zu entschuldigen, daß sie sogar auf dem Kirchwege einem jungen Menschen freundliche Zeichen zunirft und sich zu freuen scheint, wenn sie von ihm aufgefangen werden, müssen wir bekennen, daß es vielleicht wenig Mädchen gegeben hätte, die bei diesem Individuum nicht aus bloßer Menschenliebe ein Gleiches hätten thun müssen; denn nicht nur sprachen aus den gutmüthigen, heitern und schuldlosen Zügen Liebenswürdigkeit, Edelmuth und Treue, sondern in der ganzen kräftigen Gestalt lag übrigens noch jenes unnennbare Etwas, das unwiderstehlich die Herzen aller fühlenden Menschen an sich zieht. Besonders anmuthig und auffallend möchte übrigens die Erscheinung des Jünglings, um welchen es sich handelt, schon darum seyn, weil er in jener Zeit, wo alles an und in dem Men-

Digitized by Google

schen den Stempel der Steifheit trug, von der Mode überall abwich, wo sie dem gesunden Menschenverstande gerade entgegenlief, daher er seine Haare unfrisirt, in angenehmen Locken trug, daher seine Kleidung dem Körper passend und bequem war; weil in allen seinen Bewegungen und Worten eine Freiheit des Geistes, ein von Frechheit und Uebermuth eben so sehr als von demüthiger Unterwürfigkeit entfernetes Betragen herrschte, und er dabei mancherlei kleine Talente besaß, die seinen gewichtigeren Kenntnissen zur erhebenden Folie dienten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, April.

Oeffentliche Schulacte. Gymnasialbildung. Populäre Versuche. Neues Berlinisches Gymnasium.

Unter den Butter- und Käsearticeln, welche in traulichem Verein mit Theaterrittken und Wetteranzeigen unsern politischen Zeitungen ein so eigenthümliches Gepräge geben, finden sich auch seit Alters gewisse Anzeigen, die täglich ganz und den Intelligenzblättern wegbleiben sollten, oder wenigstens nicht dahin gehören, wo der Seiltänzer und Kunstreiter seine Kunststücke dem hohen Adel und verehrten Publikum bekannt macht. Ich meine die Anzeigen unserer Gymnasialdirectoren von dem bevorstehenden jährlichen Schulacte und öffentlichen Examen. Eltern, Verwandte und Gönner, meint Ihr Korrespondent, könnten auch auf andern Wege, als durch die Avisen, von der Schulfortschrittlich unterrichtet werden, und der Zweck, den man vermittelst dieser im Auge hat, den könnte, nämlich auch solche, die noch nicht Gönner sind, und Eltern, die ihre Kinder noch nicht auf dies Gymnasium gebracht haben, darauf aufmerksam zu machen und anzulocken, vertrage sich wenig mit der sittlichen und wissenschaftlichen Basis, auf der unsere Schulanstalten ruhen. Die öffentliche Schulprüfung ist überhaupt eine Antiquität und zur leeren Komödie geworden. Sie führt durch ihre lästigen Vorbereitungen die Lehrstunden, sie inkommodirt Directoren, Lehrer, Eltern, die armen Schulchoristen und Schulknäbe, welche nolens volens sich dabei einmischen müssen; die Knaben bilden darum nicht mehr, sondern bereiten sich nur auf gewisse Fragen und Antworten vor, gewisse Schaustücke, zur möglichen Beförderung der Eltelkeit, werden einexercirt, und Lust daran möchten nur wenige eitle Eltern und den niedern Ständen empfinden. Dem Geiste der Schulbildung im Preußischen, der bis jetzt kein anderes Ziel vor Augen hatte, als ächt wissenschaftliche Bildung, die sich selbst genug ist, zu fördern, sind diese Schulacte und Ankündigungen derselben ganz entgegen. Indessen, als aus alter Zeit, namentlich der Zeit der Reformation, herrührende Institute läßt man sie bestehen. Sie können keinen Anstoß geben, so lange gebildete und ernstwissenschaftliche Männer an der Spitze der Gymnasien stehen; wie aber, wenn hier einmal Charlatanerie eindränge und die Rectoren sich in ihren Programmen und Einladungen wie die Seifensieder in der Anekdote in Versprechungen und Betheuerungen überbieten wollten?

Der vortrefflichen Einrichtung unserer Schulen und Gymnasien lassen auch Gegner alles Preußischen vollkommene Gerechtigkeit widerfahren. Bei uns selbst dagegen haben sich längst Spaltungen gezeigt hinsichtlich der Beaufsichtigung und der Tendenz der Gymnasien. Bis jetzt waren diese im Grunde genommen nach dem Leisten der sächsischen Fürstenschulen zugeschnitten. Griechisch und Latein und Latein und Griechisch waren die Fundamente, die einzige Aufsicht: die Universität, und hier vorzugsweise: die Philologie. Es war eine ideale Prämisse, jeder Schüler müsse ein Heinecius und Hermsterhuys werden. Eine unsägliche Masse trockenen Materials ward den Jünglingen eingepfropft, was bei neun Zehntheilen von ihnen, sobald sie ins Leben treten, in die Rumpelkammer muß, Geschichte, Geographie, Naturwissenschaften blieben Nebensachen, in die nachmittägigen Verdauungsstunden für Lehrer und Schüler verlegt. Nur die Mathematik wurde doch schon mehr gepflegt. Was zu Gunsten einer allgemein humanen und praktischen Bildung geschah, ging mehr von den einzelnen Directoren aus. Eine Opposition gegen diese allein geltende Tendenz der Gymnasien hat sich schon längere Zeit laut geäußert, jedoch heftigen Widerstand gefunden. Eltern, die ihren Kindern für irgend ein Geschäftsfach eine wissenschaftlich gründliche, aber nicht gerade eine gelehrte Bildung geben zu lassen wünschten, fanden es unbequem, daß drei Viertel der Zeit auf Lateinisch und Griechisch verwandt wurden; aber andererseits fand es das Ministerium ungerecht, um dieser Eltern willen in dem trefflichen Schulplan eine Ausnahme zu statuiren, und meinte, das Büchen Lateinisch und Griechisch, welches die jungen Leute mit auf ihren Lebensweg nehmen, könne ihnen nichts schaden. Der preußische Normalschul drückt sie und ha, daß ist gewiß; aber eben so gewiß ist, daß er in seinem Fache besser zugeschnitten ist, als dem Schulfach, mäßig für norddeutsche Bildung und unser Bedürfniß. Zu verargen ist daher der Widerstand nicht, er kam aus einer liberal thätigen Ansicht. Endlich ist der Maßstab, der diese Ansicht nicht theilte, durchgedrungen, ein eigenes Gymnasium nach der seinigen begründen zu dürfen. Früher ein Appendix des alten Gymnasiums zum „grauen Kloster,“ unter dem Namen „Köllnische Schule,“ ist es jetzt zu einem besondern Gymnasium, unter der Benennung des „Neuen Berlinischen,“ berangewachsen und für eine mehr praktische Bildung der höhern Bürgerstände bestimmt, wobei auch Griechisch wird zwar auch gelehrt, aber nur neben den Naturwissenschaften. Mathematik, Geographie und Geschichte, welche letztere jedoch auf allen Schulen, und so auch auf dieser, eine alten bellanische Stellung einnimmt. Sollte Preußen einst eine öffentliche Repräsentativverfassung erhalten, müßte dies auch auf die Gymnasialbildung einen rückwirkenden Einfluß haben und manches, jetzt ganz zurückgeschobene Studium anders gepflegt werden. Die freien Reden, Antworten und Proklamationen unserer Staatsmänner und Generale zeigen leider nur allzusehr, wie wohlthätig jetzt schon freie Redeübungen wären. Das neue Berlinische Gymnasium, gelegt und gepflegt vom Maßstab, der ihm eben ein sodues Gebäude aufrichtet, möchte bei seiner praktischern Tendenz diese Humanitora noch zu wenig im Auge haben. Mehr dafür wirkte mancher rege Geist unter den Directoren in den ältern Instituten. So hat namentlich der selige Bernhardi auf dem Friedrichswerderschen Gymnasium wohlthätig für eine freiere Geistesbildung gewirkt. Der Director Spilleke wirkt jetzt in ähnlicher Weise auf dem Friedrich-Wilhelms-Gymnasium, und es kann als ein beachtenswerthes Zeichen der Zeit angesehen werden, daß das neueste Programm dieser geleerten Schule einen Aufsatz: „Ueber Goethes Charakter,“ vom berühmten Professor Trem, als leading article vor der Stirn trägt. Was würden die alten Schuldirectoren in Puderperücken dazu sagen, wenn eine solche Schrift unter ihren schweinsledernen Büchern Aufnahme forderte?

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 56.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 108.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 6. Mai 1831.

Raum hegt, irgend umher, einfachere Menschen die Erde.
Mög' euch Segen verleihn ein Gott, und jeglichem Tagwerk.

Platen.

Samogitien.

Samogitien, von den Eingebornen Szamaite, polnisch Zmudz genannt, diejenige der ehemals polnischen Provinzen, in welcher der Aufstand gegen die russische Regierung vor wenigen Wochen zuerst ernstlich ausbrach, ist ein Landstrich zwischen der Ostsee, Kurland, dem eigentlichen Lithauen und dem Niemen. Die Samogitier sind gleichen Ursprungs mit den Lithauern. Das Wort Szamaite bedeutet in der lithauischen Sprache Niederland. Mit Wäldern bedeckt, von verschiedenen Flüssen durchströmt und einigen großen Seen bewässert, liefert Samogitien, dessen Boden meist aus Thonerde besteht, reiche Erndten von Flachs und Hanf, die nirgends zu größerer Höhe gedeihen, und über Königsberg, Memel, Libau und Riga ausgeführt werden; die Bienen, wovon es in jedem Gehölze wimmelt, liefern trefflichen Honig und ein sehr weißes Wachs. Ehemals gab es hier Heerden von Elendthieren und Büffeln; heutzutage sieht man keine Büffel mehr, aber man trifft noch viele Bären, Wölfe und andere wilde Thiere. Die großen Vipern, die man in den Wäldern findet, wurden von den alten Samogitiern göttlich verehrt. Erst unter der Regierung Sigismund Augusts (1548—1572) fingen die Einwohner an, sich zu civilisiren. Jakob Laskowski führte dort den Gebrauch des Kalenders ein, ließ die heiligen Haine niederhauen und gewann das Volk dem Christenthum. Zwar hatte man schon unter Wladislas-Jagellon und seinem Vetter Witold um 1413 den Versuch gemacht, das Licht des Glaubens in diesen Gegenden zu verbreiten, Wladislas hatte selbst ein Bisthum in Miedniki gegründet; aber diese Völkerstämme schritten immer nur sehr langsam voran, und jetzt sind sie zwar sehr gute Katholiken, und eine Unzahl künstlich in Holz geschnitzter, an den Straßen und in den Dörfern errichteter Kreuze zeugen dafür, aber nicht leicht wird man irgendwo mehr Spuren alten Aberglaubens finden als hier. Natürlich gilt dieß nur von der ackerbautreibenden Klasse, und was zum Adel und überhaupt zum aufgeklärteren Theile des Volks gehört, hat von jeher in allen Verhältnissen, wo Polen seine Hülfe in Anspruch nahm, sich für die öffentliche Sache mit rühmlichem Patriotismus aufgeopfert.

Die Samogitier haben nur kleine Pferde, und ihre Stiere gehören gleichfalls keinem großen Schlage an; aber diese Thiere sind stark und zahlreich. Mit Beharrlichkeit bedienten sich früher die Landleute eines ganz hölzernen Pflugs oder vielmehr Grabscheits; sie behaupteten sogar, ein mit Eisen beschlagener Pflug bringe ihrem Lande Unglück. Heutzutage ist es anders. Mit der Aussaat fangen sie erst drei Wochen nach Pfingsten an; aber die sehr starke Sommerhitze bringt das Getreide in sechs bis sieben Wochen zur Reife. Die Wohnungen der Samogitier sind zwar in den verschiedenen Landestheilen nicht mit gleicher Sorgfalt gebaut, im Ganzen aber in viel besserem Zustande, als die der Lithauer, und bequemer eingerichtet.

Digitized by Google

Mehrere früher üblich gewesene oder noch jetzt bestehende Gebräuche in diesem Lande sind ziemlich merkwürdig. Die in Samogitien, Kurland, Litbauen und bei den alten Preußen gebräuchlichen Hochzeitfeierlichkeiten gleichen in manchen Zügen denen der Griechen und Römer. Die künftige Gattin wird scheinbar mit Gewalt aus dem elterlichen Hause, nicht von dem Bräutigam, sondern von zweien seiner Freunde entführt. Am Hochzeittage führt man die Neuvermählte drei Mal um den Hausherd des Mannes, wascht ihr die Füße und besprengt mit demselben Wasser, das zu diesem Gebrauch gedient, die Geräthschaften, das Hochzeitbett und sämmtliche Gäste. Dann streicht man ihr Honig auf die Lippen, ohne Zweifel als Warnung, jeden Zank mit ihrem Gatten zu vermeiden, bedeckt ihr das Gesicht mit einem Hochzeitschleier und führt sie an alle Thüren im Hause; sie klopft mit dem Fuße daran und zugleich streut man Weizen, Roggen, Haber, Gerste, Erbsen, Bohnen und Mohn um sie aus. Der diese Zeichen des Ueberflusses vor ihr ausbreitet, wendet sich an die Vermählte und spricht: „Bleibst Du fromm und führst Deinen Hausbalt gut, so wird es Dir an nichts mangeln.“ Bei diesen Worten nimmt man ihr den Schleyer ab und läßt sie an der festlichen Tafel niedersitzen. Des Abends schneiden ihr junge Mädchen, während sie tanzt, geschickt das Haupthaar ab und führen sie unter Schlägen zum Hochzeitbette.

Hier noch einiges über ihre heidnischen Gottheiten. Ihr höchster Gott hieß Aurteia vis gist, ein isländischer oder gothischer Name, denn der Isländer würde noch jetzt Heugste visa geist sagen, um den höchsten weisen Geist zu bezeichnen. Gott des Donners war Perknuas, der ungefähr mit dem Perun der slavischen Völker übereinkommt. Nach der Erndtezeit beteten sie zu dem Schutzgotte des Landes mit Namen Ziemienik. Auf der Spitze eines Hügels brannte beständig ein heiliges Feuer zu Ehren des Gottes der Jahrszeiten Parei. Bäume, Quellen, Pflanzen, alles wurde für göttlich gehalten. Die heiligen Schlangen hießen Giviote. Es gab einen Gott für die Bienen, einen andern für die Gänse, einen dritten für die Stiere u. s. w. Der Gott der Schweine hieß Kremata, ein Name, der an das griechische Wort Kremata *), Viehstand, erinnert. Die jungen Mädchen opferten dem Gotte des Flachses und Hanfes, Waisganto; die Priesterin mußte während des Opfers auf einem Beine stehen; wenn sie auf das andere sich zu stützen genöthigt war, bedeutete dieß eine schlechte Erndte dieser Gewächse, welche von jeder den Samogitiern ihre Kleidung geliefert zu haben scheinen.

*) Möchten nach einer glücklichen Restauration der Dinge auch in Polen Etymologiern wie diese letztere ihren ehrenvollen Abschied ertheilten.

Anmerk. des Ueberf.

Endlich hatten sie ein Fest zu Ehren der Todten. In einer, mitten im Walde errichteten Hütte setzten diese guten, leichtgläubigen Leute einen Tisch voll Speisen, mit Stühlen umher und Messern und Handtüchern. Hierauf luden sie die Todten förmlich ein, aus ihren Grabstätten hervorzukommen und sich die für sie bereiteten Speisen belieben zu lassen. Den Todten zu Ehren wurden noch verschiedene andere Feierlichkeiten angestellt. Sobald Jemand gestorben war, bekleideten die Samogitier den Leichnam mit dem Besten, was er hatte, setzten ihn auf einen Stuhl, tranken ihm zu Ehren Bier und sangen Lieder, wovon eines folgendermaßen lautet:

„Wehe! warum bist du todt? Hattest du nicht Trank und Speise?
„Wehe! warum bist du todt? Hattest nicht ein liebes Weib?
„Wehe! warum bist du todt? Hattest du nicht Stiere, Pferde ꝛc.“

Bei der Beerdigung begleiteten sie den Leichnam zu Pferde mit bloßem Schwerte in der Hand und führten Hiebe in die Luft, wodurch sie das Herankommen böser Geister verhinderten. Beim Niederlegen auf den Hügel, der ihm fortan zum Aufenthalte dienen sollte, gaben sie ihm einen Mundvorrath an Bier und Brod, warfen ihm einige Stücke Geld hin, und wenn es eine Frau war, legten sie noch ein wenig Zwirn mit Nadeln neben sie. Die nächsten dreißig Tage mußte die Gattin beim Auf- und Untergehen der Sonne über dem Grabe des Gatten trauern. Den dritten, vierten und sechsten Tag nach dem Leichenbegängniß versammelten sich die Verwandten des Verstorbenen zu einem traurigen, schweigsamen Mahle, wobei auch die Seele des Verstorbenen, in Begleitung von mehreren andern Geistern, als gegenwärtig angenommen wurde. Man bot ihnen einen Theil der Speisen und Getränke an, die man auf die Erde setzte. Der Gebrauch der Messer war bei diesen Mahlzeiten nicht gestattet. Nach dem letzten Todtenfeste erhob sich ein Priester, fegte mit ernster Miene das Haus, und sagte dann in seiner Sprache: „Ihr habt gegessen, Ihr habt getrunken, Seelen, nun geht, geht hin.“ Diese Todtenfeier gab dem berühmten Schriftsteller Adam Mickiewicz den Stoff zu einem seiner Gedichte.

(Der Beschluß folgt.)

Der Abendstern.

(Fortsetzung.)

Mit solchen Empfehlungen war es wohl natürlich, daß Eduard Lindsay nicht nur von den jungen Frauenzimmern seiner Bekanntschaft, sondern auch von den ältlichen Damen und den Männern geschätzt und geliebt ward, die ihm näher standen; daß er hie und da aufmunternde und liebevolle Blicke erhielt, von denen aber

Digitized by Google.

keine weder bemerkt, noch in Empfang genommen wurden, die nicht aus Christinens freundlichen Augen kamen, und daß diese Letztere, deren Nachbar er von den ersten Kinderjahren an gewesen war, die mit ihm alle Freuden und Leiden der schönen jugendlichen Zeit getheilt hatte, sich so enge mit ihm verbunden fühlte, als zwei junge Bäume es seyn können, die dicht neben einander stehend, ihre Zweige allmählig in einander verflochten haben.

Gelegenheit, sich täglich zu sehen, Uebereinstimmung der Gefühle und Ansichten und die süße Macht der Gewohnheit hatten Eduards und Christinens Herzen so enge und unauflöslich verknüpft, daß ihnen allmählig der Gedanke, eins ohne das andere zu leben, immer fremder und am Ende so undenkbar wurde, daß sie eine so heftige Anregung dazu erhalten mußten, als sie ihnen zu Theil ward, um das Unbegreifliche als eine schmerzliche Möglichkeit in ihren jungen Gemüthern aufzunehmen. Christinens Erinnerung trug sie nicht mehr in die Zeiten zurück, wo sie Eduarden noch nicht in jedem freien Augenblicke ihr zur Seite gesehen hatte, denn sie hatte erst das zweite Jahr vollendet, als Frau Waller, eine in Brugg geborne Person, die sich lange in fremden Ländern herumgetrieben haben sollte, mit ihrem Mann, der gleichfalls ein Bürger des Städtchens war und als Messerschmied viele Jahre in England gearbeitet hatte, und dem kleinen Eduard in die Heimath zurückkehrte. Daß Waller der Vater des achtjährigen Knaben nicht war, bewies schon der Name desselben, der mit seinem fremden Laute die Neugierde reizte; ob aber Frau Waller in einer frühern Ehe gestanden hatte, oder ob das Kind, wie einige böse Zungen behaupten wollten, die Frucht einer unrechtmäßigen Verbindung sey, das war schlechterdings nicht auszumitteln, denn Waller sowohl als seine Frau beobachteten über ihre Vergangenheit tiefes Stillschweigen, und das Benehmen des erstern gegen seinen angenommenen Sohn war so zärtlich, seine Liebe und Achtung gegen die Gattin so augenscheinlich, daß aus allen Zusammenstellungen nicht so viel zu entnehmen war, als den wißbegierigen Einwohnern von Brugg zu erfahren noth that.

Einmal freilich war auf Anregung einiger Senatorenfrauen Meister Waller vor den versammelten Rath gefordert worden, um über seinen Pflegesohn und überhaupt von der frühern Geschichte seiner Frau Rechenschaft abzulegen. Allein der kühne Mann hatte den ehrlichen Vätern seiner Stadt die Bürgerschaftsrechte seines Eduards in einem unbedeutenden Orte des nördlichen Englands, seine Geburts- und Taufscheine vorgelegt, hatte erklärt, daß er ihn zwar in allem und jedem wie sein eigenes Kind zu halten, aber nie durch ihn der Stadt beschwerlich zu fallen gedenke, daß übrigens die Vergangenheit seiner Frau, die er herzlich ehre und liebe, und die durch ihr untadelhaftes Leben nie Veranlassung zum Nachforschen gebe, keinen Menschen, außer ihn, etwas angehe, und er war nach diesem peremptorischen Bescheide zwar mit den gewöhnlichen Achtungsbezeugungen, aber zugleich mit so fester Haltung aus dem Rathssaale geschieden, daß alle Mitglieder dießmal übereinstimmend urtheilten: „mit diesem Menschen sey nicht viel anzufangen!“

Bei seiner Ansiedelung in der Vaterstadt hatte Waller ein Häuschen dicht neben der etwas größern Wohnung des Herrn Abraham Saltinger an sich gebracht, und zufälligerweise auch ein Gärtchen kaufen können, durch welches er ebenfalls sein Nachbar geworden war. Nachbarsleute zu seyn, hatte aber in jenen Zeiten eine große Bedeutung, eine weit größere als jetzt, wo wir oft kaum wissen, wer Wand an Wand mit uns lebt, seufzt, weint und sich freut. Man stand in den manuigfaltigsten Berührungen mit einander, man traf sich vor der Thür und in dem Hofe, man sprach von häuslichen Bedürfnissen und von Begebenheiten der Stadtgemeinde, und zu jeder Stunde hatte der Nachbar gegründeten Anspruch an Theilnahme, Hülfe und Freundlichkeit. Selbst wenn die übrigen Lebensverhältnisse trennend zwischen die Nachbarn traten, wenn man sich in Gesellschaft nicht zu sehen bekam, so blieben doch immer Tage übrig, welche man einem Verkehr widmete, den man als eine der ersten Nächstenpflichten betrachtete, und wo man nach Möglichkeit das alte Wort zu Ehren brachte: „ein guter Nachbar und desgleichen.“

Herr Abraham Saltinger und Meister Hieronymus Waller schienen nun freilich den äußern Umständen nach zu der letztern Klasse von Nachbarsleuten zu gehören; denn der erste stand mit den besten Familien des Ortes in naher Freundschaft und verwandtschaftlichen Verhältnissen; er war, wenn auch nicht reich, doch sehr wohlhabend, hatte vielen Einfluß in der Bürgerschaft, den er täglich vermehrte, weil er ihn nie für sich selbst gebrauchte, und war um dieses Einflusses willen auch bei den gnädigen Herrn wohlgelitten, die um Brugg herum auf ihren Schlössern ihr oberherrschaftliches Wesen trieben. Oft kam ein Wagen mit vier Pferden vor das kleine, ungeschmückte Haus gefahren, und der Herr Landvogt nebst der Frau Landvögtin, zuweilen auch die kleinen Herrschaften ließen sich den Kaffee und die schmackhaften Kuchen in der braungetäfelten, reinlichen Stube trefflich schmecken. Die Herren verkehrten miteinander freundschaftlich über die Angelegenheiten der Stadt und der Welt, während die Frauen ihr Gespräch in das Gebiet des Hauswesens und der Küche führte, und wenn die Bürger sahen, wie die vornehmen Leute Herrn Saltinger beim Abschiede so freundlich und traulich die Hand drückten, wie es der Herr Landvogt nicht litt, daß der ehrliche Wirth mit entblößtem Haupte und das Sammt-

Digitized by Google

läppchen in der Hand vor ihm stehe, wenn sie zuweilen an einem schönen Sonntage die herrschaftliche Kutsche vor der kleinen Hausthüre warten sahen, die Saltingern mit seiner Familie auf dieses oder jenes Nachbarliche Schloß zum Mittagessen abholen mußte, dann stieg jedesmal der ehrsame Gewürzhändler in ihrer Achtung, und tiefer noch wurde Kappe und Hut abgezogen, wenn sie vor den runden Fensterchen vorübergingen, hinter welchen Herr Abraham seinen Kaffee und Zucker verkaufte.

Wallers ganzes Daseyn hingegen beschränkte sich auf sein Gewerb und das Innere seines Hauses. Zwar hatte sich sein Geist durch Reisen und vielen Umgang mit den verschiedenartigsten Menschen sehr ausgebildet, und er stand in dieser Hinsicht vielleicht weit über den meisten seiner Mitbürger. Er hatte in Frankreich und England lange gearbeitet und sprach beide Sprachen geläufig, was damals noch etwas Ungewöhnliches war; er hatte viel gelesen, noch mehr gedacht, und sein Verstand hatte jene praktische Bildung und Lebensweisheit gewonnen, die man sich nicht im Zimmer, nicht hinter Büchern, noch weniger im Verkehr mit gewöhnlichen Menschen verschaffen kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, April.

(Beschluß.)

Bürgerstand. Adel. Handel. Schleiermacher.

Die Bildung, oder wenigstens das Streben darnach und die Theilnahme daran, macht unter der eigentlichen Bürgerklasse unzweifelhaft Fortschritte. Das Geld fließt allmählig ganz diesem Stand zu; der große Beamtenstand erübrigt nichts (er ist vielleicht bei der strengen Sparsamkeit unserer Verwaltung jetzt am übelsten daran), der eigentliche Kaufmannstand (mit wenigen Ausnahmen, z. B. in Magdeburg) ist nicht mehr reich, das imaginäre Vermögen der Bankiers zerfließt, der Adel und Grundbesitzer hält sich kaum über dem Wasser; so sind die, welche mit ihren Händen arbeiten, jetzt die einzig Erwerbenden. Unsere Kriegsrüstungen, die den Staat, wie behauptet wird, wöchentlich eine Million kosten, füllen nur die Kassen der Duvriers. Sie sind jetzt die Reichen, wenigstens die Besitzenden. Es ist daher billig und gerecht, daß Künste, Wissenschaften und gemeinnützige Unternehmungen, zu denen Adel und Particuliers kein Geld mehr haben, nun auch vom Bürger gefördert werden. Es würde gewiß auch mehr geschehen, wenn man ihnen nur den Weg zeigte, ihren Reichthum in der Art wohlthätig anzuwenden. Ein hiesiger Schmied gewann neulich bei der Verloosung des Kunstvereins das schöne Bild desselben, den Raub des Hylas von Sohn. Man sollte nicht darüber lächeln, sondern sich freuen, daß schon so viel Sinn unter unsern Professionisten erwacht ist, einen Institute der Art beizutreten. Bei der nothwendigerweise bevorstehenden populären Umbildung unserer Bildung wäre nur zu wünschen, daß die öffentliche Meinung den Rücktritt in diesen ehrbaren dritten Stand begünstigte. Warum muß sich jeder Sohn eines Beamten, Gelehrten, Künstlers wieder der Wissenschaft widmen, warum hält er es noch für eine Art Schande, statt der Feder den Hobel zu ergreifen, wenn er doch zu jener kein Geschick hat?

Was macht unser Adel? — Einige wenige suchen das Geerbte zusammenzuhalten; sie gründen Familienstiftungen, Majorate. Das ist nur zu billigen; will der Adel bestehen, kann er es nur, indem er im festen Grundbesitz seine Haltung in den Stürmen der Zeit sucht. Es ist wohlthätig für den Staat, was auch die liberalen Theorien dagegen sagen mögen. Was aber thun die andern Adeligen? Sie jagen nach Präsidentenstellen. Es gelingt ihnen; es wird ihnen noch mehr gelingen, wie der Anschein ist. Aber kein ärgstliger Feind des Adels könnte ihm ein schlimmeres Mausdorn anrathen. Statt sich mit der Zeit zu befreunden, tadet der Adel dadurch alles Odium auf sich. Der Thron, statt, wie die Theorie es will, der Repräsentation will, sich durch dieses Umgeben mit Adeligen zu befestigen, schwächt sich in der öffentlichen Meinung. Man muß Preußen kennen, um davon überzeugt zu seyn. Gott sey Dank steht Preußen und sein Königshaus indessen auf so festem Grunde, daß einige Dutzend adelige Präsidenten, vorgezogen verdienteren Bürgerlichen, dem gesunden Gebäude keinen Stoß geben können. Sich selbst schadet der Adel durch diese Begünstigung am meisten. Wir fragen, welchen materiellen Vortheil hat er davon, daß zwanzig bis dreißig von seinen zahllosen Mitgliedern wenig einträgliche hohe Aemter erhalten, während dadurch die Erbitterung gegen den ganzen Stand, den bis jetzt kein Makel in der Geschichte des preußischen Staates trifft, bei Beamteten und Bürgern wächst? Man fragt sich: ist der Staat da, um für die verarmten Adeligen Aemter ausfindig zu machen? Wäre doch auch hier das Vorurtheil zu überwinden, und der arme Adelige verschmähte es nicht, in den arbeitenden Bürgerstand zu treten. Statt es zu ermedrigen, könnte dies das Adelsinstitut mit wieder heben, ja ihm eine neue Begründung sichern. Bis jetzt weiß man nur, daß die Adeligen allenfalls aufs Theater gehen.

Unsere Bankiers haben gewaltige Schlappen erhalten. Sie hoffen und spekuliren auf den Frieden, und die neuesten Vorfälle in Italien und Frankreich haben ihren Lebensmuth und zum Theil ihren Unternehmungsgeist wieder geweckt. Anders verhält es sich mit dem Nichtpapierhandel; er stockt. Kredit und Vertehr hoffen unsere Kaufleute erst mit dem Frieden, der einem Kriege folgt, rückkehren zu sehen. Namentlich seufzen Luxus und Buchhandel. Die Theater sind ziemlich voll. An neuen Bonmots fehlt es nicht; jede Woche gebiert die übrigen. Als es so fürchterlich stürmte, „verunsicherten sich die Nasen.“ Eine Karrikatur auf Jemanden, der im Koth stecke bis an die Knie und den gewisse Sensenträger einen Weichselzopf drehten, ist eben wegcenommen worden. — Man erklärte sich, weshalb überall so viel von der Civilliste die Rede sey, daher: daß die Betheiligten jetzt mehr auf gute Behandlung, als auf großen Gehalt sehen u. s. w. Die ernste, bange Theilnahme für den Heroismus der Polen ist daneben allgemein, fast eine Stimmung wie 1813. Man reist sich um die Neuigkeiten und vermißt schmerzlich die Extrablätter. Schleiermachers öffentliche Antwort gegen den französischen Berichterstatter im Messager des chambres, der ihn als grand Schleiermacher auf unsere extreme Gauche placirte, in unserer Staatszeitung abgedruckt, weil der Messager sie nicht aufnehmen wollen, hat großes Aufsehen gemacht und die allgemeinste Billigung gefunden.

•

In Folge des von dem Calligraphen Heinrigs in Köln herausgegebenen, großen, calligraphisch-ornamentirten Kupferstiches: „Das Königsblatt,“ ist derselbe von Sr. Majestät dem Könige von Preußen mit einer großen goldenen Medaille demadirt worden.

Beilage: Literaturblatt Nr. 47.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 109.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 7. Mai 1831.

Die Welt wird schöner mit jedem Tag,
Das Blühen will nicht enden.
Es blüht das fernste, tiefste Thal:
Nun, armes Herz, vergiß der Qual!

Uhland.

Frühlingslieder.

Von L. Felder.

Frühlingslust.

Aufgeschlagen ist die Bühne
Tausendfacher Lust;
Aus der Amsel Brust
Schallt sie durch des Waldes Grüne,
Lacht vom Apfelbaum
Roth und weiß in Blüthenrosen,
Scherzet in der Lüfte Kosen
Um den Waldessaum.
Ja, an mir soll man ersehen,
Daß nun auch der Gram
Frohsinnsmienen nahm;
Denn was hülfe widerstehen?

Heilung.

Sey dein Sinn auch schwer und bang,
Bei der Vögel frohem Sang
Wandle nur die Wies' entlang;
Unter jedem Grabensprung
Fühlt dein Herz Erleichterung;
Heimwärts gehst du frisch und jung!

Trost und Mittel.

Wollt ihr wissen die Arznei,
Die nun meine Stärkung sey?
Waldeskühl, demantenhell
Sprudelt sie im Blumenquell.

Wo erruh' ich meinen Trost?
Auf dem Bette, grün bemost.
Unter Waldeswipfelpracht
Webt der Hoffnung grüne Nacht.

Verzüglichkeit.

Die Wiese steht in Dolden,
Der Lenz ist vorgerückt,
Und Manchem mit der Holden
Noch nicht ein Wort geglückt.

Die Wiese steht in Saamen,
Reif für der Sense Zahn;
Noch redet er mit Namen
Die Liebliche nicht an.

O daß der Lenz im Fliehen
Dem Lieben hielte still!
Daß Liebesgruß verziehen
Bei Lenzeseile will!

Digitized by Google

Der Abendstern.

(Fortsetzung.)

Waller wußte alle seine Kenntnisse unter dem bescheidenen Wesen des einfachen Handwerksmannes zu verbergen, sein Haushalt war, obschon er nicht nur ein artiges eigenes Vermögen hatte, sondern auch durch seine Kunst, die er in einer seltenen Vollkommenheit ausübte, viel erwarb, auf den bürgerlichsten Fuß eingerichtet; er sah keine Gesellschaften bei sich, ging nirgends hin als in sein Gärtchen und alle Sonntage mit Frau und Kind in die herrliche Umgegend, und Niemand ahnete, wenn man ihn von Tagesanbruch an auf seinem Arbeitsstuhl sitzen sah, daß unter dieser anspruchslosen Außenseite ein Geist sich verberge, der in mancher Hinsicht seinem Zeitalter vorausgeeilt war. Sein Benehmen gegen die, welche zuweilen in Berührung mit ihm kamen, war ernst, trocken, ja fast abstoßend, und Niemand hatte jemals ein frohes Lachen von ihm gehört; allein wenn man ihn im Umgang mit dem Knaben und besonders mit seiner Gattin beobachten konnte, so mußte man dem sonderbaren Manne von Herzen gut werden, denn es war, als ob dann seine Stimme, seine Worte, sein ganzes Wesen etwas Freundliches, Weiches, sogar Wehmüthiges bekämen, das ihn anziehender machte als alles, was man von seiner Bildung wußte oder vermuthete.

Frau Waller mochte vor Jahren einen hohen Grad von Schönheit besessen haben; jetzt war sie eine anmuthige Ruine, deren Züge, deren mildes und sanftes Benehmen jedes Gemüth an sich ziehen mußten, und von früheren Reizen war ihr nichts geblieben, als ein Auge, dessen Ausdruck unwiderstehlich war und die Theilnahme Aller erregte, die sie kannten. Ganz nur ihrem Hauswesen und ihren Pflichten als Gattin und Mutter lebend, unterhielt sie nicht den mindesten Umgang und wich allem aus, was ihr einen solchen hätte verschaffen können; doch stimmten alle diejenigen, welche sie zufällig sahen und sprachen, darin überein, daß sie eine Frau sey, welche sich in Sitte, Sprache und Betragen weit über ihren Stand erhebe, ja daß sogar Niemand in und um Brugg sey, der ihr an Feinheit des Anstandes beikomme. Immer sah man sie beschäftigt, immer thätig, aber niemals froh; ihr Benehmen gegen ihren Mann glich eher der freundlichen Dankbarkeit und Ergebenheit einer liebevollen Schwester, als der heißen Anhänglichkeit der Gattin, und nur wenn man sie mit ihrem Sohne sprechen, ihn unterrichten sah, wurde man überzeugt, daß diese stille Seele einer großen leidenschaftlichen Heftigkeit fähig sey, und daß in ihrem Innern ein tiefer Schmerz wohne.

Nach der Kenntniß dieser beiden Charaktere darf man sich wohl nicht wundern, daß Herr Saltinger, der, obschon unter altväterischen Sitten und Vorurtheilen groß gezogen und ergraut, dennoch im Stande war, das wahre Verdienst aufzufinden und zu würdigen, der anscheinenden Ungleichheit ungeachtet, dem Nachbar nicht nur, wie es die Christenpflicht erforderte, wohlwollte, sondern ihn wahrhaft ehrte und liebte, und jede Gelegenheit ergriff, die ihn den beiden sonderbaren Menschen näher bringen konnte. So war nach und nach ein Verhältniß zwischen den zwei Familien entstanden, zu ehrerbietig von der einen Seite, um Freundschaft, zu herzlich und zart, um bloße Bekanntschaft genannt zu werden. Im Sommer saß man nach dem früh eingenommenen Abendbrode, das in allen Häusern um sieben Uhr verzehrt wurde, noch vor der Hausthüre und besprach sich über der Welt Händel und der Stadt Neuigkeiten, oder man fand sich in den kleinen Gärtchen an dem Ufer der Aar, die nur eine niedere Mauer von einander schied, und im Winter vereinigte man sich bald in diesem, bald in jenem Hause zum Kilt, wie diese Tagesfeit noch jetzt genannt wird, das heißt in den Stunden, die zwischen der frühen Nachtmahlzeit und dem Schlafengehen liegen; die Männer lasen die Zeitungen und schmauchten behaglich ihr Pfeifchen, die Frauen spannen und strickten, wobei Frau Waller, wenn sie schon nicht immer die anziehendste Unterhaltung in Jungfer Marthas Gesellschaft haben mochte, doch immer freundlich und zuvorkommend blieb. Eduard und Christine aber hatten, als sie erst groß genug waren, um diesen Zusammenkünften beiwohnen zu dürfen, sich so mancherlei zu erzählen, einander zu necken und wieder zu versöhnen, daß gewöhnlich die Zeit nicht hinreichte, und man am frühen Morgen endigen mußte, was am späten Abend begonnen worden war.

Frau Waller, welche überhaupt für die Kinder etwas Anziehendes besaß, liebte die kleine Christine ungemein und bot ihre ganze Liebenswürdigkeit auf, um das Mädchen an sich zu fesseln, das so viele treffliche Anlagen, so manches Talent zeigte, welches bei den elenden Erziehungsanstalten, die damals noch für das zweite Geschlecht vorhanden waren, schlechterdings unausgebildet bleiben mußte, wenn nicht sie selbst sich der Bildung der Kleinen annehmen wollte. Die Bibel und die Gesangbücher ohne Anstoß lesen, war beinahe das Höchste der höhern Künste, die den Mädchen beigebracht wurden, ihre Waschzettel zu schreiben, wurden sie nur ganz unvollkommen angewiesen, und rechnen lernten sie gar nicht. Selbst in demjenigen, was ausschließlich den weiblichen Unterricht betrift, war alles mangelhaft; Nähen und Stricken wurden unvollkommen gelehrt, und wollten sich die Töchter der Honoratioren in höheren Geschicklichkeiten, als Sticken, Puh, oder gar Musik, unterweisen lassen, so mußten sie sich entweder entschließen, einige Jahre nach der französischen Schweiz in eine Pension zu geben, oder man war genöthigt, eine Erzieherin kommen zu lassen.

Digitized by Google

Niemand hatte bis jetzt vermuthet, daß unter dem anspruchlosen und einfach häuslichen Wesen der Frau Waller eine höhere Bildung verborgen sey. Als aber die sechsjährige Christine ihrem Vater an seinem Geburtstage ein Paar hübsche, selbstgefertigte Filetmanschetten schenkte, als sie durch die Hülfe ihrer mütterlichen Freundin schneller und angenehmer lesen lernte denn alle ihre Geschwistern, und schon mit dem zehnten Jahre einen wohlgesetzten Brief zu schreiben im Stande war; als ihr Vater nach und nach die Bemerkung machte, Christine rechne fast besser als er und könne ihm in seinem Gewürzladen von großem Nutzen seyn, ja als sogar einst, da er in seiner Freude über das geliebte Kind den Wunsch geäußert hatte, er möchte nur noch ihr sichtliches Talent für die Musik entwickelt sehen, sich Frau Waller erbot, sie Lautenspiel und Gesang zu lehren, wenn der Vater ein Instrument anschaffen wolle, da durfte Tante Marthanicht mehr brummen, wenn die Nichte fast den ganzen Tag bei der Nachbarin zubrachte. Meister Waller hatte so sehr seine Freude an dem bildsamen Mädchen als seine Frau, auch lehrte er sie in seinen Freistunden die französische Sprache, die schon in jenen Zeiten anfing, für die höheren Klassen Bedürfniß zu werden, und er erzählte den beiden Kindern manches, was ihm auf seinen Reisen vorgekommen war und sie über Länder und Menschen aufklären konnte. Als indessen Eduard sein achtzehntes und Christine das dreizehnte Jahr zurückgelegt hatten, und die Vertraulichkeit zwischen beiden eher zu als abnahm; da warf der verständige Mann, der seine Zeit und den Geist seines Städtchens wohl kannte, besorgliche Blicke in die Zukunft und begann die Gelegenheiten, wo die jungen Leute sich sehen konnten, so weit er es unbemerkt zu thun vermochte, zu vermindern. Daß diese Vorsicht schon zu spät war, daß des Menschen schwache Hand Gefühle nicht mehr zu zerstören, Neigungen nicht mehr zu entwurzeln vermag, die durch alles, was in dem menschlichen Herzen Edles und Gutes liegt, befestigt worden sind, das sollte erst die Zeit lehren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Samogitien.

(Beschluß.)

Vor Vernichtung der Republik Polen im Jahr 1795 war Samogitien in achtundzwanzig Distrikte getheilt. Heutzutage gehört diese Provinz zum Gouvernement Wilna und zählt deren nur drei, nämlich Rossienie, Telsze und Szawle.

Von den beinahe unzählbaren Distrikts-Hauptorten verweilen wir uns nur bei den bedeutenderen. Es sind folgende: Miednicki oder Wornim, ehemals Hauptstadt von Samogitien und seine bedeutendste Stadt, wurde ums Jahr 1413 auf Befehl des Großherzogs Witold erbaut, der hier ein Bisthum stiftete; die Familie der Fürsten Giadroye besetzte dieses beinahe ausschließlich. Die Stadt liegt 36 Meilen von Wilna und 4 von Telsze. Kinydony, eine Stadt an der Niewieza, wurde von einem Fürsten Radzywill für eine Kolonie Schottländer, die in diesen Gegenden gegen die religiösen Verfolgungen Königs Jakob I. von England Schutz suchten, gegründet. Sie war lange blühend und behauptet ihren alten Glanz noch ziemlich gut. Die Einwohner sind beinahe alle Protestanten. Ihre Bevölkerung beträgt 5000 Seelen. Rossienie, 13 Meilen von Kowno, Hauptort des Distrikts gleichen Namens. In diesem Distrikte (sonst dem Distrikt von Korszew) liegt ein dem Bürger Dionys Prozkiewicz gehöriges Landhaus, Borbzin genannt, das sonst durch eine ungeheure Eiche, die in der Landessprache Baublis hieß, merkwürdig war. Der Baum, der noch in den heidnischen Zeiten verehrt worden war, wurde an seinen Wurzeln vom Feuer ergriffen, worauf ihn endlich sein Eigenthümer im März 1812 umhauen und in seinen Park führen ließ. Als er zersägt war, konnte man sein Alter deutlich erkennen und fand, daß er nahe an zehn Jahrhunderte gestanden hatte. Der Stamm dieses Nestors maß 19 lithauische Ellen und 6 Zoll (38½ Pariser Fuß) im Umfang, der Durchmesser betrug 7 Ellen (14 Fuß). Der Eigenthümer ließ den Baum zu einem kleinen Salon von 13 Ellen und 5 Zoll (26½ Fuß) im Umkreis aushöhlen, und zierte ihn mit Bildnissen berühmter Polen und anderer Männer. Beim Einrücken des 10ten Armeekorps der großen Armee unter dem Marschall Macdonald im Jahre 1812 bewunderten die Franzosen diesen außerordentlichen Baumstamm allgemein.

Im Norden des Landes treffen wir noch auf folgende Orte, die einige Aufmerksamkeit verdienen: Kroze besitzt ein von dem berühmten General Johann Karl Chodkiewicz gegründetes Kollegium. Es war eine den Fürsten Radzywill gehörige Grafschaft. Gegenwärtig befindet sich daselbst ein sehr gut ausgestattetes Gymnasium. In dieser kleinen Stadt war es, wo die Studenten 1812, als polnische Lanciers verkleidet, die Russen in Schrecken setzten und sie glücklich aus ihren Mauern vertrieben. Das dankbare Vaterland ehrte diese patriotische That durch ein Theaterstück, das unter allgemeinem Jubel aufgeführt wurde, und „die Studenten in Kroze“ betitelt ist. Polonga, deutsch Polangen, ist ein alter Seehafen des Königreichs Polen, den im Jahr 1703 die Schweden verschütteten. Sanct Heiligen, ein anderer alter Seehafen, liegt auf der Grenze von Kurland. Eine Gesellschaft Engländer erhielt von Johann III. Sobieski das Privilegium, eine Handelskolonie hier anzule-

Digitized by Google

gen, an deren Spitze sich ums Jahr 1685 ein Engländer, mit Namen Horsicht, stellte.

Kehren wir ins Innere von Samogitien zurück, so zeigt sich uns die Stadt Telsze, Hauptort des Distrikts gleiches Namens, an einem See gelegen.

Datnow, mit Bernhardiner Schulen. Es gehört Anton Chrapowicki, ehemaligem Oberst im lithauischen Heere von 1812. Jurborg oder Georgenburg, ebenfalls mit einem alten Schlosse, dessen Erbauung in die Zeiten der Deutschordens-Ritter zurückgeht. Retow, an der Jura, sonst Hauptort eines Distrikts und Starostie, gegenwärtig der Familie Oginski gehörig. In dieser weitläufigen Domäne trifft man auf Eigennamen alter römischer Familien.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

Langlois Panorama der Schlacht von Navarin.

„Wollen Sie nicht so gefällig seyn, die Sonnenfinsterniß noch einmal machen zu lassen? denn ich höre, sie soll vorüber seyn.“ sagte jener junge Mann zum Sternseher, und wurde ausgelacht. Dasselbe wäre vielleicht vor einigen Wochen Einem begegnet, der den Admiral Rigny gebeten hätte: „Haben Sie doch die Güte, mir die Schlacht von Navarin noch einmal aufführen zu lassen.“ Wen heute ein Gelüste nach diesem mörderischen Schauspiele anwandelt, der gehe nur zu Hrn. Langlois in der Straße des Marais Nr. 40 hinter dem Chateau-d'Eau und sehe zu, ob er eine Feldbitte thut.

Ich komme geradewegs aus der Schlacht von Navarin, ich komme aus der Bucht, in der sie geliefert werden ist; ich habe die Berge gesehen, die sie umkränzen, dort das alte Pylos, dort die Felsen von Sphatteria; beinahe wäre ich auf dem kleinen Fußpfad hinabgestiegen, der sich an den Festungswerken hinschlängelt; er hätte mich nach Modon geführt. Dort lag Navarin; sein azurblauer Himmel spiegelte sich in seinem Gewässer, auf dem sich Kriegsschiffe von 60 und 80 Kanonen, Fregatten, Goeletten bewegten, türkische, französische, russische und englische Flaggen wehten; auf einmal brüllt aus hundert ehernen Schlünden der Donner, Brander lodern, Schiffe plagen und fliegen in die Luft, andere werden von den Fluten verschlungen, Masstäume brechen, hier blasen Verwundete, dort liegen Todte, auf den Wogen treiben Leichen und Lebendige umher. — Doch ich muß nur wieder zur Besinnung kommen, sonst werden die Leser nimmermehr aus mir klug werden. Ich habe geträumt; nein, ich habe nicht geträumt, ich habe ja alles mit offenen Augen gesehen. Stand ich denn nicht auf dem Scipio, dem der verdammte türkische Brander so heiß machte? Ist denn nicht vor meinen leiblichen Augen die türkische Fregatte Jsania mit Mann und Maus in die Luft geflogen? Doch Sie sollen erfahren, wie Alles dieses zugegangen ist. Denken Sie sich, Sie haben Ihre Eintrittskarte gelöst und abgegeben, Sie wandeln einen Corridor entlang, betagen um die Ecke und treten in — eine wirkliche und leibhaftige Batterie von achtzehn Kanonen! Sie wissen nicht, wie Ihnen geschieht, es ist Ihnen wie ein Traum. Brauchen Sie nur Ihre Hände, greifen Sie um sich her; es sind und bleiben Sechsundbreißigpfünder. Oder wollen Sie selbst Ihren Fingerspitzen nicht trauen? Sie haben Recht; wie leicht wird man in unserer Zeit somnambul und sieht mit dem Magen und den Fingern Dinge, die kein vernünftiger Mensch sich träumen läßt. Wohlan, so fragen Sie die Gruppe von Matrosen, die einen ihrer Kameraden herabtragen; wahrscheinlich ist er auf dem Verdeck verwundet worden. Nun, glauben Sie endlich, daß Sie sich auf einem Kriegsschiffe und mitten in einer Seeschlacht befinden? Nicht wahr. Sie laufen jetzt an die Lucken, um auf das Meer hinauszusehen, das Ihnen der unverkennbare Ueberzeugung ankündigt? Aber die Barthölzer liegen drunter und drüber, und um mehr von der Sache zu sehen, müssen Sie sich schon beauemen, die Leiter da hinaufzusteigen, die, Sie können sich darauf verlassen, in die Kajüte des Kapitäns führt. Da sieht es ganz anders aus: Tapeten, Sopha's, eine Hängematte, elegante Möbeln. Seestücke in Rahmen von Acajou, überall Luxus und guter Geschmack, doch alles gut soldatisch; hier der Barometer, das Sprachrohr, ungeheure See- und Himmelskarten, dort Waffen, ein prächtiger Säbel, Pistolen, ein Dolch, ein damaszirter Karabiner, aber keine lebende Seele zu sehen und zu hören. Kein Wunder, oben schlägt man sich. Welch Getümmel!... Wenn Sie wieder zur Besinnung gekommen sind, wollen wir weiter von der Sache sprechen. Siehe da Navarin! Wie gern möchte ich diese Gegend betrunden, wie gern einathmen die Luft des griechischen Himmels; dieses in den Segeln spielende Lüftchen kommt vielleicht von Athen! Doch jetzt ist keine Zeit zu sentimentalen Naturschwärmereien. Man schlägt sich, um eine große Frage werden die eisernen Würfel auf dem nassen, schwankenden Schlachtboden geworfen; ich bin umgeben von Verwundeten, von Sterbenden, von brennenden, donnernden Batterien; ein außermal von der schönen Gegend.

Doch hören wir da den braungebrannten, einarmigen Matrosen, der uns Alles ordentlich explizieren will, sonst wissen wir noch immer nicht, wo und warum wir sind. Die Bay von Navarin bildet einen großen Kreis, der sich auf einer einzigen Seite gegen das mittelländische Meer hin öffnet; dies ist der Eingang in diese Bucht, die groß genug ist, die Flotten mehrerer Völker zu einem furchtbaren Kampfe aufnehmen. Rechts erblickt man Navarin und seine Festungswerke; ein wenig weiter gegen den Mittelpunkt hin beginnt die Schlachtlinie, in der die türkische Flotte aufgestellt ist. Diese Linie beschreibt einen kleinen Bogen; die türkischen Schiffe haben sich sämmtlich auer vor Anker gelegt, eins an dem andern befestigt, und bilden so allerdings eine furchtbare Kette, die ihnen aber verderblich werden muß, sobald sie durch die Bewegungen ihrer Feinde sich gendthigt sehen, zu manövriren. Das Schiff, auf dem wir uns befinden, ist der Scipio, gleich weit entfernt von den Festungswerken Navarins und den türkischen Kanonen, eine der Fregatten, die am wenigsten gelitten haben. Erst gegen das Ende der Schlacht sendete das türkische Admiralschiff einen Brander gegen dieselbe, der ihr nicht wenig zusetzte.

(Der Beschluß folgt.)

Logogriph.

Mit t beiß ich von schweren Ketten
Ein edles Volk erretten.
Mit l — habt in der Bibel Ihr's gelesen? —
Bin meiner Enkel Vater ich gewesen.
Mit n bin ich als schwere Last
Der ganzen Welt verhaßt.
Mit r zier' ich das schönste Angesicht,
Nur klebt man drin mich auf der Nase nicht.

N. N.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 10.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 110.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 9. Mai 1831.

— Wackre neue Welt,
Die solche Bürger trägt!

Shakespeare.

Briefe eines Auferstandenen.

Den 16ten April 1831.

Seit einem Monate bin ich an diesem Orte der Widersprüche und sonderbar gemischten Eindrücke. Tausendmal habe ich mich hingesetzt, das aufzuzeichnen, was in einem Augenblicke so laut, so deutlich, so unwiderruflich in mir feststand, daß ich es keinem Zweifel zugänglich glaubte. Der Augenblick ging vorüber, und alles war anders, meine Bemerkung einseitig, mein Urtheil unzähligen Modifikationen unterworfen. Es wäre vergebens, sagen zu wollen, so ist der Geist, so sind die Menschen, das ist die vorherrschende Richtung. Eine ausgesprochene Physiognomie hat hier nichts, und doch kann man nicht behaupten, das Schaffen und Wirken sey charakterlos. Ich will mir Eins und das Andere anmerken, was ich erlebte, was mir begegnete. Vielleicht daß nach Jahren einmal der Blick klarer darüber wird.

Gestern war Sonntag. Der Bediente, den ich seit Kurzem angenommen habe, trat früher als gewöhnlich zu mir ins Schlafzimmer. Die Uhr schlug gerade sieben, da er die Fensterladen öffnete. Ich fragte ihn, weßhalb er mich schon jetzt wecke? Er entschuldigte sich damit, die Stunde verwechselt zu haben. Ich merkte aber, daß er den Vorwand nur gebrauchte, um den wahren Grund zu verbergen. Indeß that ich ihm den Gefallen; ich ließ es dabei, stand denn auch auf und kleidete mich an. Wie ich fertig war und er mir das Frühstück brachte, fragte ich ihn dennoch lachend: welche Plane er eigentlich für heute habe? er solle ehrlich seyn, ich gönne jedem sein Vergnügen und werde dem seinigen nichts in den Weg legen. — „Meine Eltern," vertraute er mir nun offen und natürlich, „sind gewohnt, alle Sonntage in die Kirche zu gehen; sie sehen es nicht gern, wenn ich daraus wegbleibe. Meine Mutter war gestern Abend hier; sie schien ängstlich, da ich sie vorbereitete, daß ich vielleicht nicht werde abkommen und mit ihr in den Dom gehen können. Sie sagte zuletzt, sie wolle es mir weiter nicht zurechnen, doch müsse sie mich nochmals bitten, nicht wissentlich eine Gelegenheit zur Erbauung zu versäumen. Ich versprach es ihr und dachte nun —" — „Schon gut, Heinrich," fiel ich ein; „geh mit Deinen Eltern zur Kirche. Ich werde auch hingehen." Er machte einen höflichen Diener und eilte, sichtlich einer Sorge entledigt, aus dem Zimmer.

Noch dachte ich bei dem Allem nichts, als daß der redliche Mensch guter Leute Kind sey, die, wie es bei schlichten Bürgern in großen Städten oft der Fall ist, ihren Glauben, ihre strengen Sitten mitten im Strome des Lebens unberührt erhalten haben. Allein ich sah bald, daß unter allen Klassen jener Drang nach warmer, lebendiger Erhebung, nach Heiligung des Innern, nach besserer Heimath, die alle wollen, alle suchen, Hunderte Hunderten nachzog und dieselben Kirchen, welche sonst leer geblieben waren, zum Erdrücken füllte. Vor siebzehn Jah-

Digitized by Google

ren wäre das in dem protestantischen Deutschland unerhört gewesen.

Ich ging mit wachsender Erhebung durch die fortströmende Menge, begegnete überall stillen, ernsten Gesichtern, gesammelter Haltung und jener Zurückgezogenheit, die dem Göttlichen eine bescheidene Stätte im Herzen bereitet. Der gewerbtreibende Bürger mit seiner Familie, Soldaten, junge Offiziere, Damen in ihren Equipagen, sie naheten mit gleicher Ehrfurcht dem Orte frommer Andacht. Heinrich und seine Mutter machten hier keine Ausnahme. Es bewegte mich tief; ich mußte die Stadt, die Menschen lieben, die es so natürlich an den Tag legten, um was es ihnen zu thun sey. Meine neueste Reisebekanntschaft, der Buchhändler, fiel mir ein. Ich erinnerte mich mit lebhafter Erregung seiner Worte: „Ein Hirt und eine Heerde!“ Wenn er sich auch überstiegt, dachte ich, er hat doch die Richtung.

Die Predigt überraschte, erschütterte mich. Es bebte noch alles in mir, als ich wieder hinaus in die Gasse, auf den freien Platz vor dem Dome trat. Ich stand hier einen Augenblick still; ich fand mich nicht sogleich wieder. Vor mir trennten sich die Kirchgänger; sehr natürlich suchte jeder seine Wohnung. Kurz zuvor lag diese hinter ihnen, sie dachten nicht an sie; etwas Höheres, verstanden oder nicht, drängte sie dem Weiten, Unermeßlichen entgegen; jetzt forderte das Leben sein Recht. Der Einzeine wandte sich den Beschränkungen des Daseyns mit anders gerichtetem Sinne wieder zu; einer nach dem andern verlor sich in verschiedenen Straßen. Das Nothwendige, was hierin lag, hinderte nicht, daß es dem Bilde von einem Hirten und einer Heerde seine Anwendung auf das praktische Außenleben nahm und mich überhaupt an Irrthümer denken ließ, zu welchen willkürliches Hinüberziehen von einer Region in die andere Anlaß gibt.

„Wer nur,“ sagte ein Mann neben mir, der einen andern unter dem Arm gefaßt hatte, „wer nur den Aufsatz in der ..... Zeitung mag geschrieben haben. Wenn man so etwas liest,“ setzte er hinzu, „wird man ganz irre. Ich habe die halbe Nacht davor nicht schlafen können. Herrlicher Styl, und so klar!“ — „Ja? ist er das?“ fragte der andere. „Gleichwohl machte Sie der Inhalt irre?“ Ich hielt meine Schritte, vielleicht nicht ganz redlich, an, um die Antwort zu hören, die freilich nicht an mich gerichtet, doch auch kein Geheimniß war. Sie erfolgte nicht sogleich; jener stutzte einen Augenblick. „Ja so!“ lächelte er; „ich verstehe. Ach! das ist ganz was anders! Die Meinung, die Prinzipien, und wie sie angewendet werden, das kann ich noch nicht reimen, aber die Art, mit der das Alles gesagt ist — unbegreiflich schön!“ — „Ja, unbegreiflich, vielleicht unbegriffen!“ war die launige Erwiederung. — „Sie meinen,“ folgerte der erstere; „der Mann verstehe sich selbst nicht?“ — „Der, wie ein anderer,“ war die Antwort. „Es dreht sich in den Meisten um einzeine Begriffe; sie drehen sich mit. Hat das erst eine Weile gedauert, so weiß der Zuversichtlichste kaum noch, wo er steht.“ — „Nicht wo er selbst steht?“ wiederholte jener; „aber mein Gott, das wäre ja ganz erschrecklich! Wo bliebe denn die Wahrheit?“ Der Humorist hob das leichte, moderne Spazierstöckchen, das er in Händen hielt, auf und schrieb damit willkührliche Zeichen in die leere Luft. Der andere machte eine Art bejahender Bewegung mit dem Kopfe, als fasse er ihn vollkommen, während sein Gesicht den unverkennbaren Ausdruck der Unsicherheit trug. Sie bogen jetzt seitwärts in eine Gasse. Ich hörte den Wohlunterrichteten noch sagen: „der Widerspruch, der Widerspruch! darauf beruhen die Bewegungen der Zeit, daran wetzen die Menschen den Verstand so scharf, daß sie tief in das Leben einschneiden, und Alle rufen einander zu: à quile mieux. Es gibt so viel Wunden als verliebte Stellen. Zulezt werden die armen Krüppel wohl aus Noth eine Tugend, aus Unvermögen Frieden machen müssen.“ Er lachte und ging. Das waren auch Kirchgänger, dachte ich. Hofft er auf keinen andern als den kalten Frieden der Ohnmacht?

Der Abendstern.

(Fortsezung.)

Jede Freistunde, ja sogar einen Theil der gemeinschaftlichen Unterrichtszeit hatten Eduard und Christine seit eilf Jahren mit einander zugebracht. Durch ihre sorgfältigere Bildung den gewöhnlichen Kreisen und Belustigungen entrissen, durch ihre gegenseitige Freundschaft vor jeder andern Verbindung bewahrt, hatten sie allmählig ihre ganze Welt, alle ihre Freuden auf den Umgang beschränkt, der ihnen zum unentbehrlichen Bedürfnisse geworden war. Ihre Wünsche, ihre Hoffnungen beruhten einzig auf ihrem Zusammenleben, ohne daß sie sich dieses anders ausgemahlt hätten, als es wirklich war. Jede Beschäftigung freute sie besser, jede Arbeit zog sie inniger an, wenn dieselbe gemeinschaftlich betrieben werden konnte, und als der Unterricht des Jünglings von dem des Mädchens in vielen wichtigen Dingen abzuweichen begann, da versäumten sie wenigstens nie, am Schlusse des Tages sich zu wiederholen, was jedes in seinem Fache getrieben hatte, und Eduard ermangelte nicht, seiner jungen Freundin eine Uebersicht aller der Kenntnisse zu geben, die er sich, theils in den öffentlichen Schulen, welche schon damals für die männliche Jugend ausgezeichnet genannt werden konnten, oder unter seines Vaters Aufsicht, erwerben mußte. Da saßen, wenn der Abend, und mit ihm die Feierstunden, gekommen waren, unter einer breitblätterigen Linde, die Waller gleich nach seiner Ansiedlung auf einem kleinen Wiesenteppich gepflanzt hatte, der sein

Digitized by Google

Gärtchen auf der Seite des Flusses begrenzte, Eduard und Christine in süßer Traulichkeit. Die Menschenstimmen schwiegen in diesem heimlichen Erdenwinkel; nur der Gesang der Vögel, das Sausen von tausend Insekten, das Rauschen der Aar und das Plätschern eines kleinen Brunnens hallte wie ein harmonisches Konzert in das Ohr der lauschenden Kinder, die, wie alle, welche nicht im Getümmel einer schimmernden Welt erzogen sind, frühe schon den höchsten Genuß in der schönen, immer wieder auflebenden Natur zu finden wußten. Ihr einer Arm lag auf seinem Knie, ihr Mund, halb geöffnet, lächelte freundlich zu seinen Worten, und wenn er bei seinen Erzählungen, bei den lebendigen Gemälden vergangener Zeiten, bei den Wünschen seines jungen, feurigen, wiß- und ehrbegierigen Herzens, oder bei den Bildern einer heitern Zukunft einen Gegenstand berührte, der sie ergriff, oder einem Traume Worte gab, den sie selbst, nur noch zarter, nur noch lieblicher getränmt hatte, dann senkte sie den Kopf Sekundenlang auf den ruhenden Arm, und wenn sie die braunen Augen wieder erhob, so lag ein feuchter Schimmer in ihnen, von dem sie nicht wußte, ob die Freude, oder ein leiser, süßer Schmerz ihn hinein gezaubert hatte.

Wenn die Alten oben im Garten genug geschwatzt hatten, fing man an die Kinder zu vermissen, man suchte sie auf, fand sie auf ihrem Lieblingsplätzchen, man blieb ihnen zur Seite und bewunderte den immer stiller, immer schöner werdenden Abend. Wo jezt durch unbarmherzige Vogelfänger die Bäume entvölkert sind, auf den kleinen Inselchen, welche die Aar mit ihrem Geschiebe allmählig angelegt hat, sangen damals Hunderte von Nachtigallen. Immer zärtlicher, immer seltener wurden die schmelzenden Laute, je mehr die Schatten sich in den Tiefen verbreiteten; auf den Höhen des Petersberges glühten noch die letzten Strahlen der sinkenden Sonne; sie beleuchtete die einzelnen Häuser und Gehöfte des Siggenthals, so wie die Klostermauern und die Kirche von Windisch, und ihrem endlichen Verschwinden folgte ein allgemeines Verstummen. Auch unsere Freunde beendigten dann ihr Gespräch und sahen schweigend dem feierlichen Einschlummern der Schöpfung zu; die Sterne traten aus dem tiefen Blau des Aethers hervor und schimmerten Trost und Freude in die Herzen frommer, glaubiger Menschen. Schon oft hatte in solchen Minuten, wenn Eduard und Christine sich herzlicher noch als sonst einander zuneigten, Walter ein aufmerksames Auge auf sie gerichtet und bange abnend die Hände seiner Lieblinge ergriffen, aber der heitere Friede, der in ihren schuldlosen Zügen ruhte und von der klaren Stirn lächelte, hatte in seiner Seele die steigenden Besorgnisse wieder in Schlummer gewiegt, und freudig war er mit ihnen und den übrigen in seine stille Wohnung gezogen.

Reisten dann die Früchte und Freuden des Herbstes, sammelten sich die jungen Leute zu Spiel und Tanz, wie das in den Rebgelänsden des Argaus gebräuchlich ist, wenn man die Trauben kelterte, so war Eduard Christinens immerwährender Begleiter, dem der Vater sie zur Obhut übergab, wie er es einem ältern Bruder gethan hätte. Ging es bei diesen Versammlungen etwas bunt und allzu lustig in dem jugendlichen Kreise zu, erhizten sich die Gemüther bei dem süßen Most, bei dem vorjährigen Weine und den Spenden einer derben, aber guten Küche, dann stahlen sich wohl die beiden Freunde aus dem bunten Gewirr auf die Höhe des Rebberges, und in stiller Traulichkeit blickten sie über die enthülsten Felder, über die zum Theil schon bunt gefärbten Bäume und die ganze schöne Erde hin, die selbst in ihrem herbstlichen Kleide noch so anziehend und befriedigend war. Und hatte die Natur jeden Schmuck abgezogen, lag Flur und Wald öde da, breitete sich ein weißes Leichentuch über das weite Grab, dann fanden Eduard und Christine in ihren Wintersreuden, im traulichen Gespräche im warmen, heimlichen Zimmer vollen Ersatz für die Genüsse, die ihnen unbemerkt entschwunden waren und die sie nicht zurückwünschten, weil ihnen die Gegenwart vollkommen genügte. Glücklich, selig preise ich das Herz, das in dem befreundeten Herzen seine Welt findet! Wie auch die äußern Dinge sich gestalten, welche Veränderungen in seiner Nähe vorgehen, spurlos eilen sie an ihm vorüber, denn sie rauben ihm das Einzige nicht, was ihm Friede, Freude und Trost gewährt.

Noch stand Eduard in der ersten Hälfte seines neunzehnten Jahres, und war nun in Allem, was einem jungen Menschen, der sich den Wissenschaften widmen will, zu wissen Noth thut, so weit vorwärts geschritten, als es bei den vorhandenen Hülfsmitteln möglich war; da fühlte sich sein Pflegevater von Beschwerden überfallen, die seinen Zustand bedenklich machen konnten und ihn zwangen, mit mehr Sorge noch als sonst auf das Schicksal seiner Lieben zu blicken, wenn er ihnen vielleicht schnell entrissen werden sollte. Fest überzeugt, daß bei dem Verhältnisse der jungen Leute, welches nach seinen Ansichten zu keiner ernstern Verbindung führen konnte, Trennung immer nothwendiger werde, und daß es überdies Zeit sey, Eduarden in die Welt treten und dort lernen zu lassen, was er sich in seiner beschränkten Lage hier nicht zu eigen machen konnte, faßte er im Einverständnisse mit seiner Gattin den Entschluß, den jungen Mann auf ein Jahr zu einem seiner Freunde, welcher nahe bei Heidelberg Pfarrer und ein äußerst gelehrter und gebildeter Mann war, reisen, dort seine Studien vollenden und dann die Universität beziehen zu lassen. Freilich mußten sich, der Lage der Dinge nach, auf seiner Laufbahn immerhin Hindernisse zeigen; allein besser war es jeden Falls,

Digitized by Google

ihn seiner eigenen Neigung bei der Wahl eines Broderwerbs folgen zu lassen, als ihm eine Beschäftigung aufzudringen, die nicht nach seinem Sinn gewesen wäre.

Wie ein Schlag aus heiterem Himmel traf, nachdem Alles in der Stille war vorbereitet worden, die zwei jungen Leute die Nachricht von Eduards naher Abreise. Zwar hätte es mit dem kräftig jugendlichen Geiste des letztern nicht übereingestimmt, wenn nicht seine erste und stärkste Empfindung dabei die Freude gewesen wäre, endlich einmal in eine Welt zu treten, von welcher jedes unerfahrene Gemüth sich herrliche Dinge träumt, und in die das junge Wesen sich gemeiniglich mit eben so viel Begierde und Erwartung hineinstürzt, als es schnell gesättigt und enttäuscht zurückkehrt; aber wenn er dann von der innern Freude hinweg, die sich mächtig in seiner Brust regte, auf Ehristinen schaute, welche bei dem ersten Gedanken an eine Jahrelange Trennung erblaßt und verstummt war; wenn er, wie es bei enge verbundenen Seelen so oft geschieht, ihren Schmerz in seinem Busen sich wiederholen fühlte, dann verdunkelten sich auf einige Augenblicke die reizenden Bilder, die ihm aus weiter Ferne zuwinkten, und er hätte in solchen Momenten, wenn es ihm nicht allzu unmännlich vorgekommen wäre, gerne den Vater gebeten, ein Vorhaben aufzugeben, das ihn von seiner Freundin, aus dem elterlichen Hause, von allen Freuden und Genüssen seiner jugendlichen Jahre hinweg reißen sollte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

(Beschluß.)

Langlois Panorama der Schlacht von Navarin.

Diese Epische hat Hr. Langlois gewählt, und glücklicherweise gerade bei unserer Ankunft. Die Schlacht ist in diesem Augenblick noch in vollem Gange, doch kann man so ziemlich mit Gewißheit bereits ihren Ausgang voraussehen. Folgen Sie mit dem Auge der Linie der verbündeten Schiffe, zur rechten Hand anfangend. Hier zunächst steht der Darmouth, ein englisches Kriegsschiff, das den Kampf begann; dann zunächst dem Scipio der Trident; ohne sich von der Stelle zu rühren, erwidert er das Feuer aus den Batterien der Forts. Streift der Blick zur Linken an der Schlachtlinie hinab, so gewahrt er die Fregatten Gamerian und Glasgow, und nicht weit davon eine andere, zerrissen, verwüstet, von Kugeln durchlöchert, die kühne Syrene, das Admiralschiff Rigny's; das türkische Schiff, das ihr zur Seite in die Luft fliegt, ist die Isania; weiter zur Linken, näher gegen uns her, sieht man die Asia, die einen Mast einbüßt und der in ihrer Nothe Hr. von Bretonnière, der Kapitän des Breslau, zu Hülfe kommt; endlich den Talbot, den die Armida unter dem Befehl des tapfern Huaon gleichen Dienst erweist. Alle jene in der Ferne in Rauch und Flammen stehenden Schiffe sind türkische, die noch lebhaft von dem Azow beschossen werden, dem einzigen russischen Kriegsschiffe, das auf entscheidende Weise an dem Kampfe Theil nahm.

Hier haben Sie die Beschreibung der Seeschlacht, wie sie vor Ihren Augen vorgeht, freilich unvollständig genug. Fragen Sie, wie es der Künstler angestellt hat, aus der Verwirrung der ungeheuern Massen ein Bild zu klarer Anschauung zu entwickeln, wie es ihm möglich wurde, aus dem Chaos eines so furchtbaren Kampfes, voll Getümmels und Wirrwarr, ein wohlgeordnetes, harmonisches Ganze mit der größtmöglichen Simmentäuschung darzustellen? Ich weiß es nicht. Das ist das Geheimniß des Hrn. Langlois, das noch Keiner versucht hat und nicht so leicht Jemand nachmachen wird. Aber meines Bedünkens ist dies nicht einmal das größte Verdienst dieses ungeheuern Gemäldes. Was noch bei weitem wunderbarer ist, ist die geschickte Mischung des Wirklichen mit der Täuschung des Gemalten; eine Mischung, die so glücklich abgestuft ist, daß man nicht zu sagen weiß, wo jenes aufhört und diese anfängt. Man stelle sich nur in die Mitte des Scipio, dicht unter den großen Mast, und heste den Blick auf den links zunächst liegenden Trident, und dann sage man, wo auf dieser Leinwand, auf der kein lebendes Wesen sich bewegt, die Hand des Künstlers angefangen hat. Man wird es nicht im Stande seyn. Die Pinselstriche sind so täuschend mit dem wirklichen Bau des Schiffes verschmolzen, ihre Magie entlehnt sich so harmonisch der Realität an, daß man den Versuch, sie von einander zu scheiden, aufgeben muß. Wie? so rufen Sie mir hier zu, so ist an diesem Panorama Alles unvergleichlich, unübertrefflich, vollkommen? Ein Kunstrenner redet mir uns, und weiß nichts zu tadeln? Nur Geduld, wir wollten eben den Künstler wegen seines Himmels zur Rede stellen, der uns ein für allemal nicht wie ein rechter Himmel vorkam, wir wollten ihm die zweifelhafte Ehre seiner Landschaft, nicht sowohl an seinem herrlich aufgeführten Navarin, als an Pylos nachdrücklich verweisen, wir wollten ihm sagen, daß er bei dem Brand der Schiffe allzusehr mit den Farben gegeizt hat, wir wollten — nun, was wollten wir noch Alles? Wir wollten ihm am Ende sagen, daß sein Werk demungeachtet von keinem Lob erreicht wird, wir wollen sagen, was wir gleich zu Anfangs gesagt haben: wir haben Navarin und seine Bucht gesehen, und sind wirklich noch nicht mit und im Reinen, ob wir dem glorreichen Kampfe am 20. Oktober 1827 in der That beigewohnt haben oder nicht.

Unser einarmiger Cicerone, der verständige, artige, obgleich Tabak kauende, doch äußerst elegante Matrose hat uns bis vor die Thüre begleitet. Ich muß seiner, zum Dank für seine einsichtsvollen Erklärungen, hier noch mit einigen Worten erwähnen. Man las vor einiger Zeit in den Pariser Blättern folgenden Brief: „Mein Herr, ein braver Seemann, Jean Pierre Labatte, gebürtig aus Brest, der vierzig Jahre auf der französischen Flotte gedient hat, bei Trafalgar einen Arm verloren, aber dennoch dem Treffen von Navarin beigewohnt hat, ist gegenwärtig angestellt, das nautische Panorama dieser glorreichen Schlacht den Zuschauern zu erklären. Am 22. Februar faßte ein Unbekannter die noch übrige Hand dieses braven Seemanns, drückte ein Billet von 500 Franken hinein und entfernte sich eiligst. Da ich Zeuge dieses Vorfalls war und Pierre Labatte den lebhaften Antheil bemerkte, den ich an dieser edeln Handlung nahm, so bat er mich, diesen Zug der Großmuth in seinem Namen bekannt zu machen und dem unbekannten Wohlthäter hierdurch seinen gerührten Dank zu erstatten u. s. w.“ Dieser Jean Pierre Labatte war also unser Cicerone.

Beilage: Literaturblatt Nr. 48.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 111.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 10. Mai 1831.

Ich will mit euch handeln und wandeln, mit euch stehen und gehen, und was dergleichen mehr ist: aber ich will nicht mit euch essen, nicht mit euch trinken, noch mit euch beten.

Shakespeare.
Kaufmann von Venedig.

Die polnischen Juden.

Erster Artikel.

Ihre frühere Geschichte.

Die Niederlassung der Juden in Polen, ihre in furchtbarem Verhältnisse zunehmende Bevölkerung, ihre Abhängigkeit von unbekannten Obern, die selbst wieder von unsichtbarer Hand geleitet werden; dieses nur oberflächlich gekannte Volk, das kein Vaterland erkennt, als Palästina, und die Stätte, wo es geboren wird, als fremdes Land behandelt, das, einzig dem Handel ergeben und den Ackerbau verachtend, unermeßliche Reichthümer besitzt und jede Maßregel der Regierung, die darauf ausginge, sie zu nationalisiren, lähmt; dieser Inbegriff von Verworfenheit und versteckter Kraft, von allgemeiner Knechtschaft und individueller Tyrannei verdient besondere Aufmerksamkeit in einem Lande, für das die Juden zur herrschenden und unheilbaren Plage geworden sind.

Wir entlehnen das Folgende seinem Hauptinhalt nach einer Schrift unter dem Titel: „Blicke auf die Juden in Polen, 1818, von Vinzenz Corvin, Graf Krasinski, Divisions-General und Reichstags Marschall.“ Der Verfasser stützt sich in diesem Werke auf die Arbeiten seiner Vorgänger und besonders auf eine Schrift des berühmten Thadäus Czacki.

Als Polen im zehnten Jahrhunderte christlich wurde, reifte es schnell zur Kultur jener Zeit und schloß sich an das übrige Europa an, indem es seine Handelsverbindungen erweiterte und zum gemeinschaftlichen Stapelplatze der Waaren Asiens und des mittäglichen Europas wurde. Es war reich durch seinen Ackerbau und mannigfachen Produkte, besaß auch zahlreiche Gold-, Silber- und Salzwerke und bot somit für den Handel große Hülfsquellen. Um dieselbe Zeit nöthigte der Geist der Intoleranz und Habsucht viele jüdische Familien, ihre Wohnsitze in Deutschland zu verlassen und sich in diesem Lande anzusiedeln. Nach Wenceslas Grabowski sollen ums Jahr 1096 die ersten Juden in Polen gesehen worden seyn. Dasselbe Jahr sah man eine Masse dieser Flüchtlinge aus Böhmen ausströmen, die in Polen Schutz und Ruhe fanden. Nichtsdestoweniger mußte die Zahl der deutschen Juden beträchtlicher seyn als die der böhmischen, wenn man nach dem deutschen Idiome, das sich bis auf diesen Tag in ihren Gebeten und ihrer gewöhnlichen Sprache erhalten hat, schließen darf. Viel früher noch kannte man sie in den südlichen Provinzen von Polen und Rußland. Die Rabbiner reden in ihren Schriften von jüdischen Königreichen, die nicht fern von den Küsten des kaspischen Meeres bestehen sollen. Der berühmte arabische Geograph Ebnhaacul, der zu Anfang des zehnten Jahrhunderts schrieb, spricht von einem jüdischen Königreiche, durch das der Fluß Atel (gleichbedeutend mit Wolga) fließt. Er fügt hinzu, der König dieses Staats wohne in seiner Hauptstadt, Bat genannt, und habe eine Leibwache von 1200 Kriegern. Massoudy, ein anderer, mit dem ersteren gleichzeitiger Geograph, sagt, es gebe in Rußland ein Königreich mit

Digitized by Google

Namen Koasar, dessen Einwohner dem größten Theil nach Juden seyen; der König so wie die obersten Staatsbeamten bekennen sich zur Religion Mosis und die Hauptstadt des Reichs heiße Amol. Der Mönch Nestor, ein russischer Schriftsteller, erzählt, die Juden des Reichs Koasar haben Gesandte mit ansehnlichen Geschenken an den Neussenherzog Wladimir den Großen geschickt und ihm den Vorschlag gemacht, abzufallen und Jude zu werden. Er antwortete ihnen, Gott verwerfe ihre Religion, weil Jerusalem nicht mehr in ihrer Gewalt sey, und er halte diese Religion nicht für gut, da Gott sie nicht beschütze. Hätten die Juden damals nicht ein ausgebreitetes Land besessen und eine gewisse Bedeutung gehabt, so würden sie wohl nie gewagt haben, einem so mächtigen Fürsten einen solchen Vorschlag zu machen. Benjamin von Tudella spricht beinahe nichts von polnischen Synagogen, während er, vielleicht selbst mit Uebertreibung, von den Reichthümern der russischen Juden zu erzählen weiß.

Die erste, den Juden ausgestellte und in den polnischen Annalen aufbehaltene Urkunde wurde im Jahr 1264 von Herzog Boleslas von Großpolen verwilligt. Kasimir der Große, dem die Geschichte seine zu große Schwäche für Esther, eine junge Jüdin von Opoczno, zum Vorwurf macht, gab diesem Privilegium seine königliche Bestätigung und selbst noch größere Ausdehnung. Die Stadt Krakau war um diese Zeit eine Hansestadt und mit vierzig europäischen Städten verbunden; ihre Handelsverbindungen mußten sehr ausgebreitet seyn. Als derselbe Kasimir der Große seine Enkelin Elisabeth, von seiner eignen Tochter Elisabeth und Bogislas, Herzog von Stolpe, dem römischen Kaiser Karl zur Gemahlin gab, erbat sich ein Krakauer Bürger, Wierzynek, von seinem Gebieter die Ehre, der jungen Vermählten 100.000 Goldgulden, eine in damaliger Zeit ungeheure Summe, und so viel, als der König selbst seiner Enkelin zur Ausstattung gegeben hatte, zum Hochzeitgeschenk machen zu dürfen.

Die christliche Religion duldete damals noch weder Zinsen noch unerlaubten Verkehr; nur die Juden trieben sowohl das eine als das andere, und legten so allmählig den Grund zu jenem Hasse, den alle Staaten seither auf sie geworfen haben. Stets mäßig, von Wenigem lebend, an Ertiedrigung gewöhnt und gerade auf ihr Ziel zusteuernd, häuften sie unter der folgenden Regierung unermeßliche Reichthümer an, und als ihre Bevölkerung im Verhältniß zur christlichen ums Dreifache sich vermehrt hatte, fing die Regierung an, unruhig zu werden. Der Großherzog Witold von Lithauen, Vetter Wladislas Jagellons, verwilligte indessen den lithauischen Juden dasselbe Privilegium, das Kasimir der Große den polnischen zugestanden hatte.

Ludwig von Ungarn, der 1371 den polnischen Thron bestieg, der Eidam und Nachfolger Kasimirs, hatte nichts von seiner Vorliebe für die Juden geerbt, und beschloß ihre Vertreibung. Der Großherzog Wladislas Jagellon von Lithauen, der die Tochter Ludwigs, Hedwig von Anjou, zur Gemahlin nahm und Polen von Ungarn, dessen Krone ihre Tochter Maria bekam, trennte, befahl den Juden, die noch polnische Kleidung trugen, ein Stück rothes Tuch darauf zu heften. Den Christen verbot man bei Strafe der Exkommunikation, Fleisch von ihnen zu kaufen, mit ihnen zu essen oder Gemeinschaft mit ihnen zu haben. Stephan Batory und Sigismund III. gaben diesen Beschlüssen ihre königliche Bestätigung. Der König Johann Albrecht, beunruhigt durch ihre stets wachsende Bevölkerung, die sich nicht mehr übersehen ließ, befahl, daß die Juden in jeder Stadt sich in einem besondern Viertel vereinigen und unter der Aufsicht des Bürgermeisters stehen sollten. Als er im Jahr 1496 sah, daß die Juden jungen Männern aus Familien, die alles daran setzen, um ehrenvoll zum Streite für das Vaterland ausziehen zu können, auf Zinsen liehen, daß sie die größten Hypotheken auf alle bedeutenderen Häuser besaßen, die durch ihre übermäßigen Interessen ruinirt waren, und merkte, daß sie, gleich den Mönchen in Deutschland und Frankreich beim Anzuge des Adels zu Eroberung des heiligen Lands, sich gerne die Ländereien der jungen Edelleute zugeeignet hätten, vernichtete er alle ihre hypothekarischen Ansprüche und verbot ihnen, sich der Rechte des Adels zu bedienen und Ländereien zu kaufen, ließ ihnen jedoch die geliehenen Summen mit einem billigen Interesse zurückbezahlen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Abendstern.

(Fortsetzung.)

Mehr noch beinahe als seine Tochter, fühlte sich Herr Abraham Saltinger von der plötzlichen Wendung betroffen, die des von allen geliebten Jünglings Schicksal nehmen sollte. Ganz einverstanden damit, daß er kein Handwerk lernen müsse, hatte er schon seit geraumer Zeit Aussprüchen fallen lassen, wie es bei Eduards geistiger Ausbildung ihm ein Leichtes seyn würde, irgend ein ehrenvolles Gewerbe zu ergreifen, das ihn nähren und ihm zugleich Muße für fernere wissenschaftliche Studien lassen könnte; wie er selbst, ohne Sohn und einen nahen männlichen Verwandten, seine schöne Einrichtung nach seinem Tode in fremde Hände übergehen lassen müsse, wenn nicht etwa seine Tochter einen Mann heirathe, welcher derselben vorzustehen im Stande wäre; wie er nicht auf vornehme Verbindungen sehe, wenn sie nur sonst tadellos seyen, wie er diese bei Eduard voraussehe, und wie die Großvaterfreuden, im Schooße einer geliebten Familie ge-

Digitized by Google

noſſen, dem Glücke eines einfach bürgerlichen Lebens erſt recht die Krone aufſetzen würden. Er hatte auch ſchon mehrmals von der Nothwendigkeit mit Wallern geſprochen, ſeinen Pflegeſohn als Bürger des Städtchens annehmen zu laſſen, und nicht ſelten darauf hingedeutet, wie er Eduarden durch ſeinen Einfluß ſpäterhin wohl noch eine Rathsſtelle oder etwas dergleichen verſchaffen könne; kurz, man konnte ſich nicht verhehlen, die Freundſchaft für Wallern und ſeine Gattin, die Liebe für ſein einziges Kind, das er an Eduards Seite wohl am beſten aufgehoben glauben mußte, und der Wunſch, einen kräftigen jungen Gehülfen bei ſeinen ihm allmählich beſchwerlich werdenden Geſchäften zu erhalten, nebſt der Hoffnung, daß der junge Mann einſt Wallers nicht unbedeutende Verlaſſenſchaft zu erben haben würde, haben über Familienſtolz und Familienrückſichten, die nirgend tiefer eingewurzelt ſind als an kleinen Orten, geſiegt, und er wünſche ſich denjenigen zum Schwiegerſohn, den er unter ſeinen Augen hatte aufwachſen ſehen. Die Einwendungen, die er gegen einen Plan machte, der mit einem Male ſeine unausgeſprochenen Entwürfe vernichten ſollte, das Mitleiden, das er, durch die väterliche Würde und die Steifheit gemäßigt, welche in jener Zeit — ob zu guter oder ſchlimmer Wirkung, mag unentſchieden bleiben — das Verhältniß des Vaters zu den Kindern bezeichnete, mit Chriſtinens Thränen fühlte, war er ungemein rührend, und Waller beſonders, der tiefer als alle andern Herrn Saltingers Wünſche und Erwartungen durchſchaut hatte, fühlte ſich zuweilen von der Gutmüthigkeit und dem Wohlwollen des alten Mannes ſo ergriffen, daß er ſehr wichtige Gründe haben mußte, um ſeinem Verlangen nicht zu entſprechen. Er ſtellte ihm indeſſen vor, wie eigentlich durch die einſtweilige Entfernung von Hauſe in Eduards Zukunft nichts weder verändert noch entſchieden werde, und derſelbe immer noch den Weg wählen könne, den er einzuſchlagen wünſche; wie es jedem jungen Manne vortheilhaft ſeyn müſſe, ſich eine Zeitlang unter andern Menſchen, in andern Verhältniſſen herumzutreiben, ſich nicht nur durch Bücher, ſondern durch ſich ſelbſt neue Kenntniſſe zu ſammeln, und durch vermehrten und mannigfaltigeren Umgang das Kleinbürgerliche zu verlieren, das bei den vergrößerten Anſprüchen der Zeit an die Menſchen immer weniger geduldet werde. „Laſſen Sie ihn ziehen,“ ſprach er, indem er traulich und herzlich des Nachbars Hand ſchüttelte, „laſſen Sie ihn ziehen! Er iſt nicht eine Pflanze, welche in dieſem Erdenwinkel aufzublühen und zu verdorren beſtimmt iſt; er wurde durch ſein früheres Schickſal gleichſam ein Erdenbürger, der ſeine Heimath erſt noch zu ſuchen hat und ſein Loos ſich ſelbſt beſtimmen muß. Verderben wird die Welt nichts an ihm, dafür ſtehen ich und die Grundſätze Ihnen gut, die ich tief in ſein Herz gegraben habe. Laſſen Sie ihn ſich umſehen unter den Menſchen, in der Natur; laſſen Sie ihn ſchweigen in all dem Ungeſehenen, Ungeahneten, das Wiſſenſchaft und Kunſt dem unverdorbenen Jüngling darbieten; wenn er dann einſt zurückkehrt, bereichert an Kenntniß und Tugend, gereift durch das wirkliche Leben, von dem er bis jetzt nur die idylliſche Parthie geſehen hat, dann wird er unſer ſtilles Glück mehren, unſere Freundſchaft befeſtigen und mit dem Sohne, den Ihnen der Himmel vielleicht unterdeſſen durch Chriſtinen beſcheert, enge verbunden, unſer eigenes Daſeyn wieder anſehen laſſen.“

Mochte der Schluß dieſer wohlgeſetzten Rede, der mit ſeinen heimlichen Wünſchen und Hoffnungen ſo ganz im Widerſpruche ſtand, Herrn Abraham Saltinger gleich übel behagen, mochten auch ſeine alterthümlichen Begriffe und ſpießbürgerlichen Anſichten ſich gegen die Nothwendigkeit auflehnen, daß ein junger, hoffnungsvoller Mann in der Welt für dieſelbe gebildet werde, ſo regte ſich dennoch eine Empfindung in ihm, die, wenn gleich leiſe nur und undeutlich, ihm ſagte: ſein nachbarlicher Freund handle und denke in der wichtigen Angelegenheit gut und richtig; ohne fernere Widerrede, aber mit verſchloſſenem Schmerz ſah er den Tag herannahen, wo durch Eduards Austritt aus dem gewohnten Familienkreiſe ein unheilbarer Riß in dieſem ſich darſtellen würde.

Schon war der letzte Abend angebrochen, den Eduard noch in der lieben Heimath zubringen ſollte, die bis jetzt ſeine Welt geweſen war, und Wallers Familie hatte ſich in Herrn Saltingers Gärtchen verſammelt, um dort den Abſchiedsſchmaus zu halten und Jungfer Marthas Knochen zu koſten, welche dieſe mit frohem und leichtem Herzen gebacken hatte, denn ihrem etwas altväteriſchen Gemüthe hatte des jungen Menſchen heiteres, oft zum Spott geneigtes Weſen nie angenehm ſeyn können, und ſie hatte an ihrer Nichte traulichem Umgange mit ihm oft ein geheimes, aber nichtsdeſtoweniger tiefes Aergerniß genommen; „denn,“ meinte ſie, „man weiß ja doch nicht, welches Mannes Kind er iſt.“ Chriſtine hatte ſich, in Folge einiger ernſten Winke des Vaters, mühſam eine Art von Faſſung errungen, welche wenigſtens dazu diente, die Thränen zurückzuhalten, die vorher in Strömen gefloſſen waren, und die an ſie gerichteten Fragen mit ziemlichem Menſchenverſtande zu beantworten. Ihrer Feſtigkeit mißtrauend, erhob ſie gleichwohl die Blicke nicht, um den Gegenſtand nicht zu ſehen, deſſen Verluſt ihr Leben zu einer unerträglichen Einöde machen mußte, und wenn der Ton ſeiner Stimme, deſſen ruhige Beſonnenheit mit ihrem gereizten Gemüthe grell kontraſtirte, ihr Ohr traf, ſo fühlte ſie den Unterſchied in Empfindung und Betragen, der doch ganz natürlich aus der Verſchiedenheit des männlichen und weiblichen Charakters hervorging, als ein ſchmerzliches Unrecht ihres Freundes.

Von Allen aber, welche Liebe und Freundſchaft an

Digitized by Google

dem letzten Abend seines Hierseyns um den jungen Mann versammelt hatte, vermochte wohl keiner der Mutter nachzuempfinden, die, einzig und ausschließlich an diesem Pfande einer unglücklichen, aber heiligen Liebe hängend, dasselbe nun zum erstenmale und vielleicht, das konnte sie sich bei ihrer erschütterten Gesundheit nicht bergen, auf immer verlieren sollte. Wer vermöchte aber auch in Schmerz oder Freude die Gefühle des mütterlichen Herzens zu ermessen, oder gar dieselben mit Worten zu bezeichnen?

Frau Waller bewies zwar, wie in allen Verhältnissen ihres Lebens, so auch jetzt, eine große Gewalt über sich selbst. Ihre Züge waren unumwölkt, ihre Haltung deutete keinen Schmerz an, und sie nahm ungezwungen Theil an der Unterhaltung der Männer, die sich laut und lebhaft um Eduards Reise und alles dasjenige drehte, was er zu thun und zu lassen habe. Wenn man aber die Blässe ihres Gesichts betrachtete und in die Tiefe des schönen Auges schaute, in welchem jede ihrer Empfindungen sich mit unverhüllter Klarheit spiegelte, wenn man das Zittern der zarten, feinen Hände beobachtete, das sie zu verbergen strebte, so konnte man nicht zweifeln, es arbeite in dem Herzen der edlen Frau ein Schmerz, um desto größer und schwerer, als ihm keine Worte gegeben wurden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Alexandrien, den 24. Februar 1831.

Secreise von Algier nach Alexandrien.

Sie sehen an dem Datum dieses Briefs, daß der am Schlusse meines letzten (s. Nr. 94) ausgedrückte Wunsch, Algier bald zu verlassen, erfüllt ist, daß ich mich weiter nach Osten gewendet und schon das gesegnete Egypten erreicht habe. Da ich meine Reise bisher ohne längern Aufschub beschreiben möchte, so werde ich später wieder auf Algier zurückkommen, um noch das Interessanteste über die Stadt, deren Bewohner und Umgebungen mitzutheilen. Ich fand ein Schiff, das 50 in Medea gefangene Türken nach Alexandrien bringen sollte. Da der Kapitän weder türkisch noch arabisch verstand, erlaubte er mir gerne, meinesgleichen mit ihm zu reisen, ja er bot mir sogar seinen Tisch an. Da eine solche Gelegenheit sich höchst selten darbietet, indem man gewöhnlich 150—200 Franken für diese Ueberfahrt bezahlt und ich leider im Ganzen nur 84 Fr. 75 Cent. besaß, so zögerte ich nicht, das Anerbieten anzunehmen, trotz der Warnungen meiner Freunde, mich nicht einem Fahrzeuge mit 50 Gefangenen anzuvertrauen, die zu Allem fähig sind, und denen der Kapitän nur ein halb Dutzend Matrosen entgegenzusetzen hat. Ich schiffte mich am 2. Februar Nachmittags ein, und ein heftiger Südwestwind trieb uns pfeilschnell in die weite See. Erst Abends, als ich sehr an der Seekrankheit litt, als mir der Kapitän mit der bei Leuten dieser Klasse gewöhnlichen Brutalität dagegen redete, als die Türken bei Gelegenheit ihres uns Reis ohne Fleisch bestehenden Nachtessens anfingen, sich rebellisch zu zeigen, bereute ich meine Verwegenheit. Doch nicht lange dauerte meine Muthlosigkeit; ich athmete freier, als ich meine Matratze aus dem Zimmer des Kapitäns auf das Verdeck hatte bringen lassen; bald versank ich in einen tiefen Schlaf und erst bei Tagesanbruch erwachte ich wieder. Ich brachte den größten Theil des folgenden Tages damit zu, mir von meinen mahomedanischen Reisegefährten türkische Worte und Sätze sagen zu lassen, die ich sogleich aufschrieb und nachher auswendig lernte. Ich bemerkte, daß diese Männer mich dadurch lieb gewannen und meinen Worten mehr als denen des Kapitäns Gehör gaben. Trotz des kalten, feuchten Nordwestwinds wählte ich auch die folgende Nacht die auf dem Verdeck stehende Schaluppe zur Schlafstelle, denn im Zimmer konnte ich es nicht länger als eine Viertelstunde aushalten. Denken Sie sich ein kleines Loch, an allen Ecken mit allerlei, die verschiedensten Gerüche verbreitenden Lebensmitteln ausgestopft, in dem vier mit Knoblauch und Zwiebeln wohlgesälzterte Schiffsleute tauschmarchend umherliegen.

Freudig erstaunt erblickte ich am Morgen des 4. Februar in der Ferne das Vorgebirg Tavolara, obschon ich nicht die mindeste Hoffnung hatte, an den Küsten Sardiniens zu landen. Mit neuer Lust nahm ich bei meinen Türken Unterricht, die mir tausend Komplimente über meine raschen Fortschritte machten. Auch war ich schon an diesem Tage von der Seekrankheit ganz befreit, und mit Vergnügen wandte ich mich zu meiner Vorrathskiste, die mit Pomeranzen, Cicrn, Mandeln, Feigen, Sardellen u. dgl. reichlich versehen war. Zum zweitenmale, und zwar mit Recht, waren unsere Gefangene gegen den Kapitän aufgebracht, der ihren Zwieback gegen schlechtern vertauscht hatte und ihnen zu wenig Oel zu ihrem Reise geben wollte; ohne meine Vermittelung wären wahrscheinlich die Türken in sein Zimmer eingedrungen, um sich seines Speisemagazins zu bemeistern. Als wir in der Mitte des Kanals, der Sizilien von Tunis trennt, uns befanden, zwischen dem Vorgebirge Zibeb (wahrscheinlich das promontorium Apollinis der Alten) und dem Vorgebirge Bon oder Ras-adar (prom. mercurii oder hermaeum), nöthigte uns ein stürmischer Nordostwind, in den Meerbusen von Tunis einzulenken und in dem Hafen von Goletta den Anker zu werfen. Ausserst erwünscht war mir dieser Zufall, da ich bei dieser Gelegenheit sowohl die Stadt Tunis, die eine Stunde südlich von Goletta liegt, als die Ruinen Karthago's, die westlich von Tunis und näher am Meere sich befinden, sehen konnte. Der Kapitän versprach mir, auf jeden Fall sich vier Stunden aufzuhalten, und ich eilte daher zu dem französischen Vicekonsul, dessen Neffen ich von Algier aus kannte, und bat ihn um einen Begleiter. Ich durchlief mit diesem die Stadt Tunis, die mir im Ganzen unbedeutend vorkam; sie ist im Allgemeinen wie Algier gebaut, nur sind die Straßen etwas breiter, die Häuser hingegen kleiner; die Bewohner sind ich artiger, freundlicher und freundlicher. Es drängte mich aber zu Karthago's Ruinen, die mich weit mehr interessirten. Ich gebachte unterwegs der Zeit, wo Karthago's Schiffe alle Meere durchkreuzten, dem ganzen nördlichen Afrika gebietend, und von den Küstenstädten Spaniens, Siziliens und Sardiniens gefürchtet: aber wie ward mir, als ich kaum die Stelle finden konnte, wo einst die Krone aller Seestädte so herrlich geblüht! Erschüttert rief ich mit Tasso:

„Giace l'alta Cartago et a pena i segni
„De l'alte sue ruine il lido serba etc."

Ich fand hier kein Ueberbleibsel von Triumphbogen, von Festungswerken, von Granitsäulen; man sieht nur noch einige Stücke Pflaster, einige Cisternen und Wasserleitungen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 37.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 112.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 11. Mai 1831.

— Trennung vom geliebten Freunde
Ist uns wie des Todes dunkle Blindheit;
Für die Krankheit gibt es keinen Arzt mehr.

Herder.

Der Abendstern.

(Fortsetzung.)

Schon war die Sonne hinter den Gipfel des Berges gesunken, immer stiller und stiller wurde es in dem befreundeten Kreise. Da faßte Christine leise Eduards Hand und beide, von dem nämlichen Wunsche getrieben, stahlen sich unvermerkt aus dem Zimmer, zu jenem Plätzchen hin, wo so viele Jahre hindurch ihre Herzen die süßesten Freuden einer gegenseitigen Zuneigung genossen hatten. Lange standen sie schweigend unter den beschattenden Zweigen der Linde und blickten in den duftenden Abend hinaus, während die ganze Natur um sie her durch die feierlichste Stille den Abschied zweier liebenswürdiger Wesen bezeichnen zu wollen schien. Endlich lehnte sich Christinens Haupt sanft an ihres Freundes Schulter; ihre Thränen flossen und ihr leises Schluchzen führte mit einem Male des Jünglings Blicke aus der heitern Ferne zu der Heimath, zu seinen Lieben und zu allen Freuden zurück, die er mit ihnen verlassen sollte. Es wurden wenige Worte gewechselt; Auge, Hand und Herz nur sprachen, und Empfindungen, die beiden in ihrem ungestörten Beisammenleben bis jetzt fremd gewesen waren, Wünsche, Hoffnungen, die sie sich niemals deutlich gedacht hatten, standen in der Minute des Scheidens mit Klarheit vor ihrer Seele und belehrten sie über das, was sie von der Zukunft fordern sollten. Eduards Arm hatte das Mädchen umschlungen; immer enger und fester drückten sie sich an einander, immer schmerzlicher ward die Empfindung, die beider Herzen zugleich mit dem Bewußtseyn durchzuckte, sie seyen eigentlich einander weit mehr, als sie jemals geahnet hatten; ihre Herzen seyen so unauflöslich mit einander vereinigt, daß ein getrenntes Leben gar nicht denkbar erscheine, und wenn die Zukunft ihre Wünsche erfüllen wolle, so müsse die Hand der Vorsehung sie später auf immer zusammenknüpfen. „Siehst Du," flüsterte Christine nach einer langen Pause, „siehst Du jenen Stern, den Du mir so oft den Stern der Liebe nanntest, bei dessen Anblick Du mir erzähltest, wie alle die, welche sich im Leben treu ergeben seyen, dort wieder vereinigt werden würden, um sich dann nie mehr zu trennen? Wird sein sanfter Glanz, wenn Du nun ferne von mir bist, Dich an die liebende Freundin in der Heimath erinnern? Wird er Dich, wenn Du in heiterer Umgebung, mitten in den Genüssen eines fröhlichen Lebens schwelgst, mit seinem lieblichen Schimmer an die Thränen mahnen, welche meinen Augen entfließen werden, bis Du mir wiederkehrst? Eduard! wird er einst uns so vereinigt noch einmal leuchten, und werden wir dann die Jahre nicht zu beklagen haben, die zwischen diesem Augenblick und jener Zeit liegen?" — „Er sey Dir Bürge meiner Liebe und meiner Treue!" rief der Jüngling mit der ganzen Kraft seines männlichen Gemüthes. „Christine! eher werden wir ihn vom Himmel schwinden sehen, als daß ich Dich vergesse! Was ich noch nicht deutlich wußte, hat mich dieser bange Augenblick gelehrt. Dich zu erwerben, mich

Digitized by Google

Deiner würdig zu machen, ziehe ich in die Welt, und Dein Bild soll im Kampfe mit Schicksal und Leidenschaft, in dem heißen Streben nach Kenntniß und Tugend mich umschweben. Vergiß mein nicht!“ stammelte er, indem seine Lippen Christinens Mund zum erstenmal mit dem Feuer einer jugendlichen Liebe bedeckten; schnell zog er die Geliebte mit sich fort, nahm von Herrn Saltinger und Jungfer Martha einen herzlichen, aber flüchtigen Abschied, und die nächste Morgenröthe traf ihn schon auf dem Wege nach Heidelberg.

Mehrere Monate waren seit Eduards Abreise verflossen, als Waller, dessen Gesundheit sich zu erholen geschienen hatte, neue Anfälle seines früheren Uebels erlitt. Die Symptome mehrten und verschlimmerten sich, Gattin und Freund sahen mit schmerzerfüllter Seele die Abnahme seiner Kräfte, und er selbst zeigte bei jedem Anlaße, daß er sich über seinen Zustand keinesweges täusche. Eduard wurde zwar nicht in Täuschung erhalten, aber doch mit der Gewißheit getröstet, daß keine dringende Gefahr vorhanden sey. So war das Jahr beinahe abgelaufen, das zu seinem Aufenthalte bei Wallers Freunde bestimmt war, und es wurde bereits von seiner nahen Abreise nach Halle gesprochen, als seines Pflegevaters Gesundheitsumstände sich schnell und bedeutend verschlimmerten. Frau Waller, versunken in bangen, aber selten ausgesprochenen Schmerz, wünschte ihren Sohn herbeizurufen, damit er den letzten Segen des sterbenden, treuen Freundes empfangen möge; allein der Letztere versagte sich selbst ein Wiedersehen, das, wie er sich äußerte, Eduards begonnene Laufbahn nur stören konnte. Hingegen beschäftigte er sich bis in die letzten Tage seines Lebens schriftlich mit dem geliebten Zögling und zeichnete ihm in einfach kräftigen Zügen alles vor, was er von seinen Talenten, seiner Ausdauer und seinen Tugenden hoffte und erwartete. Wenige Zeit vor seinem Scheiden verlangte er noch eine Unterredung mit Herrn Abraham Saltinger, welcher mit tiefem Gram der baldigen Trennung von dem ihm sehr lieb gewordenen Manne entgegen sah. Der Kranke blieb einige Stunden allein mit ihm eingeschlossen, ließ dann seine Frau rufen, meldete ihr, daß er seinen Freund zum Vormund für sie und Eduarden bestellt und ihm überhaupt alles entdeckt habe, was ihre und seine eigene Vergangenheit betreffe, legte die Hand der weinenden Gattin in die zitternde Hand Saltingers, und als der Letztere von der erschütternden Unterredung nach Hause kam, schloß er sich in sein Zimmer, ohne an diesem Tage wieder vor seinen Hausgenossen zu erscheinen; ja die Folgen der erlangten Mittheilungen blieben lange noch fühlbar, so viele Gewalt der ehrliche Mann auch in andern Fällen über sich selbst ausübte. Bevor die Woche abgelaufen war, entfloh Wallers reiner Geist dem dunkeln Treiben des irdischen Lebens und ging freudig und hoffnungsvoll zu einem Daseyn über, dessen Räthsel seine ahnende Seele so oft zu durchdringen gestrebt hatte.

Eduards Schmerz war groß und seinem Verluste angemessen. Als er die Nachricht desselben erhielt, war er eben im Begriff, seinen bisherigen Aufenthalt mit der Universität zu vertauschen, und sein erster Wunsch war nun, bevor dieß geschehe, nach der Heimath zu eilen und an seiner Mutter Busen das erste große Leid seines Lebens auszuweinen; allein die gemessenen Befehle seines Pflegevaters, ohne Zögerung seine Laufbahn zu verfolgen, und Herrn Saltingers lakonische, aber kräftige Vorstellungen hielten ihn von der Ausführung seines Vorhabens zurück, das seine kindliche Liebe und seine innige Sehnsucht nach der Jugendfreundin ihm gleichzeitig als eine angenehme Pflicht vorgespiegelt hatten. Sein Verkehr mit der letztern war immer sparsam gewesen und mußte sich nach der Sitte der damaligen Zeit auf einige allgemeine Erkundigungen und Grüße beschränken; denn damals war das Briefwechseln eines jungen Mädchens überhaupt, und vollends mit einem jungen Manne, der weder ihr Bruder, noch ihr Vetter war, eine allzu unerhörte Sache, als daß Vater Saltinger nicht das bestimmteste Anathem gegen dergleichen Ungebührlichkeiten hätte aussprechen sollen. Dennoch hatte sich zuweilen ihr und da ein Stückchen Kontrebande in die Sendungen an Eduard eingeschlichen, deren Bedeutung von der kontrollirenden Aufsicht nicht errathen werden konnte und die gleichwohl den liebenden Herzen volle Befriedigung verschaffte. Eine getrocknete Lieblingsblume, ein Blatt von der wohlbekannten Linde, die erste Blüthe des Hagedornbusches im Garten, oder auch ein Endchen Band, der Name eines Buches, das gemeinschaftlich gelesen worden war, das Datum eines, in dem Kalender ihrer Liebe bedeutenden Tages, das alles vermochte auf Tage und Wochen die Sehnsucht und das Heimweh zu stillen und den jedesmaligen Empfänger zu überzeugen, daß in dem geliebten Wesen noch keine Veränderung vorgegangen sey. Aber nach Wallers Tode ging eine sehr trübe Zeit für die arme Christine an. Nicht nur war der Vater mehr als gewöhnlich ernst, ja sogar mürrisch, wie wenn ihm früher einige Centner Kaffee oder Zucker verdorben waren, nicht nur weigerte er sich durchaus, irgend ein Erinnerungszeichen in die Briefe einzuschließen, die er an Eduard schrieb, und meinte, solche Dinge schickten sich nicht mehr für ein nun erwachsenes Mädchen, sondern das betrübte Kind fand nicht einmal bei ihrer mütterlichen Freundin Trost, die einem schweren Geschicke zu unterliegen schien, und deren Umgang wenig geeignet war, einen schmerzlichen Seelenkummer zu zerstreuen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die polnischen Juden.

(Fortsetzung.)

Schon im Jahr 1510 behaupteten die Juden in ihren Schriften, daß es in ganz Polen nur fünfhundert christliche Großhändler gebe, während man deren 3200 jüdische zähle, die 9600 Arbeiter beschäftigen. Alle polnischen Gesetze verboten durchgängig den Juden, gebrannte Wasser zu verkaufen, Schenken zu halten und mit den Landleuten Handel zu treiben, die sie auszogen, indem sie sie betrunken machten. Sie stellten nach Maßgabe ihrer Bevölkerung zweimal so viel Rekruten als die Christen. Sie durften sich am Hofe einen Herrn wählen, der ihre Bevölkerungslisten zu führen, Gericht über sie zu halten hatte u. s. w. Sigismund August war erstaunt über ihre außerordentliche Bevölkerung, die sich täglich vermehrte. Wie er sah, daß sie sich den Auflagen jeder Art zu entziehen wußten, und in allen ihren Schriften ihre Ueberlegenheit über die Christen geltend zu machen suchten, unterwarf er sie einer Kopfsteuer. Vergebens stellten sie vor, daß diese Maßregel gegen ihre Gesetze sey *); nach vielen Verhandlungen hin und her ward verordnet, daß jeder Jude, männlichen oder weiblichen Geschlechts, einen polnischen Gulden zahlen solle. Man schätzte ihre Bevölkerung auf 200,000 Individuen. Die Zählung geschah, und der Hof war sehr erstaunt, nur 16,599 Juden beiderlei Geschlechts auf der Steuerliste zu finden. Sigismund August sagte bei dieser Gelegenheit zu seinem Jugendfreunde, dem Bischof von Krakau, der durch seine Bemühungen für Erhaltung des Religionsfriedens in Polen bekannt ist, und gerade wieder bei dem Könige gegen Inquisition und Hexenprozesse sprach: „Sagt mir doch, Freund, der Ihr nicht glaubt, daß der Teufel sich in unsere Angelegenheiten mischen könne, und nichts von der Zauberei haltet, sagt mir, wie geht es zu, daß die Juden, deren gestern 200,000 waren, sich im Boden verstecken konnten, so daß heute, wo es sich um die Bezahlung der Kopfsteuer handelt, ihrer nicht mehr erschienen als 16,599?“ — „Eure Majestät wissen,“ erwiederte der Bischof, „daß die Juden den Teufel nicht nöthig haben, um Hexenmeister zu seyn.“

Auf dem ersten Reichstage verbot man ihnen bei Todesstrafe, Handel mit Pferden zu treiben und Pachtungen oder Herbergen zu haben. Da die Tracht der reichen Juden sich in nichts von der der Herren am Hofe unterschied, so verbot man ihnen, goldene Halsketten zu tragen, was ein Vorrecht des Adels war, ferner Säbel und Degen, mit kostbaren Steinen ausgelegt. Die polnischen Edeln hatten noch die von den alten römischen Rittern herrührende Gewohnheit, goldene Ringe zu tragen, worauf ihre Wahlsprüche und Wappen eingegraben waren. Da die Juden sich auch dieses Privilegium angemaßt hatten, so verbot es ihnen das Gesetz ausdrücklich, und es war ihnen nur gestattet, Handelszeichen, den Namen der heiligen Jerusalem oder des Stroms Sabation auf ihren Ringen zu tragen. Der Kardinal und apostolische Nuntius bei Sigismund August, Commendoni, spricht viel von den Juden und bemerkt, daß sie sich wie die Edelleute und Bürger kleiden und sogar die ersteren an Luxus übertreffen. Um eben diese Zeit wurden sie aus Preußen vertrieben.

Unter Sigismund III. bildeten die Juden durch ihre Zahl und ihre Reichthümer beinahe einen Staat im Staate. Sie druckten viele Bücher, worin sie die Gebräuche der christlichen Religion ins Lächerliche zogen und zu beweisen versuchten, daß Polen ein zweites Idumäa werden könnte, wenn die Polen sich entschlössen, ihre Religion zu wechseln und das Gesetz Mosis anzunehmen, wodurch ein Dekret des Reichstags veranlaßt ward, daß jeder Jude, der es wagen würde, über die christlichen Gebräuche sich lustig zu machen, des Landes verwiesen werden solle. Die Menge dieser Werke vermehrte eine Art Zank unter den christlichen und jüdischen Schriftstellern. Polen, das damals viele Druckereien besaß, wurde mit Flugschriften beider Partheien überschwemmt. Der Federkrieg nahm indessen, zum großen Nachtheile der Drucker, bald ein Ende.

Wenn von der einen Seite die jesuitische Intoleranz und die Plackereien der Starosten unter Johann Casimir viel dazu beitrugen, daß die Kosacken für Polen verloren gingen, so muß man auf der andern Seite den Aufstand dieser Völker in der Ukräne und in Zeporoz den Juden zur Last legen, die dem Gesetze zuwider Pachtungen und Gastherbergen hatten. Erst nach der Schlacht von Berestetzko erließ der Reichstag ein Dekret, um ihren Räubereien Einhalt zu thun. — Eine neue Zeitrechnung begann bald darauf für die Juden, ein neuer Messias erfüllte ihre Hoffnungen und störte die Ruhe Polens. Sabatay-cavi hielt Versammlungen, die nur mit Waffengewalt auseinander getrieben werden konnten. Genöthigt, Polen zu verlassen, ging er nach Konstantinopel, wo er festgehalten wurde. Juden aus der ganzen Welt eilten, ihm ihre Huldigungen darzubringen. Mehano, ein polnischer Jude, schrieb gegen ihn und begab sich selbst nach Konstantinopel, um ihn vor dem Divan der Betrügerei zu überweisen und die Falschheit seiner vorgeblichen göttlichen Sendung darzuthun.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) David wurde von dem Himmel mit der Pest heimgesucht, weil er das Volk gezählt.

Digitized by Google

Zustand des Elementarunterrichts in Frankreich.

Die jährlichen Rekrutirungslisten geben ein weit zuverlässigeres Mittel an die Hand, den Zustand des Elementarunterrichts in den verschiedenen französischen Departements kennen zu lernen, als die meisten Dokumente, nach denen der Statistiker Dupin die Karte von Frankreich weiß, schwarz und grau bemalt hat. Unter den 294,975 Individuen, welche die Altersklasse von 1830 ausmachen, befanden sich 12,801, welche allein lesen, 121,079, welche lesen und schreiben, 153,635, welche weder lesen, noch schreiben konnten, 7160, bei denen nicht auszumitteln war, was sie wußten. Auf hundert junge Leute der ganzen Altersklasse kommen zweiundfünfzig Ununterrichtete; unter dem wirklich ausgehobenen, 39,944 Mann starken Kontingent aber auf hundert nur sechsundvierzig. Es kommt dies daher, daß aus den niedrigsten, sich am kümmerlichsten nährenden Volksklassen, welche zugleich die unwissendsten sind, die meisten Individuen ausgemustert werden. In den folgenden acht Departements ist es mit dem Unterricht am besten bestellt; auf 1000 junge Leute kommen Ununterrichtete: im Dep. Niederrhein 104, Seine 194, Obere Marne 204, Jura 209, hohe Alpen 221, Oberrhein 229, Obere Saone 235, Marne 251. Das entgegengesetzte Ende der Reihe bilden folgende acht Departements; es gibt in denselben nahezu so viel Ununterrichtete, als in den ersten Unterrichtete. Auf 1000 Individuen kommen Unwissende: im Dep. Allier 863, Cher 821, Finistère 794, Morbihan 791, Dordogne 780, Nièvre 774, Côtes-du-Nord 761, Vienne 729.

Korrespondenz-Nachrichten.

Alexandrien, den 24. Februar 1831.

(Fortsetzung.)

Seesturm. Malta.

In trauriger Stimmung wandte ich mich von dannen, da überdies die vier Stunden beinahe zu Ende waren, und kaum war ich in das Schiff gestiegen, als ein milder Südwestwind und zur Abfahrt einlud. Ich entdeckte etwas östlich am Vorgebirge Bon die kleine Stadt Clypea, jetzt Aklibia genannt, wo einst M. Valerius gegen die Karthagineser eine große Seeschlacht gewann. Einige Stunden später blies der Nordwind mit stürmischer Heftigkeit, und Nachts zwischen 9 und 10 Uhr ward er so stark, daß er unser mittleres Segel zerriß; zugleich ward das Meer so tobend, daß wir jeden Augenblick fürchten mußten, verschlungen zu werden; die sturmgewegte See mit ihrem Schaume, vom Mondscheine hell beleuchtet, glich einer wendlichen Reihe grüner, mit Schnee bedeckter Hügel. Zum größten Unglücke waren wir nicht weit von der afrikanischen Küste entfernt, und da wir mit zerrissenen Segeln dem Nordwinde nicht entgegensteuern konnten, so befürchteten wir, jeden Augenblick an einen Felsen geworfen zu werden, oder an ein von wilden Beduinen bewohntes Land, die uns tödten oder wenigstens ausplündern würden. Der Kapitän ward so bestürzt und niedergeschlagen, daß er, der sonst immer donnerte und wetterte, der ein paarhundertmal in einer Stunde sein sacré nom de Dieu wiederholte, jetzt mit rührender Zärtlichkeit von einem zum andern lief, uns die Hände drückte und uns Muth einflößte, während ich leicht sah, daß er selbst der verzagteste war. Er selbst und seine Matrosen, die sonst blos aus Uebermuth, ohne zu wissen warum, der Religion spotteten, das Priesterregiment verfluchten, wurden auf einmal so fanatisch religiös, daß der eine in einemfort schrie: Gott wird uns beschützen, der andere sein Paternoster betete, der dritte zu Boden fiel und Ave Maria rief, der vierte endlich der Alexandrinischen Kasperle Wachskerzen gelobte. Und als ich ihnen predigte: Beruhet, wenn wir gerettet sind, jetzt aber seyd auf eure Arbeit bedacht und gebraucht euren Euch von Gott geschenkten Verstand, lief ich Gefahr, Jonas gleich, als Ketzer, dem Himmel zum Sühnopfer, in die See geworfen zu werden. Zweimal lief der Kapitän wie ein Rasender auf mich zu und fragte mich, warum ich nicht bete; zweimal erwiederte ich ihm ganz gelassen: „Ich kenne keine Gottheit, die willkührliche Stürme zusammenbläst und dann wieder um einiger Worte, Thränen oder Wachskerzen willen sie verschwinden läßt.“ Und als einen Augenblick die Gefahr wirklich hohst dringend war, da ein sprechlicher Windstoß unser Schiff ganz auf eine Seite warf, stürzte er wüthend auf mich los, packte mich am Halse und sagte: „Si vous ne prier pas, je vous fonds dans la mer.“ Glücklicherweise waren einige Türken auf dem Verdecke, die zu meiner Rettung herbeieilten, und nur mit größter Mühe konnte ich den Kapitän vor Schlägen bewahren. Nach Mitternacht war die größte Gefahr vorüber, und da der Wind gegen zwei Uhr nach Mitternacht von Norden nach Westen sich drehte, so suchte der Kapitän, um sein Schiff auszubessern, den Hafen von Malta, von dem wir etwa 24 Meilen entfernt waren, zu erreichen; glücklicherweise kam eine englische Goelette hinter uns her, deren Kapitän unser Schiff durch ein Tau an das seinige befestigen ließ, und so wurden wir in einigen Stunden bis Malta bugsirt, wo wir mit der Morgenröthe ankamen.

Da die von Algier kommenden Schiffe eine vierzehntägige Quarantäne halten müssen, so konnte ich die Stadt nicht besuchen; ich durfte nur bis an ein eisernes Gitter gehen, das ein kleines, nahe am Hafen gelegenes Stückchen Land von der Straße, die in das Stadtthor führt, trennt. Doch dies allein war hinlänglich, in mir ein heißes Verlangen nach einem Aufenthalte von einigen Monaten in Malta zu erwecken. Ich vernahm zum erstenmale wieder, seitdem ich Toulon verlassen, ein freundliches Glockengeläute, das an alles Schöne, Gute und Heilige mich mahnte, was eine Christenstadt so hoch über ein rohes Mahomedanerneſt erhebt. Noch heftiger ward meine Begierde, einige Zeit in Malta zuzubringen, als ich einige hübsche Engländerinnen innerhalb des Gitters erblickte, die von der gutbesetzten italienischen Oper sich unterhielten. Ich hatte diesen Genuß schon so lange entbehren müssen, denn Sie haben zwar in französischen Journalen von einem in Algier erbauten Theater gelesen, wo die arabischen Weiber in einer abgesonderten Loge sich versammeln u. s. w.; ich sage Ihnen aber, daß ich nicht nur den Grundstein desselben noch nicht gesehen, sondern sogar von dem Platze nichts gehört habe, auf welchem es errichtet werden soll.

Während der zwei Tage, die wir im Hafen von Malta zubrachten, stand ich entweder, ein wahrer Tantalus, an eisernen Gitter, um Europäer vorübergehen zu sehen, oder ich blieb auf dem Verdecke und richtete meine Blicke auf eine Citadelle, wo die englische Besatzung von Morgen bis Abend exerzirte.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 49.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 113.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 12. Mai 1831.

Da röchelt in Qual und Reue,
Zerschellt der Ungetreue.
Des Herrn Gericht, wie bist du schnell!

G. Schwab.

Die Blümlisalp.

Eine Schweizersage.

Beim Lauterbrunnerthale, da starrt ein Gletscher auf:
Die Winde blasen frostig um seinen eis'gen Knauf,
Kein armes Blümchen duftet auf seiner Felsenwand,
Und ist doch rings im Thale die Blümlisalp genannt.

Wie doch so milder Name dem rauhen Gletscher kam?
Das weiß die alte Sage zu deuten wundersam:
Einst blühte diesen Höhen ein frischer Wiesengrund,
Wo viele Brünnlein sprangen, wo Blumenfülle stund.

Ein reicher Senner wohnte dort unten einst im Thal,
Dem lag, seit vielen Jahren, ein krankes Ehgemahl.
Das macht ihm lange Weile, das macht ihm großes Leid,
Er führet bald zum Schätzchen sich eine junge Maid.

Erst kommen sie zusammen auf einem fernen Steg,
Und wandeln stiller Weise manch öden Felsenweg;
Doch bald erheischt die Dirne schamlosen Uebermuth,
Der Senner hehlet nimmer die freventliche Gluth.

Mit Bäumen läßt er zieren den breiten Wiesenpfad,
Darauf er seiner Buhle bei Nacht und Tage naht;
Er bringet viele Bänder und manchen bunten Strauß,
Und manch ein goldnes Ringlein in seiner Liebsten Haus.

„Viel Dank für deine Spenden, du hast mich reich beschert;
Doch Eines fehlt mir immer — zur Stunde sey's gewährt!
Du sollst mit diesen Bändern, in dieser Blüthen Strahl,
Hinunter mich geleiten zu deinem Ehgemahl."

Der Senner hat's gewähret, er schmückt die stolze Maid,
Und führet sie am Arme hinab zu seiner Haid',
Er schwinget hoch sein Käppchen und hebt ein Singen an
Und küßt dem Lieb die Wangen und tanzt mit ihm heran.

Im Thale vor dem Hause, da sitzt die kranke Frau
Und sieht mit stillen Mienen hinauf in's Himmelblau;
Die Abendhelle röthet ihr blaßes Angesicht
Und haucht um ihre Wangen ein sanftes Jugendlicht.

Sie hat die zwei gesehen und schaut dem Treiben zu,
Das trübt ihr nicht im Herzen die himmelvolle Ruh.
Den Mund umspielt ein Lächeln, die Hände falten sich —
So ist sie drauf entschlafen, gar mild und sänftiglich.

Und wie die zwei vom Berge die Todte kaum geseh'n,
Da heben gleich die Winde eisfrostig an zu weh'n.
Weh! wie die Dirne grausig den Senner angestarrt!
Sie steh'n zu Eis gefroren, zwei Felsen dicht und hart.

Und auf der Au gefrieren die Brünnlein allenthalb —
Ein Gletscher ist geworden die holde Blümlisalp!
Aus ihrem Grunde sprießet kein Alpenröslein mehr,
Die Winde blasen eisig um ihre Spitze her.

Adolph Stöber.

Digitized by Google

Der Abendstern.

(Fortsetzung.)

Ohne sich von ihren Befürchtungen eine bestimmte Rechenschaft ablegen zu können, fühlte doch Christine wohl, daß nicht mehr alles war, wie es ehedem gewesen; das traurige Verhältniß zwischen beiden Häusern war durch Wallers Tod beinahe aufgelöst, denn seine Wittwe lebte ganz eingezogen und still. Der Vater schien den vertrauten Umgang mit dem Nachbarhause schmerzlich zu missen, ohne daß er darum versucht hätte, mit Frau Waller, die er übrigens mit freundlicher Achtung und Güte behandelte, in eine nähere Berührung zu kommen, als sie selbst es zu wünschen schien, und Tante Martha legte, wenn sie auf dieses Kapitel gebracht ward, bedeutungsvoll den Finger an den Mund und sprach: „Ja, ja, Hochmuth kömmt vor dem Fall! Hätte einer nicht glauben sollen, die Frau Nachbarin habe alle Weisheit und Tugend für sich allein behalten, und andere ehrliche Leute müßten sich vor ihrem Wissen verkriechen? Aber — aber — nun ich sage nichts, aber so ganz lauter und klar mag es wohl um der Madame vergangenes Leben nicht stehen! Ja, ja, Christine! Nur hübsch in der Demuth geblieben, so hat der Satanas keine Macht über uns.“ Noch nie war die Base dem jungen Mädchen so unausstehlich erschienen, als wenn sie über die verehrte Frau solche Urtheile fällte. Um einigermaßen ihren Freund mit den Besorgnissen bekannt zu machen, welche sie quälten, und ihn zugleich die Ursache ihres gänzlichen Stillschweigens ahnen zu lassen, wußte Christine kein anderes Mittel, als einen Stern von schwarzem Papier auszuschneiden, auf dessen Rückseite sie mit zitternder Hand die Worte schrieb: „er hat sich uns verhüllt,“ und dieses Sinnbild, das sie mit großer List in ein Paket einzuschwärzen wußte, welches der Vater nach Halle abzusenden hatte, veranlaßte in des Empfängers Herzen einen solchen Sturm von Angst und bedrohter leidenschaftlicher Liebe, daß er nur mit großer Mühe durch einen Freund, den er sich erworben hatte, und der seine ganze Lage kannte, von einer unbesonnenen Heimreise abgehalten werden konnte. Um aber seinen Zweifeln ein Ende zu machen und sich Gewißheit zu verschaffen, schrieb er an seine Mutter, entwarf ihr eine einfache Schilderung von seinen und Christinens Gefühlen, sprach von seinen Wünschen, ohne deren Erfüllung für ihn kein Glück auf Erden möglich sey, von dem Kummer, welchen ihm seiner Freundin Stillschweigen verursache, und bat am Ende die geliebte Frau, der Schutzgeist einer unschuldigen Liebe zu werden, welche unter ihren Augen entstanden sey, und zwei Herzen ihren Segen nicht zu versagen, bei deren Vereinigung ihr selbst ein frohes Alter erblühen müsse. Er sandte ihr Zeugnisse seiner Lehrer, die sie überzeugen sollten, daß er mit Ablauf des zweiten, nun begonnenen Universitätsjahres im Stande seyn werde, als Rechtsgelehrter in seinem Vaterlande mit Erfolg aufzutreten. Mehrere Wochen mußte er auf Antwort harren; die aufgeregte Stimmung begann seine Gesundheit zu erschüttern, und schon wollte Haller, sein besorgter Freund und Stubengefährte, selbst Nachrichten zu erhalten suchen, als endlich ein Päckchen, von seiner Mutter Hand überschrieben, an ihn gelangte. Von schlimmer Ahnung ergriffen, öffnete er das Siegel, und der Inhalt zerstörte mit einem Male alle froden Aussichten seines Lebens, alle schönen Hoffnungen seines jungen Herzens.

Nach vorhergegangener Entschuldigung wegen Verzögerung der Antwort, die nur aus der Gewißheit entstanden sey, wie ihre Nachrichten ihn betrüben müssen; nachdem sie ihm ihr ganze Mutterliebe ausgesprochen, ihn beschworen hatte, durch die Eröffnungen, die sie zu machen sich gedrungen sehe, sich nicht von ihrem Herzen loszureißen, sie nicht büßen zu lassen, was heiße Liebe und jugendlicher Leichtsinn verbrochen, meldete Frau Waller ihrem Sohn, daß er, obschon das Leben einem edlen und liebenswerthen Manne verdankend, nicht das Recht habe, seinen Namen zu führen. In früher Jugend von ihrem Vater, dessen Gattin gestorben war, nach England geführt, wo sein Talent (er hatte sich der Landschaftsmalerei gewidmet) reichliche Ermunterung und Unterstützung fand, hatte Karoline Müller eine weit über die Bedürfnisse ihrer Zeit gehende, sorgfältige Erziehung erhalten, welche sie in den Stand setzte, in ihrem achtzehnten Jahre, nachdem ihr Vater gestorben war und ihr nur ein geringes Vermögen hinterlassen hatte, die Stelle einer Erzieherin in einem der angesehensten Häuser Londons anzunehmen. Hier lernte sie nach einiger Zeit einen jungen Mann kennen, der an Vorzügen des Geistes und Herzens, an Schönheit der Gestalt und an Liebenswürdigkeit in seinem Benehmen eben so sehr über seine Altersgenossen hervorragte, als sein Name und sein Stand ausgezeichnet waren. Karolinens angenehme Bildung, die sanfte Grazie in ihrem ganzen Wesen, die Bescheidenheit, welche jedes ihrer Worte, jede ihrer Handlungen begleitete, zogen ihn an, ihre Tugenden hielten ihn fest, und nur zu bald überzeugte er sich, es sey ihm unmöglich, das Mädchen zu vergessen, noch ohne dessen Besitz glücklich zu werden. Gleichwohl gehörte Eduard Lindsay nicht zu denjenigen Menschen, die sich unbedingt den Forderungen ihrer Leidenschaft überlassen, um dann, wenn diese erfüllt sind, die Hindernisse geltend zu machen, die sich zwischen sie und ihre nun schon befriedigten Wünsche stellen. Er fühlte wohl, welche Schwierigkeiten es haben würde, Karolinen zu seiner Gattin zu erheben, da sein Vater noch lebte und dessen stolzer Sinn die Verbindung mit einer der ersten Familien des Königreiches allein seiner würdig hielt. Er machte mehrere ernstlich gemeinte Versuche, sich loszureißen, da-

Digitized by Google

mit nicht seine Liebe den Gegenstand derselben in den Abgrund des Unglücks reißen möge; allein nicht nur seine Sinne, sein Herz und seine Seele waren von dem innigsten Gefühl besessen, und sein unvermeidliches Zusammentreffen mit der Geliebten, da er als ein naher Verwandter das Haus, in welchem sie lebte, nicht vermeiden konnte, vereint mit all den Täuschungen, denen sich ein liebendes Gemüth so gerne hingibt, entschied der Beiden Schicksal. Bei einer Spazierfahrt auf der Themse fand er Gelegenheit, Karolinen das Leben zu retten; die Dankbarkeit des unschuldigen Mädchens, deren Wohlgefallen an dem blühenden Lindsay nun leicht in ein ernsteres Gefühl überging, führte eine Erklärung herbei, dieser folgten Zusammenkünfte, bei welchen meistens unausführbare Plane gebildet wurden; immer herzlicher wurde die Neigung des jungen Paares, immer fester Lindsays Entschluß, allem in der Welt Trotz zu bieten, um den Besitz der Geliebten zu erlangen; beide waren unschuldig, unerfahren, leidenschaftlich, und Einsamkeit, Liebe und Unbesonnenheit knüpften sie in einer unglücklichen Stunde enger zusammen, als ihre Verhältnisse es erlaubten.

(Die Fortsetzung folgt.).

Die polnischen Juden.

(Fortsetzung.)

Unter der Regierung Michael Wisniowiecki's entdeckte man neue Einverständnisse zwischen den Juden und der Türkei. Johann Sobiesky, dem sie seine Thronbesteigung vorhergesagt hatten und den sie in ihren Schriften den Sohn der Sonne, König der Könige nannten, setzte das blindeste Zutrauen in sie und hatte einen jüdischen Günstling. Der polnische Senat bat im Jahr 1682 diesen Fürsten, das Beste des Landes zu bedenken und nicht alle Gnaden und Belohnungen, die vom Throne flossen, durch die Hände der Juden gehen zu lassen. Unter August II. setzte man das Gesetz wieder in Wirkung, wornach den Juden verboten war, in den Dörfern Gasthäuser zu halten. Unter August III., wo Alles erschlaffte, waren die Juden bald Unterdrücker, bald Unterdrückte, und erlagen endlich, nachdem sie eine Zeitlang dem Lande Gesetze vorgeschrieben.

Im Jahr 1750 stiftete ein Neubekehrter aus der Wallachei, mit Namen Franck, eine neue Sekte. Er glaubte sich von der Vorsehung bestimmt, alle Religionen zu vereinigen, schied viele Dogmen der jüdischen Religion von seiner Lehre aus, behielt jedoch das Wesentlichste bei und richtete sich nach dem römischen Kirchengebrauch. Bei seiner Ankunft in Polen predigte er öffentlich, brachte die Gerichte wider sich in Bewegung und wurde in der Feste Czenstochowa eingesperrt. Von den moskowitischen Truppen in Freiheit gesetzt, begab er sich nach Wien und von da nach Mähren. Joseph II. ließ ihn des Landes verweisen. Er setzte sich darauf in Offenbach (?), wo er starb und mit königlichem Pompe beerdigt wurde. Während Franck eine Menge Neophyten um sich vereinigte, stiftete Michael Hirszowicz, ein Rabbiner aus Miudzyborg in Polen, eine neue Sekte nach der Lehre des egyptisch-alexandrinischen Juden Moses Maimonides. Aus Furcht vor dem Einflusse dieser neuen Sekte bildete Franck eine Art Association, zu deren erblichem Haupt er sich machte. Sein oberster Grundsatz war, daß ein Jude immer Jude bleiben müsse, öffentlich aber die Gebräuche der herrschenden Religion befolgen könne, vorausgesetzt, daß er für sich im Innern die seinigen beobachte. Jede Heirath, sowohl mit den Töchtern der Juden, als der Nichtjuden (Gentilen), war verboten, aus Furcht, das Geheimniß möchte verrathen werden. Er machte den Neophyten zur Pflicht, ihren Kindern eine dem Lande, wo sie wohnten, angemessene Erziehung zu geben, sich auf jede Weise emporzuschwingen, jede Art von bürgerlicher Beschäftigung zu treiben und so ihre verschiedenen Kasten, zwischen denen nur Reichthum einen Unterschied machen kann, überall zu verbreiten. In jeder Hauptstadt hatten sie einen Dekan, der für jedes Kind eines Neophyten den Beruf wählte, dem es sich widmen sollte. Die Verwaltung, die Polizei, die Armen, der Handelsstand zählten bereits viele Mitglieder dieser Sekte.

Unter der gegenwärtigen Regierung der Tochter Franck's *) schicken sie ihre Söhne und Töchter nicht mehr an den Hof ihrer Gebieterin, wie sie zur Zeit ihres Vaters gethan. **) Die Aeltesten beschränken sich darauf, die kirchlichen Beiträge einzusammeln, die sie mit dem Generalberichte ihren Obern einhändigen, und diese schicken beides nach Oppenheim (?), der Hauptstadt dieser neuen Christen. Die französische Polizei gab sich früher alle erdenkliche Mühe, das Geheimniß dieser politisch-mystischen Sekte zu entdecken; es wurden Agenten in alle Länder, selbst nach Warschau geschickt, aber sie brachten nur Vermuthungen zurück.

Unter der Regierung des Stanislas August Poniatowski wurde die Stelle des ersten Rabbiners unter den Juden im Lande aufgehoben. ***) Auf dem denkwürdigen

*) Frank hatte seine Garden, seine Kämmerlinge, seine Pagen. Er wurde mit großem Pompe begraben; eine Herzogskrone schmückte den Sarg, und sein ganzer Hof war bei der Leichenfeier.

**) Die am besten erzogenen Kinder jeder Stadt wurden dahin geschickt, und blieben da bis zum Alter von neunzehn bis zwanzig Jahren. . . . . .

***) Der erste Rabbiner, der die Spitze des Oberpriesters versteht, lebt in Asien. Er ist in beständiger Wanderung verbunden, und führt im Hebräischen den Titel Fürst der Knechtschaft.

Digitized by Google

konstituirenden Reichstage (1788 — 1792) schlug man verschiedene Mittel vor, sie dem Lande nützlich zu machen. Man wollte sie dem dritten Stande näher bringen, ihnen den Genuß aller Rechte der Bürger einräumen, bestimmte sogar Belohnungen für die, die sich dem Ackerbau widmen wollten; aber der auf den Reichstag folgende Krieg und die zweite Theilung von Polen (1795) vereitelte diese weisen Maßregeln. Jeder der zugreifenden Höfe behandelte sie, ohne einen Unterschied zwischen seinen alten jüdischen Unterthanen und den polnischen Juden zu machen, nach seinen hergebrachten Grundsätzen. Was diese Länder bei einem solchen Systeme gewonnen haben, kann man daraus abnehmen, daß die jüdische Bevölkerung sich fortwährend dreimal stärker vermehrt als die christliche, so daß man im Ernste besorgen kann, dieser Landstrich möchte ein zweites Judäa werden.

(Schluß des ersten Artikels.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Alexandrien, den 24. Februar 1831.

(Beschluß.)

Rebellion der Gefangenen. Ankunft in Alexandrien.

Nachdem das Schiff ausgebessert und mit frischen Lebensmitteln versehen war, verließen wir Malta, doch mit nicht sehr günstigem Winde; am Abende des 9. Februar und am 12. des Morgens hatten wir noch so wenig Weg zurückgelegt, daß wir immer noch die kahlen Felsen dieser unfruchtbaren Insel hinter uns erblickten. Ich setzte indessen mein Studium der türkischen Sprache mit Eifer fort, und schon hatte ich über 1200 Wörter auswendig gelernt und über 200 kleine Sätze, die zu einem Gespräche allenfalls dienten. Nun erst ward uns der Wind sehr günstig und blieb uns bis zum 18., wo wir hier ankamen, immer treu. Es ereignete sich nichts Merkwürdiges bis zum 15., wo wir die Küsten des hundertthätigen Creta gewahrten.

In diesem Augenblicke kämpften die Bewohner von Candia gegen den Pascha von Egypten, dem der Sultan diese Insel überlassen hat. Wir sahen etwas mittäglich von Candien die kleine Insel Gaulos, jetzt Gozzo di Candia genannt. Unsere Gefangene, die Candia noch von Türken beherrscht glaubten und alle entweder in der Nähe von Smyrna oder Konstantinopel ihre Heimath hatten, erklärten auf einmal, sie wollten nicht weiter südlich gen Alexandrien schiffen, sondern nordöstlich nach Candien. Da manche unter ihnen vermuthlich Seeräuberei getrieben hatten, so waren sie gesichert genug, um die Segel so zu spannen, daß der Wind das Schiff gen Nord den trieb. Vergebens sagte ich ihnen, auf Kandia wüthe der griechische Bürgerkrieg, wir könnten nicht ohne die größte Gefahr daselbst landen. Da sie soll alle auf dem Verdecke waren, so konnten wir in diesem Augenblicke keine Gewalt gegen sie brauchen. Ich rieth daher dem Kapitän ihnen nachzugeben, bis zur Mittagsmahlzeit, die er schnell übereilen lassen möchte, dann, wenn der größte Theil im untersten Schiffsraume sich befinde, das nur ellenbreite Schiffsluk zu bedecken, die Decke mit zwei eisernen Haken, die wir aus Vorsicht von Algier mitgenommen hatten, zu befestigen und dann später nie mehr als zwei oder drei zumal auf das Verdeck steigen zu lassen. Der Kapitän gehorchte mir und ließ sogleich Feuer machen und den Reis überstellen; wir alle stellten uns ganz zufrieden, in den Hafen von Candia einzulaufen, bis die Suppe gekocht und nur noch acht Türken auf dem Verdecke waren. Nun bewaffnete man eilends die Matrosen und gebot den acht Türken, auf der Stelle das Verdeck zu verlassen, wenn sie nicht sogleich hingestreckt werden wollten. Drei unter ihnen flohen sogleich, die übrigen fünf riefen ihre Kameraden zu Hülfe; als aber sechs bewaffnete Matrosen auf sie lodgingen, zogen sie sich zurück; nur zwei von ihnen wurden verwundet. Als Alle unten waren, versperrten wir die Oeffnung und ließen auch Vorsicht immer einen Mann mit zwei geladenen Pistolen und einem Säbel dabei Wache stehen. Wir waren nun ganz ruhig bis zum folgenden Morgen, da drohten sie uns, das Schiff in Brand zu stecken, wenn wir sie länger eingesperrt ließen; schon wollte der kleinmüthige Kapitän mit ihnen über die Zahl der auf einmal Heraufsteigenden unterhandeln, da versicherte ich ihn, ich habe mich während des Sturmes vollkommen überzeugt, daß diese Leute viel zu feig seyen, sich selbst den Tod zu geben. Einen Tag vor unserer Ankunft in Alexandrien versuchten sie die Thüre, die den Raum, in dem sie sich befanden, von dem Zimmer des Kapitäns scheidet, einzuschlagen. Man schoß von der Oeffnung aus einigemal auf sie; als drei der Ihrigen verwundet waren und man ihnen erklärte, sie würden bei der geringsten neuen Bewegung in Alexandrien auf des Konsuls Antrag sämmtlich hingerichtet werden, wurden sie demüthig, und am 18. Abends erreichten wir endlich, nach so mannigfaltigen, glücklich überstandenen Gefahren, den Hafen von Alexandrien. Schon Morgens zeigte uns die von dem Ausflusse des rosettischen Mündungszweigs weißlich gewordene See, daß wir nicht mehr weit von der Küste Egyptens entfernt seyen. Allein die Küste ist so niedrig, daß man sie erst ganz in der Nähe entdeckt, und da der Kapitän nicht genau wußte, in welcher Richtung Alexandrien lag, so schifften wir den ganzen Tag hin und her, bis wir endlich in der Ferne die Pompejussäule erblickten. Es würde mir schwer fallen, Ihnen die Ungeduld zu schildern, in welcher ich diesen Tag zubrachte. Ich konnte kaum den Augenblick erwarten, wo ich den klassischen Boden Mizraims *) berührte. Die letzten paar Stunden kamen mir weit länger vor, als die sechszehn Tage, die ich im Schiffe zugebracht hatte. Da es schon anfing dunkel zu werden, als wir vor Anker lagen, mußte ich, um nicht wie in Algier in Verlegenheit zu kommen, noch im Schiffe übernachten. Aber kaum war die Sonne des 19. Februar dem Meere entstiegen, so ließ ich mich ans Land bringen, und mein nächster Brief wird Ihnen zeigen, wie ich die ersten paar Tage hier zugebracht habe.

*) Der biblische Name Mizraim (zwei Landengen) ist der Dual des heutigen el-masr. Beide sind richtig, je nachdem man das ganze Land oder jede Seite des Nils als Eins betrachtet.

Beilage: Kunstblatt Nr. 38.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 114.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 13. Mai 1831.

Es ist wohl angenehm, sich mit sich selbst
Beschäftigen, wenn es nur so nützlich wäre.
Inwendig lernt kein Mensch sein Innerstes
Erkennen. Denn er mißt nach eig'nem Maß
Sich bald zu klein, und leider oft zu groß.
Der Mensch erkennt sich nur im Menschen, nur
Das Leben lehret jeden, was er sey.

Goethe's Tasso.

Briefe eines Auferstandenen.

Den 20ten April 1831.

Man mag noch so sehr bemüht seyn, die Außenwelt auf sich beruhen zu lassen und gesammelt im Gemüthe fortzustreben, es geht nicht mehr. Das Privatleben ist auf tausendfache Weise mit dem allgemeinen verflochten; unberührt bleibt Niemand, wenn nicht unmittelbar, doch mittelbar. Theilnahme und Freundschaft ziehen unwillkührlich in fremde Interessen hinein.

Ich ging heute zu einer Bekannten, deren Haus mir durch sie angenehm ist. Ich fand sie im lebhaften Gespräch mit einem ältern Manne, welcher, das Heft eines Journals in der Hand, neben ihr saß. Sie lachte, doch lag etwas Gespanntes, der Heiterkeit widerstrebendes, in ihrer Miene. Wie sie mich ansichtig ward, winkte sie dem andern; unwillkührlich wandte sich dieser nach mir um. Ich erkannte den Obersten aus dem Posthause. Er mochte sich wohl nicht auf mich besinnen, denn ich habe, eingedenk der Warnung jenes Signalements in den öffentlichen Blättern, meinen Bart abgeschnitten, das Haar modern zustutzen lassen und den berühmtesten Pariser Schneider über meine Toilette konsultirt. Mit der Farbe der Zeit gefärbt, gelte ich hier für einen interessanten Reisenden. Niemanden fällt das Gespenst von achtzehnhundert dreizehn bei mir ein. Da ich so der Gegenwart näher gerückt bin, tritt sie mir auch ohne Umstände näher. Ich werde, wie andere, ein Kind der Zeit, und fange an, nicht mehr blos negativ zu ihr zu stehen. Dieß war wohl die Ursache, weßhalb Frau von .....e ihrem Nachbar bei meinem Eintritte zu schweigen winkte. Sie stellte uns einander vor. Mein erborgter Name läßt Polen für mein Vaterland gelten; das legt einen gewissen Accent auf meine Stellung zur Gegenwart. Der Oberst maß mich fast ein wenig zu militärisch; doch kannte ich seinen Ideengang und errieth ihn, ohne mich dadurch stören zu lassen.

„Wie weit sind Sie mit des armen Dichters Nachlaß?“ fragte unsere Wirthin, sichtlich etwas Außerhalbliegendes erfassend. Schon mehr im Geiste von heute, erwiederte ich mit ruhigem Gleichmuthe, daß ich auf wahrscheinliches Mißlingen vorbereitet gewesen, und eigentlich nichts Besseres erwartet habe. Da einmal das Bedürfniß der Zeit jedwedem Individualisiren der Lebensrichtungen entgegen sey, so könne auch die Poesie durch dasjenige, was sie als Gattung bezeichne, länger keinen Zugang finden. Der Oberst sah seine Freundin mit einer Bewegung der Schultern an, die mir sagte, daß er sie lieber gehoben als ruhig gelassen hätte; er vermochte gleichwohl nicht, seinen Unwillen ganz zu zügeln. Den Rücken fest an die Stuhllehne gelegt, fragte er, ohne mich weiter eines Blickes zu würdigen: „Wie meinen Sie das? Was verstehen Sie unter Bedürfniß der Zeit?“ — „Was die Zeit darunter versteht,“ lächelte ich; „Auflösung des Einzelnen, Durchdringung des Ganzen. Seit ich darüber belehrt wurde,“ fuhr ich fort, den Zorn des Obersten nicht zu Worte kommen lassend, „daß es grobe Unwissenheit

Digitized by Google

verrathe, ein einflußreiches, beherrschendes Genie von der Gegenwart zu fordern, überhaupt von dem Individuum Erwartungen zu hegen, ergab ich mich darein, daß länger nichts Großes von dem Einzelnen, dieses hingegen nur vom Volke ausgehen könne, der Geist der Völker die Geister der Einzelnen beherrschen, und in der Poesie, wie überall, jedes von unten, aus der Masse aufsteigen, das Ideale sich aus ihr entwickeln und keineswegs aus höherer Welt sich in ihr zurückspiegeln müsse."

Der Oberst war vor Ungeduld vom Stuhle aufgesprungen. Frau von .....e sah den Augenblick kommen, wo er losbrechen würde, sie erkannte mich nicht ganz in meiner neuen Doctrin und fragte daher mit gutmüthigem Spott: „Was machen Sie denn aber mit den alten Göttern in dem neuen Reich der jungen Zeit?" — „Ich? gnädige Frau, ich mache nichts mit ihnen, denn sie existiren länger nicht mehr." Mein eiserner Gegner blieb, wie vom Schlage getroffen, mitten im Zimmer stehen und starrte mich in einem Gemisch von Verachtung und Erstaunen an, das mich schnell hinzusetzen ließ: „der Quell, aus dem ich schöpfe, sagt ausdrücklich, die Zeit schreitet vorwärts, und stößt um, was ihrem Zuge nicht folgt. Was gestern noch neu erschien, ist heute schon alt." — „Aha!" rief Frau von .....e, die nun mit einem Male zu Hause war; „Sie sagen Ihr Pensum gut her. Ich sehe, Sie waren seither fleißig. Also dergleichen lesen Sie doch auch? Mein theurer Freund hier will mir solche Lektüre gar nicht erlauben. Er war eben daran, mich deßhalb zu schelten, meinen Unwillen über die Herabwürdigung lieber Freunde eine Schwäche zu nennen. Er sollte es übrigens doch auch wissen, daß es Zeit braucht, ehe man sich im Innern wie im Aeußern an die scharfen Luftzüge einer veränderten Atmosphäre gewöhnt."

„In dieser Gewohnheit," fiel der etwas besänftigte Oberst mit weit milderem Tone ein, „in dieser Gewohnheit erblickt uns die auf Bewegung und Wechsel gestellte klimatische Lage unseres deutschen Vaterlandes von jeher. Ich wiederhole Ihnen hier aus dem Gedächtniß, was der alte Voß in der Lebensbeschreibung Höltys sagt. Es heißt da ohngefähr so; „Er war von Natur neugierig, mußte immer zuerst wissen, was die Messe Neues gebracht hatte, wo in Rezensionen seiner oder seiner Freunde in Ehren oder Unehren gedacht war, obgleich ihm beides ohngefähr gleiche Freude machte, da schon damals auf dem deutschen Parnaß Lob und Tadel meist von Besoldeten oder Unmündigen ausgetheilt ward." — „Recht gut, lieber Oberst," entgegnete Frau von .....e, „es mag immer so gewesen seyn, allein hofft nicht ein jeder, und glaubt auch daran, daß es einmal besser werden könne? Gibt es nicht Zeiträume, die das glauben lassen? und sagen Sie ehrlich, überrascht Sie der rauhe, widerwärtige, zerstörende November nicht jedes Jahr nach einer recht warmen, reifenden Oktobersonne?" — „Hm!" meinte der Oberst, „da ist etwas dran! Aber das bleibt immer unsere Schuld; wir sollen es vorher wissen, daß der Himmel nicht auf Erden ist, und vergessen es nur aus Bequemlichkeit; wer heißt uns denn so empfindlich seyn und die Saiten allzuharmonisch stimmen wollen? Ein falscher Griff weckt falsche Töne, und falsche Töne sind unangenehm; allein Kinder müssen falsch greifen, ehe sie den Accord richtig treffen lernen; laßt die Kinder der Zeit immer ein Bischen klimpern; hält's das Instrument aus, Ihr werdet ja stark genug seyn, nicht vor einem Schall zu beben. Was ist denn fest in Euch, wenn der Wind nur so oder so zu pfeifen braucht, um das Schiff den Wogen Preis zu geben?" — „Nicht so stolz," warnte seine Freundin; „es sind noch keine zehn Minuten, daß Sie die Aeußerungen des Herrn hier im Tone einer neuerlich erschienenen Zeitschrift aus allem Gleichgewicht zu bringen drohte."

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Abendstern.

(Fortsetzung.)

Von diesem Augenblicke an hatte der junge Mann keinen andern Gedanken mehr, als den einer schleunigen Vereinigung, und er that dafür alles, was redlicher Wille und unerschütterliche Ehrliebe vermochten. Er entdeckte seinem Vater seine Neigung, seinen unwandelbaren Entschluß, und als er kein Gehör fand, theilte er ihm auch die Verpflichtungen mit, die er gegen Karolinen eingegangen hatte und die er in seinem edlen Sinne heilig nannte; aber die Vorurtheile des alten Mannes widerstanden den Vorstellungen wie den Bitten, und selbst die Drohungen, die Lindsay sich erlaubte, machten nicht den mindesten Eindruck auf ihn. Der verzweifelnde Sohn rief den Beistand der Verwandten und Freunde an, welche, den Werth der beiden jungen Leute kennend, in freundlicher Ueberredung dazwischen treten wollten; allein je mehr man sich anstrengte, zu einem freundlichen Ziele zu gelangen, je eigensinniger wurde der alte Herr, und seine Aeußerungen waren und blieben so bestimmt, daß Niemand mehr eine Hoffnung zu hegen wagte.

Aufs Aeußerste gebracht und entschlossen, dem Gefühl zu folgen, mit dem sich nun auch die Ehre vereinte, die jeder rechtliche Mann im Herzen trägt, und die ihm nicht erlaubt, ein auf ihn gesetztes Vertrauen zu täuschen, wagte es Lindsay, Karolinen das einzige übrige Rettungsmittel, eine heimliche Verbindung und Flucht, anzutragen, und was die Liebe allein nicht erlangt hätte, das vermochte die Furcht vor Schande und die leise emporkei-

Digitized by Google

mende mütterliche Angst; denn die Folgen ihrer Schwäche waren nicht ausgeblieben. Hingerissen von dem Zusammentreffen der Umstände, willigte sie in Lindsays Begehren; ein Geistlicher wurde erkauft, die Anstalten zur Flucht getroffen, wobei dem jungen Manne sein angeerbtes mütterliches Vermögen gute Dienste leistete. Alles war bereit, das neugetraute Paar wollte gleich nach vollzogener Verbindung auf das feste Land hinüber gehen und sich in irgend einem Winkel der Erde ansiedeln; als in der Nacht vor der Ausführung des Planes Lindsay aufgehoben und auf ein Schloß des alten Grafen gebracht ward, das er in Schottland besaß, wo der erzürnte Vater zuerst seinen ganzen Unwillen über ihn anschüttete, ihn mit seinem Fluche bedrohte und ihm am Ende ankündigte: er werde seinen jetzigen Aufenthalt eher nicht verlassen, bis er unbedingten Gehorsam gelobt habe.

Unterdessen befand sich die unglückliche Verlassene am Rande der Verzweiflung. Sie hatte vergeblich zur angesetzten Stunde den Bräutigam erwartet, die Ahnung eines schweren Unheils war in ihre Seele gedrungen, und einige Nachforschungen hatten sie nur zu bald von der Richtigkeit derselben überzeugt. Rathlos, wie sie war, wagte sie es nicht, sich der Frau zu entdecken, unter deren Schutze sie stand, und die sie nicht verstoßen haben würde; sie war sich bewußt, Unfrieden und Unglück in eine ehrenwerthe Familie gebracht, durch eigene Schwäche sich und ihren Geliebten in Elend und Jammer gestürzt zu haben, und nur die Furcht, auch zur Kindesmörderin zu werden, wenn sie sich durch einen schnellen Tod dem Entsetzlichsten entzöge, konnte sie abhalten, einen unbesonnenen Schritt zu thun. Sie raffte ihre Baarschaft und einen Theil ihrer Kleidung zusammen, bestieg einen Postwagen und gelangte so in die Nähe von Edinburg, wo Lindsaykastle stand, und wo sie sich unfern von dem Geliebten in einem Bauernhause einmiethete. Welche Hoffnung sie hieher geleitet hatte, konnte sie sich selbst nicht ganz deutlich machen; unbekannt und hülflos, durfte sie nicht hoffen, eine Verbindung mit Lindsay anzuknüpfen oder ihn auch nur wissen zu lassen, daß sie in seiner Nähe lebe; aber in ihrer traurigen Lage war die tiefste Verborgenheit das Wünschenswertheste, und es gewährte ihr doch einigen Trost, von ferne die Thürme zu sehen, in deren einem der Liebling ihres Herzens lebte, athmete und sich nach ihr sehnte.

So waren Monate dahin gegangen; die Bäuerin, bei welcher Karoline sich aufhielt und die eine gute, theilnehmende Frau war, hatte längst bemerkt, daß die Fremde, die durch ihre Freundlichkeit ihr Herz gewann, im Begriffe stand, Mutter zu werden, und je mehr die bange Zeit heranrückte, um so mehr verdoppelte sie mit herzlichem Mitleid ihren Beistand, den sie, wie sie wohl erkannte, einer sehr unglücklichen Frau leistete. Zu Anfang des Winters sah Eduard das Licht der Welt, und in seinem Anblicke vergaß die Mutter auf einige Stunden den Jammer, der sonst unausgesetzt an ihrem Herzen nagte. In der Wonne des mächtigsten aller Gefühle bekam Karoline auch die Kraft, an ihre Zukunft zu denken, wenn, wie sie zu glauben anfangen mußte, eine Wiedervereinigung mit dem Geliebten unmöglich war. Sie hatte nun nicht allein mehr für sich selbst zu sorgen, sie sollte den Unterhalt eines Geschöpfes gewinnen, das ihr unendlich theurer, als ihr eigenes Daseyn war; aber wie sie auch ihre Phantasie in Anspruch nehmen mochte, sie konnte kein Mittel finden, sich und ihr Kind auf ehrliche Weise durch das Leben zu bringen, und ihre Baarschaft ging, trotz der äußersten Sparsamkeit, gewaltig auf die Neige. Endlich rieth ihr ihre Hausfrau, sich in ein nahe gelegenes Städtchen zu begeben und dort, wo einige angesehene Familien wohnten, durch feine Näthterei und Unterricht für Kinder so viel zu erwerben, als sie zu ihrem Lebensunterhalte bedurfte. Der Vorschlag wurde beinahe eben so schnell ausgeführt, als gemacht; Karoline bekam bald Arbeit in Menge; sie lebte mit ihrem Knaben, der ihr einziges Glück auf dieser Welt ausmachte, stille für sich, machte nicht die mindeste Bekanntschaft, und durch die tiefe Ruhe, welche sie umgab, durch die nützliche Thätigkeit, welcher sie sich widmete, und die mächtige Hülfe der Zeit gelang es ihr, nach zwei Jahren eine Art von sanftem Frieden in ihr Herz zurückzubringen, der zwar nicht Vergessenheit vergangener Leiden zu verschaffen, nicht die stille Wehmuth zu unterdrücken vermochte, mit welcher sie alles betrauerte, was ihr das Schicksal geraubt hatte, aber doch den wilden Schmerz beschwichtigte, der in manchen Stunden beinahe den Keim ihres Lebens zerstört hatte.

In diesem Zeitpunkte lernte Karoline einen Mann kennen, der für ihre Zukunft von der größten Bedeutung seyn sollte. Waller hatte lange in London gearbeitet, nachdem er vorher Reisen in Deutschland und Frankreich gemacht und sich Kenntnisse der mannigfaltigsten Art erworben hatte, was er um so eher thun konnte, da sein nicht unbeträchtliches Vermögen ihm den Vortheil gab, nicht angestrengt und nicht allein um des Brodes willen arbeiten zu müssen. Er hatte nun den Entschluß gefaßt, in sein Vaterland zurückzukehren und sich dort häuslich niederzulassen; zuvor aber wollte er noch einen seiner Lieblingswünsche befriedigen und das Hochland besuchen. Auf dieser Wanderung war er durch einen kleinen Unfall in dem Städtchen aufgehalten worden, in welchem Karoline lebte; das Verlangen, an seiner Wäsche etwas ausbessern zu lassen, gab Veranlassung, sie kennen zu lernen, und da seine Aussprache den Fremdling und einige Aeußerungen den Schweizer verriethen, so mochte der jungen Müller überraschtes Gefühl sich nicht bergen und die Einsame, seit so

Digitized by Google

vielen Jahren Heimathlose sich die Freude nicht nehmen lassen, den Landsmann zu begrüßen, dessen Aeußeres sie beim ersten Anblick angesprochen hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 1. Mai.

Namenstag des Königs.

Es hat sein Angenehmes, ein hoffähiger Mann zu seyn und von dem Mittelfenster der Tuilerien aus den grün eingefaßten gelben Weg zu betrachten, der sich in schnurgerader Linie durch den Garten des Schlosses, über die Place de la Concorde, durch die elysäischen Gefilde Stundenweit bis ins Bois de Boulogner Gebüsch erstreckt. Nicht zur Bequemlichkeit der reisenden Unterthanen wurde einst die Straße in gerader Linie angelegt; es ist eine fürstliche, keine Landstraße, und sie macht keinen Umweg, weil es eben für einen hoffähigen Mann recht angenehm ist, häuschenweis einer stundenweiten Aussicht zu genießen. Vergebens möchten die Bäume des Schloßgartens und der elysäischen Felder ihre Zweige über den Weg verbreiten und den Fußgänger beschatten; man hat die Bäume fristirt, zugeschnitten, zu weibischen, eunuchischen Hofdienern gemacht. Für den glücklichen hoffähigen Mann, der oben auf dem Balkone steht, bildet der gerade Weg einen imposanten Kontrast gegen die regellose Mannigfaltigkeit der umliegenden Stadtgebiete, der schlangenden grünen Seine, der straßen schwarzen Bendomesäule und der Goldkuppel des Invalidenhauses, während der arme Fußgänger, von frisirten Bäumen umgeben, Stundenlang geradeaus geht, der Nase nach, bis er damit an den Triumphbogen der Barrière stößt, der für Napoleon begonnen, für Angoulême fortgesetzt, jetzt für Ludwig Philipp vermehrt wird. Um sich die Langeweile dieses Weges zu ersparen, bleibt kein anderes Mittel übrig, als von der Seite aus in die elysäischen Gefilde einzutreten und sie nach allen Seiten zu durchstreifen; bei solcher Methode verwandelt man den geraden klassischen Wald in einen regellosen, romantischen, und wenn zumal der überzogene Himmel die Bäume dunkler färbt, wenn sich ringsum durch die Zweige flatternde dreifarbige Fahnen zeigen und dreifarbige Flaggen an den Lustschiffchen der Carrousels auf- und niederschwanken, so freut man sich am Ende, daß man kein hoffähiger Mann ist und nicht aus zu weiter Ferne von dem Balkone aus das muntere Volksleben zu überblicken hat. Heute besonders, an dem 35sten Namenstage Ludwig Philipps, wogte das Volk recht munter durch das Wäldchen. Es schien für diesen frohen Tag die häuslichen Sorgen vergessen zu haben, und man konnte lange aufmerksam herumwandeln, ohne eine Klage zu hören. Nur ein rothbackiger Knabe, der mir zur Seite ging, ärgerte seine Eltern durch unaufhörliches Schmollen und wollte sich nicht zufrieden geben, weil, wie er sich ausdrückte, das Programm eine Unwahrheit enthielt. Das Programm hatte nämlich für heute eine Musterung der Nationalgarde versprochen; man traute dem Himmel nicht und verschob sie daher auf ein andermal. Dies ärgerte den Jungen, und vergebens kaufte ihm sein Vater Lebkuchen, ließ ihn nach der Scheibe schießen und Lotto spielen, wobei er ein königliches Vorrecht gewann; der böse Junge gab sich nicht zufrieden, und schmollt vielleicht noch in diesem Augenblicke über das falsche Programm. Den ganzen Tag sah ich keinen andern Mißvergnügten, und in der That, die Leute führten heute in den elysäischen Feldern ein wahres Schlaraffenleben. Auf zwei mats de cocagne waren goldene und silberne Geschmeide, Fahnen und Kränze für die besten Kletterer aufgehängt. Bei diesem anstrengenden Spiele ist der Fähigste gewiß den Preis zu erringen. Die Kletterer führen Asche und Sand in den Taschen, nicht um letztern den Nachstrebenden ins Auge zu streuen; der Obere erleichtert im Gegentheile seinem Nachfolger den Weg, indem er den glatten Baum mit Asche und feuchtem Sande überstreicht. Der Untere klammert sich am Baume fest und bietet dem Obern seine Hand zum Fußgestelle; dann klammert sich der Obere an und erlaubt dem Untern, sich an seinem Fuße emporzuziehen. Kurz, bei dieser Gelegenheit kommt der Fähigste zu Ehren, und ein Mensch bist dem andern: ein wahres Schlaraffenleben. Früher waren die Festlichkeiten in den Champs Elysées an königlichen Namenstagen sehr ermüdigend für das arme Volk; man warf ihm Brod und Würste an den Kopf; der blutrünstige Pöbel kletterte auf die Bäume, um sich wie Harpyen auf Brod- und weinbeladene Gerüste herabzustürzen. Diesen Scenen hat die liberale Presse durch ihre gegründeten Klagen ein Ende gemacht. Man schickt jetzt am königlichen Namenstage den armen Leuten Brod und Geld ins Haus, und wenn sie dann gesättigt nach den elysäischen Feldern kommen, haben sie Zeit, sich gemächlich zu amüsiren und sogar zu belehren. In jahllosen Hütten zeigt man den Volke Naturseltenheiten, als da sind Boaschlangen, ein Weib mit langem Barte, den ungeheuren Belgier und Krokodille; von da stürmt die Menge zu den revolutionären Gnekasten, rebellischen Marionetten, histerischen Wandervilles, und bewundert die Schiffe mit dreifarbigen Flaggen, welche Algier beschießen. Freilich, seitdem man dem Volke nicht mehr das Brod und die Würste an den Kopf wirft, finden sich weniger fashionable Herren, zartfühlende Damen, philanthropische Engländer unter den Zuschauern des Volkslebens ein, aber desto mehr Bürger der Mittelklasse mit ihren heitern Familien, die sich unter freiem Himmel vor unzähligen, grossentheils improvisirten Cafés und Restaurationen von Ballspielen, Carroussels, Schießen, Kegeln erholen, während auf der Erde wandernde Köchinnen allerlei Fleischwerk, Fische, Mehlspeisen kochen, braten und sieden, und dem ungebuldigen Handwerker zurufen: „Un instant, Monsieur, vous êtes dans la friture.“ Ich kann nicht sagen, daß ich an diesem ganzen Tage ein einziges mißvergnügtes Gesicht gesehen habe, mit Ausnahme des früher erwähnten rothbackigten Knaben und eines blassen jungen Mannes, dem ich im Gedränge begegnete und der zu einem Begleiter sagte: „Alles gut, aber das Programm...“ Diese Worte machten mich stutzig und ich fand sonderbar, daß auch der ernste junge Mann sich mit denselben Worten beklagte, wie jener schmollende Knabe; ich hätte gern eine Rede zu Ende gehört, aber in demselben Augenblicke fingen alle Instrumente an zu trommeln, zu blasen, und übertönten die Klage des blassen jungen Mannes; nur einige Worte konnte man noch vernehmen, Frankreich, Institutionen, Polen, und ich glaube auch Italien. All dieser Lärm wurde noch durch eine Kanonensalve übertönt, und der lustige Tag endete mit einem Feuerwerke auf der Place de la Concorde. Die Anfangsbuchstaben des königlichen Namens und der gallische Hahn erschienen in der Mitte des Bouquets. Die Tuilerien, die öffentlichen Gebäude, das Hotel des russischen Gesandten, ein großer Theil der Privathäuser waren beleuchtet.“

Beilage: Literaturblatt Nr. 50.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 115.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 14. Mai 1831.

Vernunft und Liebe begen jedes Glück
Und jeden Unfall mildert ihre Hand.
Komm! rette dich zu mir! Ich kenne mich
Und weiß, was ich versprechen darf und kann.

Goethe.

Der Abendstern.

(Fortsetzung.)

Waller fühlte sich durch Karolinens Wesen seltsam angesprochen. Das unverkennbare Leiden, welches über ihre ganze rührende Gestalt ausgegossen war, ihre sichtliche Verlassenheit und ihre herzliche Mutterliebe für den schönen Knaben nahmen nicht nur seine Theilnahme, sondern sein Herz in Anspruch, und er fühlte sich werth, das Vertrauen dieses liebenswerthen Weibes zu erwerben. Daß ihm dieses Vertrauen zu Theil wurde, nachdem sein Aufenthalt sich statt auf Tage, auf Wochen ausgedehnt hatte; daß er, nachdem er mit der kläglichen Geschichte und der traurigen Lage seiner jungen Freundin bekannt gemacht worden war, sich selbst verhieß, sie nicht zu verlassen, bis es ihm gelungen seyn werde, sie in andere, sicherere Verhältnisse zu bringen, das geht schon aus den Charakteren der handelnden Personen hervor. Einige Zeit vor Wallers Eintritt in ihr stilles Leben hatte Karoline durch das Gerücht Lindsays Freilassung und seine Abreise nach London erfahren; diese Nachricht hatte ihrem Herzen wohl gethan, weil sie sich nun den noch immer so zärtlich geliebten Mann nicht mehr hinter dumpfen Mauern eingeschlossen denken mußte; allein jahrelange Leiden und tiefes Nachdenken über ihr Schicksal und ihre Pflicht hatten auch den Entschluß bei ihr hervorgebracht, diese günstige Wendung in Lindsays Schicksal auf keine Weise zu ihrem Vortheil zu benutzen, und durch die Nachricht ihres Lebens und ihres Aufenthalts nicht noch einmal zwischen Sohn und Vater zu treten.

Anders als sie dachte Waller über diesen Punkt. Wenn sie selbst für sich allein in der Welt gewesen wäre, so hätte sie, meinte er, nach ihrem Gefallen oder nach ihrer Ueberzeugung handeln können; allein hier betraf der zu fassende Entschluß nicht nur ihre eigene Zukunft, sondern die ganze Existenz ihres Kindes, welchem sie den Vater zu erhalten schuldig war. Lindsays Liebe zu ihr konnte, nach allem, was sie von seinem Charakter erzählt hatte, durch ihre um ihn getragenen Leiden nicht vermindert worden seyn; sie und ihr Kind besäßen heilige Rechte auf ihn; heiligere sogar als der Vater, dessen Benehmen dem freien Schweizer als ein Mißbrauch seiner Macht erschien, und die Verlassene mußte allem aufbieten, um ihm sichere Nachricht von sich zu geben. Dieß zu bewerkstelligen, selbst nach London zu reisen, zu dem jungen Mann zu bringen und seinem Herzen Trost, Beruhigung und die Möglichkeit zu verschaffen, seine Pflichten in ihrem ganzen Umfange zu erfüllen, dazu erbot sich Waller, und schon war er im Begriff abzureisen, als ein Gerücht, dessen Wirklichkeit sich nur zu bald bestätigte, Karolinen jede Hoffnung raubte, mit dem Gegenstand ihrer Liebe jemals wieder vereinigt zu werden. Es hieß, der junge Lindsay habe sich, gequält und verfolgt von seinem Vater, endlich entschlossen, in die Verbindung mit einer der reichsten und edelsten Erbinnen Altenglands zu willigen, und die Vermählung sey bereits vollzogen. Gerne

Digitized by Google

wäre Waller auf der Stelle nach London gereist und hätte sich selbst von der wahren Lage der Dinge unterrichtet, allein der unvermuthete Schlag hatte auf Karolinen eine so heftige Wirkung geäußert, daß die Kräfte ihres Körpers unterlagen und es zweifelhaft war, ob ihr verirrter Geist sich jemals wieder finden würde.

Monate vergingen, und die Bande einer immer wachsenden innigen Freundschaft hielten Wallern in der Nähe der Unglücklichen fest, die in der ganzen Welt keinen andern Beschützer, keinen andern Versorger hatte als ihn. Nur allmählig traten in ihrem zerrütteten Gemüthe lichte Augenblicke ein, in welchen sie ihren Jammer, aber zugleich auch den Edelmuth wieder zu empfinden vermochte, mit welchem Waller alles für sie und ihren Sohn that, was ein Bruder oder ein liebender Gatte zu thun vermocht hätte; ebenfalls nur allmählig und sehr unvollkommen erholte sich auch ihre körperliche Kraft. Schon in der ersten Zeit ihrer Bekanntschaft hatte sich Waller für einen ihrer Verwandten aus der Schweiz ausgegeben, und dieser Name gab ihm das Recht, brüderlich für sie zu sorgen; allein an diesem Orte bleiben konnte er unmöglich, da weder seine Beschäftigung noch sein Herz ihm dieses gestattet haben würde, indem letzteres ihn mit heißem Verlangen wieder nach seinem Vaterlande zog. Karolinen hier lassen, war eben so undenkbar, da, zwar nicht, was man gewöhnlich unter Liebe versteht, aber ein so herzliches und warmes Gefühl, ein so inniges Mitleid, ein so mächtiger Wunsch, ihre Lage zu verbessern, ihn an sie fesselte, daß er sich eine Trennung von ihr unter solchen Umständen nicht als möglich vorstellen konnte. Für die Genesende schien es gleichsam keine Zukunft zu geben; sie gedachte ihrer nicht, sie lebte in ihrer stillen Trauer einen Tag um den andern, aber der Freund, den das Schicksal ganz eigentlich zu ihrem Vormund und Beschützer bestimmt zu haben schien, warf sich an ihrer Statt die wichtige Frage: was soll aus uns werden? desto öfter auf, und immer hatte sein Verstand wie sein Herz nur eine Antwort zu geben.

An einem der schönsten Frühlingsabende, als Karoline an seinem Arm einen kleinen Spaziergang gemacht hatte, während der kleine Eduard wie ein Liebesgott vor beiden herum gaukelte und dem Vetter Waller, den er über alles in der Welt liebte, bald auf den Schooß stieg, bald ihn von hinten mit den zarten Armen umfing, faßte der edle Mann seiner Freundin Hand, und nachdem er ihr vorgestellt hatte, daß er selbst seine Abreise nicht länger verzögern, daß er aber auch sie nicht hülf- und hoffnungslos zurück lassen könne, bat er sie, ihm das Recht zu ertheilen, sie beschützen und ihrem Sohn Vater seyn zu dürfen. Mit Zartgefühl berührte er dabei ihre beiderseitige Lage und die Stimmung, die sie wahrscheinlich eher überreden möchte, einem ersten unglücklichen Gefühl selbst äußerlich treu zu bleiben, als einen andern Mann auch nur dem Namen nach an die Stelle des immer noch Geliebten treten zu lassen; allein er entwickelte ihr seine Ansichten wie ihre Pflichten so klar und edelmüthig, ließ sie mit solcher Feinheit ahnen, daß er nur dann wirkliche Ansprüche an sie zu machen gedenke, wenn ihr Herz einst mit denselben übereinstimme, daß die Ueberraschte und Erschütterte nach einigen Tagen Ueberlegung, während welcher Gefühl und Vernunft, eine schwärmerische Ansicht der Verhältnisse und wirkliche Rücksicht auf ihr verlassenes Kind einen harten Kampf bestanden hatten, ihre Hand vertrauend in Wallers redliche Hand legte und in kurzer Zeit als seine Gattin die Reise nach ihrem gemeinschaftlichen Vaterlande antrat. Karoline hatte gewünscht, so schnell als möglich England zu verlassen und nicht nur keinen von den Orten zu berühren, wo sie sich früher aufgehalten hatte, sondern auch keine fernere Nachricht von Lindsay einzuziehen, der für sie, wie sie für ihn, jetzt todt seyn müsse; darum schifften sie sich in einem der westlichen Seehäfen ein und gelangten nach schneller und glücklicher Reise in Wallers Heimath.

Ob diese Ehe wohl so glücklich war, als sie es nach den Vorzügen des Paares und den edlen Absichten hätte seyn sollen, die sie geknüpft hatten, das mag jeder sich selbst beantworten, der tief in das menschliche Herz geblickt hat.

Die ganze Leidensgeschichte, nur weit umständlicher, mithin für den Sohn auch ergreifender, als wir sie wiedergeben konnten, hatte Frau Waller Eduarden überlandt und ihr Schreiben auf folgende Weise geendigt: „Es wird sich Dir, mein geliebter Sohn, von selbst die Gewißheit aufdringen, daß Herr Abraham Saltinger mit seinem bürgerlichen Stolz und seinem zwar edlen, aber nicht vorurtheilsfreien Sinne, durch die Nachricht, die Dein verstorbener Pflegevater ihm von Deiner Abkunft zu geben versprochen war, ganz von seinem früheren Plane abgekommen ist. Wäre Dein Vater der ärmste Tagelöhner gewesen, hätte er Dir weder Vermögen, noch einen geachteten Namen hinterlassen können, wäre Deine Mutter nur nicht schwach gewesen und Du nicht ein sogenanntes Kind der Liebe, so würde er Dir Christinen nicht versagt haben. Der alte Herr hatte sich an Dich gewöhnt, er hatte mehrmals gegen unsern verstorbenen Freund sich auf eine Weise geäußert, welche den ehrlichenden Mann unruhig machte, der keiner Täuschung ein Glück verdanken mochte, das auch ihm so manche frohe Stunde gebracht hätte. Allein von dem Augenblick der Entdeckung an war seine Stimmung sichtlich verändert, und man sieht aus allem, daß sein Entschluß über diesen Punkt so fest gefaßt ist, daß weder Deine Bitten, noch seiner Tochter Thränen ihn wankend machen werden."

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Briefe eines Auferstandenen.

(Fortsetzung.)

Der Oberst wollte etwas erwiedern, doch sie legte die Hand auf seinen Arm, indem sie lebhaft fortfuhr: „Lassen Sie mich enden, ich muß noch etwas hinzusetzen. Es sey das letzte Mal, daß wir einen Gegenstand berühren, bei dem es immer schwierig ist, persönliches Gefühl, vornehme Gewöhnung und freie Abstraktion in reinen Einklang zu bringen. Zugegeben, das Seyn der Seele gehe seinen ruhigen Gang durch die Bewegungen der Zeit und mache da, wo es sein göttliches Wesen in der Form zurückspiegelt, diese unsterblich wie sich selbst, wird das vollendete Kunstwerk darum roher Betastung unzugänglich bleiben? wird es Ihr Auge nicht verletzen, den Spuren der gemeinen Hand, die sich daran wagte, zu begegnen? Nehmen Sie noch so erhabene Begriffe von dem verehrten Künstler, dem Freunde, oft dem Angehörigen, die rohe Verstümmelung muß Sie ärgern, und Sie können es nicht dulden, die Gaffer dadurch irre werden zu sehen. Hüllen wir uns immerhin mit dem, was wir mit dem tiefsten Innern verwandt glauben, in eigene Größe ein; es ist nicht wahr, es ist ein Spiel, das die Eitelkeit mit der Eitelkeit treibt, wenn wir sagen, der Pfeil des Tadels durchdringe die Hülle nicht. Er faßt, und ritzet er auch nur die Haut, es thut immer wehe.“ —

„Nun, dem Tadel,“ bemerkte ich bescheiden, „dürfen wir selbst die gefeiertsten Namen nicht ganz entwachsen glauben. Auch hat er da, wo wir ihn gewiß nicht anerkennen, noch seine interessante Seite. Es spiegelt sich immer eine Richtung des Geschmackes, vielleicht der Gesinnung darin ab, die belehrend seyn kann; denn das Vollendete mögen wir nicht wähnen erreicht zu sehen.“ —

„Das Vollendete vielleicht,“ entgegnete sie, „das Vollkommene schwerlich. Ich lasse es aber auf sich beruhen, wie ein beschlossenes Ganze dennoch hinter seinem Urbilde zurückbleiben, vollständig seyn kann, ohne vollkommen zu seyn, die Ordnung irdischer Natur gleich zum Beispiel nehmend, bei welcher nichts hinzuzudenken ist, ob sie gleich so viel Mangelhaftes empfinden läßt, was wir tadeln, aber mit jenem Bedauern, welches unzulängliches Ringen nach dem Ideale einflößt. Es mischt sich weder Hohn noch Grausamkeit, weder Stolz noch Entwürdigung in dem nothgedrungenen Empfinden dessen, was wir vermissen. Und reden wir auch oft davon, wie solche, die nur im Einzelnen fühlen, ohne das Ganze zu durchdringen, so wird dieß Gefühl nicht boshaft, es wird vielleicht kränklich, melancholisch, zuweilen selbstvernichtend seyn, doch in der Verzweiflung noch die Flügel spannen, um sie höher zu schwingen. Sehen Sie, der Schwung fehlt der Kritik unserer Tage; sie zerbricht die Flügel und tritt mit plumpen Füßen das Zerbrochene in den Staub.“

Sie schwieg, von innerm Affekt übermannt. Der Oberst sah sie unruhig an; er zwang sich gleichwohl, mit halbem Lachen auszurufen: „Was Sie den Füßen doch für Ehre erzeigen, wenn sie zuvor den Kopf vom Rumpfe geschlagen! Stellen Sie die Kritik so niedrig, so wissen Sie ja von Hause aus, bis wie weit sie reichen kann. An die duftigen Schwingen des Geistes trägt kein krampfhafter Luftsprung hinan. Sie empört, ich weiß es wohl, das unritterliche, ja barbarische Benehmen gegen Damen in öffentlichen Blättern. Ja, lieber Gott, weshalb treten Frauen aus ihrem Boudoir in die schmutzige Gasse? Es hilft dem tapfern Paladine nichts, sie durch das Gewirr hindurchtragen zu wollen; Steinwürfe fallen am häufigsten aus den Dachkammern herab. In unserer republikanischen Zeit wird das schöne Geschlecht wieder in die Gynäceen verwiesen. Seit das Baret, der Henri quatre, das knappe Wamms und der kurze Mantel der Toga weichen mußten, seit es weder Minne, noch Liebe, seit es nur Schulverbrüderungen und Staatsinteressen gibt, ist nicht länger auf sittliche Berücksichtigung jener Verwöhnten zu hoffen, welche eine harte Hand erst wieder in die neue Form der Dinge hineinzwingen muß.“ Er sagte das letzte mit so großem Eifer, daß Frau von —n sogleich gesammelt und klar seine Trostgründe mit lustiger Neckerei beantwortete, hinzusetzend, er möge außer Sorge seyn, sie, das wisse er wohl, habe sich nie außerhalb der Grenzen angewiesener Beschränkung gewagt, und was die Freundin anbetreffe, in deren Seele sie leide, so sey diese kräftiger als sie. Ihr letzter Brief sage wörtlich: „War Alles Schein, täuschte ich, täuschten Andere mich, was verliere ich, wenn Nichts in Nichts sich auflöst? War Seyn darin, so wird es seyn. Die Farbe der Zeit thut da nichts zu, nimmt da nichts ab.“ — „Denkt sie wirklich so?“ entgegnete der Oberst, „so sieht sie wohl selbst den Kampf aus. Weshalb trauern Sie denn?“ — „Daß sie zum Fechten geboren ward,“ erwiederte jene. —

Der Oberst war aufgestanden. „Gehen wir noch ein wenig durch die Stadt oder draußen ins Freie?“ fragte er, mit Wohlwollen zu mir gewendet. Ich war sogleich bereit. „Sie müssen mir noch mehr von dem erzählen,“ lächelte er, „was Sie zuvor Ihr Peusum nannten. Ich führe Sie dann zu unserm Freunde, dem Buchhändler. Wir wollen mit ihm Krieg führen über das, was in seinem Bereiche vorgeht; es streitet sich hübsch mit ihm.“

Wir gingen. Es ist doch auch jetzt noch möglich, Gedanken gegeneinander auszutauschen, wenn nur die Menschen darnach sind.

Digitized by Google

Sägemüllerlied.

Im kühlen Tannenwalde
Da steht mein kleines Haus,
Da rauscht am Felsenspalte
Das Bächlein wild heraus.

Die Säge knarrt und zittert
Mit ihrem scharfen Zahn,
Der Eichenstamm erzittert
Und stöhnt so bang mich an.

Er weiß, nun muß er scheiden
Von seinem stillen Thal,
Er sieht die grünen Haiden
Zum allerletztenmal.

Darf nimmer lustig rauschen
Mit seinem Laube frisch,
Darf nimmer still belauschen
Die Vöglein im Gebüsch.

Sie wollen aus ihm zimmern
Wohl einen glatten Schrank,
Da soll er stehn und schimmern
Im Saale spiegelblank.

Ach! sterben müßt' ich balde,
Käm' ich zum Thal hinaus —
Im kühlen Tannenwalde
Da steht mein kleines Haus!

Adolph Stöber.

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Anfangs Mai.

Jahrestag der Senkenbergischen Gesellschaft. Vorträge über das Klima Deutschlands.

Am jüngstverflossenen ersten Mai feierte, herdummlicher Weise, die Senkenbergische naturhistorische Gesellschaft den Jahrestag ihrer Stiftung durch eine Sitzung im großen Saale des Museums. Eröffnet ward dieselbe durch den Senator von Heyden mit einer kurzen Darlegung der Leistungen der Gesellschaft in dem letzten Jahre. Dr. Kreyßmar, der hierauf die Rednerbühne betrat, erstattete der Versammlung unter andern einige nähere Auskunft über eine zweite, von dem um die Sammlungen des Museums so wohlverdienten Eduard Rüppel unternommene Reise nach Afrika. Ziel dieser Reise ist hauptsächlich das noch so wenig bekannte Abyssinien. Wir erfuhren bei dieser Gelegenheit, daß ein Neffe des k. russ. Feldmarschalls Diebitsch Sadalkansky Reisegefährte Rüppells seyn wird. — Hofrath Meyer aus Offenbach theilte sodann ein Bruchstück aus seiner demnächst im Druck erscheinenden „Reise der deutschen Naturforscher und Aerzte von Hamburg nach der Insel Helgoland" mit. Höchst anziehend, besonders durch den darin vorherrschenden Humor, war die Schilderung, die M. von dieser zwar kleinen, aber in vielem Betracht äußerst merkwürdigen Insel entwarf. Helgolands Thierwelt und Flora sind hiernach sehr dürftig, ja in mancher Hinsicht noch dürftiger als die isländische. Auch hat sicherlich der Gedanke etwas unsagemein trauriges, daß dieses Felseneiland, wenn auch nicht in den nächsten Jahren, so doch schon in dem nächsten Jahrhundert von den Meereswogen gänzlich verschlungen werden dürfte, da diese bisher von Jahr zu Jahr dessen Flächenraum verkleinert haben. — Zum Beschlusse dieser Sitzung erstattete Dr. Rappes einen ausführlichen Bericht über die innern Angelegenheiten der Gesellschaft, deren stetes Fortschreiten bei der thätigen Theilnahme, die ihr von allen Seiten zu beweisen wird, dadurch außer allen Zweifel gesetzt ward.

Im physikalischen Vereine sehr Hr. Clapius aus Köthen fort, ein stets zahlreiches Auditorium über das Klima von Deutschland zu unterhalten. — Zu den Verhältnissen des Windes, als der vierten Klasse klimatischer Erscheinungen, übergehend, bemerkt der Redner, daß für die Erforschung dieser Verhältnisse bisher noch wenig geschehen, wenn schon deren Einwirkung auf das animalische und vegetabilische Leben von großer Bedeutsamkeit sey. „Wer kennt nicht," sagte derselbe in dieser Beziehung, „die wohlthätige Milde des Westwindes und dagegen die schädliche Kraft des Ost- und Nordostwindes, die so oft übermäßige Trockenheit und entzündliche Krankheitsformen verursachen?" — Zuerst von der Richtung des Windes redend, zeigte C., daß dies selbe im Allgemeinen in den flachen nordeutschen und in den von Gebirgen etwas entfernter liegenden südeutschen Gegenden ziemlich übereinstimmend, dagegen in den Landstrichen, welche den Gebirgen nahe sind, oft sehr verschieden ist, so daß nicht selten an benachbarten Orten ziemlich bedeutende Abweichungen vorkommen. Jedoch treten auch in den zuerst erwähnten Gegenden zuweilen Verschiedenheiten ein. So wehen in Hamburg die Westwinde am häufigsten, die Nordwinde am seltensten. In Lüneburg und Curhaven sind zwar ebenfalls die Westwinde vorherrschend, aber Nordwinde häufiger als Ostwinde. In Straßburg macht sich der Südwind am meisten bemerklich, am wenigsten der Westwind. In den von Gebirgen entfernten Gegenden gehören überhaupt die Südwest- und Westwinde zu den gewöhnlichsten, die Nordost- und Ostwinde aber zu den seltensten Erscheinungen. Herrschen aber im Allgemeinen die Westwinde in der gemäßigten Zone bedeutend vor, so ist dies als eine Gegenwirkung der tropischen Passatwinde zu betrachten. Schwer hält es, die verschiedene Stärke der Winde durch Beobachtungen zu ermitteln; eigentliche Anemometer werden hiezu fast gar nicht angewandt. Indessen ergibt sich aus der Beschaffenheit Deutschlands im Allgemeinen, daß in den Küstengegenden der Nord- und Ostsee im Ganzen die Winde am stärksten, und in den von Gebirgen eingeschlossenen, tiefern Landstrichen am schwächsten sind. Es gilt dies jedoch nur für die niedern Gegenden, die sich auch in diesem Betracht nur wenig von einander unterscheiden. Auf den Gebirgen ist, je höher sie sind, gewöhnlich auch die Luftbewegung um so stärker.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Logogriphs in Nr. 409:
Koth. Loth. Noth. Roth.

Räthsel.

Es denket nimmer, was es spricht;
Es klaget, ohne daß es leide;
Es zanket, aber zürnet nicht;
Es jubelt, aber ohne Freude.

Sobald du zu ihm redest, sprichts,
Doch niemals hinter deinem Rücken;
Du hast es stets nur Angesichts.
Doch wirst Du's nimmermehr erblicken.

Du bist vielleicht ihm nachgerannt;
Hier wohnst du, steckt es — doch mit nichten:
Du findest nackte Felsenwand.
Verfallne Mauern, stumme Fichten.

Z.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 116.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 16. Mai 1831.

— Hochheilig bewähren sie jüdische Satzung,
Alles, wie Moses vorrinst in geheimlicher Rolle gelehrt hat:
„Zeige du keinem den Weg, der im selbigen Tempel nicht opfert.“
Schuld hieran ist der Vater, der immer am siebenten Tage
Werktag blieb und die Hand' abzog von irdischer Arbeit.

Juvenal.

Die polnischen Juden.

Zweiter Artikel.

Ihr gegenwärtiger Zustand.

Immer einig unter sich, von ihren Aeltesten und Obern, die das Gesetz nicht anerkennt, regiert, machen die Juden in ihrem gegenwärtigen Zustande aus der geringsten Streitigkeit zwischen einem Juden und einem Christen eine Nationalangelegenheit, an der die ganze Gemeinheit Theil nimmt. Sie regieren sich nach fest bestimmten Grundsätzen. Jede kleine Stadt hat ihren Richter, jeder Distrikt einen Rabbiner, jede Provinz einen Morenum (Gelehrten unter den Rabbinern), jeder Theil von Polen, der einem besondern Souverän unterworfen ist, hat seinen Rabbi-Morain (Herrn der Gelehrten). Alle Juden des alten Polens stehen unter einem einzigen Obern, der von dem allgemeinen Oberhaupte abhängig ist, das in Asien seinen Sitz hat und, wie schon oben angeführt, den Titel Fürst der Sklaverei führt, dem jedoch Politik oder Gesetz ein stetes Umherziehen von einem Ort zum andern vorschreibt *). Alle diese Richter und Obern schreiben bei der geringsten Geldverlegenheit ein allgemeines Fasten aus, und jede Familie, will sie sich nicht dem Bannfluche aussetzen, muß den Betrag ihres täglichen Verbrauchs zur allgemeinen Kasse abgeben; so geschah es, daß zum Beispiel die lithauischen Juden in dringenden Fällen den posnischen, warschauischen, lembergischen zu Hülfe kamen und umgekehrt. Sie haben drei furchtbare Verwünschungsformeln, Niddony, Gherem und Schamatha. Ihr Eid ist auch eine Art Verwünschung gegen den Meineidigen; der Eid ist wirkungslos, wenn er einen Christen betrifft; nach ihrem Gesetze ist jeder vor einem Christen, für oder wider einen Christen, oder auf Geheiß desselben geschworene Eid null und nichtig. Sie verheirathen sich fast noch als Kinder, werden sehr jung Familienväter und erleben so in ganz kurzer Zeit mehrere Generationen. Sind ihre Kinder eingerichtet, so machen sie fast immer Bankerot, um ihnen das Geld, das sie betrüglich zu ihrem Vortheile unterschlagen, heimlich zuzustellen. Da sie keine andern Gesetze über sich erkennen, als die ihrigen, so umgehen sie die der Regierung.

Man hat vielerlei Berechnungen angestellt, um ihre Bevölkerung auszumitteln, aber man kam zu keinem sichern Resultat. Ihre Religion und ihr Interesse sträuben sich gleich sehr dagegen; da der größte Theil durchaus kein Grundeigenthum besitzt, so konnten sie sich leicht den Augen der Administration und der Polizei entziehen, und es ist sehr glaublich, daß kaum die Hälfte ihrer Bevölkerung auf den gegenwärtigen, namentlich den neuesten (1829) Listen eingetragen ist.

*) Die Idee, daß damit die Sage vom ewigen Juden in Verbindung zu bringen seyn möchte, liegt so nahe, daß wir zweifeln, ob wir sie mit unserer Bemerkung hier zuerst ausgesprochen haben.

Anmerk. des Uebers.

Digitized by Google

Die Kleidung des polnischen Juden besteht in einem Rocke von schwarzer oder dieser ähnlicher Farbe, der vom Hals bis an den Gürtel zugeknöpft ist, und einem weiten, einer Mönchskutte ähnlichen Mantel. Ihre Haare sind kurz geschnitten, oder auf dem Wirbel des Kopfes, den sie mit einem Käppchen bedecken, sogar abgeschoren, aber auf der Seite lassen sie sie in langen Büschen wachsen; sie tragen lange Bärte und Hüte mit breiten Krempen, oder wollene Mützen, selbst im Sommer; sie gehen immer in Pantoffeln. Diese Tracht ist gleichförmig im ganzen Umfange von Polen; indessen fangen einige an, sich deutsch zu kleiden. Das Elend, worin der größere Theil der Juden lebt, gibt ihren Gesichtern ein bleiches, gelbliches Aussehen, das, verbunden mit ihrer entsetzlichen Unreinlichkeit, ihr Aeußeres wirklich ekelhaft macht.

Die allgemeine Abneigung gegen die Juden in Polen schreckt diese keineswegs zurück; im Gegentheile stehen die Sachen so, daß die Grundeigenthümer die Ansiedlung der Juden auf ihren Ländereien gerne dulden. Die Lebensmittel hätten ohne sie keinen Werth; unter ihren Händen erhalten sie die nöthige Zubereitung zum Verbrauche; durch ihre Fürsorge werden sie zum Nutzen des Grundherrn verschlossen, und der Mäckler bezieht als Lohn einige Heller fürs Pfund. Die Bereitung und der Verschluß von gegohrenen und geistigen Getränken, die Mühlen und Schenken sind die Goldminen des Grundeigenthümers, die aber blos durch den mäckelnden Juden ihren Werth erhalten. Es gibt immer eine Hauptschenke, die gleichsam den Markt vorstellt, wo sich die Konsumenten und die übrigen Schenkwirthe mit ihrem Bedarfe an Korn, Salz, Meth, Bier, Branntwein und Futter versehen. Der jüdische Schenkwirth trägt dem Eigenthümer des Platzes am meisten Geld ein, daher begünstigen sie auch die Ebelleute vorzugsweise vor den Christen; sie geben sogar darauf aus, den Bürger zu ruiniren, indem sie sich alle ihre Bedürfnisse durch Vermittlung der Juden vom Auslande kommen lassen, an denen sie ihre Laune nach Gefallen auslassen können. So ist es gekommen, daß die Juden überall das Bürgerrecht haben, die einträglichsten Gewerbe treiben, in der Mitte der Städte wohnen und den Christen nichts übrig lassen als Arbeiten, die nichts einbringen, und eine Wohnung in den Vorstädten; ja ihre Vorrechte gehen so weit, daß der größte Ort, der von Christen und Bauern bewohnt wird, immer nur für ein Dorf, Wieś, gilt; ein Dutzend jüdischer Familien ist dagegen hinreichend, dasselbe Dorf zu einer Miasteczko, kleinen Stadt, zu machen. Während die Polen nur mit vieler Schwierigkeit den ausgezeichnetsten Fremden das Adelsrecht verwilligen, ist ein Jude, der Katholik wird, ipso facto Edelmann; ist er reich genug, Güterbesitz zu erwerben, so ist er eben damit fähig, zu allen Aemtern der Republik gewählt zu werden. So herrlicher Lockspeise ungeachtet, sah man indeß nur wenige Juden den Glauben ihrer Väter abschwören.

Beinahe alles baare Geld des Landes ist in den Händen der Juden; der Adel verpfändet ihnen den besten Theil seines Grundbesitzes. Mit einem Wort, die jüdische Nation bildete nach dem Adel den wichtigsten Stand im alten Polen. Sie haben überall, wo sie zahlreich sind, ihre Synagogen; früher aber hatten sie sich in der ganzen Republik nach Provinzen abgetheilt, hielten hier ihre regelmäßigen Tagsatzungen und schickten ihre Abgeordneten nach Warschau, wo sie einen großen Rath bildeten. Alle sechs Jahre ernannten sie einen Marschall, der von der Regierung bestätigt wurde.

Nach der gemeinen Meinung gelten die polnischen Juden für die gewandtesten Spitzbuben in Europa; sie haben hier aber auch die meiste Gelegenheit, ihre dahsüchtige Industrie in den verschiedenen Gewerben, welche sie treiben, zu üben; sie sind in der That die einzigen Unterhändler von Geschäften, ja oft fast die einzigen Handwerker. Sie können zwar ungehindert jedes Gewerb treiben, ohne durch Zunftordnungen oder Kosten für Gewerbscheine beschränkt zu seyn, ergreifen jedoch meist nur solche, die am wenigsten Mühe und Nachdenken erfordern; so sind sie z. B. Müller, Flicker, Riemer, Bortenwirker, Zinngießer. Ihre zunehmende Bevölkerung, und somit die Noth, zwingt sie indeß in neuester Zeit, auch andere Gewerbe zu ergreifen, die mehr Mühe oder Verstand erfordern, namentlich Zimmerleute, Weber, Apotheker, Schneider, Schuster, Buchdrucker, Buchhändler ꝛc. zu werden. Vorzugsweise lieben sie die Goldarbeiter- und Uhrmacherkunst wegen der Leichtigkeit, in diesen Gewerben Betrügereien mit den Metallen zu spielen. Man ist sicher, bei neun Zehntheilen der Prozesse einen Juden als Kläger oder Beklagten zu finden. Es ist äußerst selten, daß die Polizei bei einem irgend bedeutenden Diebstahle nicht einen Juden als Urheber oder Gehülfen im Hintergrund entdeckt. Sie kennen die Schlupfwinkel fast aller Privatwohnungen und sind somit die Haupthehler durch ganz Polen.

(Der Beschluß folgt.)

Der Abendstern.

(Fortsetzung.)

„Fühlst Du, Eduard," fährt Frau Waller in ihrem Schreiben fort, „fühlst Du, was es Deine Mutter kostet, Dir zu sagen, daß sie, sie allein die Ursache Deines Unglücks sey? Fühlst Du, daß diese Ueberzeugung den Kelch meines Jammers füllen muß, und daß Deine zärtlichste Liebe nicht mehr im Stande ist, mir Freude an einem vergifteten Leben zu erwecken? Mein Sohn, ich beuge mein Gesicht

Digitized by Google

in den Staub und unter heiß rinnenden Thränen höre ich ohne Aufhören das Wort „schuldig“ über mich aussprechen! Ich weiß, wie wehe es Deinem Herzen thun wird, in die Heimath zurückzukehren, die unter den veränderten Verhältnissen alles Anziehende für Dich verloren haben muß; darum habe ich Haus und Garten kürzlich verkauft und mich in eine kleine Wohnung eingemiethet, deren möglichste Entfernung von der bisherigen Nachbarschaft mir einige Erleichterung gewährt, und ich bin nun bereit, Dir überall hin zu folgen, wo Du Dich häuslich niederzulassen wünschest. Du möchtest vielleicht noch eine Frage an mich thun, die für Dich von äußerster Wichtigkeit seyn muß; aber, mein Sohn, es steht nicht in meiner Macht, sie genügend zu beantworten. Ein geheimes, aber tief empfundenes Gefühl hielt mich ab, durch unsern vereinigten Freund über Deinen Vater Nachricht einziehen zu lassen, und sein Name ward unter uns so wenig als möglich genannt. Ein einzigesmal hörte ich fast zufällig, Lord Lindsay lebe nicht glücklich mit der ihm aufgedrungenen Gemahlin; seine Gesundheit habe heftige Erschütterungen erlitten und die Hoffnung, durch Kunst und Sorgfalt sein Daseyn zu fristen, werde durch Erinnerungen an eine Jugendliebe vernichtet, die mit seinem ganzen Wesen enge verwoben zu seyn scheine. Ich habe Gründe zu glauben, daß Dein Pflegevater mehr wußte als ich, und daß eine Schwäche des Gefühls, die nicht nur verzeihlich, sondern bei der übrigen Festigkeit seines Charakters wahrhaft rührend für mich ist, ihn abhielt, mir mehr darüber zu entdecken. Vielleicht enthält auch das inliegende Blatt, das er mir erst dann in Deine Hände zu liefern befahl, wenn Du in die Heimath zurückgekehrt seyn würdest, das aber in diesem entscheidenden Augenblicke dir zu übergeben mir rathsam scheint, etwas Näheres von demjenigen, was mir nicht geziemte, erforschen zu wollen. Liebling meines Herzens! Du einzige Freude meines Lebens! vergib Deiner unglücklichen Mutter und trachte, daß keine Schuld jemals Deine Zukunft verdunkle!“

Kaum hatte Eduard die Thränen getrocknet, die mehr das Schicksal und der Schmerz seiner Mutter, als das Gefühl seines zerstörten Lebensglückes in diesem Momente seinen Augen entlockten, so löste er mit ungeduldiger Hand das Siegel, das seines Vaters letzte Worte in ihn verschloß. Außer der gedrängten Uebersicht einer Vergangenheit, die er nun schon durch seine Mutter kannte, enthielt es noch den Segen des würdigen Mannes für seine künftige Laufbahn, für die er gerne selbst gesorgt hätte; am Schlusse aber standen die wenigen bedeutenden Zeilen: „Wenn meine Nachrichten und ihre unausweichlichen Folgen Dein Herz zerreißen, wenn die Heimath Dir dadurch entfremdet wird und Du Dich hinweg sehnst von Deinen bisherigen Verhältnissen und Umgebungen; wenn der Schmerz einer Neigung, die unter den obwaltenden Umständen schwerlich eine glückliche seyn dürfte, Dich zu dem Entschlusse führt, einen neuen Lebensplan zu entwerfen und Dich aus dem Lande zu entfernen, wo Deine liebsten Träume untergingen: dann rathe ich Dir, Dich nach England zu wenden und Deinem Vater nachzuforschen, den wohl nicht, wie ich es früher glaubte, Leichtsinn und Untreue, sondern Irrthum zu seiner Handlungsweise bestimmt haben mag. Vielleicht ändert sich dort Dein Geschick, vielleicht findest Du dort zum zweiten Male die Liebe eines Vaters, und dann ge, denkst Du mit Wehmuth und Anerkennung deßjenigen, den zwar nicht die Natur Dir gab, der aber seine treue Anhänglichkeit an Dich mit allem bewiesen hat, was ihm zu Gebote stand.“

Wenn das Herz des Menschen noch jugendlich denkt und fühlt, so grenzt oft der höchste Schmerz an die lebhaft wieder aufkeimende Hoffnung, und nur das herannahende Alter und eine Reihe bitterer, aber belehrender Erfahrungen mögen die Seele vor allzuraschem Auffassen der Gefühle bewahren. Hatte der Mutter Erzählung Eduarden niedergeworfen und plötzlich all seinen Himmeln entrückt, so hoben und trösteten ihn des Vaters Worte eben so schnell, die schon um ihrer Dunkelheit willen eine desto stärkere Wirkung auf des jungen Mannes lebendiges Gemüth machen mußten. Der unbekannte Vater, dessen Daseyn vor einer Stunde noch gar nicht geahnt worden war, fing an, eine bedeutende Rolle in den Träumereien zu spielen, denen er sich überließ, und als um Mittag sein Freund Haller heimkehrte, fand dieser ihn mit dem Schicksale beinahe versöhnt und überzeugt, er werde auf der neuen Bahn, die sich vor ihm öffnete, nicht nur Ehre und Wohlstand, sondern, was ihm mehr galt als alles Andere, auch Christinens Hand erwerben. Freilich machten nach und nach diese lebhaften Einbildungen der Wirklichkeit und dem wann und aber der Vernunft Platz; freilich trat die Nothwendigkeit, vor allem seine wissenschaftliche Bildung zu vollenden, und dann die Möglichkeit, Christinen zu verlieren, ehe er Zeit gehabt habe, seiner Lage eine günstigere Wendung zu geben, vor seinen Geist; allein deßen ungeachtet halfen die Bilder einer süßen Hoffnung manche schwere Stunde hinbringen, sie spornten seinen Fleiß, sie erhoben für ihn das gewöhnliche Streben junger Männer zu einem kühnen Wettlauf nach dem Ziele, und führten ihn nach wohlbeendigten Studien zu Anfang des vierten Jahres seiner Abwesenheit nach der Heimath seiner Jugend zurück.

Möchte doch meine Feder geübter seyn, um den Augenblick würdig zu zeichnen, der zu den wenigen Seligkeiten gezählt zu werden verdient, die das arme Leben bietet: den Augenblick, in welchem der Mensch nach langem Umhertreiben in einer Welt, in der er ein Fremdling bleibt, nun wieder die Wiege seiner Kindheit, die Ge-

Digitized by Google

gend betritt, wo tausend schöne Erinnerungen ihm entgegen lächeln, wo jeder Baum, jedes Haus, jede kleine Hütte ein Bild aus der Rosenzeit seines Lebens auffrischt, wo der Duft der Blumen herrlicher, wo der Gesang der Vögel melodischer ist, als an jedem andern Orte, wo in einer Minute ganze Jahre der Entfernung versinken und der Geist die Stunde des Scheidens an die Stunde des Wiedersehens knüpft! Vieles im Leben ist Wahn und liebliche Täuschung, aber dieser Genuß gehört wahrlich der Wirklichkeit an.

Eduard war über Basel gereist, er hatte die letzte Nacht zu Hülfe genommen, weil Ungeduld und Liebe ihn mächtig trieben; die nächtlichen Schatten hatten sich zerstreut, als er aus des Frikthals blühenden Fluren tretend, die gesegneten Gefilde seines Arguas begrüßte, und als er den Punkt des Böhbergs erstiegen hatte, den man heutzutage „bei den drei Linden“ heißt, da hatte sich eben auch die Sonne leuchtend über den weiten Horizont erhoben und bestrahlte zauberisch die unter ihm liegende, glühende, duftende, entzückend schöne Landschaft. Der junge Reisende stieg aus dem Wagen und trat hin auf die Stelle, von welcher er früher so oft, aber wohl nie mit dem nämlichen Gefühle, Gottes herrliche Schöpfung angestaunt hatte. Mit gefalteten Händen schaute er in das Thal hinunter, in welchem noch wie vormals die Aar in sanften Biegungen sich schlängelte und dann die ruhigen Wasser der Limmath, vereint mit den graulichten Fluthen der Reuß in sich aufnahm. Dort unten begrenzten noch immer die Gebirge des Schwarzwaldes die Aussicht, näher standen die Felsen der Rheinfluh im Morgenlichte und die freundliche Pfarre von Rein schien ihm, von der Sonne beglänzt, einen Gruß zuzuwinken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Anfangs Mai.

(Fortsetzung.)

Vorträge über das Klima Deutschlands.

Was die in Betreff der Richtung der Winde allen deutschen Gegenden gemeinschaftlichen Erscheinungen betrifft, so bezeichnete Eichhus (im physikalischen Verein) als solche im Wesentlichen folgende: Die Westwinde sind fast überall weit häufiger, als die Ostwinde; in nassen Jahren aber kommen auch die Nordwestwinde sehr oft vor. Die kältesten Winde im Durchschnitt für das ganze Jahr sind die Nordost- und Nordwinde, und die wärmsten die Südwest- und Südwinde. Es finden jedoch Ausnahmen von dieser Regel statt. So trat z. B. die stärkste Kälte des Winters 1829/7 in den größten Theile von Deutschland mit Südwestwind ein. Auch modifizirt sich jene Regel in einzelnen Jahreszeiten. Im Sommer nämlich ist fast durchgehends in unserm Vaterlande der Südostwind der wärmste und der Nordwestwind der kälteste; im Winter dagegen gehört der Nordwestwind sogar mit zu den wärmern, der Südostwind aber zu den kältern. Dies folgt aus dem Naturgesetze, wornach das Wasser ein schlechterer Wärmeleiter als das Festland ist, so wie aus der geographischen Lage Deutschlands, das im Nordwesten und Norden vom Meer, im Südosten und Süden aber von andern Kontinentalländern begrenzt wird. — Ferner herrscht in allen deutschen Gegenden eine große Verschiedenheit hinsichtlich der Richtung des Windes, so daß dieser an ein und demselben Tage nicht selten fast die ganze Windrose durchläuft. Endlich hat auch überall der Wind die schwer zu erklärende Eigenthümlichkeit, daß er sich bei weitem häufiger von Osten durch Süden nach Westen u. s. f. wendet, als umgekehrt von Westen durch Süden nach Osten u. s. f. — Was die Stärke des Windes betrifft, so haben sämmtliche deutsche Gegenden Folgendes mit einander gemein: Im Ganzen genommen übertreffen die Westwinde an Heftigkeit die Ostwinde; in den wärmern Monaten aber sind die starken Winde viel seltener, als in den kältern; im Sommer namentlich zeigen sich eigentliche, anhaltende Stürme fast gar nicht, sondern nur zuweilen kurze Gewitterstürme. Schließlich bemerkte C. noch, daß solche Winde, die einen belreitenden Nachteil für die Gesundheit haben, wie z. B. der Sirocco, in Deutschland fast gar nicht vorkommen. Gleichwohl machen sich, wenn schon selten, Erscheinungen ähnlicher Art bemerklich, wie unter andern am 21. September 1825, wo sich ein erschlaffender Südwind erhob, während dessen zu Würzburg das Thermometer auf 21°, zu Berlin auf 24° und zu Halle auf 25° stieg, was zugleich, wie unser Redner glaubt, beweist, daß dergleichen Winde fast noch häufiger das nördliche, als das südliche Deutschland heimzusuchen pflegen. — Hierauf zu der fünften Klasse klimatischer Erscheinungen, die man vorzugsweise Witterung nennt, übergehend, verbreitete sich C. zuerst über den Regen. Auch hinsichtlich dieses Phänomens will derselbe in den niedern deutschen Gegenden, unter welchem Breitegrade sie immerhin liegen, nur wenig Verschiedenheit gewahren; diese aber, sagte er, sie bedinge sich vornämlich durch die bereits dargelegten Feuchtigkeitsverhältnisse. Die meisten Regentage sollen die Küstengegenden an der Nord- und Ostsee, weniger die südlichern niedern Landstriche und die wenigsten im Allgemeinen das flache nordteutsche Binnenland haben. Die Menge des Regens hält hiermit ungefähr gleichen Schritt. In dieser Beziehung dürfte das Extrem in manchen Thälern zu suchen seyn, wie z. B. in Göttingen, wo jährlich im Durchschnitt die Menge des Regens 32 Pariser Zoll beträgt, in dem der Nordsee so nahen Cuxhaven aber nur 29½ Zoll. Dagegen gehören Berlin, und noch mehr Wittenberg zu denjenigen Orten Deutschlands, wo der wenigste Regen fällt. An letzt genannten Orte ist die mittlere jährliche Regenmenge nur 16 Zoll. Sind aber die den Gebirgen nicht sehr nahe liegenden Gegenden nur wenig von einander verschieden, so fällt auf den Gebirgen selbst mehr und häufiger Regen, als in den Niederungen. — Uebereinstimmend haben alle Gegenden Deutschlands den meisten atmosphärischen Niederschlag in den Sommermonaten, den geringsten in den Wintermonaten. Hierher rechnet C. außer dem Regen auch Schnee und Hagel, dessen Wassermenge ebenfalls in den obigen Angaben mit einbegriffen ist. Die meisten nassen Tage haben fast überall die Sommermonate, besonders der Juli, die wenigsten September und October.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 51.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 117.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 17. Mai 1831.

Wie Knaben aus der Schul' eilt Liebe hin zum Lieben,
Wie Knaben an ihr Buch wird sie hinweggetrieben.

Shakespeare.
Romeo und Julia.

Der Abendstern.

(Fortsetzung.)

Der glänzende Purpurschein, welcher in weitem Kreise sich Eduards Standpunkte gegenüber am Horizont zeigte, waren es nicht die Alpen und Schneegebirge, deren Anblick dem Schweizer die Heimath verkündigt und denen sein Herz in lauten Schlägen entgegen pocht? Vermochte das forschende Auge nicht beinahe, die Schlucht durchdringend, welche dort sich öffnet, die freundlichen Ufer des Hallwyler und Surfees zu erschauen? Und wenn es dem Laufe der Aar aufwärts folgte, war nicht der Anblick der Schlösser, Dörfer und einsamen Hütten, die im leichten Morgennebel malerisch da lagen, so hinreißend schön, daß selbst der Fremdling sich von dem Gemälde hätte ergriffen fühlen müssen? Unten aber, am Fuße des Berges, standen Bruggs schwärzliche Mauern, über die sich wirbelnd der Rauch der Kamine hinzog; Eduard vermochte jedes einzelne Haus zu erkennen, sein Herz schwoll bei jedem Athemzuge immer mehr und mehr, und endlich neigte er sein Gesicht in beide Hände, zwischen denen die Thränen hervorrannen, welche Freude des Wiedersehens, Schmerz um das Verlorene, Bangigkeit vor der nahen, vielleicht entscheidenden Zukunft und jene Wehmuth seinen Augen entlockten, die oft in den freudigsten Augenblicken eine unnennbare Ahnung erregt.

Haller, der treue Freund und Reisegefährte Eduards, war weit entfernt, den Jüngling in seinen Gefühlen zu stören; schweigend stand er neben ihm und ehrte den Ausbruch einer Empfindung, die immer den Werth des Herzens verkündet, das sich solchen heiligen Regungen überlassen kann, und erst als Eduards Brust sich weniger krampfhaft hob, als sein Auge durch feuchten Schimmer die Gegenstände wieder zu erkennen vermochte, bot er ihm freundlich die Hand und leitete ihn zu dem Wagen zurück, der nun pfeilschnell mit den beiden Reisenden den Abhang hinunter rollte und bald die engen Thore des Städtchens erreichte.

Ich werde nicht versuchen, die Gefühle des Sohnes und der Mutter bei dem schmerzlichsüßen Wiedersehen, oder die Regungen von Eduards Herzen zu beschreiben, als er zum erstenmale Herrn Abraham Saltingers düsteres Ladenstübchen wieder betrat. Schon der Umstand, daß er das alte Häuschen nicht mehr betreten durfte, nach dessen niederer Thüre es ihn unwillkührlich zog, und daß, statt seines Vaters reinlicher Werkstatt, ihm die schwarze Umgebung eines Schlossers entgegenschaute, war für Eduarden schmerzhaft; auch schien ihm die neue Wohnung seiner Mutter weder angenehm noch traulich, und obschon sein Zimmer, das Haller, welcher in der Umgegend Verwandte hatte, auf einige Zeit mit ihm theilen wollte, mit der ganzen Sorgfalt ausgeschmückt war, deren nur die Mutterliebe fähig seyn konnte, so sah man doch aus

Digitized by Google

den Fenstern desselben nicht auf den kleinen gemeinschaftlichen Hof, wo er mit Christinen ehmals Hühner und Kaninchen gefüttert und späterhin Stundenlang auf den Lichtschimmer gewartet hatte, der in den Abendstunden zuweilen das Fensterchen ihres kleinen Zimmers beleuchtete.

Als er bei seinem ersten Besuche vor Herrn Abraham Saltinger trat, schob dieser überrascht das kleine schwarze Sammtkäppchen vom Kopfe und starrte den blühenden Jüngling an, dessen kräftige Gestalt, dessen männlich gewordenen schönen Züge und dessen ganzes einnehmendes Wesen ihm zwar dunkle Erinnerungen vor die Seele brachten, aber doch in den ersten Minuten den Zögling nicht erkennen ließen, der früher seinem Herzen so nahe stand, welchem er Großes zugedacht und alsdann, seiner Ansicht nach, nur durch die berühmte Nothwendigkeit gezwungen, die früher erregten Hoffnungen wieder geraubt hatte. Als aber mit der Schnelligkeit des Gedankens immer heller das Bild des geliebten Jünglings, so wie er es in seiner Erinnerung trug, aus der Persönlichkeit des vor ihm stehenden Unbekannten sich entwickelte, als Eduard stammelnd seinen Namen nannte und mit diesem einzigen Laute eine ganze glückliche Vergangenheit vor Saltingers Blicke zurückzauberte, da übermannte den alten Mann ein Gefühl, das seine Förmlichkeit und alle seine Rücksichten auf einen Augenblick besiegte; mit zitternder Hand zog er Eduarden näher, schlang den andern Arm um seine Schulter und drückte einen väterlichen Kuß auf seine Stirn, während den Augen zwei Thränen, seltene Zeugen seiner tiefen Rührung, entquollen und langsam über die gefurchten Wangen herunter rollten. Nach diesem ersten Momente überraschten Gefühls aber wußte er sich schnell wieder in die Schranken zurückzuziehen, die er sich selbst in jener Stunde gesetzt hatte, wo ihm Eduards Herkunft, die Schande seiner Geburt, die Schwierigkeit, sich in der Welt weiter zu bringen, und mit all diesem auch die Unmöglichkeit klar geworden, daß er in seiner angestammten und selbst erworbenen Bürgerwürde, als Bekannter und Freund so vieler edler Herrn, als Mitglied des Rathes und bald wahrscheinlich als Schultheiß, diesem Unglückskinde seine einzige Tochter vermählen, damit die Mißbilligung der gesammten Bürgerschaft auf sich laden und die scharfen Zungen aller Tanten, Basen und Nachbarinnen bis in das zwanzigste Glied gegen sich waffnen sollte. Wenn zwar bei dem Gespräche, das er nun mit ihm einleitete, sich Eduards Kenntnisse auf eine ungesuchte Weise überall verriethen, wenn die Zeugnisse seiner Lehrer den Werth seines Kopfes und Herzens ins hellste Licht stellten und tausend kleine Züge seines Charakters ihn ansprachen, dann wurde auf einige Sekunden das Gesicht des alten Herrn wunderbar verändert, seine bebende Stimme zeugte von der innern Rührung, die ihn um seine schwer errungene Fassung zu bringen drohte, aber schnell gewann auch sein fester Entschluß wieder die Oberhand, und Eduard verließ ihn nach einer Stunde mit der festen Ueberzeugung, daß jede Hoffnung verloren sey, wenn er nicht den Fluch wegschaffen könne, der auf seinem unschuldigen Leben lag.

Christine, deren holdseliges Gesicht er jeden Augenblick an der offenen Thüre zu erblicken glaubte, hatte er nicht gesehen, denn sie war vorgeblich mit der Tante ausgegangen; allein als er am Abend des nämlichen Tages einsam in der wohlbekannten Gegend umherschwärmte und vor die Thüre des ehemaligen Wallerschen Gartens gelangte, als er sich nicht versagen konnte, diesen Schauplatz seines schönsten Glückes wiederzusehen, und mit gewohnter Behendigkeit die äußere Mauer überstiegen hatte, als er in den stillen Raum getreten war, der, so schien es ihm, alle seine verlornen Freuden umschloß, da sah er in dem nachbarlichen Garten in der Laube sinnend ein junges Mädchen sitzen, dessen braune Locken, dessen liebliche Züge ihn an die Freundin seiner Jugend mahnten, während so mancher ihm unbekannte Reiz, die ausgebildete Gestalt, der sanfte Ernst, die jungfräuliche Würde, die über dem ganzen liebenswürdigen Wesen wie ein heimlicher Zauber ausgegossen lag, ihn in seiner Vermuthung wieder irre machten. War es seine Christine, oder war sie es nicht? Sein Herz bejahte laut und heftig klopfend die Frage: ein leiser Ruf schallte an das Ohr der Träumerin, ein Blick reichte hin, um jeden Zweifel zu heben, und in der nächsten Minute feierte die treue und unschuldige Liebe eines edlen Paares in heißer Umarmung das Fest des seligsten Wiedersehens. Nach den ersten flüchtig genossenen Momenten eines unaussprechlichen Glücks meldet sich gewöhnlich bald das Gefühl der Unvollkommenheit desselben, das den Menschen mit ernster Stimme erinnert, daß die Welt keine unvermischte Wonne zu geben vermöge. So ging es auch unsern Liebenden, die, nur zu bald aus ihrem Taumel erwacht, die Menge von Hindernissen erblickten, die sich ihren Wünschen entgegen zu stellen drohten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die polnischen Juden.

(Beschluß.)

Bei dem Einrücken der französischen Heere in Polen in den Jahren 1806 und 1812, wurden die Juden gebraucht, die Bewegungen des Feindes auszukundschaften, und haben hier einige den französisch-polnischen Truppen wirklich Dienste geleistet, so machte andererseits, besonders in dem Feldzuge nach Moskau, der größere Theil den Verräther und leistete der Sache der Moskowiter so sehr Vorschub, daß zu den mannigfachen Gründen des

Digitized by Google

Mißlingens dieses Feldzugs wirklich auch das Betragen der Juden gerechnet werden muß. Die Juden von Wilna übten die furchtbarsten Gräuel an den Trümmern der rückkehrenden Armee aus. Sie hofften sich dadurch bei den Russen ein Verdienst zu erwerben; aber die Plackereien, die sie von den Regierungsbeamten zu erdulden haben, und besonders in neuester Zeit eine Ukase des Kaisers Nikolaus vom April 1827, nach welcher sie ganz wie die Christen zum aktiven Heeresdienst ausgehoben werden, haben ihren Eifer für die Russen ein wenig abgekühlt. Sie verwünschen den Untergang Polens und verfluchen die Urheber von Befehlen, denen sie sich durch keine Bestechung entziehen können. Man versichert, daß ihre Anwesenheit bei dem letzten Feldzuge gegen die Türken im Jahr 1828 nicht wenig dazu beigetragen habe, die Unternehmung zu lähmen. Keiner der zahlreichen Versuche, die man angestellt hat und noch anstellt, die Juden in den verschiedenen Provinzen des alten Polens zu reformiren, hat bis jetzt zu einem Resultat geführt, und die Juden bleiben für Polen eine schwer vernarbende Wunde.

Wir können nicht umhin, einiges über die in Polen befindlichen caraitischen Juden anzuführen. Das Wort Cara heißt so viel als Schrift. Die Caraiten folgen buchstäblich der heiligen Schrift und verwerfen den Talmud. Bartoloci vergleicht sie den Samaritanern. Die rabbanitischen Juden nennen sie Ketzer und behaupten, sie hängen den saducäischen Meinungen an. Die Caraiten versichern dagegen, sie haben nichts mit den Saducäern gemein, als ihren Kalender; indessen nehmen sie in Uebereinstimmung mit dem Glauben der letztern die Unsterblichkeit der Seele an und schreiben den Engeln keinen Körper zu.

Was die Caraiten hauptsächlich von den Rabbaniten unterscheidet, ist, daß sie alle Traditionen, den Talmud und die rabbinischen Träumereien verwerfen. Verschieden von allen Rabbaniten, erkennen sie Ben Moses für ihren Gesetzgeber. Ihre Festtage werden anders berechnet als die der Juden. Alles Fleisch, das die Schrift erlaubt, ist nach ihnen rein, sofern das Thier keine Hautkrankheit hatte oder verstümmelt war. Im zwölften Jahrhundert waren die Caraiten in Spanien aussätzig, wurden aber auf Verlangen der Rabbaniten vertrieben. In Assyrien waren sie die einzigen Juden und mußten dort nach der Angabe Mardochais sehr zahlreich seyn. Die Geschichte von Polen erwähnt nichts von dem Zeitpunkte, in dem sie in dieses Land kamen. Die ersten Privilegien, die sie erhielten, sind von Sigismund I. für die Caraiten von Luck und Wolhynien, von Stephan Batory für die von Halicz und Gallizien, und von Kasimir Jagellon im Jahr 1441 für die von Troki in Lithauen. Witold, Großherzog von Lithauen, brachte im dreizehnten Jahrhundert 524 Familien aus der Krimm nach Troki; sie sprechen zuweilen die tatarische Sprache unter sich. Ohne Zweifel kamen sie überhaupt aus der Krimm nach Polen, aber es ist unmöglich, die Zeit ihrer ersten Einwanderung mit Bestimmtheit festzusetzen.

Die Bibel, der sie sich bedienen, ist eine hebräische, für Christen gedruckte Bibel. Es ist aus den Akten der polnischen Regierung erwiesen, daß im Laufe von vier Jahrhunderten gegen keinen Caraiten ein Urtheil in peinlichen Sachen gefällt worden ist, was von ihrer Religion und Sittenlehre einen sehr vortheilhaften Begriff gibt. Sie sind nicht sehr zahlreich und der größte Theil wohnt in den südlichen Provinzen des alten Polens. Ihre Kleidung ist weiß.

Am Schlusse dieses kurzen Ueberblickes über die in Polen wohnenden Israeliten, dessen Ausdrücke vielleicht in den Augen derjenigen unserer Leser, die in diesem Lande noch nicht gereist sind, hart erscheinen, müssen wir noch des edelmüthigen Benehmens der Juden im Nationalkriege von 1794 rühmend gedenken. Alles erhob sich gegen die eindringenden Fremden, ja es bildete sich ein Regiment, das ganz aus Juden bestand. Unter dem Befehle des Obersten Berek-Jasielowicz, auch eines Juden, zeichneten sich diese unerschrockenen Krieger bei mehreren Gelegenheiten durch die größte Tapferkeit aus. Sie unterlagen fast alle mit den Waffen in der Hand. Der Oberst Berek, der ihren Fall überlebte, befand sich später unter den Truppen des Großherzogthums Warschau, und erst in dem denkwürdigen Feldzuge von 1809 wurde er in einem Dorfe Namens Kock, unweit Lubartow, von einem Detachement östreichischer Husaren, das sich unversehens über ihn herstürzte, niedergehauen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

Dupin über französischen Nationalreichthum.

Am 30. April hielten die vier Klassen des Instituts vereinigt ihre Jahressitzung. Es wurden mancherlei Vorträge gehalten, der interessanteste war aber ohne Zweifel der von Karl Dupin über die Fortschritte des französischen Nationalreichthums. Wir theilen den Lesern einen Auszug daraus mit.

Soll eine Wissenschaft begründet werden, so ist das allererste, nach dem man sich umzusehen hat, ein Maaß, mittelst welches man die an verschiedenen Orten, zu verschiedenen Zeiten, von verschiedenen Beobachtern ausgemittelten Fakta miteinander vergleichen kann. Zur Lösung dieses Problems, hinsichtlich der Schätzung des Nationalreichthums, soll man zuvörderst das Einkommen eines jeden Individuums in einem und demselben Jahre ausfindig machen; man summirt nun diese Einkünfte, und die Summe derselben nennt Dupin den Jah-

Digitized by Google

reichthum des Volks. Sodann setzt man nach möglichst genauer Schätzung den Taglohn für reine Handarbeit fest, oder mit andern Worten den Werth der physischen Menschenkraft bei dem Volke, das man zum Gegenstande der Forschung macht; dieser Taglohn ist die Maßeinheit. Nehmen wir nun an, irgend ein Volk bleibe sich in seiner gesellschaftlichen Ordnung, in seinem Gewerbsfleiße, seinem individuellen Reichthum ohngefähr gleich, die Bevölkerung aber nehme in jedem Stande, in jeder Volksclasse und Doppelte, Dreifache, Vierfache zu, so wird offenbar der gesammte Nationalreichthum ums Doppelte, Dreifache, Vierfache zunehmen. Der erste Faktor des Jahresreichthums ist also die Bevölkerung. Nehmen wir ferner an, der Werth der physischen Kraft steige ums Doppelte, Dreifache, Vierfache, indessen sonst Alles sich gleich bleibt, so wird der Erwerb sich verdoppeln, verdreifachen, vervierfachen. Der zweite Faktor des Jahresreichthums ist somit der Taglohn. Noch gibt es einen dritten Faktor, den Multiplicator des Reichthums, wie ihn Dupin nennt; er spielt in der Theorie des Nationalreichthums die wichtigste Rolle, und Dupin sucht den Begriff desselben durch folgende Definition festzustellen: Der Multiplicator des Reichthums ist die Zahl, welche, multiplicirt mit dem Taglohn, das mittlere Einkommen jedes Individuums gibt, und welche ferner, multiplicirt mit der Gesammtzahl der Einwohner, den Jahresreichthum des ganzen Landes gibt; z. B.: zweiundvreißig Millionen sechsmalhundert vierzigtausend Franzosen haben im Jahr 1830 ein Totaleinkommen von 8.800.000.000 Franks; zu gleichen Theilen fallen davon auf den Kopf 269 Fr. 60 C. Der mittlere Taglohn beträgt 1 Fr. 25 C., und diese Summe ist $215\frac{1}{2}\frac{7}{0}$mal in jenen 269 Fr. 60 C. enthalten; $215\frac{1}{2}\frac{7}{0}$ ist also der Multiplicator des franzdösischen Nationalreichthums im Jahr 1830.

Jeder geistige Fortschritt, alle Verbesserungen, alle neuen Erfindungen vergrößern diesen Multiplicator, und der Zuwachs dieser Zahl ist der eigentliche Maßstab für die Fortschritte des Wohlstandes und der Civilisation. Dupin betrachtet nun diese Fortschritte bei dem franzdösischen Volke.

Im Jahr 1730 betrug der Jahresreichthum Frankreichs 2.125.000.000 Fr.; der Multiplicator dieses Reichthums war $181\frac{1}{7}\frac{3}{0}$ Fr.; 1780 betrug der Jahresreichthum 4.260.000.000 Fr., und der Multiplicator war $194\frac{1}{7}\frac{7}{0}$ Fr.; 1830 ist, wie wir gesehen haben, der Reichthum 8.800.000.000 Fr., und der Multiplicator $215\frac{1}{2}\frac{7}{0}$. Multiplicirt man nun in jedem dieser Zeitpunkte das Taglohn mit dem Multiplicator, so ist das Produkt das mittlere Einkommen jedes Individuums. Dieses mittlere Einkommen betrug

1730	. . . . .	107 Fr. 98 Cent.
1780	. . . . .	169 „ 38 „
1830	. . . . .	269 „ 61 „

Man kann also sagen: das mittlere Einkommen jedes Franzosen war 1730 gleich dem reinen Handarbeitslohn für $181\frac{3}{7}$ Tage; 1780 gleich dem Arbeitslohn für $194\frac{7}{7}$ Tage; 1830 gleich dem für $215\frac{7}{2}$ Tage. Also schon aus Multiplicator des Reichthums sieht man, um wie Vieles sich der Zustand der Individuen in Frankreich seit einem Jahrhundert, vorzüglich aber in den letzten 40 Jahren, verbessert hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Frankfurt a. M., Anfangs Mai.

(Beschluß.)

Vorträge über das Klima Deutschlands.

Schnee fällt, wie sich zum Theil schon aus den frühern Vorträgen ergibt, am häufigsten in den südöstlichen Gegenden und auch wohl an der Ostseeküste, in Folge ihrer kältern Temperatur; minder häufig im nordöstlichen Binnenlande und am mindesten im Allgemeinen an der Nordseeküste, wo es nicht selten regnet, wenn es gleichzeitig in den zwar südlicher, aber landeinwärts gelegenen Landstrichen schneit. Wie vergleichende Beobachtungen beweisen, Selbst in den württembergischen tiefern Gegenden lag im Winter 1827 der Schnee so hoch, daß selber die jungen Obstbäume bis zur Krone bedeckte und die Landstraßen Hohlwegen glichen. In solchen Massen fällt aber der Schnee in dem ebenen nordöstlichen Binnenlande nie, vielweniger denn an den Nordseeküsten. Dies widerlegt thatsächlich, meint unser Klimatologe, die von Vielen irrigerweise aufgestellte Behauptung, daß man im nördlichen Deutschlande mit ungleich gröberer Gewißheit, als im südlichen, auf Schlittenbahn rechnen könne. Ist nun, fährt derselbe fort, erwiesen, daß auch in fraglicher Beziehung kein bedeutender Unterschied zwischen den niedriger liegenden Gegenden flattfindet, so weichen desto mehr die Hochgebirgsthäler ab, wo der Schnee nicht selten die ungeheure Tiefe von 10 bis 12 Fuß erreicht. — Hagel, bemerkt ferner Cläpius, fällt wegen der Kälte der Gebirge im südlichen Deutschland allgemein etwas häufiger, als in dem nördlichern. Der meiste fällt im Frühjahr, der wenigste im Herbste. Besonders reich daran pflegt der April zu seyn; ausnahmsweise bringt jedoch in Stuttgart der Mai und in Straßburg der Juli den meisten Hagel. Wie im September der wenigste Regen fällt, so auch der wenigste Hagel. — Was endlich die Nebel betrifft, und hiermit schloß für diesmal C. seine Vorträge, so zeigt sich derselbe am häufigsten und stärksten von allen nördern und ebenen Gegenden Deutschlands im Allgemeinen an der Nord- und Ostseeküste, seltener und schwächer aber in den südöstlichen Niederungen, und im mindesten Grade in dem flachen nordöstlichen Binnenlande. Die unterscheidlichen Modifikationen dieser Erscheinung aber ergeben sich ganz natürlich aus dem schon in vorhergehenden Vorträgen dargelegten Verhältnissen der Luftfeuchtigkeit.

Zum Schlusse unsers Berichts erwähnen wir noch einer höchst interessanten und mannigfaltigen Nutzen verbreitenden Erfindung, deren Urheber seit einiger Zeit in unserer Mitte lebt. Dieselbe betrifft eine Maschine, mit deren Hülfe man nicht nur die gewöhnlichen Rechnungsarten ausüben kann, sondern die auch ganz besonders für logarithmische Rechnungen eingerichtet ist, und mittelst deren sich daher auch trigonometrische Berechnungen sehr leicht ausführen lassen. Erfinder dieser Maschine ist Hr. Schierect aus Posen, Lehrer der Rechenkunst und Mathematik. Vornämlich merkwürdig dabei ist die sehr einfache Zusammensetzung der Maschine, wovon man keinerlei mechanische Hülfsmittel, als Räderwerk, Federn u. dgl. m. bemerkt, so wie auch, nach des Erfinders Angabe, der Gebrauch derselben keines mühsamen Nachdenkens bedarf. Hr. S. hat kürzlich, gelegentlich einer Reise nach Göttingen, seine Maschine den berühmten Mathematikern HH. Gauß und Thibaut vorgezeigt, deren ihm darüber ausgestellten Zeugnisse die vollkommene Zweckmäßigkeit seiner Erfindung auch in den Augen des Laien außer Zweifel setzen. Wie man hört, so beabsichtigt Hr. S., diese Erfindung an einen Mechanikus zu verkaufen, dessen Betriebsamkeit es alsdann überlassen bleibt, dieselbe zu exploitiren und durch Verbreitung im Publikum gemeinnützig zu machen.

Beilage: Kunstblatt Nr. 39.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 118.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 18. Mai 1831.

Wie neu ihr seyd in dieser alten Welt! —
So rasche Eil, so mit Bedacht gelenkt,
So weise Ordnung bei so kühnem Lauf,
Ist ohne Beispiel.

Shakespeare.

Neueste Briefe des Verstorbenen aus Berlin.

Nr. 2. im April 1831.

(s. Nr. 55.)

Geliebte Julie!

Todtmüde — denn obgleich Dein Verstorbener ein Geist ist, so muß er doch umgehen allhier und wird es also — todtmüde komme ich von der Ersteigung des Templower Berges zurück. Es gehört zu dem bon ton der Berliner aller Klassen, sich über alles, was sie besitzen, ja über sich selbst, lustig zu machen; und so moquiren sie sich denn auch, daß sie jenen kaum bemerkbaren Sandhügel den Templower Berg nennen. Aber Alles auf Eurer Erde hat seine Kehrseite. Eines Führers bedarf man freilich nicht, um diesen Berg zu ersteigen; keine Spur von Basaltsäulen, Felsenkesseln, Wasserfällen, oder sonst grotesk-romantischen Formationen; droben weder eine Ruine aus dem Mittelalter, die einem Herrn von Haller staatswissenschaftliche Seufzer auspreßt, noch ein verfallener Tempel antiker Götter, wo sich das Bedürfniß zwischen Trümmer erhabener Vergangenheit seine Hütte einstickt, und den wandernden Goethe zu einem seiner anmuthigsten und tiefsinnigsten Lieder begeistert. Und doch, welche Betrachtungen erweckt die Aussicht von diesem Hügel auf die flache, weithin gedehnte Sandebene! — Du lächelst, liebe Freundin; aber ich frage: Was erhebt die Seele beim Anblick des gewaltigen Kriegsschiffes, oder eines meerbändigenden Schleusenwerks, oder einer meilenweit hinschreitenden Wasserleitung? Ist es nicht der Gedanke an die Macht des Menschengeistes, an seine Herrschaft über die gewaltigen Naturkräfte? — Nun, dieser Gedanke drängte sich mir in seiner ganzen Fülle auf, dastehend auf dem Templower Berg und hinabschauend, bald in die weite Sandebene, die ihre nackte Armuth hinter Kieferngehölz vergebens zu verbergen sucht, bald auf die flachen Sumpf- und Schilfufer der trägen, unbedeutenden Spree, deren kaum gekannte Anwohner noch kümmerlich vegetirende Ichthyophagen waren, als Rom schon längst in Ruinen lag, schon längst zum zweiten Male die Zügel der Weltherrschaft ergriffen und zum Theil wieder verloren hatte. Und nun, inmitten dieser kargen und traurigen, dieser mehr abschreckenden als einladenden Natur, die schönste und in vieler Hinsicht auch die größte, die Hauptstadt Deutschlands; hervorgezaubert in weniger als zwei Jahrhunderten, hervorgezaubert aus dem Geiste heldenmüthiger, weiser und sittlicher Herrscher! Dort liegt er mit seinen zahllos intellektuellen Kräften, der lebendige Mittelpunkt einer, rein dem Geiste entsprungenen, und daher absolut neuen, Staatsschöpfung; mitten in dem alten Europa ein nordamerikanischer Freistaat; doch nicht wie jener aus einer Revolution und aus der Gesammtheit hervorgegangen, sondern die Schöpfung seiner großen vorangeschrittenen Regenten, und also — nicht im alten, wohl aber im neuesten und haltbaren Sinne — der monarchische Staat par excellence.

So wenig, meine theure Julie, so wenig Deines Freundes abgeschiedener Geist sich, hinsichtlich der Mate-

Digitized by Google

rialität, ich will nicht sagen mit einem korpulenten Bierbraner, aber auch selbst nur mit dem luftigsten Windbeutel messen kann, und doch auf seine ätherische Kraftfülle vertrauend, siegreich zwischen beiden dahin schwebt, eben so wenig darf Preußen aus einer anderen Region sein Heil erhoffen, als aus jener des Lichts und der Fortschreitung, der es entsprang, und außer welcher es gar keine historische Bedeutung hat. Es darf weder Rußland, noch Frankreich, weder Oesterreich, noch England werden wollen; es kann, wenn es sich nicht selbst aufgeben will, nur Preußen seyn; d. h. ein Staat, der in der nun abgelaufenen Aera gar nicht existirte, der mit und aus der neubeginnenden Zeit erst entstand, und der — nicht durch das physische Gewicht seiner materiellen Natur — sondern durch ein wahrhaftes Wunder: durch schöpferische Entfaltung intellektueller und sittlicher Kräfte, sich zu der Bedeutung einer europäischen Großmacht erhob.

Wenn dort ein Staat durch gewaltsame Revolutionen sich Bahn bricht und über die Trümmer des Veralteten in Sprüngen fortstürmt, dort ihm ein anderer Staat, durch Festklammern an das Bestehende, Grenzen setzt, und Centrifugal- und Centripetalkraft sich das Gleichgewicht halten müssen, so hat Preußen die Bedeutung und die Aufgabe, jene Kräfte in dem eigenen Schooße und auf geregelte, durch Sittlichkeit geregelte, Weise zu ununterbrochener Entwicklung walten zu lassen. Diese ununterbrochene und geregelte Entwicklung ist aber nichts anderes als Reformation, und zwar unausgesetzes, allmählig fortschreitendes Reformiren, im Gegensatz plötzlich und unbändig vor- und zurückspringender Revolutionen, Revolutionen einer zwiefachen und entgegengesetzten Art, die, auf einer sittlicheren Stufe der Bildung, künftighin in Europa nicht mehr möglich seyn werden.

Ich habe, nicht ohne Bedacht, das Wort Reformation gewählt; ich wollte Dich aufmerksam machen, daß au bout du compte selbst der nur kalkulirende Staatsmann zu dem Unendlichen, ja zu dem Ewigen gelangt; d. h. er muß endlich einsehen, daß der Staat auf allgemeiner Sittlichkeit, diese Sittlichkeit auf Religion beruht, eine Religion aber nur dann erst, wann sie aus dem unverletzlichen Asyl der innerlichsten Persönlichkeiten hervortritt, sich zu einer sichtbaren Kirche gestaltet, und nur erst in so gestalteter Erscheinung dem Staate erkennbar wird, erkennbar als die Wurzel seiner organischen Entfaltung. Wo Stockungen in dieser seiner Entfaltung eintreten und der Organismus kränkelt, oder wo ein verhaltenes Uebermaß an Lebenskräften wucherndes und schädliches Nebengeschoß treibt, da ist der eigentliche Quell des Uebels — wo sonst auch die Symptome sich zeigen mögen — in der Wurzel des Staats, in der Kirche zu suchen und zu finden. Diese tief-innerliche Gesammtreligion der Staatsindividuen, die eigentlich herrschende Religion, ist dann gewöhnlich eine andere geworden, als die, welche früher in der Kirche zur Erscheinung kam und sich noch immer die herrschende nennt. Am deutlichsten trat dieser Fall in jener Zeit ein, welche ausschließlich die der Reformation genannt wird, und es sollte nun in dieser reformirten, oder protestantischen Kirche niemals wieder weder eine solche Stockung, noch eine solche Uebertreibung stattfinden; sie sollte, ihrem Grundprinzip treu, zu allen Zeiten eine protestirende und reformirende bleiben. Sie kann zwar, wie solches auch geschehen ist, von Zeit zu Zeit jenes Lebensprinzip aus den Augen verlieren und für den Moment stagniren; aber sie wird sodann immer wieder reformiren und protestiren müssen, wenn sie anders nicht aufhören will, sie selbst zu seyn. Daß sie aber solches zu seyn nicht aufhören kann, dafür ist eben so gesorgt, als daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen.

Von diesem Standpunkte aus können wir den preußischen Staat auch den reformirenden par excellence (im Gegensatz der stagnirenden und revolutionirenden) nennen. Mit wenigen Grundlinien läßt sich sodann, sowohl seine äußere als seine innere Politik . . . . . .

Eben trat W. bei mir ein, um Abschied zu nehmen: er ist versetzt. So unangenehm es mir auch war, getrost zu werden, so lieb ist es mir jetzt, nun mich da eben das Wort Politik so strafend anblickt. „Ein politisches Lied, ein schlechtes Lied," heißt es im Faust; aber ein politischer Brief an eine Herzensfreundin ist wahrlich noch viel schlimmer! Ich kann mir diese Inconvenits nur so erklären, daß nicht ich sie beging, nicht der Geist Deines abgeschiedenen Freundes, sondern l'esprit du siècle oder vielmehr l'esprit du jour, der, wie der Tod zu Basel, Alle und Jeden ergreift und im betäubenden Tanze so lange wirbelnd umdreht, bis Einer wie der Andere schwindelnd zu Boden stürzt. Zwei Musikchöre spielen dazu auf, auf der einen Tribüne die Journalisten einen wilden Galoppwalzer, auf der andern die Auto... wollt ich sagen, die Diplomaten eine ehrbare Menuet. Man wird unwillkührlich an Don Juan erinnert; es ist das Hochzeitsfest der reizenden Zerline, der jungen unschuldigschuldigen Freiheit; Alles wirrt bunt und laut durcheinander, erst lustig, dann unheimlich, bis zuletzt der arme ehrliche Landmann Massetto, der die Braut heimführen sollte, ihr eigentlicher Freier, auch der einzige und eigentliche Geprellte bleibt. Bon gré mal gré muß er bonne mine à mauvais jeu machen, der leichtsinnigen Schmeichlerin verzeihen, und hat nicht einmal die Satisfaktion, es mit anzusehen, wie den Verführer am Ende der Teufel holt. Man könnte die Analogie noch weiter verfolgen, und dann wären in der verlassenen Donna Elvire die Ansprüche der Legitimität nicht zu verkennen, so wenig als in den beiden andern vornehmen Masken die der Aristokratie; mein Kollege, der steinerne

Digitized by Google

Gast, ist unstreitig die todtgeschlagene Vernunft, die nun als abgeschiedener Geist der Wahrheit, vor dem sich alle, sammt und sonders, wie vor einem Gespenst fürchten, als die Gewalt der rächenden Thatsachen erscheint; der unbezahlte Wucherer, den Leporello mit gewaltsamer Höflichkeit die Treppe hinunter führt, repräsentirt die leibhaftige Stoßbörse, und Leporello, der glückliche Narr des Stücks, der noch am besten darin forttommt, deutet auf jene erhaltende Naturgabe der Menschheit, von welcher der Dichter sagt: Es wäre auch nicht zu ertragen, hätte uns die Natur den holden Leichtsinn nicht verliehen. — Erhalte ihn Dir, theure Freundin! und wäre es auch nur als Präservativ gegen die Cholera. — Und nun genug für heute, und künftig, wo möglich, von andern Dingen.

Dein treuer L . . .

Der Abendstern.

(Fortsetzung.)

Christine sprach mit ihrem Freunde von der seltsamen Grille des Vaters, der mit einem Male scheide, was er selbst hatte zusammen fügen wollen, und von dem noch sonderbarern Einfall, sie mit dem Sohne eines seiner entfernten Verwandten zu verbinden, welcher außer einem ziemlich beträchtlichen Vermögen und der Kunst, den Leuten den Pfeffer und Kaffeer anzupreisen, auch nicht eine einzige leidlich gute Eigenschaft besitze. Herr Samuel Fries sey erst vor einem halben Jahre heimgekommen, gewaltig hochmüthig darüber, daß er ein Jahr lang in einer der größern Städte Deutschlands als erster Ladendiener gestanden, und durch die Hülfe seines Vaters habe er dem alten Saltinger gegenüber einen Kaufladen mit den nämlichen Artikeln eröffnet, die der letztere seit dreißig Jahren führe, habe ihm dadurch wesentlich geschadet, und obschon dieser nicht nöthig hätte, so auf Gewinn zu sehen, ja sehr wohl das ganze Geschäft aufgeben könnte, so sey dieser Umstand doch wahrscheinlich die Veranlassung zu dem Plane gewesen, dessen Ausführung gewiß ihr Tod seyn werde. Diese Erzählung erwiederte dann Eduard mit der Auseinandersetzung seiner Lage und Verhältnisse, von welcher Christine durch die vielen Andeutungen der Base Martha wohl einen Theil hätte ahnen können, deren ganzer Ueberblick aber ihr nun auf einmal jedes Räthsel enthüllte. Vergeblich strengten die beiden Liebenden ihre Einbildungskraft an, um irgend einen befriedigenden Ausweg, irgend einen haltbaren Trost zu entdecken; ihnen blieb nur die einzige unsichere Hoffnung, daß Eduard vielleicht seinen Vater finden, daß dessen Herz ihm geneigt werden und daß Herr Saltinger, seiner Tochter zu Liebe, den Plan zu jeder andern Verbindung aufgeben könnte. Wenn man liebt und jung ist, so wird jeder kleine Hoffnungsschimmer zu einer leuchtenden Flamme, die auf dem Meere des Lebens den nahen Hafen zu zeigen scheint, und diesen erblickten auch Eduard und Christine, als sie zwar mit Seufzen und Thränen, aber doch auch mit der heiligen Freude im Herzen, eins von dem andern innig geliebt zu seyn, von einander schieden.

Die nächste Zukunft erfüllte keine der bescheidenen Erwartungen, welche sie zu hegen gewagt hatten. Vater Saltinger hielt strenge Polizei, und was etwa seinem aufmerksamen Auge hätte entschlüpfen können, das wußte Tante Martha mit löblicher Wachsamkeit zu erlauschen. Die beiden Liebenden sahen sich nie mehr allein, so sehr auch Eduard Augenblick und Gelegenheit zu benutzen suchte, und so gerne Christine sich den lauernden Blicken ihrer Verwandten entzogen hätte. Besuchte Lindsay Herrn Saltingers Haus, so konnte er versichert seyn, zu welcher Tagesstunde dieses geschehen mochte, daß entweder Vater Abraham bei seinem Eintritt ins Haus seine Hand zum Willkomm aus der Ladenthüre entgegenstreckte, oder daß, wenn es ihm gelang, die Treppe zu ersteigen, Jungfer Marthas spitze Nase sich an der Küchen- oder der Zimmerthüre zeigte, und in beiden Fällen war keine Hoffnung zu irgend einer einsamen Minute, in welcher die zwei gepreßten Herzen unter wiederholten Betheuerungen gegenseitiger Liebe und Treue frischen Muth hätten gewinnen können; und da bei den Abendgesprächen vor der Hausthüre, wo in dem günstigen Dämmerlichte vielleicht ein unbeachteter Augenblick hätte eintreten mögen, Herr Samuel Fries unausgesetzt seine Aufwartung bei der liebholden Jungfer Nachbarin machte und diese durch seine verhaßten Liebeswerbungen meistens schnell in das einsame Kämmerchen verjagte, so blieb dem unglücklichen Paar nur die Augensprache als Mittel gegenseitigen Verkehrs, und eben bei einer dieser Uebungen haben wir die Hauptpersonen dieser Geschichte den Lesern zum erstenmal vorgeführt. Eduards Mutter sowohl, als sein Freund, der so gerne in dieser Angelegenheit ein Retter geworden wäre, wußten nicht mehr, wie sie den Schmerz mildern sollten, der des jungen Mannes Seele immer sichtlicher zerriß und seiner moralischen Kraft nachtheilig zu werden drohte. Beide suchten ihn tröstend wieder auf den Punkt zurückzuleiten, von welchem er selbst vor nicht langer Zeit seine Zukunft betrachtet hatte, und ihr angelegentlichstes Geschäft blieb, ihn zu überreden, daß er seines treuen Pflegevaters Rath befolgen und seine Reise nach England antreten möchte. Zwar hoffte weder der eine, noch die andere ein sehr günstiges Resultat von dieser Unternehmung, allein beide sahen, daß unter den gegenwärtigen Umständen für den theuern Sohn und Freund nicht viel Angenehmes zu erwarten war, und beide glaubten, Entfernung und Zerstreuung sey das einzige anwendbare

Digitized by Google

Mittel gegen einen Gram, der an diesem Orte, wo die ganze Umgebung ihm Nahrung gab, nicht gehoben werden konnte. Auf alle Bitten und Ermahnungen seiner Lieben hatte aber Eduard immer nur eine und dieselbe Antwort: „Ich muß Christinen noch einmal allein sehen, ich muß sie ohne Zeugen sprechen, mich ihrer Treue versichern und ihr meine Plane mittheilen, eher gehe ich nicht von der Stelle. Verzeihung, Mutter," rief er dann oft, wenn er sah, wie der Schmerz um sein unverdient hartes Geschick sie in Bangigkeit im Zimmer umhertrieb, „Verzeihung dem Sohne, der täglich Ihre Wunden wieder öffnet! Aber ich kann von Christinen nicht lassen, ich kann es nicht. Unsere Seelen sind von den ersten Jahren unserer Kindheit an ineinander geflossen, unsere Herzen hat alles verbunden, was dem Menschen heilig ist, und wir können uns nicht trennen, ohne zugleich jedem Glück dieses Lebens zu entsagen."

„Nun, bei Gott," rief Haller, als wieder einmal ein solcher Auftritt Mutter und Sohn außer sich gesetzt hatte, „nun, bei Gott, Du sollst Deinen Wunsch erfüllt sehen, wenn mich nicht alles verläßt, was sonst an Tist und Scharfsinn mir zu Gebote stand. Du sollst Christinen sehen und sprechen. Aber dann, Bruder, mach keine weitern Sprünge; dann reise mit Gott und laß den Spleen daheim, der doch im Grunde das schlimmste Erbtheil ist, das Dein Vater Dir geben konnte."

Der folgende Tag war kaum angebrochen, als Haller schon munter auf den Füßen war, ohne Jemanden vom Hause Rede stehen zu wollen, und die zehnte Stunde hatte noch nicht geschlagen, als ein gepuztes Dienstmädchen in Frau Wallers Zimmer trat, einen freundlichen Empfehl von dem Herrn Landschreiber Falk vermeldete und die beiden jungen Herrn zu einem Lustgang auf die Habsburg einlud, wo die Frau Landschreiberin, eine nahe Verwandte Hallers, mehreren jungen Leuten ein kleines Fest geben wolle.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

(Fortsetzung.)

Dupin über französischen Nationalreichthum.

Diese Multiplicatoren geben einerseits dem Bürger hinsichtlich der Abgaben, die er zu entrichten hat, andererseits aber auch den Regierungen die befriedigendste Aufklärung. Die gesammten Abgaben, welche das französische Volk der Regierung und der Geistlichkeit zusammen bezahlte, waren im Jahr 1750 gleich $44\frac{1}{2}$ Tagwerken. 1780 = $52\frac{1}{2}$, 1830 = 22. Die Abgaben betrugen 1750, 15 Procent vom Einkommen der Unterthanen, 1780, 20 pCt., 1830, $11\frac{1}{4}$. Das Wachsen des Multiplicators einerseits, die Verminderung der Lasten andererseits weisen auf eine zweifache Ursache des größern Wohlstandes hin, in dem das Volk im J. 1830 gegen das im J. 1730 lebt.

Dieser namentlich seit fünfzig Jahren so rasch zunehmende Wohlstand des französischen Volks ist Ursache und Folge zugleich der Zunahme des mittlern Lebensalters; dieses betrug 1780, $28\frac{1}{2}\frac{5}{6}$ Jahre, 1830 dagegen $35\frac{1}{2}\frac{5}{6}$ Jahre. In einem halben Jahrhundert hat also das mittlere Lebensalter des Franzosen um 7 Jahre, das heißt um das Viertheil des Lebensdurchschnitts im J. 1780, zugenommen. Es rührt dies allerdings zum Theil, aber durchaus nicht allein von den Kuhpocken her.

Vom höchsten Interesse und von der größten praktischen Wichtigkeit wäre es, wenn man alle Völker Europas einem ähnlichen Kalkul unterwerfen könnte, wenn man ihren Reichthum mit ihren Gesetzen, ihrer Kulturstufe, ihren Sitten zusammenstellte. Es ließe sich daraus nicht nur rückwärts, sondern auch für die Zukunft ableiten, nach welchen Gesetzen unter diesen und jenen Verhältnissen der Nationalwohlstand zunimmt. Dupin versucht dies für Frankreich. „Frankreichs Nationalreichthum," sagt er, „hat sich im vorigen Jahrhundert um mehr als das Doppelte, im letztverflossenen um mehr als das Vierfache vermehrt; soll nun dieser Wachsthum, das seit dreihundert Jahren nicht Bürgerkriege, nicht Religionskriege, nicht die lange Umwälzungsperiode zwischen 1790 und 1830 zu hemmen vermochten, gerade jetzt in Stocken gerathen? hat etwa der Wohlstand seine höchste Entwicklungsstufe erreicht, und muß er jetzt im selben Verhältnisse sinken, in dem er gestiegen ist? Diese Fragen beantworten sich, wenn man den Ursachen des wachsenden Wohlstandes seit drei Jahrhunderten näher nachforscht." Dupin entwirft nun eine Skizze der innern Verwaltung Frankreichs seit dem ersten Herzog von Orleans bis auf unsere Zeit; er zeigt, wie die fortschreitende Entwicklung der Künste und Wissenschaften mit der Ausbreitung des Volksunterrichts gleichen Schritt hält, und wie letztere sich in gleichem Maße verbreitet, als der Wohlstand stand und somit der Nationalreichthum zunimmt. Soll dieser Wohlstand wieder sinken, müßte die Regierung die Wissenschaften feindlich verfolgen, statt sie zu beschützen, müßte sie die höhere Bildung stören, den Volksunterricht unterdrücken. Letzterer wird aber jetzt mehr gefördert als je: in den fünfzehn Jahren seit der Restauration war nur eine Million Franken aus dem Staatsschatz darauf verwendet worden, jetzt ist jährlich eine Million, d. h. fünfzehnmal mehr, dazu angewiesen. So große Fortschritte auch in neuerer Zeit Künste und Wissenschaften gemacht haben, so gibt es doch wohl keine Kunst, keine Wissenschaft, die nicht durch neue Entdeckungen und Erfindungen noch unendlich vervollkommt werden könnte. Lassen wir die neuen Erfindungen, welche der Nachwelt vorbehalten seyn mögen, ganz aus dem Spiel, und sehen nur, welcher ausgedehnten Anwendung die bereits gemachten Erfindungen fähig sind. Der Mensch benuzt die Körperkraft mancher Thiere; dieser Thiere sind nun in Frankreich noch viel zu wenig, ihre Racen sind überdies schlecht, schwach; überall hat die Staatswirthschaft mit Unwissenheit und Vorurtheil zu kämpfen, um künstlich den Futterbau mehr Ausdehnung zu geben. Die Kunst, gleichsam ganz neue Thiere zu schaffen, nach Bedürfniß, durch die Kraft der Intelligenz jedem Körpertheil diese oder jene Größe, Gestalt, Kraft und Consistenz zu ertheilen, diese Kunst, in der es Deutsche und Engländer so weit gebracht haben, kommt in Frankreich kaum erst auf.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 11.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 119.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 19. Mai 1831.

— Menschenfeind soll ich im Blüthenhaare noch werden,
Der hier stets obhand, siegend kämpfete? Nein!
Menschenfeind soll mich zum Menschenfeinde nicht machen;
Thränen im Blick, nicht Zorn, scheid' ich, Brüder, von euch.

Klopstock.

Der sterbende Cosmopolit.

So brechet aus, der Seele Klagen!
Und fraget meiner Jugend Gott:
Wie soll ich's deuten, wie ertragen?
Ist's Fügung, ist's des Schicksals Spott:
Daß man mich aus der Menschheit Bunde,
Den Einsamen, hinausgedrängt?
Daß über meiner letzten Stunde
Nicht Ein geliebtes Auge hängt?

Du grüner Wald, in dem zur Stunde
Ein heißes Leben kühl erlischt!
Du stiller Ort, mit dessen Grunde
Sich meine Asche bald vermischt!
Ihr Wellen, die ihr, wie mit Klagen,
Vielleicht um mich? hinunter rollt!
Ihr sollt es doch den Menschen sagen,
Daß ich mit ihnen nicht gegrollt!

Ein edler Geist entsagt dem Lobe,
Weil heil'ger Sturm die Räder treibt;
Doch ernst und bitter wird die Probe,
Wenn auch die Liebe außen bleibt,
Wenn mit den Stürmen, mit den Klippen
Die eigne Mannschaft sich verschwört,
Und wenn das Ohr von theuern Lippen
Die Worte der Verdammung hört.

O süßes Bild, das mir die Tage
Der Jugend hell und froh gemacht!
Oft feierte dich meine Klage,
Wohl öfter, als ich selbst gedacht!
Von Mängeln frei und rein vom Staube —
So stand'st du glänzend oft vor mir;
Das Herrlichste, an was ich glaube —
Ich gab es, o Geliebte, dir!

Die Wünsche, die mein Herz erfaßten,
Hatt'st du zu ehren nicht gelernt;
Wohl weiß ich, wie du den Fantasten
Mit leichter Art von dir entfernt.
Ach, zögernd hab' ich dich beschuldigt!
Man mißt den schönen Traum mit Schmerz!
Doch dann — nicht länger dir geduldigt;
Die Wahrheit forderte mein Herz.

Jetzt wußt' ich es: nicht einer Grille
Der Jugendliebe Opfer galt!
Es war der tiefste heil'ge Wille,
Und theuer hab' ich ihn bezahlt!
Doch wenn die Brust in Sehnsucht krankte —
Mehr hatt' ich noch, als ich verlor;
Am stolzen Baum der Tugend rankte
Des Geistes Rebe sich empor.

Digitized by Google

Was war die Thorheit, der man grollte?
Daß ich mein selbstgepflanztes Brod
Von meinem Acker essen wollte,
Und nicht erpreßt von Andrer Noth;
Nicht leise sprach, wenn ich vom Hasse,
Wenn ich von Liebe war beseelt;
Daß ich die peinlich enge Straße
Entnervter Höflichkeit verfehlt;

Daß ich, was thöricht und was kränklich,
Für klug nicht und gesund erkannt,
Und was ich schaute, unbedenklich
Mit seinem Namen gleich benannt;
Daß ich den Tadel in dem Munde,
Zuwider altem Recht und Fug,
Und doch in meines Herzens Grunde
Die Hoffnung beff'rer Zeiten trug.

So hat der Liebe tiefes Streben
Den Jüngling wahrlich nicht verwöhnt;
Nur immer mehr hat mich das Leben
Mit der Geliebten ausgesöhnt.
Die sich dem Dienst der Menschheit weihen —
Ich weiß, was man von ihnen spricht.
Ich lernte dulden und verzeihen;
Doch widerrufen kann ich nicht!

Ich schwang in blutigen Gefechten
Hoch das Pannier von Washington;
Rang deine Enkel zu entknechten,
Stiefmütterliches Albion;
Vom Polenkampf die heiße Wunde
Verkühlt' ich in Siberiens Schnee;
Aus Eoszjusko's bleichem Munde
Hört ich: „Finis Poloniae."

Ich schaute der Bastille Trümmer,
Vom Licht der Freiheit roth erhellt;
Begrüßte sie im Morgenschimmer
Auf Ayacucho's blut'gem Feld;
Entgegen zog ich Deutschlands Dränger,
Zu rächen alte, tiefe Schmach;
Das Vaterland der alten Sänger
Rief den betagten Fechter wach.

Nicht Kampf und Blut war meine Freude,
Und nicht nach Lorbeern ging mein Geiz;
Gern trennt' ich mich vom Waffenkleide
Und prahlte nicht mit ehrnem Kreuz.
Für meines Volks bedrohte Rechte
Spart' ich die freie Rede nicht;
Ich tröstete die schwarzen Knechte
Durch meines reinern Glaubens Licht.

Ich ruhte nicht bei fremdem Golde
Auf weichen Pfühl behaglich aus;
Ich nährte mich von meinem Solde
Und grub mein eignes Feld zu Haus.
Der Bach, von dem ich trank — er kehrte
Nicht Nachbarhütten brausend um;
Das Eisen, das ich schwang, versehrte
Nicht fremden Glückes Heiligthum.

Mich heilte nicht besorgte Pflege,
Wenn ich für fremde Wohlfahrt litt;
Die Wandrer zogen ihr Wege
Gleichgültig, mit beeiltem Schritt.
Und dennoch treu und unerkaltet
Schlug für die Menschheit dieses Herz;
Denn immer frisch und unveraltet
Sprach zu dem Fühlenden ihr Schmerz.

Und wie man hört von edlen Rossen,
Daß sie sich Adern aufgewühlt,
Und mit dem Blut, der Brust entflossen,
Des Durstes heiße Qual gekühlt:
So lockt' ich, wenn in finstrer Stunde
Das Leben seinen Glanz verlor,
Oft aus der Seele tiefem Grunde
Der Dichtung rothen Strahl hervor.

Ihr, die so nüchtern und geschäftig
Dem Sänger seine Lust vergällt,
Wißt: dichtend wird die Seele kräftig,
Und Träume deuten uns die Welt!
Wie in des Lenzes grünem Laube
Die Frucht des Herbstes sich verheißt:
So zieht dem Sieg voran der Glaube,
Den Helden zeugt des Dichters Geist!

Und wie der Schwalben muntern Schaaren
Von einem ew'gen Frühling träumt,
Obwohl schon oft in frühern Jahren
Dem Winter sie das Feld geräumt:
So sah ich, oft vom Schnee betroffen,
Der Garten mir begrub und Haus,
Doch stets mit ungebeugtem Hoffen
Nach neuer goldner Zeit hinaus.

Von Ungemach in Süd und Norden,
Bei Menschen, ungeschlacht und wild,
Sind meine Wangen braun geworden,
Mein Angesicht erscheint nicht mild;
Und sanft doch, wie die erste Blüthe,
Die sprosset aus des Frühlings Grund,
Bin ich im innersten Gemüthe,
Und Segen wohnt auf meinem Mund.

Digitized by Google

Gestalten ziehen bunt vorüber!
Sie winken mir, sie grüßen mich;
Ich komme bald! mein Blick wird trüber —
Ha, schönes Bild, erkenn' ich dich?
Es sind die Züge der Geliebten,
Die mich so lange nicht verstand;
Jetzt reicht sie reuig dem Betrübten,
Geläutert, über's Grab die Hand.

Jetzt drängen all' die Liebesflammen,
Die ich der Menschheit Dienst geweiht,
Vor Einem Bilde sich zusammen,
Und dennoch bleibt das Herz mir weit.
Ein Leben, das ich, hoch gemuthet,
Verpfändet für der Völker Glück,
Aus den geliebten Augen fluthet
Mir's als Unsterblichkeit zurück.

Der Abendstern.

(Fortsetzung.)

Die Freude, welche Eduarden diese unerwartete Einladung machte, bei welcher ihm seines Freundes Plan plötzlich klar ward, wurde freilich in Herrn Saltingers Hause nur von einer einzigen Person getheilt, denn Tante Martha hatte, als man Christinen ebenfalls eine Einladung zukommen ließ, nach den gebührenden Komplimenten sich sogleich um die Theilnehmer der Parthie erkundigt und leicht in Erfahrung gebracht, daß Eduard dabei seyn werde. Indessen eine solche Höflichkeit von dem ersten Hause im Städtchen konnte und durfte nicht ausgeschlagen werden, und überdieß hatte Haller die Vorsicht gebraucht, auch Herrn Samuel Fries auf die Liste der Einzuladenden zu setzen, unter dessen Geleitschaft, wie er mit Recht muthmaßte, man Christinen weit eher Theil nehmen lassen würde.

Der schönste Juninachmittagshimmel wölbte sich wolkenleer über der heitern Erde, als nach Tische die Gesellschaft von ungefähr zwanzig Personen beiderlei Geschlechts durch die Thore von Brugg ging und sich über die ehmalige Heide, die jetzt größtentheils angebaut ist, gegen den Hügel zog, auf dessen romantischem Gipfel Habsburgs Trümmer stehen. Alle erschienen aufs schönste nach dem Geschmacke jener Zeit gepuzt; großgeblumte Zitze, hier und da ein Kleid von dichtem und schwerem Stoff, in welchem die Eigenthümerinnen zu Ehren der Mode bei der gewaltigen Hitze fast erlagen, Schuhe mit hohen Absätzen, auf denen man allerdings in der Schwebekunst sich üben konnte, hohe Frisuren, auf welchen kleine Hütchen thronten, und hundert andere hübsche Dinge waren zur Augenweide ausgestellt, und mehr als eins der jungen Frauenzimmer vergaß, wie denn das auch jetzt noch zuweilen der Fall seyn soll, die Schönheit des eigenen Anzugs, um über den der Freundin zu glosiren und der Nachbarin leise allerlei wohlwollende Bemerkungen ins Ohr zu flüstern.

Mehrere Fußpfade führen jetzt und führten schon damals durch ein liebliches Buchenwäldchen zur Höhe, und die muntere Gesellschaft theilte sich, von Hallern dazu veranlaßt, um zu versuchen, welcher Weg am schnellsten zum Ziele führe. Er selbst faßte den Brautwerber, Herrn Fries, unter den Arm, indem er dessen Eitelkeit die Freude machte, sich von dem Aufenthalte in Deutschland und all den wichtigen Bemerkungen erzählen zu lassen, die er auf seinen Reisen zu machen Gelegenheit gehabt hatte. Wie sich auch, wenn das Interesse des Gespräches einigermaßen zu fallen begann, der Gefangene wand und drehte, um wieder loszukommen und Christinen, die er ganz aus den Augen verloren hatte, aufzusuchen, so konnte er doch nicht dazu gelangen, und vermochte sich, trotz aller guten Meinung von sich selbst, nicht zu erklären, woher wohl die plötzliche Freundschaft des jungen Mannes entstanden sey, der ihn nicht mehr von seiner Seite lassen wollte. Dabei hielt Haller alle Mitgehenden immerwährend in Athem, bald durch fröhlichen Zuruf, bald durch ein munteres Liedchen, bald durch einen heiteren Scherz, und die ganze Versammlung langte so aufgeregt auf dem freien Platze vor dem Schlosse an, daß es Niemanden sonderlich auffiel, als Christine an Eduards Arm etwas später und von einer ganz andern Seite heraufkam, ja daß sogar außer Herrn Fries kein Mensch von dem vorgeblichen Irregehen Arges zu denken schien. Ein einziger Blick auf Christinens sanft geröthete Augen und Lindsays bewegte, aber zufriedene Züge reichte indessen hin, Hallern zu überzeugen, daß sein Zweck erreicht sey, daß der junge Mann seiner Freundin den festen Entschluß der nahen Abreise entdeckt habe, und daß sie vollkommen mit einander einverstanden seyen.

Unter heiterm Gespräch und fröhlichem Spiel entflogen Nachmittag und Abend auf den Schwingen der Freude. Es hatten sich bei den Ruinen, wie das jetzt noch häufig geschieht, Kurgäste von Schinznach eingefunden und zum Theil unter die Gesellschaft gemischt, die in fröhlicher Lebendigkeit sich auf dem Schloßplatze herumtummelte. Ein ältlicher Mann, dessen feine und anziehende Züge durch den Ausdruck eines tiefen Leidens verdunkelt waren, saß abgesondert unter einer hohen Buche und sah mit freundlichem Ernst dem Treiben der jungen Welt zu. Seine Blicke hefteten sich öfters mit Theilnahme auf unser junges Paar, und nach einem kurzen Gespräch theils über die Umgegend, theils, von dieser ausgehend, über die Vergangenheit, welches er Gelegenheit nahm, mit Eduard anzuknüpfen, schüttelte er ihm so traulich die Hand, daß dieser sich unwillkührlich von dem Manne angezogen fühlte und noch mehrmals während des Abends sich in kleine

Digitized by Google

Unterhaltungen mit ihm einließ. Er schien allerdings ein Fremder zu seyn; welcher Nation er aber angehören mochte, blieb unentschieden, da er die deutsche Sprache vollkommen geläufig sprach; den Stand hätte man allenfalls an seinem zwar einfachen, aber kostbaren Anzuge errathen können; indessen gab eines der Frauenzimmer, die sich von Schinznach eingefunden hatten, den gewünschten Aufschluß, indem sie ihn „Graf Lieben“ nannte und mit diesem Titel auch zugleich die Achtung des größern Theils der Anwesenden vermehrte.

Allmählig hatten sich die abendlichen Schatten verlängert; die Gesellschaft wollte noch den spätern Aufgang des Mondes zur Heimfehr erwarten, und hatte sich hierund dorthin zerstreut. Fries saß, von Hallern in eine Ecke des Tisches komplimentirt, und welcher er, um wegzugehen, über seinen neuen muthwilligen Freund hätte wegsteigen müssen, hinter einigen Weinflaschen, aus welchen nach und nach Vergessenheit aller gestörten Hoffnungen dieses Tages in ihn überzugehen begann; Eduard aber und Christine hatten diesen freien Augenblick benutzt, um in einiger Entfernung von der Burg, auf dem Abhang des Hügels stehend, freundliche Abschiedsworte zu wechseln. Wie vor drei Jahren in dem Garten unter der Linde glänzte der Abendstern traurig mahnend zu ihnen hernieder; wie damals lag die schöne Landschaft im Abendduft vor ihren Blicken, aber heißer und inniger waren jetzt ihre Gefühle, als in jener ersten Trennungsstunde, denn ihre Liebe hatte sich bewährt; sie sollte mehr noch sich erproben, und sie wußten jetzt beide deutlich, daß nur vereinigt ihnen das Lebensglück erblühen konnte. „Christine,“ sprach Eduard mit ernster Stimme, „wir stehen wieder an einem neuen Abschnitte unsers Daseyns; wirst Du dem scheidenden Freunde Wort halten können und wollen? Werden nicht die Schmeicheleien derer, die, vielleicht in schönerer Gestalt, als Herr Samuel Fries, um Dich freien werden, sollen nicht Deines Vaters Bitten, der Verwandten und Freunde Zureden Dich vermögen, ein anderes Anerbieten anzunehmen, bevor ein Jahr verflossen ist? Willst Du ein Jahr lang treu und liebend meiner harren, und wenn ich dann nicht wiederkehre, wenn ich Dir dann keine gegründeteren Hoffnungen geben kann, als jetzt, willst Du mir dann eine Thräne schenken und mein Bild heilig bewahren bis an jenen großen Tag, wo auch wir uns wiedersehen werden?“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

(Beschluß.)

Dupin über französischen Nationalreichthum.

Die tedten Kräfte sind noch weit größerer Entwicklung fähig. Vor 1750 besaß Frankreich eine Kanalstrecke von höchstens 150 Lieues; gegenwärtig sind die Kanäle 600 Lieues lang, und ehe sechs Jahre vergehen, werden sie 1000 Lieues lang seyn, wenn die zu drei Viertheilen vollendeten Arbeiten beendigt sind. In ähnlicher Progression ist die Verbesserung der Landstraßen fortgeschritten; indessen sind sie noch nichts weniger als vollkommen. Nicht lange, so wird das System der großen Kommunikationslinien an allen Orten, wo die Masse des Transports den Aufwand zu bezahlen verspricht, durch Eisenbahnen vervollständigt werden; bald wird Frankreich 50 Lieues Eisenbahnen haben, bereits aber hat England deren 1000. Mehrere Reihen Eisenbahnen nebenemander verbinden Manchester und Liverpool, zwei Städte, die zusammen 350.000 Einwohner zählen. Wie erstaunlich rasch heutzutage die Kommunikation geworden ist, geht daraus hervor: ein Schiff von 300 Tonnen (300.000 Kilogramm) wird am Kai von Liverpool aufgeladen, die Waaren werden auf Wagen gepackt, auf der Eisenbahn fortgeschafft, und wenige Stunden darauf, am selben Tage, ist die ganze Ladung in Manchester. Weit entfernt also, daß die Transportmittel zu Wasser und zu Land in Frankreich die höchste Stufe der Vollkommenheit erreicht hätten, haben die Franzosen noch sehr viel zu thun, wollen sie nur das Ziel erreichen, das ihre Nebenbuhler erreicht haben und mit immer wachsender Eile überflügeln. Weg auf Wagen ist der Unterschied in der Benutzung der Kraft des Dampfes. Man hat berechnet, daß die Dampfmaschinen in den drei Königreichen mehr leisten, als 7 Millionen Menschen leisten könnten; in Frankreich leisten sie noch nicht so viel als 500.000. In den 59 Jahren von 1778 bis 1817 betommt Paris nur neun Dampfmaschinen, in den vierzehn Jahren von 1817 bis 1831 betommt es 119, und trotz dieses ungeheuren Zuwachses verhält sich noch die in Frankreich angewendete Dampfkraft zu der in England angewendeten wie 1 zu 14. — Dupin berechnet nun nach dem Multiplikator des Reichthums dieser Vorausder Engländer. Der französische Multiplikator war 1750 = 181$\frac{1}{2}\frac{5}{0}$, 1830 = 215$\frac{1}{2}\frac{5}{0}$; der englische war 1830 = 250. Der französische hat demnach in einem Jahrhundert um 34$\frac{1}{2}\frac{5}{0}$ zugenommen; der englische ist vor dem französischen voraus um 34$\frac{1}{2}\frac{5}{0}$; somit brauchten die Franzosen ein volles Jahrhundert, um die Engländer auf ihrem jetzigen Standpunkt einzuholen, wenn sie nicht rascher vorwärts streben, als ihre Väter.

Dupin schließt mit folgenden Worten: „Wenn mitten im überall zunehmenden Wohlstande das Nationalvermögen plötzlich einen Stoß zu erleiden scheint, wenn an die Stelle des anfänglichen unbedachtsamen Zutrauens ein noch unbedachtsameres Mißtrauen tritt, so ist es die Aufgabe der Theorie, deren Resultate ich heute zum Theil dargelegt habe, zu beweisen, auf welch unerschütterlicher Grundlage der französische Wohlstand ruht. Allen Unbilden, womit man seine Bürde bedrohen könnte, zu trotzen, vermag er allerdings nicht; man dürfte ihm nur mit eiserner Consequenz fort und fort störend entgegenwirken. Der durch die Industrie der Nation kapitalisirte Reichthum eines Staats gleicht einer chemischen Auflösung: so lange der Chemiker die Flüssigkeit schüttelt, bringt er nichts aus derselben heraus; hört er aber auf, zu rütteln, läßt er sie ruhig stehen, so sieht er bald, wie sich Krystalle an den Seiten des Gefäßes ansetzen; über die erste Schichte legt sich eine zweite, über diese eine dritte, und das Werk der Natur wächst in geregeltem Gange. So ist die Bedingung, ohne welche der Reichthum eines Volks seine Schätze, wenn ich so sagen darf, nicht niederschlagen, krystallisiren, konsolidiren kann, gesellschaftliche Ruhe. Diese Ruhe kann nur aus der Ordnung entspringen, und nur eine gute Regierung kann dem Vaterland diese Ordnung verschaffen.“

Beilage: Kunstblatt Nr. 40.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 120.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 20. Mai 1831.

Jedes Denkmal rede für sich und erkläre sich selbst, ohne daß wir irgend aus einer Lieblingsgegend die Erklärung holen.

Herder.

Naturgeschichtliche Betrachtungen über einige Thiere, welche auf einem Basrelief vom Tempel des Jupiters zu Olympia abgebildet sind.

Die französische wissenschaftliche Expedition in Morea hat sehr interessante Bruchstücke eines marmornen Basreliefs, das die zwölf Thaten des Herkules vorstellte, nach Paris geschickt. Diese Trümmer rühren von dem berühmten Tempel des Jupiters zu Olympia am Ufer des Alpheus her. Olympia ist zwar völlig vom Boden verschwunden; aber die Andeutungen des Pausanias führten auf die Spur des alten Orts, und der Architekt Blouet ließ im aufgeschwemmten Boden des Alpheus Nachgrabungen anstellen; hier entdeckte man nun einen Theil vom Giebel des Tempels des olympischen Jupiters, und daran namentlich eines der Basreliefs, welche Pausanias beschreibt und als die Arbeit des Alcamenes, des ausgezeichnetsten Schülers des Phidias, rühmt. Auf diesem Basrelief, so weit es aufgefunden wurde, sieht man verschiedene der Thiere abgebildet, von denen der Heros Griechenland gesäubert hat. Ueber diese Thiere hat der bekannte Naturforscher Geoffroi St. Hilaire eine Abhandlung bekannt gemacht, und die zahlreichen Leser, welche sich für das Alterthum und für Naturgeschichte zugleich interessiren, werden einen Auszug daraus nicht ohne Vergnügen lesen.

* * *

Bei Betrachtung dieser kostbaren Reste des Alterthums mußte sich mir als Naturforscher bald die Frage aufdringen: was waren das für Thiere, die zu Phidias und Alcamenes Zeit Gegenstände der Sculptur wurden? was war dieser nemeische Löwe, diese lernäische Hyder, dieser Stier von Creta, dieser Eber von Erymanthus? Wie weit hielt sich damals die bildende Kunst an die wirkliche thierische Natur? Es gibt verschiedene Arten von Löwen, Stieren, Ebern; früher hatte man freilich im Allgemeinen mit solchen Thiernamen sehr vage Begriffe verbunden und sich damit begnügt; wenn aber nun zu erwarten stände, daß sorgfältigere wissenschaftliche Untersuchung solcher alter Materialien für die mythische oder die historische Zeit zu wichtigen Aufschlüssen oder auch nur zu interessanten Bemerkungen führen könnte, warum sollte man sich die Mühe verdrießen lassen? Der Sinn für Zoologie ist heutzutage entwickelter, der Blick für die Formen der Thierwelt geschärfter, warum sollten wir uns also nicht umsehen, wie weit bei solchen sehr ausgearbeiteten Produkten der Kunst die lebende Natur zu Rath gezogen worden ist? Denn wenn auch solche Darstellungen nicht immer wirkliche Porträts sind, so konnte doch der Künstler nimmermehr gegen seinen eigenen Zweck handeln, und die Formen absichtlich so zeichnen, daß man nicht wußte, was das Dargestellte bedeuten sollte.

Nun fehlt es aber nicht an Alterthumsforschern, welche sagen, der Naturgeschichte komme es nicht zu, bei rein mythologischen Fragen ein Wort mitzusprechen, in einem

Digitized by Google

Streit über die Bedeutung von Symbolen mitzustimmen, wie denn z. B. die zwölf Thaten des Herkules lauter fabelhafte Beziehungen haben. Nach dieser sehr verbreiteten Ansicht stellen die Thaten des Herkules nichts als die zwölf Zeichen des uralten Thierkreises vor, die Scenen und Motive, welche allegorisch die uralte, allen Völkern gemeinschaftliche Kosmogonie darstellen, sind hiebei nur in griechischen Styl übertragen. Mehrere Jahrhunderte, bevor in Europa die Kultur nur Wurzel geschlagen hatte, legte die Entdeckung des Thierkreises den Grund zu einer indischen Theogonie; wie kann man also aus einem zu Olympia entdeckten Basrelief, das nur eine Version dieses uralten Themas ist, die Elemente einer altgriechischen Zoologie herausfinden?

Leute, die einmal den Hang haben, Alles zu generalisiren, sind schnell fertig mit Sätzen, die für alle Zeiten und alle Völker gelten sollen. Man darf sich aber wohl vorsehen, ehe man solchen Denkern mit lebhafter Einbildungskraft ihr Wort glaubt, und so ist wohl auch die Frage noch nichts weniger als ausgemacht: ob die Griechen, als sie sich zu kultiviren begannen, die indischen Fabeln gekannt und unter sich aufgenommen haben; oder ob sie vielmehr, sich auf dieselbe Weise wie alle andern Völker aus der Barbarei emporringend, dieselben Hindernisse zu überwinden, ähnliche Schicksale zu erleben hatten, ob ihre Siege über die Elemente ihnen dieselbe Freude verursachten und sie ihre Gefühle ungefähr auf gleiche Weise äußerlich zur Darstellung brachten. Ist ja doch der Mensch auf der ganzen Erde derselbe; auf den verschiedensten Punkten der Erde wird ihm ja Anfangs dieselbe Aufgabe, dasselbe Geschäft zu Theil; er denkt hier wie dort, einer wiederholt den andern, aber sie entlehnen nicht von einander. Jeder Volksstamm feiert seine Siege über die Natur mit denselben Triumphgesängen, und nur Völker von uralter Kultur haben eine geschriebene Geschichte. Davon wollen aber jene Philosophen häufig nichts wissen, und sie leiten daher die Uebereinstimmung oder Aehnlichkeit in Zweck und Mitteln, die man überall bemerkt, wo der Mensch die ersten Schritte auf der Bahn des geselligen Lebens macht, von Erfindungen des ältesten Volkes ab, und erblicken in den geistigen Aeußerungen der folgenden Geschlechter lauter Reminiscenzen. Bei den zwölf Thaten des Herkules insbesondere aber ist ja vollends Charakter und Ausdruck durchaus und ausschließlich griechisch. Sämmtliche Namen der Allegorie beziehen sich auf Lokalverhältnisse: sie spricht zu Griechen von ihren Städten, Thälern und Bergen; der Stier von Gnossus oder Kreta, der Löwe von Nemea, der Eber von Erimanthus oder Calydon u. s. w., das ist lauter griechische Erfindung, lauter hellenische Geschichte und Geographie.

Aus dem erwähnten Basrelief, das nicht nur durch sein Alter von zweiundzwanzig Jahrhunderten merkwürdig, sondern auch als ein Werk aus der höchsten Blüthezeit der griechischen Skulptur und als das Original zu einem Kommentar des Pausanias wichtig ist, lernen wir leider nur drei Thiere aus dem alten Griechenland kennen, den Stier, den Löwen und den Eber; ein Schlangenkopf, der zur Darstellung der lernäischen Hyder gehört zu haben scheint, ist nicht nach Europa gekommen, und die übrigen Darstellungen der Thaten des Heros sind nicht aufgefunden worden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Abendstern.

(Fortsetzung.)

„Ich gelobe es!“ sprach Christine mit fester Stimme, indem sie den Blick gen Himmel hob und die Thränen zurückhielt, die sich hervordrängen wollten; „aber Du selbst — wird nicht, wenn Deine Hoffnungen sich erfüllen, wenn Glanz und Ehre Dich umgeben, wird dann nicht das arme Mädchen, das hier einsam um Dich weint, Dir zu gering werden, wird die Heimath, die Dir jetzt ein Paradies scheint, sich Dir dann nicht entfremden?“ — „Nie, o nie!“ rief Eduard, das zarte Mädchen umschlingend, aus der Fülle seines Herzens; „sieh nur, dort leuchtet es ja auf uns nieder, das helle Gestirn, der Zeuge unserer Liebe; es hat unsere Schwüre vernommen; jede seiner sanften Strahlen würde dem Eidbrüchigen zur strafenden Flamme werden.“ Ein nahes Rascheln im Gesträuche machte die beiden Liebenden aufmerksam; sie schauten besorgt dahin, woher es gekommen war, und entdeckten mit einiger Ueberraschung den fremden Herrn, der schnell auf sie zutrat. „Auch ich war Zeuge Eurer Gelübde, meine lieben jungen Freunde,“ sagte er, indem er beider Hände freundlich ergriff, „gedenkt dieser Stunde, wenn das Leben scheidend zwischen Euch tritt. Leicht ist der Schwur, wenn er gethan wird, schwer liegt er auf dem Herzen dessen, der ihn gebrochen hat; Gott gebe, daß Ihr den Jammer eines auf diese Weise verscherzten Glücks nie zu tragen haben möget.“ Ein leiser Druck der Hand galt statt des Abschiedes, und das erstaunte Paar sah den Fremden mit einiger Eile den steilen Abhang hinunter klimmen, der zu den Badgebäuden führt.

In diesem Augenblick kamen einige Personen der Gesellschaft, um zu melden, daß so eben der Mond hinter dem Berg heraufsteige, und die ganze muntere Karavane machte sich fröhlich und ein wenig lärmend auf den Weg. Die einen saugen, die andern, denen der Gott des Weines etwas zu viel Begeisterung eingeflößt hatte, führten wunderliche Reden und unterbrachen mit Halloh zuweilen der Gefährten harmonische Töne; Eduard aber führte die

Digitized by Google

Geliebte am Arm und beide waren in der Freude, sich so nahe zu seyn, in dem Genuß des herrlichen Abends und in dem Schmerz der nahen Trennung dermaßen versunken, daß nur leise innige Worte zwischen ihnen gewechselt wurden, bis sie vor dem Thore des Städtchens anlangten, wo das Mädchen für den kleinen Rest des Weges Hallers Sorge übergeben wurde, welcher den taumelnden Herrn Samuel, den er bis dahin vor Unfall bewahrt hatte, nun seinem Schicksal überließ.

Acht Tage später hatte Eduard sich mit allen nothwendigen Papieren versehen, und bereit, am folgenden Morgen seine Reise anzutreten, ging er die Straße zu Herrn Saltingers Hause hinunter, um ihn mit seinem Vorsatze bekannt zu machen und sich einen freundlichen Abschied zu erbitten. Die Hoffnung, Christinen noch einmal allein zu sehen, bewegte zwar sein Herz dießmal nicht, denn er hatte an jenem Abende einstweilen allen andern Erwartungen entsagt und sich mit der Kraft einer edlen Seele über jede Entbehrung erhoben, welche die nächste Zeit ihm noch auferlegen mußte; aber dennoch pochte seine Brust gewaltsam und Hand und Stimme zitterten, als er die Thüre des Ladenstübchens öffnete, als er vor dem immer noch verehrten und geliebten Mann stand und ihm sein Vorhaben kund that. „Wie, nach England willst Du gehen, mein Junge?“ fragte Herr Abraham mit halb erstaunter, halb zufriedener Miene, schritt dabei in dem kleinen Raume gravitätisch auf und nieder, nickte und schüttelte wechselsweise mit dem Kopfe und ein „hm“ nach dem andern war alles, was er während einiger Minuten von sich hören ließ; aber mit jedem Laute wurde sein Gesicht freundlicher und sein Ton beifälliger. „Höre Eduard!“ sprach endlich der Alte, indem er sich vor seinen jungen Freund hinstellte; „ich glaube die Ursache Deines Planes wohl zu errathen, denn Deine und meiner Tochter Gesinnungen sind mir keineswegs fremd geblieben, ja sie haben mir, da ich mich in der Unmöglichkeit sah, Eure Wünsche zu erfüllen, manche trübe Stunde gemacht. Jetzt denke ich, Du wilst in das ferne Land reisen, um einen Ausweg zu ermitteln, um zu versuchen, ob Menschen und Schicksal Dir und Deiner Mutter, die ich, trotz ihres Jugendfehlers, achte und liebe, nicht endlich Gerechtigkeit widerfahren lassen und Dich in den Fall setzen werden, um eines ehrlichen Vaters ehrliches und unbescholtenes Kind zu werben. Einige Aeußerungen Deines verstorbenen Pflegevaters, der auch ein braver und würdiger Mann war, lassen mich vermuthen, Deine Schritte möchten nicht ganz erfolglos seyn, und ich bin denn auch der unbillige Mensch nicht, der eigensinnig auf seiner Ansicht beharrt, wenn sich ihm eine bessere darbietet. Sieh, ich hätte freilich meine Tochter gerne dem jungen Fries da drüben gegeben; der hätte meine Spezereihandlung übernehmen und ich hätte mich in dem Kreise meiner Kinder und Großkinder behaglich zur Ruhe setzen können, ohne den schönen Erwerb aufhören zu sehen, der mich und meine Familie so lange Jahre reichlich genährt hat. Allein ich sehe wohl, wie tief die Liebe zu Dir in dem Herzen des Mädchens sitzt, wie sie mit bleich wird und abfällt; Du hast denn auch immer einen großen Platz in meinem Herzen behauptet, Dein seliger Pflegevater war mein bester Freund, dessen Verlust ich noch täglich beklage, und wenn ich mit Ehren, versehst Du, mit Ehren euch vereinigen könnte, so möchte meinetwegen die Handlung auch hingehen. Darum segne Gott Dein Vorhaben, mein Sohn,“ setzte er hinzu, indem er ihn mit Thränen in den Augen herzlich umfaßte; „reise unter des Allmächtigen Schutze, betreibe Deine Angelegenheit, so gut es gehen will, und gib fleißig Nachricht. Christine soll, das verspreche ich Dir, noch unverbunden bleiben, bis Du entweder fröhlich heimkehren kannst, oder uns melden mußt, Du habest Dein Ziel verfehlt. Dann aber erwarte ich von Deiner Rechtlichkeit, daß Du billigermaßen auch meine Ruhe und das einzige Glück meines Alters in Rechnung nehmest, welche beide nur durch eine gute Heirath Christinens gedeihen können. Dann kehre, binnen einiger Jahre wenigstens, nicht mehr hierher zurück; die Zeit, die Vernunft und der Wunsch, ihren alten Vater in Frieden sterben zu sehen, werden mein Kind mit ihrem Verlust aussöhnen und sie meinem Verlangen geneigt machen, und mein Segen für Deine Schonung soll Dich dann überall, wo Du auch bist, erreichen.“ Gerührt streckte Saltinger bei diesen Worten die Hand aus, um die Verheißung seines jungen Freundes zu empfangen. „Ja, Vater, ich verspreche es Euch!“ rief der Jüngling begeistert, indem er den Alten mit stürmischer Heftigkeit an seine Brust drückte. „Grüßt mir Christinen zum letztenmale!“ flüsterte er noch mit halberstickter Stimme und eilte dann aus dem kleinen Hause, indessen Herr Saltinger sich in seinen Sorgenstuhl setzte, die Hand über seine nassen Augen legte und brummend zu sich selbst sagte: „Eine dumme Welt! eine recht dumme Welt!“

Von den Thränen und Segnungen seiner Mutter und den herzlichen Glückwünschen seines Freundes geleitet, der nun ebenfalls ungesäumt an den Ort seiner Bestimmung abgehen sollte, hatte Eduard am folgenden Tage seine Reise angetreten, die er über Bern machen mußte, weil seinem Reisepaß noch eine Beglaubigung fehlte. Im Begriff, mit sehr unsichern Hoffnungen die theure Heimath auf unbestimmte Zeit zu verlassen, und alle die Gegenstände seiner heißesten Anhänglichkeit auf dem kleinen Punkte wissend, von welchem das Schicksal ihn wegzog, vermochte er nicht schnell von der lieben Ge-

Digitized by Google

gend zu scheiden, die einen solchen Schatz von Erinnerungen in sich faßte. Als er sich den Bädern von Schinznach näherte und die Mauern des kleinen Bruggs immer weiter in den Hintergrund traten, da hielt es ihn gewaltsam fest; er beschloß, die Nacht hier zuzubringen und am Abend noch einmal den kurzen Gang auf die Habsburg zu machen, um von dort aus seinen Lieben ein letztes herzliches Lebewohl zuzurufen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

Die Theaterdirektoren, die Theaterdichter und das Ministerium.

Die Napoleons sind nun auf einmal alle von den Theatern verschwunden, nachdem einige freilich beinahe an hundert Darstellungen erhalten hatten. Hiermit hat es folgende Bewandtniß. Seit der im Julusmonat vorigen Jahres eroberten Freiheit hatte sich, wie ich bereits früher erwähnt, eine neue Laufbahn für die Theaterdichter eröffnet. Zum erstenmale konnten sie nach Belieben Stoff und Darstellungsart wählen, und Lebende und Todte zu dramatischen Personen machen. Wie man sich oft für eine lange Entbehrung durch einen übermäßigen Genuß entschädigt, so stürzten sich auch die Pariser Theaterdichter, besonders diejenigen, denen es mehr darum zu thun war, die Menge der Neugierigen herbeizulocken und die Kasse zu füllen, als etwas Hinterlistiges Sodann zu liefern, in die neue Bahn. Mancher Schmerz, welcher geheim bleiben wollte, wurde hervorgezogen, und Niemand konnte die Theater abhalten, Personen und Familien darzustellen, die gar nicht dargestellt seyn wollten. Besonders war dies mit der Madame Lavalette der Fall, welche sich durch die List, wie sie ihren Mann vom Tode gerettet, berühmt gemacht hat. General Lavalette ist jetzt todt, die Frau ist verrückt, vermuthlich weil die heftigen Gemüthserschütterungen ihre schwachen Nerven angegriffen haben, und sitzt schon einige Jahre in einem Irrenhause. Ihre Familie hielt es bei so bewandten Umständen für ungeziemend, daß man die arme Frau auf der Bühne darstellte. Sie konnte es aber nicht verhindern, und ihr blieb kein anderes Mittel übrig, als in den Zeitungen ihren Unwillen über die Unbescheidenheit des Theaterdichters auszudrücken. Das Stück wurde oft gegeben, und zwar mit jedesmal großem Beifalle. Eben so wurde Murat gegeben und „das Halsband der Königin," und so vieles andere, was unter den Augen des jetzigen Geschlechts vorgefallen ist, was sie bewegt, erschüttert, erfreut oder betrübt hat. Die Familien klagten; allein kein Gesetz war vorhanden, welches verbot, unsere Zeitgenossen auf der Bühne darzustellen. Eine Volksrevolution hat im vorigen Jahre stattgehabt; Theaterfreiheit mußte eine Folge derselben seyn; Theaterfreiheit wurde verlangt und erobert. Andererseits fühlte man doch die Nothwendigkeit irgend einer, wenn auch nur gelinden Beschränkung, damit die erworbene Freiheit nicht durch den Mißbrauch untergehe. Montalivet, der damalige Minister des Innern, legte der Departementskammer einen Gesetzentwurf vor, nach welchem es nicht erlaubt seyn sollte, Personen, welche noch keine 20 Jahre lang todt sind, auf der Bühne darzustellen; da aber die Kammern wichtigere Dinge zu berathen hatten, als solche Fragen, so wurde jener Gesetzentwurf, der übrigens noch mehrere Verfügungen enthielt, mit denen man nicht zufrieden war, bei Seite gelegt, und da nun die Deputirtenkammer aufgelöst werden soll, so wird auch wahrscheinlich von dem Montalivetschen Gesetzentwurf weiter nicht mehr die Rede seyn. Indessen wollte die Obrigkeit doch auch das Uebel, oder was sie als ein Uebel ansah, nicht weiter um sich greifen lassen; der jetzige Minister des Innern versammelte daher die Pariser Schauspieldirektoren und verlangte von ihnen das Versprechen, keine in den letzten 20 Jahren gestorbene Person auf die Bühne zu bringen. Dieses Versprechen schienen sie in der That abgelegt zu haben; denn wenn ein Minister, welcher die Macht in Händen hat, ein Theaterprivilegium zu geben und zu nehmen, ein Versprechen verlangt, so bedeutet dieses ungefähr so viel, als ob er gebote, was er sich versprechen läßt. Seitdem sind also die Napoleons, die Murats, die Brune und alle andern Helden der Napoleonschen Zeit wie weggeblasen von der Bühne. Manche Direktoren hatten großen Aufwand gemacht, um ihre Napoleons würdig darzustellen, und obschon sie dieselben oft genug gegeben haben, so dürften sie wahrscheinlich doch auf eine noch längere Dauer ihres Glückterns. Was sollen sie aber machen, so lange ihr Stoff und Nichtsseyn von einem Minister abhängt? Hören einmal die Theaterprivilegien auf, was wahrscheinlich später geschehen wird, wenn sich alle Freiheiten werden entwickelt haben, so werden auch die Direktoren meist mehr gebildet seyn, etwas zu versprechen, was sie ungern halten und was gegen ihren Vortheil ist. Damit aber noch nicht zufrieden, soll der Minister von ihnen auch noch das Versprechen gefordert haben, ihm die Manuskripte der neuen Stücke vor der Aufführung mitzutheilen. Natürlich war dies nichts anders, als die abgeschaffte Theatercensur; denn wenn auch zuvor die Theaterdirektionen etwas anders behandelt wurden, indem ein Urtheil der Censur eine dramatische Dichtung vernichtenden oder gar ganz von der Bühne verbannen konnte, so wagegen jetzt wahrscheinlich alles mit Höflichkeit vor sich geht, so ist es für die Schriftsteller ungefähr dasselbe, ob der Minister bittet oder befiehlt, daß ihre Stücke nicht aufgeführt, oder daß sie verstümmelt werden. Für den jetzigen Augenblick ist freilich die Regierung noch allzu liberal, als daß sie die kleinlichen Ansichten der vorigen ängstlichen Theatercensur theilen sollte; was sie gegen neue Stücke zu bemerken hat, beschränkt sich also wohl auf einzelne Ausdrücke und unschickliche Personen oder Situationen. Allein die Autoren wollen auch diesen Zwang nicht dulden, und die meisten Theaterdichter haben daher gegen die von den Theaterdirektionen dem Minister gegebene Zusage protestirt und sich einander versprochen, keinem Theaterdirektor, welcher seine Manuskripte irgend einer Art von Censur unterwerfe, ein neues Stück zu geben. Der Entschluß ist etwas rasch und hart; es ist aber in gegenwärtigem Zeitpunkte wichtig, keine der im Julimonate vorigen Jahres erworbenen und so theuer erkauften Freiheiten wieder fahren zu lassen, und da die Censur, von welcher Art sie auch seyn möge, in Frankreich allgemein verhaßt ist, so glauben die Dichter es ihrem Vaterlande schuldig zu seyn, in dieser Angelegenheit nicht nachzugeben, sondern sich allem, was zu dem vorigen schimpflichen Joche zurückführen könnte, fest und nachdrücklich zu widersetzen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 52.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 121.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 21. Mai 1831.

— Freundliche Blümchen,
Wie uns der Frühling gebar, treten wir kunstlos hervor.

Körner.

Liederflüchtlinge.

Von August Stöber.

1. Frühlingseinzug.

Ein Vöglein kommt geflogen
Gar lustig in den Hain,
Weiß nicht, hat sich's betrogen,
Spricht, Frühling möcht' herein.

Das hat ein Rab' vernommen,
Im schwarzen Leichenkleid,
Der sagt: es mag nicht frommen,
Noch ist's nicht an der Zeit!

Doch haben's auch vernommen
Die Knospen all' im Hain,
Sind schnell heraus gekommen
Zum lichten Sonnenschein.

Das Veilchen hat ergossen
Schnell seinen süßen Duft,
Das Brünnlein ist geflossen,
Von Liedern tönt die Luft.

Der Rab' mit Flügelschlägen
Sich stumm zum Schlafe streckt,
Derweil ein Blüthenregen
Ihn ganz mit Duft bedeckt.

2. Mein Himmel.

Ihr klugen Herrn, ihr großen Herrn,
Zu weit ist mir das Ziel!
Am Himmel seh' ich euern Stern,
Für euch ist er ein Spiel.

Doch mir zu ferne liegt der Raum,
Mag nicht so hoch hinauf —
Fünf Schuhe von der Erde kaum
Geht schon mein Himmel auf.

Zwei Sternlein hat er freundlich-klar,
Drauf fromme Liebe bricht;
Ein Morgen, blühend immerdar,
Schwebt um ihn her, so licht.

Fahrt nur, ihr Herren, kühn empor
Zu euerm Stern, so bleich;
Es öffnet schon das rosige Thor
Mein irdisch Himmelreich.

3. Die Mutter.

Ich rath' euch, ihr Winde,
Geht sachte! nur sachte!
Bringt würzige Düfte vom Blüthengewinde,
Bringt liebliche Kühlung dem schlummernden Kinde!
Geht sachte! nur sachte!

Digitized by Google

Ich rath' dir, o Quelle,
Nur stille! nur stille!
Ein andermal sprich mir, du silberne, helle,
Von Blumen am Ufer, den Liebchen der Welle,
Nur stille! nur stille!

Ich rath' euch, im Haine,
Nur leise! nur leise!
Lenzvögelein singet, beim mondlichen Scheine.
O weckt nicht, o weckt nicht die rosige Kleine!
Nur leise! nur leise!

Wie's strahlet, so milde!
Wie's lächelt im Traume!
O spielst du wohl selig im Palmengefilde,
O siehst du wohl, Liebchen, viel Engelsgebilde?
Wie's lächelt im Traume!

4. Glaube.

Grämlich Männlein, gedrückt und gebückt,
Tief in gründliche Bücher blickt,
Wühlet und grübelt im Staube:
Wie man wohl richtig glaube.

Draußen schaut, aus der grünen Au,
Frisches Auge in's Himmelblau.
Es schlägt ein Vogel in weiter Fern,
Es duftet mild ein Blumenstern.
Halb hat sich das Aug' geschlossen,
Thränen draus herniederflossen.

Der Abendstern.

(Fortsetzung.)

Vor achtzig Jahren hatte die Kunst noch wenig für Schinznach gethan, und von den Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten aller Art, die man jetzt dort findet, sah man damals noch beinahe keine Spur. Da, wo jetzt ein Wäldchen als eine Art von Park, mit mannigfaltigen Pfaden durchschnitten, dem Vergnügen und der Erholung der Kurgäste an heißen Nachmittagen sich darbietet, wo Akazien und Platanen sich über den Ruhenden wölben, breitete sich die dichte Waldung des Wülpelsberges, die Landstraße ausgenommen, noch pfadlos aus, und wo einem heute das herrliche Gebäude in halber Zirkelform gefällig entgegen glänzt, in[s] dessen Innerem wohleingerichtete Bäder und zierliche Zimmer dem Besuchenden zu Gebote stehen, da fand sich früher ein leerer Platz und die Gäste waren auf das alte Haus beschränkt. Was die Natur für den schönen Ort thun konnte, war freilich damals schon geschehen, als Eduard Lindsay, in wehmüthige Gedanken vertieft, sich dem Hause näherte. „Ei, sieh da, mein junger Freund!“ sagte eine angenehme Stimme, deren sonorer Laut schon einmal seinem Ohre wohlgethan hatte; „willkommen bei den Thermen von Schinznach! Ich habe mich seither nicht zufrieden geben können, daß wir uns gar nicht wiedersehen sollten, und nun führt Sie mein guter Genius in meine Nähe; dafür will ich aber auch mein freundliches Geschick fest erfassen, und Sie müssen durchaus heute mein Gast seyn.“ Eine Unterbrechung in seinen schmerzlichen Gefühlen wäre Eduarden in jedem andern Falle verdrießlich gewesen, allein in dem gegenwärtigen paarte sich eine geheime Sympathie, die ihn zu dem Fremden zog, mit dem herzlichen Empfang, gegen den sein Herz niemals hätte undankbar seyn können, und so gewann die Aussicht, mit diesem Manne den letzten Tag hinzubringen, den er in der Nähe seiner Heimath verleben sollte, einen eigenthümlichen Reiz. Die Unterhaltung bewegte sich vor, bei und nach Tische um hundert interessante Gegenstände, und die beiden Männer waren einander gegenseitig sehr werth geworden, ohne daß es einem von ihnen eingefallen wäre, sich nach den nähern Umständen oder nach dem Namen des neuen Bekannten zu erkundigen. Schon rückte der Abend heran und Eduard, welcher, ungeachtet seiner Neigung zu dem Grafen, bei dem Abendspaziergange auf die Burg allein zu seyn wünschte, machte Anstalten zum Aufbruch. „Sie gehen?“ fragte sein Begleiter; „werden Sie mir wohl in dem letzten Augenblicke, den wir wahrscheinlich mit einander auf Erden zubringen, vertrauen wollen, wohin Sie gehen?“ — „Ich gehe, mein Glück zu suchen!“ erwiederte Eduard mit ungewisser Stimme und indem seine Augen sich schüchtern zu Boden schlugen. „Ich habe kein Recht, weiter in Sie zu dringen,“ fuhr der Graf nach einer Pause fort; „sagen Sie mir nur, denn Sie sind mir während unserer kurzen Bekanntschaft herzlich lieb geworden, kann ich Ihnen mit irgend etwas dienen? Ich bin reich, habe bedeutende Verbindungen; könnte ich Ihnen vielleicht mit dem einen oder dem andern den Weg zu Ihrem Glücke erleichtern? Sie sehen mich traurig an, Ihre verneinende Bewegung weist meinen freundschaftlichen Antrag zurück, indem Ihr herzlicher Händedruck mir dafür dankt? Nun, so reisen Sie mit Gott, mein junger Freund! Sie suchen Ihr Glück, mögen Sie dasselbe schnell und vollendet finden! Immerhin haben Sie Großes vor mir voraus; denn während die Hoffnung noch leuchtend in Ihr Leben bricht, ist sie mir schon längst und auf immer untergegangen. Indessen wünschte ich doch, in dem Fall, wo etwa das Schicksal Sie nicht ganz begünstigen sollte, Ihnen den wahren Namen eines Mannes zu hinterlassen, der immer bereit seyn wird, versöhnend zwischen Sie und das Geschick zu treten; darum nehmen Sie dieß Papier, durch dessen Beihülfe Sie mich an jedem Ort ausfindig machen können. Auch ich reise diesen Abend noch ab, dem Norden zu, eine Ruhe zu suchen, die mich flieht; ich werde in Brugg die

Digitized by Google

Nacht zubringen und Ihre Grüße mit dorthin nehmen, wo ja wohl Ihr Herz zurückbleibt. Leben Sie wohl, junger Mann!“ fügte er hinzu, indem er ihm die Hand schüttelte und in den Hofraum zurückschritt, während Eduard, nachdem er dem seltsamen und seltenen Mann noch einige Minuten nachgesehen hatte, das erhaltene Papier, ohne es in seiner Gemüthsbewegung näher zu beschauen, in den Busen schob und mit schnellen Schritten den Ruinen zueilte, die bereits vom Abendrothe beglänzt, in das Thal herunterblinkten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Naturgeschichtliche Betrachtungen über einige Thiere, welche auf einem Basrelief vom Tempel des Jupiters zu Olympia abgebildet sind.

(Fortsetzung.)

Wir beschreiben nun diese drei Thiere.

1) Der Stier (stehende That). Der Stier ist in natürlicher Größe von der Seite dargestellt, den Kopf aber sieht man von vorne; der Heros beugt sich in einer Stellung, in der er seine ganze athletische Kraft entwickelt, etwas zurück; sein Rücken bedeckt die Seite des Thiers; er ringt es, nicht allein durch sein eigenes Gewicht, sondern auch durch mächtige Kraftanstrengung nieder. So sieht man vom Ochsen hinten das Kreuz und den künstlerisch geschwungenen Schwanz, vorne den Kopf. Der Hals ist dick, das Horn ist ganz gerade, seitlich angesetzt und sehr kurz; die Schnauze fehlt, der Marmor ist hier abgesprungen; doch läßt sich die breite niedrige Stirne noch deutlich erkennen. Der Form des am Ende mit einem kleinen Haarbüschel versehenen Schwanzes, besonders aber dem wichtigern Charakter des Kopfes nach, ist es ohne Zweifel der wilde Ochse, der ehemals in Europa so häufig war, der bos urus, der Auerochs, von dem Cäsar in seinen Kommentarien so oft spricht; jetzt kommt er in den Wäldern von Deutschland nicht mehr vor, und die fortschreitende Kultur wird ihn bald auch da ausrotten, wo er sich noch findet, wie in den Wüsteneien Polens, Rußlands und der Türkei. Nur auf diese Art passen die folgenden Stellen des Pausanias: „Von allen wilden Thieren ist keines schwerer lebendig zu fangen als der Ochs von Päonia; dieses Thier hat lange Haare am Körper, besonders am Hals und der Brust.“ Zur Zeit des Pausanias war also der Auerochs bereits an die Grenze von Macedonien, in die Schluchten, wo der Fluß Arius entspringt, zurückgedrängt. Ein Umstand auf dem Marmor von Olympia könnte unsere Annahme zweifelhaft machen: der Schwanz ist zu lang; aber Alcamenes arbeitete wohl aus dem Gedächtniß und hielt sich hier nicht streng an die Natur, um mehr Leben in diesen Theil der Komposition zu bringen.

2. Der Löwe (erste That). Das Basrelief zeigt drei Darstellungen von Löwen; einmal einen zu Boden geworfenen Löwen, auf den der Heros einen Fuß setzt; ferner zwei Löwenköpfe über Lebensgröße, die als Ornamente am Gesimse des Frontons angebracht sind; einer ist von vorne, der andere von der Seite genommen. Mit einem Löwen soll Herkules, dessen Geburt Herodot hundert Jahre vor dem trojanischen Kriege, d. h. etwa in das Jahr 1382 vor der christlichen Zeitrechnung setzt, im Walde von Nemea gekämpft und ihn getödtet haben. So hieß dieser Wald, weil er nahe bei einer Stadt dieses Namens in Argolis am Fuße des Bergs Apesas lag. Lassen wir diese historischen Angaben gelten, so gab es also zu jener Zeit Löwen im Peloponnes; achthundert Jahre später aber hielten sie sich nur noch an der Nordgrenze von Griechenland auf. Es ist erwiesen, daß jetzt auf dem Boden von Europa kein Löwe mehr lebt. Aus Herodot wissen wir, wo es zur Zeit der Kriege des Xerres noch Löwen gab: im Landstrich zwischen dem Achelous und Nessus, d. h. in einem Theil von Macedonien und Thracien waren sie damals noch sehr häufig. Als Xerres durch Päonien zog, wurde ein Theil der Kameele von Löwen, die sich bei Nacht von den Gebirgen herabgezogen hatten, angefallen und zerrissen. Auch Aristoteles führt dies an, erzählt es aber offenbar dem Vater der Geschichte nach.

Hatten nun der Peloponnes und später die europäischen Landstriche im Norden von Griechenland ihren eigenen Löwen, oder hatte nur die zunehmende Bevölkerung den Löwen des Atlas hier allmählig ausgerottet? Noch nicht lange hätte man diese Frage mit der gemeinen Meinung abgethan, es gebe nur Einen Löwen, den felis leo der Autoren. Und dies ist doch schon gegen den Ausspruch des Aristoteles, der ausdrücklich sagt, es gebe zwei verschiedene Löwenarten: die eine sey gedrungener, mit krauserer Mähne, und furchtsamer, die andere muthiger, der Körper merklich länger, die Mähne schöner und größer. Diese Behauptung des alten, großen Naturforschers verdient desto mehr Aufmerksamkeit, als wir jetzt mehrere streng geschiedene Arten kennen; sie sind: 1) der Löwe des Atlas; langgestreckter Körper, prachtvolle Mähne, welche Kopf und Hals bedeckt und ganz voll über die Schultern fällt. Es ist dies die zweite Art des Aristoteles. 2) Der Löwe vom Senegal; er ist schwächer, die Mähne nicht so lang, die Schulter ziert nur ein Haarbüschel. 3) Der Löwe von Bagdad oder Syrien; Olivier spricht von ihm in seiner Reise in Syrien; die Mähne fehlt ganz oder fast ganz; er ist weder so muthig, noch so groß und schön, als die afrikanischen Löwen. 4) Die schwarzen indischen Löwen. 5) Endlich die Löwen vom Cap, besonders durch den auffallend kurzen Schwanz ausgezeichnet.

Betrachten wir nun nach unserer Kenntniß von diesen verschiedenen Racen die Stücke am Basrelief von Olympia.

Digitized by Google

Der ganze Löwe, mit dem Herkules kämpft, liegt am Boden; er ist in voller Wuth, daß er der Uebermacht des Siegers unterliegt; die Lippen sind zurückgezogen, stehen weit in die Höhe; die Schnauze ist mit den Vertiefungen bezeichnet, in denen die Barthaare stehen; die Hundszähne sind sichtbar, die übrigen nicht ausgeführt; die Ohrmuschel ist breit, faltig, die Mähne in gleichen Haarbündeln angelegt. Das Thier ist auffallend klein und sein Hauptcharakter der sehr kurze Kopf. Darnach springt wohl in die Augen, daß der Löwe des Alcantenes nach der ersten Löwenart des Aristoteles gebildet ist. Entspricht er aber der zweiten oder der dritten der oben von uns aufgeführten Arten? Allein nach wohl der Art, welche noch jetzt in der Nachbarschaft von Syrien lebt, also der dritten oben angeführten. Sonst gab es auch in Syrien selbst und in Egypten Löwen; jetzt sind sie ausgerottet.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

(Beschluß.)

Schicksal der detronisirten Denkmäler in Frankreich.

Man sieht übrigens nicht wohl ein, warum sich die Regierung so viele Mühe gegeben hat, die Napoleons von der Bühne zu schaffen, da sie ja selbst den feierlichen Entschluß gefaßt hat, Napoleons Bildsäule wieder auf die Siegessäule des Vendomeplatzes zu setzen, was doch wahrlich mehr heißt, als dessen Leben auf der Bühne darzustellen. Zwar heißt es, die Errichtung der Bildsäule habe einen politischen Zweck, nämlich die Generale der alten französischen Armee zufrieden zu stellen, welche jene Siegessäule als ihr eigenes Denkmal betrachten und das Andenken an ihre ehemaligen glänzenden Siege über die Hauptmächte des europäischen Festlandes daran knüpfen. Wenn dies nun auch wäre, so bliebe doch immerhin die feierliche Huldigung, welche die Regierung durch eine Bildsäule dem Andenken Napoleons darbringt, weit wichtiger, als alle Theaterstücke, welche die Dichter auf freiem Antriebe zu seinen Ehren verfertigt haben. Wie man nun aber Vieles, was in Frankreich beschlossen und befohlen wird, ganz verkehrt angreift und verdirbt, so hat es auch bei der Napoleonischen Bildsäule Schwierigkeiten gegeben. Ueberlegung scheint man mit den Befehlen zur Errichtung von Denkmälern etwas zu rasch zu Werke zu gehen. Napoleon hatte durch ein Dekret die Errichtung eines ungehenern Denkmals seiner Siege befohlen, das oben auf den Alpen angelegt werden sollte. Zu diesem Denkmale ist aber nicht einmal der erste Stein gelegt worden. Nicht besser ist es dem Ehrendenkmale oder vielmehr der königlichen Verordnung zur Errichtung eines Ehrendenkmals gegangen, welches die Eroberung Algiers unter der Regierung Karls X. verewigen sollte, welcher Verordnung ebenfalls der Sturz des Thrones unmittelbar gefolgt ist, ehe das Werk begonnen war. Man sollte fast glauben, es sey ein unglückliches Vorzeichen für eine Regierung in Frankreich, wenn sie die Errichtung eines Denkmals beschließt. Dießmal ist glücklicherweise nicht von der Errichtung eines neuen Denkmals die Rede, sondern von der Wiederherstellung eines alten, indem bekanntlich bereits unter der Regierung Napoleons seine Bildsäule oben auf seiner Siegessäule prangte, aber nach der Rückkehr der Bourbons heruntergeworfen wurde. Eine königliche Verordnung befiehlt, sie solle am 5. Mai, dem Todestage Napoleons, wieder aufgestellt werden. Natürlich mußte man aus dieser Verordnung schließen, die Regierung habe die Bildsäule in irgend einem ihrer Magazine, und es komme nur darauf an, sie hervorzuziehen und wieder aufzustellen. Allein als die Verordnung erschienen war und Jedermann fragte, wo sich denn die Statue befinde, die man wieder aufrichten wolle, fand sich, daß sie nicht mehr vorhanden war. Es wurde in den Zeitungen darüber hin und her geschrieben, und zuletzt ergab sich aus dem Streite, daß keine Bildsäule mehr da war, indem die vorige nicht, wie man ziemlich allgemein geglaubt hatte, vom Kaiser Alexander mit nach Rußland, oder vom Herzoge von Wellington mit nach England genommen, sondern einerschmolzen und zur Bildsäule Heinrichs IV. verwendet worden war. Von der Errichtung oder Wiederaufstellung der Statue am 5. Mai konnte also keine Rede mehr seyn; wahrscheinlich hatte der Minister die königliche Ordonnanz entworfen, ohne sich darnach zu erkundigen, ob die Bildsäule wirklich noch vorhanden war. Es hieß hernach, man wolle einstweilen eine hölzerne oder gipserne aufstellen, allein auch dieses ist unterblieben, und die Neugierigen, die sich auf dem Vendomeplatze versammelt hatten, um die Freude zu haben, die Statue ihres verehrten Napoleons wieder auf seiner Siegessäule zu erblicken, sind in ihrer Hoffnung getäuscht worden; es erschien weder ein hölzerner, noch ein gipserner Kaiser. Jetzt soll erst ein Konkurs eröffnet werden, zu dem alle Bildhauer eingeladen sind. Vor einem oder zwei Jahren wird die Zinne der Siegessäulenme also nicht besetzt werden können. Auch ist man noch nicht einig über die Art, wie Napoleon dargestellt werden soll. Die vorige Bildsäule stellte ihn als römischen Kaiser mit einer Weltkugel in der Hand und in einem Mantel dar. Man hat in einigen Zeitungen bemerkt, dieß sey schicklich zu einer Zeit gewesen, da er noch regierte und als Weltbeherrscher verehrt werden wollte; allein jetzt, da man in ihm vielmehr den genialen Mann, den großen Krieger, als den despotischen Kaiser verehrt, heißt es, so man ihn darstellen, wie er in der Erinnerung des Volks lebt, mit seinem kleinen dreieckigen Hute, Ueberrock und getreuzten Armen. Man könnte dann etwa ein Halbdutzend Kreuzen und die Staatsverfassung unter seine Füßen legen, um das Bild vollständig zu machen. Dg.

Auflösung des Räthsels in Nr. 115:

Das Echo.

Räthsel.

Kennst du das graue Weib, das ungesehent
Des eignen Leibes unglückseel'ge Sprossen,
Da sie das holde Daseyn kaum genossen,
Mit eigner Hand dem bittern Tode weiht?

Die in der Jugend Spott und Hohn erduldet,
Ob Scham sie verleiht, ob Weh verschuldet,
Der jung die Welt nicht Huld, nicht Liebe weiht.

Das höchste Alter höchsten Reiz verleiht.
Kennst du das scheue Weib, das jeden flieht,
Der, sie zu fesseln, liebend sie umfängt.
Und wieder, wenn er selbst zu fliehn bemühet,
Ihm schwer wie Blei sich an die Fersen hängt?

So nenne sie! und mußt du mir verbrechen,
Daß ich geschickt sie jetzt von dir gescheucht.
Und doch sie wieder brauchst, um sie zu nennen,
Ist dieser Räthselworte Zweck erreicht.

J.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 122.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 23. Mai 1831.

Am Ende muß löst alle Zweifelsknoten —
Was ihm unmöglich blieb — des Zufalls Hand.

Tasso.

Der Abendstern.

(Fortsetzung.)

Schon lag tiefer Schatten auf dem mit Bäumen umgebenen Schloßplatze, als Eduard ihn erstiegen hatte, und das ganze weite Panorama, das sich unter ihm ausbreitete, zeigte nur noch einige lichte Stellen, worunter die Mauern von Königsfelden in schauerlichem Glanze am meisten hervortraten. Alles war still, es regte sich kein Lüftchen; selbst die Stimmen in der sonst so belebten Natur schwiegen alle, und die unbewegte Luft war drückend und schwül. Auf der ganzen sichtbaren Kette des Jura lagen dichte Wolken und über Arau hinauf thürmte sich majestätisch ein Gewitter empor, das unbeweglich stille zu stehen schien und nur durch die herrlich leuchtenden Blitze und das ferne Murmeln des Donners sein Daseyn verkündigte. Des Jünglings Blicke ruhten auf den kaum noch erkennbaren Mauern von Brugg, wo Christine gewiß eben jetzt seiner gedachte, in ihrem frommen und treuen Herzen für ihn betete und ihm Beharrlichkeit und Ausdauer verhieß. Und seine Mutter! Mit welcher Bangigkeit, mit welcher mütterlichen Sorge waren in dieser Minute und jeder folgenden ihre Gedanken und Empfindungen ausschließlich auf ihn gerichtet; wie geleitete ihr Blick den geliebten Sohn so ängstlich auf dem weiten Wege, und mit welcher Inbrunst wandte sich ihre Seele zu Gott, um Segen und Glück für ihn zu erflehen! Dann hob sich Eduards Auge wieder zu dem Himmel empor, allein nur einzelne Sterne waren sichtbar und der Stern der Liebe hatte sich verhüllt. Beinahe erschreckt von diesem Zufall, schlug er seinen Blick zu Boden und versank in trübes, schmerzliches Nachsinnen. Schon war die zehnte Stunde vorüber und er schickte sich, erwachend aus unheimlichen Träumen, eben an, sein Nachtquartier aufzusuchen; er sandte noch einen letzten Gruß in die liebe Heimath hinüber, da schien es ihm, als liege eine der Wolken, die sich am Himmel zeigten, dicht über der Stadt. Er schaute noch einmal und immer wieder hin; jetzt wurde die Wolke röthlich-schwarz gefärbt, er konnte nun wirbelnden Rauch erkennen, und der Schein vieler Lichter, welche sich in den Straßen bewegten, fing an, ihn die Wirklichkeit ahnen zu lassen. „Gott im Himmel, das ist Feuer!“ rief fast bewußtlos Lindsay; „und wenn mich nicht alles trügt, in der Nähe von meiner Mutter Hause!“ Indem die Gewißheit mit Blitesschnelle ihn durchzuckte, donnerten hinter ihm erschütternd die Böller der Habsburg, das Noth- und Feuerzeichen der Gegend, und zugleich fingen die Glocken des Städtchens in klagenden Lauten an, den Nachbarn den Jammer zu verkündigen.

Wie Eduard durch die verschlungenen Waldpfade, bei stets sich mehrender Dunkelheit sich gefunden, wie er mit unbegreiflicher Schnelligkeit auf den Schauplatz des Unglücks gekommen war, wußte er später nicht zu sagen, sich auch keines deutlichen Gedankens während des Hinunterellens zu erinnern. An Ort und Stelle gelangt, überzeugte er sich alsbald, daß weder seiner Mutter Wohnung,

Digitized by Google

noch das Saltingersche Haus bedroht waren, allein die Aufforderungen zu schneller Hülfe waren so dringend, daß er sich keinen weiteren Betrachtungen überlassen konnte. Das Feuer war durch Unvorsichtigkeit in einem Gebäude dicht neben dem Wirthshause ausgebrochen, und wirklich stieg die Flammensäule, trotz der Menge von Spritzen und helfenden Menschen, hoch in das Dunkel hinauf. Mitten unter dem Lärm und Gewühl aber lag, von seinem Bedienten unterstützt, ein, wie es schien, beschädigter Mann auf einer Bank, der sich klagend hin und her wandte, sich aufraffen wollte und immer wieder kraftlos in seines Dieners Arme zurücksank. Ein Blick beim Scheine der Feuerlaternen reichte hin, Eduarden den Grafen erkennen zu lassen, an dessen Seite er in dem nächsten Momente Hülfe bietend stand. „Mein junger Freund!“ rief ihm die wohlbekannte Stimme entgegen, „ich habe einen unersetzlichen Verlust erlitten! Ermüdet hatte ich mich frühe zur Ruhe gelegt; mein Zimmer lag dicht neben dem brennenden Hause; Rauch und Qualm weckten und erstickten mich fast, mein treuer Johann riß mich, ehe ich Besonnenheit gewonnen hatte, mit sich fort, halb bewußtlos taumelte ich die Treppe herunter, fiel, verrenkte mir den Fuß und liege nun da und kann nicht zurück in die Flamme, meinen einzigen, höchsten Schatz zu retten.“ Ein jammernder Laut, der diese Wort begleitete, erschütterte Eduards mitleidiges Herz, und er sprach rasch: „Ruhig, ruhig! sagen Sie mir, was Sie vermissen, ich kenne in dem Hause jede Gelegenheit.“ — „Ein Kästchen neben meinem Bette, aber ich beschwöre Sie, setzen Sie Ihr Leben nicht aus!“ Ehe die Bitte verhallt war, hatte Eduard schon unter den Wasserströmen der arbeitenden Spritzen hindurch den Weg in das Wirthshaus zurückgelegt und war durch den dichten Rauch in des Fremden Zimmer, dessen Lage er sich hatte bezeichnen lassen, gedrungen; die Flamme, die von dem benachbarten Hause sich einen Weg gebahnt hatte, war im Begriffe, die Vorhänge des Bettes zu erreichen, als er bei ihrem Leuchten das bezeichnete Kästchen erblickte, es erfaßte und mit eilenden Schritten zu der Stelle zurückkehrte, wo jetzt der Graf mehr noch um ihn als um seinen Verlust zagte. Indem er ihm den geretteten Schatz überreichen wollte, wurde er in dem Gedränge hart gestoßen, so daß das Kästchen seiner Hand entglitt, im Fallen sich öffnete und eine Menge Papiere, Geld u. s. w. auf die Straße fielen. Eifrig bemüht, den Inhalt wieder zusammen zu raffen, bekam er ein Miniaturbild in die Hand, dessen Züge ihn bekannt anlächelten, allein der Graf entzog es ihm, bevor er es genau betrachten konnte, und sagte, indem er dasselbe mit Innigkeit an sich drückte: „Hier ist das Einzige, was ich aus den Stürmen meines Lebens gerettet habe, und Ihnen danke ich seine Rettung! Edler junger Mann, lassen Sie mich hinfort Theil an Ihrem Schicksal nehmen, Sie haben mich auf ewig verpflichtet.“ Eduard, der wohl sah, wie erschöpft der Mann war und daß es nothwendig sey, einen ruhigen und bequemen Aufenthalt für ihn zu finden, schlug ihm vor, sein eigenes, heute erst verlassenes Zimmer bei seiner Mutter zu beziehen, die allem aufbieten werde, um seine Herstellung zu befördern. Nach erhaltener dankbarer Einwilligung hob er schnell mit Johanns Hülfe den Kranken auf und trug ihn durch das Getümmel in das friedliche Häuschen, dessen Eigenthümerin aber, gleich den meisten Einwohnern, durch Schreck und Besorgniß auf die Straße getrieben worden war. Dieser Umstand verursachte indessen keine Verzögerung; Eduard eilte, nachdem der Graf auf seinem Bette bequem gelegt worden war, den Wundarzt zu suchen, der den gequetschten Fuß besichtigte und verband; erst nachdem jeder mögliche Beistand geleistet war und der Leidende ein wenig zu ruhen wünschte, eilte Lindsay zu dem brennenden Hause zurück.

(Die Fortsetzung folgt.)

Naturgeschichtliche Betrachtungen über einige Thiere, welche auf einem Basrelief vom Tempel des Jupiters zu Olympia abgebildet sind.

(Beschluß.)

In Cilicien, Armenien und dem Lande der Parther waren die Löwen nach Oppian sehr zahlreich; jetzt sind sie in diesen Ländern sehr selten, wenn es ja noch welche gibt.

Sprechen wir nun von den Löwenköpfen. An dem von vorne genommenen wollte der Künstler sichtbar Kraft und Majestät ausdrücken; die Lippen sind blos halb zusammengezogen, die Nase ist breit und bedeutend kürzer als beim Löwen vom Atlas, die Ohren erscheinen stärker gefaltet, weniger offen und niedriger als bei den jetzigen Löwen. Die Mähne ist in so regelmäßigen, symmetrischen, geringelten Büscheln angelegt, daß man sieht, der Künstler wollte hier nicht naturgetreu kopiren, sondern ließ sich vom Kunstsinne leiten.

Der im Profil abgebildete Kopf ist ganz wie der vorige gearbeitet; sichtbar führte der Künstler das Ideal, das er sich einmal für das Sujet geschaffen, und seine poetische Intention hier wieder aus. Aber dieser Kopf gab mir zu einer weitern interessanten Beobachtung Anlaß, und ich wußte nicht recht, was ich aus der Sache machen sollte. Sechs gut aneinandergereihte, vollkommen ausgearbeitete Zähne nämlich füllen die ganze eine Seite der obern Kinnlade; dasselbe Relief ist an der untern Kinnlade bemerklich, aber so gestellt, daß die Zähne zum Theil versteckt sind. Man sieht sogleich, daß die sechs obern Zähne nach den sechs breiten Backzähnen des Pferdes gebildet sind. Wurde nun das Gebiß des Pferdes aus Unwissen-

Digitized by Google

heit, wurde es absichtlich auf den Löwen übergetragen? Die Wahl ist hier nicht groß: das eine ist unwahrscheinlich, das andere seltsam. Unter solchen Umständen sagt mir das Gefühl, daß die Verwechslung wohl berechnet war, daß der Künstler im Geiste des Jahrhunderts des Phidias irgend eine mythologische Beziehung dadurch andeutete. Sprünge der Art, wogegen unsere Praxis der sklavischen Naturnachahmung, unsere Begriffe von Unerläßlichkeit der Lokalwahrheit sich mit Recht empören, machte der Grieche mit Absicht, nach Grundsätzen, und kam so zu Kombinationen, welche nicht das Naturwahre, sondern das konventionell Wahre zur Anschauung brachten. War es nicht geradezu ein gröblicher Irrthum, so folgte Alcamenes ganz der Sitte seiner Zeit, wenn er durch etwas, außerhalb seines Gegenstandes Liegendes den malerischen Effekt desselben erhöhte, und statt der Naturwahrheit, die er aufopferte, mehr Leben und Poesie in die Darstellung legte. Ideen wollte man damals versinnlichen, nicht Wirkliche, getreu kopirte Formen. Das Profil einer Kinnlade nun, welche starke, mächtige Zähne füllen, mochte einen drohendern Ausdruck geben, oder doch weit mehr Kraft aussprechen als die vier spitzen, von einander abstehenden Zähne des Löwen, die, getreu kopirt, gar mager unter dem Meisel hervorgekommen wären. Kurz, Alcamenes machte es wohl, wie es die Griechen zu poetischen Zwecken immer machten: er erhöhte die Grandiosität seines Gegenstandes durch glückliche Verletzungen der Wahrheit, er suchte durch berechnete Zusammenstellung verschiedener Züge, deren jeder seine naive Bedeutung hatte, mehrere Ideen zugleich zu versinnlichen und so ein sprechendes Bild aufzustellen.

3) Der Eber (dritte That). Ein Bruchstück des Basreliefs zeigt uns nichts als den Rüssel eines Ebers, und mehr braucht der Naturforscher zur Bestimmung der Species nicht. Was für ein Eber war dieser Eber von Erymanthus oder von Calydon? Erymanthus hieß ein Berg in Arcadien und Calydon ein Wald, der nördlicher und an der andern Seite des Meerbusens von Lepanto lag. An jenem Ort soll Herkules ein ungeheures Schwein lebendig gefangen, an diesem getödtet haben.

Der Rüssel, den wir vor Augen haben, gibt die charakteristischen Hauptzüge des Ebergeschlechts sehr gut wieder: die erhabene Nasenscheibe und die vorspringenden Hauer, welche die Lippe umstülpen und nach oben drücken. Die Hauzähne sind dünn, rund, so lang, daß sie an die Spitze der Schnauze reichen, symmetrisch gebogen u. s. w., kurz, mehr als genug, daß man das Geschlecht Eber nicht verkennen kann. Mehr wollte auch Alcamenes nicht; was aber dem Künstler nach den Begriffen seines Zeitalters genügte, genügt uns, da wir in dem unsrigen einmal an Genauigkeit gewöhnt sind, nicht. Es fragt sich also, nach welcher Eberart Alcamenes modellirt haben mag.

Vorerst aber, an welcher Art von Eber hat sich wohl Herkules verherrlicht? Das vorliegende Modell läßt uns darüber im Zweifel. Wir kennen mehrere Arten von Ebern. Rührte das Stück von einem neuern Bildhauer her, so wären wir geneigt, eine unbekannte Art darin zu erblicken; da wir aber wissen, wie die Alten zu Werke gingen, so müssen wir unter den bekannten Ebern wählen. Von den amerikanischen Schweinen mit gekreuzten und gleich den Hundezähnen der Löwen geradeauslaufenden Hauzähnen, vom Eber des indischen Archipelagus oder dem Babyrussa, mit sehr langen, dünnen, spiralförmig gewundenen Hauern, vom Eber auf Madagascar, der hinter den Hauern einen warzenförmigen Auswuchs hat — von diesen Thieren allen kann schon nach diesen Andeutungen nicht die Rede seyn. Es bleiben also nur zwei Schweinarten übrig: sus scropha und sus aethiopicus. — Der gemeine Eber, Scropha, lebt in der ganzen alten Welt. Lange glaubte man bei uns, er gehöre Europa ausschließlich an; aber ich selbst habe ihn in Egypten gesehen, und er ist wohl in allen Ländern ringsum zu Hause, was Aristoteles mit Unrecht läugnet. Auch in Indien lebt er. Die andere Art, der äthiopische Eber, den früher schon Adanson auf dem grünen Vorgebirge gesehen haben muß, was verschiedene Knochen des Thiers beweisen, die er in das königliche Kabinet geliefert hat, wurde erst 1777 durch Pallas bekannt. Er wendet im Eingang seiner Beschreibung das römische Sprüchwort: Africa ferax monstris auf ihn an, und gibt damit zu erkennen, welch lebhaften Eindruck der erste Anblick dieses furchtbaren Thiers auf ihn gemacht hat. Sein Aussehen ist schrecklich, es ist unbändig wild und ganz unzähmbar, sein Element ist der Schlamm, sein einziges Geschäft Verheerung, ist es erlegt, gibt es nicht einmal ein erträgliches Wildpret: Gründe genug, daß man es ausgerotten sucht; und wenn dieses gräßliche Thier Griechenland zur Zeit der Abentheuer des Herkules verwüstete, so ist wohl kein Zweifel, daß es dieser ungeheure Eber war, den der Halbgott auf dem Berge Erymanthus verfolgte und in den Forsten von Calydon erlegte. Aber lebte dieses Schwein damals in Griechenland? Vor wenigen Jahren noch, vor Rüppels Reisen in Lordofan und Abyssinien, hätte man dies, wegen der großen Entfernung der Westküste von Afrika, für unmöglich erklären mögen; jetzt kann man dies nicht mehr: Rüppel hat diesen Eber über den Cataraften am Nilufer und im mitteln Afrika gesehen; dort ist er aber mit jenem Löwen von kleinerem Wuchse beisammen. Warum sollten nun nicht dieselben Ereigniße auf beide Thierarten den gleichen Einfluß geäußert haben? Gleich dem attischen Löwen ist wohl der ungeheure aethiopische Eber nach und nach durch die sich ausbreitende Bevölkerung von der griechischen Halbinsel verdrängt worden. Welcher von beiden Schweinarten, dem gemeinen oder

Digitized by Google

dem mit vier Hörnern, wie der afrikanische Eber auch heißt, nähert sich nun das Bruchstück vom Tempel zu Olympia am meisten? Im Umfang, der geringern Länge und den Verhältnissen der Fangzähne im Großen, dem gemeinen Schwein; dem andern dagegen in der stärkern Krümmung und der mehr runden Form der Zähne, denn bei dem gemeinen Schwein sind sie flatt gedrückt und im Durchschnitt dreieckigt. Aber beim afrikanischen Eber ist der obere Fangzahn an Größe so bedeutend vom untern verschieden, daß man schon darum den Gedanken, den von Alcamenes gebauenen Rüssel dem Eber mit vier Hörnern zuzuschreiben, ganz aufgeben muß. Wir sind somit überzeugt, daß der Künstler die Formen des gemeinen Ebers vor Augen gehabt hat, und wir dürfen daraus schließen, daß dreihundert fünfzig Jahre vor der christlichen Zeitrechnung nur noch unser gemeines Schwein in Griechenland lebte, woraus übrigens durchaus nicht folgt, daß sechs Jahrhunderte früher nicht auch die andere Art, die ein würdigerer Feind für einen Herkules war, daselbst gehaust habe.

Wir glauben nicht, daß wir uns bei diesem Gegenstande allzu lange aufgehalten haben; denn dieses Denkmal, dessen Ursprung und Alter uns vollkommen bekannt sind, ist in der That ein wiederaufgefundenes Blatt der alten Geschichte, und zwar ein sehr interessantes Blatt; bewundern wir doch darin ein Werk aus der Blüthezeit griechischer Kunst, ist es uns doch vergönnt, nach mehr als zweitausend Jahren die Gedanken eines schöpferischen Genius darauf zu lesen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Alexandrien, Ende Februars.

Einritt in Egypten.

Nachdem ich in meinem letzten Brief die wichtigsten Begebenheiten meiner Reise von Algier hierher erzählt habe, sollte dere ich nun meinen ersten Aufenthalt in dieser Stadt. Am 19. Februar erwachte ich fröhlich mit der Sonne und ließ mich sogleich mit meinen Effekten ausschiffen, ward aber bald überrascht, als ich gleich beim Aussteigen ein Zollhaus fand, wo man mir sagte, ich müsse eine Stunde warten, bis man meinen Koffer visitire. Vergebens öffnete ich den Koffer; der Zollbüter antwortete mir, es sey nicht seines Amts, die Koffer zu beschauen. Als ich mich auf eine Bank vor dem Zollhause niederstreckte, war ich im Augenblick von ein paar Dutzend arabischer Bettler umgeben, unter denen sich acht- bis zehnjährige Kinder beiderlei Geschlechts ganz nackt befanden; jeder wollte ein Chamsa (etwa vom Werth eines Kreuzers) haben. Bald kamen auch einige ganz roth gekleidete Soldaten hinzu, die Cigarren und Tabak von mir forderten. Diese konnte ich befriedigen und mir durch sie vor den Uebrigen Ruhe schaffen. Die Kleidung der Männer bestand größtentheils nur in einem blauen Hemde, die der Weiber in einem schwarzen baumwollenen Rock; sie hatten das Gesicht ebenfalls mit einem schwarzen Tuche, in dem nur die Augen ausgeschnitten waren, bedeckt, und das zwei Finger breite Band, das vom obern Theile der Nase über die Stirne sich hinaufzieht, war mit Korallen und Goldmünzen behangen. Ich bemerkte gleich bei den ersten Worten, die diese Leute an mich richteten, daß die hiesige Sprache von der algierischen sehr verschieden ist, und sich, obschon noch ein himmelweiter Unterschied zwischen ihr und der des Korans stattfindet, doch letzterer weit mehre nähert, als die in der Barbarei verbreitete Mundart, so daß der egyptische Dialekt mit dem des Koran etwa in dem Verhältnisse steht, wie die italienische Sprache zur lateinischen, der barbarische Dialekt hingegen bedeutend wie das Spanische oder Portugiesische zum Lateinischen. Endlich erzeigte man mir die Gnade, meinen Koffer zu visitiren, und zwar so, daß alle meine Effekten durcheinander geworfen wurden, bis man endlich auf einen Koran stieß, welcher der Untersuchung ein Ende machte. Ich mußte jedoch einige Piaster für eine mir übrig gebliebene Flasche Wein und einige Tropfen chinesisches Wasser bezahlen; dann wurde ich von allen Angestellten umringt, die einer nach dem andern einen Regal, wie sie es nannten, haben wollten. Kaum war mein Koffer wieder geschlossen, so schlugen sich mehrere Araber, um ihn zu tragen. Ich selbst ward von Eselstreibern bin und her gerissen, und ein jeder schrie mir fein burico bono questo ins Ohr. Die Zahl der Esel ist hier so groß, daß man an allen Ecken der Stadt welche zu miethen findet, und für einige Kreuzer kann man etliche Stunden lang reiten. Des Abends macht man hier gewöhnlich in großer Gesellschaft einen Spazierritt zu Esel. Ich warf mich auf den nächsten besten und ließ mich in ein fränkisches Wirthshaus treiben. Sie wissen, daß die Europäer oder Franken ein eigenes Stadtviertel bewohnen, worin die schönsten und größten Gebäude sich befinden, während der übrige Theil der Stadt ganz nach türkischer Weise, das heißt höchst unregelmäßig gebaut ist. Ich war sehr erstaunt, als man mir 20 spanische Thaler monatlich (etwa 50 fl.) für Zimmer und Mittagsmahlzeit forderte, da ich seit meiner frühesten Jugend Egypten als das gelobte Land hatte schildern hören. Doch verzieh ich bald dem Wirthe, als ich hörte und sah, in welch unaussprechlichem Elend durch des Pascha's Despotismus dieses herrliche Land schmachtet. Er allein ist der Eigenthümer aller Landesprodukte; der arme Bauer behält nicht einmal so viel, als er zu seinem eigenen Gebrauche bedarf. Wie wenig Eifer daher den Arbeiter beseelt, ist leicht zu denken. Auch ist natürlich, daß der Pascha den Preis aller Lebensmittel willkührlich festsetzt. Nehmen Sie noch hinzu, daß die kräftige Jugend dem Landbau entzogen und zu Soldaten umgeschaffen wird, so ist leicht zu begreifen, daß ein Theil des fruchtbarsten Bodens brach liegen muß, Alles, was von Europa eingeführt wird, muß ungeheuren Zoll bezahlen; das Wasser selbst muß hier gekauft werden, da es in ledernen Schläuchen auf Kameelen von dem Nilkanale in die Stadt gebracht wird. Nur Geflügel, Fische und Obst hat man hier in großem Ueberflusse und um sehr billigen Preis. Da ich vor Ende des Monats kein Geld zu erwarten hatte und daher mit 84 Franken leben mußte, so verlieh ich dieses Gasthaus und suchte ein gemeineres, wo ich nur etwa 38 fl. für Mittagessen und ein kleines Zimmerchen zu bezahlen hatte. Hier bleibte ich mich sogleich um und besuchte einige Konsuln, denen ich empfohlen war. Die hoch über den Dächern flatternden Fahnen mit den Nationalwappen erfparten mir die Mühe, mich nach ihrer Wohnung zu erkundigen. Ich kann die gute Aufnahme, die ich allenthalben fand, nicht genug loben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 53.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 123.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 24. Mai 1831.

Dort dämmern schwarze Gründe,
Wo nie ein Blümchen lacht,
Hier bergen graufe Schlünde
Des Chaos alte Nacht.

Matthissen.

Sitten und Leben in den Pyrenäen.

Dritter Abschnitt.

(s. Nro. 42.)

Ich wollte erst in diesen Bemerkungen über die Pyrenäen nichts aufkommen lassen, was an eine Reisebeschreibung erinnerte. Leben und Sitten der Gebirgsbewohner sollten mich allein beschäftigen. Nun denke ich aber, daß einige Worte über meine Besteigung des Mont-perdu hier nicht an unrechter Stelle seyn dürften, zumal sich manches Sittenbild daran knüpft. Ich verschone Sie mit der Einleitung und will Ihnen nur so viel sagen, daß der riesenhafte Berg, bei dem das Verlorengeben nicht zu fürchten ist, wie sein Name andeutet, den ganzen Tag über in Nebel gelegen hatte. Erst gegen Abend zerriß dieser, und einige rothe Sonnenstrahlen vergoldeten das uralte, ehrwürdige Haupt. Da sollte ich hinauf, wohin mein muthiger Führer Ramond zweimal umsonst zu dringen versucht; nur Rondo, mein anderer Guide, wollte durch heimliche, blos ihm bekannte Schluchten hinaufgekommen seyn. Ich läugne es nicht, einige Bangigkeit mischte sich in meine freudige Unruhe; doch Hoffnung und Muth blieben Herr.

Wenn man die sanftansteigende Höhe von weitem sieht, denkt man, das Aufsteigen sey nicht schwer. Gelangt man aber in die Nähe, so zeigt sichs, daß gerade abgeschnittene Terrassen auf einander stehen, und nur ein Vogel scheint von einer auf die andere kommen zu können. Rondo war, wie gesagt, einmal im hohen Sommer durch Schluchten und Wasserrisse hinaufgelangt; diesen Weg konnten wir aber jezt nicht einschlagen, denn wir waren schon im September und das Wetter drohte mit Regen. Dieß alles schlug jedoch unsere Hoffnung für den folgenden Tag nicht nieder, und da es anfing dunkel zu werden, so kehrten wir in der armseligen Sennhütte eines Hirten ein, um da die Nacht zuzubringen. Er empfing und verpflegte uns aufs Gastfreundlichste, so gut er konnte. Wir theilten unsere mitgebrachten Lebensmittel und Wein mit ihm, und dafür machte er uns in dem eisernen Topf, seinem einzigen Küchengeräth, eine Leckerei, die sich diese Leute nur selten erlauben; dazu nahm er Wasser, ein gutes Stück gelbliches Talglicht, Salz und hartes schwarzes Brod; alles zusammen wurde zu einer dicken Suppe verkocht. Hernach legten wir uns auf den bloßen Boden, denn an Stroh oder Heu war nicht zu denken, umgeben von dickem Rauch, der mich keinen Augenblick schlafen ließ. Meine Führer aber ließen sich dieß nicht anfechten. Ich fand, daß die ärmlichste Sennhütte der Schweiz eine reinliche, behagliche Wohnung gegen diesen Aufenthalt sey. In der Nacht kam ein heftiges Gewitter mit Platzregen, und wiewohl das elende Dach schlecht dagegen verwahrt war, so hatte ich doch meine Freude daran, denn nun war Gutes für den künftigen Tag zu hoffen. So kam es auch. Gegen drei Uhr verließen wir die Hütte; die Sterne auf dunklem Grund blitzten und funkelten prachtvoll und verkündeten damit eine strahlende Sonne. Unser

Digitized by Google

Wirth kannte vom Mont-perdu nichts als den Bereich seiner Weide, und vermochte uns also über den Weg hinauf keinen Bescheid zu geben. Wir nahmen Abschied von ihm und zogen im Mondschein gegen Osten berauf. Dieß bleiche, fahle Licht gab den Gegenständen etwas Trauriges und Mysteriöses. Geisterartig lagen die großen Massen da und schienen vor uns zurückzutreten. Die Stille dieser Wüste, in der nur unsere Schritte hörbar waren, hob recht den Abstand zwischen diesen ungeheuren, aber stummen, leb- und lautlosen Räumen und dem schwachen, gebrechlichen Menschen mit der denkenden, wollenden, bewegenden Seele hervor. Wie hoch steht er über den mächtigsten Massen, die kein Geist bewegt!

An der Südseite des Mont-perdu liegt ein sonderbarer Berg, Tour de Gollis genannt. Diesen Namen verdankt er seiner anscheinenden Form. Von fern glaubt man, er sey von Menschenhänden gemacht; kömmt man aber näher, so vergrößern und erweitern sich die Verhältnisse, und aus dem Thurm wird ein Berg. Ich war darauf gefaßt, denn ich kannte aus vielfacher Erfahrung die optischen Täuschungen im Hochgebirg. Wir kletterten an dem Fuß schräg hinauf und wandten uns westlich zu einer hohen Terrasse; als wir endlich oben waren, sahen wir, daß sie ein schiefer Felsen und Schneerain von einer andern Terrasse trennte; darüber war eine dicke Eiskruste gezogen, und dadurch wurde die Gefahr noch viel größer. Es mußten Stufen ins Eis gehauen werden, um hinaufzuklimmen. Dergleichen Passagen kamen noch vielmal vor, bald höher bald niedriger, bald steiler, bald bequemer. Endlich kamen wir aber an eine Stelle, der nicht auszuweichen werden konnte und wo es unmöglich schien, hinaufzukommen. Joseph, der dritte Führer, versuchte es östlich und wir folgten ihm. So kamen wir bald zu Felsen, die durch ihre Vorsprünge zugänglich schienen; wir hätten auch diesen Weg eingeschlagen, wenn wir nicht in die Tiefe geblickt hätten. Ein einziger falscher Tritt, eine unrichtige Bewegung mit der sich festhaltenden Hand machte, daß wir auf den Gletscher stürzten, der tief unter uns war, und von da in eine nahe Schlucht, deren schwarzer Abgrund heraufgähnte. Uns allen graußte, und meine drei Führer riethen mir, die Besteigung des Mont-perdu aufzugeben und hier umzukehren. Dieß sagt mehr, als alle meine Beschreibung; zwei kräftige Männer schienen vor ihm zurück, die von Jugend auf daran gewöhnt waren, das Schmuggelhandwerk zwischen Felsen und Abgründen zu treiben, dabei große Lasten über die steilsten Stellen und die wildesten Gletscher des Bergs zu tragen, zwei Männer, denen die Tollkühnheit und Verwegenheit zur Gewohnheit, ja zur Pflicht geworden war; es muß also gewiß arg seyn. Indessen hatte ich doch in der Schweiz bemerkt, daß die Führer, besonders in Grindelwald, mehr Muth haben; dieß erhöhte den meinigen. Ich bestand auf der Fortsetzung der Ascension und dieß riß sie fort. Es wurden nun mit kleinen Beilen Stufen ins Eis gehauen, zum Einsetzen der Hände und Füße. Jeder Schritt erforderte eine neue Arbeit, war eine neue Gefahr, denn erst mußte ausgeruht, dann neue Stufen und Handhalten ins Eis gehauen werden. Mit jedem Schritt wurde unsere Lage schwieriger und gefährlicher, denn wir hingen immer höher über dem Abgrund, in den wir bei der geringsten Unbesonnenheit oder Ungeschicklichkeit gestürzt wären. Endlich gelangten wir hinauf, und von da in kurzer Zeit auf den Gipfel des Bergs.

Auf der spanischen Seite besteht die Kuppe nur aus zerbröckelten Felsen. Auf der französischen Seite aber liegt Schnee, der sich in den Vertiefungen weit hinabzieht. Hier stehen auch bedeutende Bergvorsprünge, wodurch ein Theil der französischen Pyrenäen versteckt wird. Indessen erblickt man doch so ziemlich die große Hauptmasse der Pyrenäen. Von hier erkannte ich all die Spitzen und Berggipfel wieder, die ich, von Osten kommend, nach und nach erstiegen. Weit hin herrscht der Blick; furchtbar ernst, aber schön ist der Vorgrund, wo ungeheure Piks in die Wolken starren und glänzende Gletscher wie Silberbänder von ihren Häuptern hinabrollen, oder rauhe Zacken mit tiefen schwarzen Narben ringsum stehen. Wolken und Nebel verdeckten die französischen Thäler und aus ihnen ragten rauhe Gebirgskuppen wie wüste Inseln herauf. Spanien hingegen war ganz frei von Dünsten und lag in voller Anmuth da. So scheint die Pyrenäenmauer den Norden von dem glänzenden tropischen Süden zu scheiden.

Will Jemand einen Begriff von den arabischen Wüsten haben, so komme er nur her und sehe das Land im Süden des Mont-perdu an. Weder in den Pyrenäen selbst noch in den jenseitigen Heiden in Nordwest habe ich je so große unbewohnte Strecken gesehen. Das ganze Land gleicht den Meeresküsten am Pol. Nichts zeigt sich als Felsen, Schnee und Eis in glühender Sonne. Ihr Wärmen ist hier umsonst, und sie bringt nirgends Leben hervor. Unbändig wüthen am Südabhang die Winterstürme und lassen den Schnee in den Sommer hinein liegen. Denn von dem Kalkboden kann die Unfruchtbarkeit nicht kommen, weil dieser anderwärts sehr produktiv ist. Nur ganz kurzes und dünnes Gras fanden wir in der Gegend, wo der aragonische Hirt weidete, in dessen armseliger Hütte wir eingekehrt waren. Es soll aber doch sehr nahrhaft seyn, denn kaum sind die magern Schafe einige Wochen hier, so werden sie fett und kräftig. Was ist aber eine einzige Schaafheerde in dieser weiten Einöde? Sie macht die Einsamkeit nur noch auffallender. Wie verschieden ist auch in dieser Hinsicht der Mont-perdu vom weit höhern und weit nördlicher liegenden Montblanc, wo die Gletscher auf allen Seiten mit herrlichen Tannen- und Lerchenwäldern, mit Ackerfeldern, Wiesen, Gärten und Woh-

Digitized by Google

nungen umgeben sind. Lachende Farben und schöne Pflanzenformen mildern da das Rauhe der Granitnadeln und Höhen und die wilde Zerrissenheit der Gletscher. Welcher Unterschied zwischen dem frischen, reichen Chamounythal und den kärglichen Weiden am Mont-perdu. Nirgends habe ich in den Schweizer- und Savoyeralpen diese traurige Oede, Leere und Armuth gefunden; ewig lange, durch nichts unterbrochene Linien. Hier könnten Eremiten eine zweite Thebais finden, und Anachoreten würden die fernen Wüsten gar nicht vermissen, um ihren Leib abzutödten, der ihnen ein Greuel ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Abendstern.

(Fortsetzung.)

Hier hatte sich unterdessen die Gefahr vermindert; das Feuer war durch kräftige Maßregeln gedämpft worden und man hatte durch das Abreißen des brennenden Daches die nebenstehenden Häuser gerettet. Aber dem ruhigen Zuschauer der Szene, die nun das Furchtbare allmählig zu verlieren begann, mußte es zweifelhaft bleiben, ob in seinem Gemüthe die Freude über die überstandene Gefahr, oder der Lachreiz siegen werde, der sich seiner bei dem Anblicke der Gruppen bemächtigte, die eines Hogarth würdig gewesen wären. Die allerseltsamsten Kostüme waren in bunter und mannigfaltiger Mischung zu schauen: die einen in flatternden Schlafröcken, die das Wasser von oben bis unten durchdrungen, und über welche sie großblumigte Westen mit langen Schößen gezogen, die andern mit hoch aufgepolsterten Taschen, in welche sie gesteckt hatten, was am nächsten lag und was eben darum den wenigsten Werth haben möchte; die Frauenzimmer in Nachttoiletten mancherlei Art, in welchen sie sich in ruhigem Zustande vielleicht ungern vor einer solchen Menge gezeigt hätten; denn viele, die am Tage geschmackvoll gekleidet umhergingen, fragten des Nachts weder die Grazien noch die Göttin der Reinlichkeit um Rath. Hier stand ein ehrbarer Bürger mitten auf der Feuerleiter und hielt den Schlauch noch in die Höhe, während man von unten in das schon gelöschte Feuer kein Wasser mehr hinauf trieb; statt der Perrücke hatte er die Flügelhaube seiner gebietenden Hausehre aufgesetzt, deren Bänder im Winde wehten und die von den herrschenden Elementen gastig zugerichtet war. Unten stand die Besitzerin des unglücklichen Schlachtopfers, die mit einer um die Schultern geworfenen Schürze ihre Reize zu verdecken strebte und ihren Gatten mit kräftigen Worten ermahnte, herunter zu kommen. Dort lagen aber auch Kinder in den Armen ihrer Eltern, Bräute drückten ihre Geliebten ans Herz, froh des glücklichen Endes, und wenn man zu diesen Bildern den Umstand fügt, daß alles durch einander schrie, lärmte, schwatzte, daß jeder einzelne erzählen wollte, wie ihm geschehen, auf welche Weise er zur Kenntniß der Gefahr gelangt sey, wenn man weiter bedenkt, daß das Gewitter, welches zu Anfang der Nacht gedroht hatte, nun mit all seiner Pracht und seinen Schrecken herauf gezogen war, daß es Schlag auf Schlag die Luft mit elektrischem Feuer füllte und der Regen in Strömen herabzurauschen begann, so wird man sich ungefähr die Wirklichkeit vorstellen können. Auch Herr Abraham Saltinger hatte seine Bürgerpflicht nicht hintangesetzt, die ihn an den Ort der Gefahr rief; der dicke, ansehnliche Mann in seinem gewöhnlichen Kleide, mit dem Mäntelchen der Schwester Martha über den Schultern, welches ihm diese mit sorgsamer Schwesterliebe ohne sein Wissen umgeworfen hatte, lief im Eifer seines Amtes, mit einem großen Feuerstabe bewaffnet und Befehle mit lauter Stimme ertheilend, hin und her. Seine Perrücke hatte sich gewaltig verschoben, und der Haarbeutel kam bei seinen heftigen Bewegungen oft über die Schulter zu liegen, was ihm bei dem erhitzten, von Ruß geschwärzten Angesicht allerdings ein etwas fremdartiges Ansehen gab; Christine aber und Tante Martha hatten strengen Befehl erhalten, zu Hause zu bleiben, denn einer von Herrn Saltingers Grundsätzen war: die Weiber gehören in die stille Wohnung, sie sollen uns Männern ihre Rettung und Beschützung anvertrauen, und es gibt nur sehr seltene Fälle, wo ihnen erlaubt seyn kann, sich unter das Getümmel zu wagen.

Eduard hatte unterdessen seine Mutter in dem Gewühle aufgefunden und sie benachrichtigt, welchen Gast er in ihre Wohnung gebracht habe. Die edle Frau, begierig, Hülfe zu leisten, wo es Noth that, eilte nach Hause, wo die Versicherung des Bedienten, daß der Herr ruhe und jetzt gar nichts bedürfe, sie einstweilen zufrieden stellte und ihr die Freiheit gab, sich mit ihrem Sohne in ihr Zimmer zurückzuziehen, um ihn näher über die Ereignisse dieser Nacht sowohl, als über seine unerwartete Rückkehr zu befragen. Bei den Erkundigungen seiner Mutter nach dem Namen und Stande des Fremden fiel ihm plötzlich das Blättchen ein, welches ihm dieser gegeben hatte; er zog es hervor, näherte sich dem düster brennenden Licht, entfaltete es, betrete wieder und wieder seine Augen darauf, starrte seine Mutter halb bewußtlos an und sank endlich mit dem Ausrufe: „Mein Gott, mein Gott! Das war also meiner Mutter Bild! Mein Gott und Herr! So wunderbar führtest du uns!“ in einen Stuhl hin. Frau Waller, erschrocken, von unbestimmten Ahnungen ergriffen, flog auf ihren Sohn zu, entriß seiner abwehrenden Hand das verhängnißvolle Papier und las nebst den Orten, wo man Nachricht von ihm einziehen könne, den Namen: „Lord Eduard Lindsay.“

Digitized by Google

Ich schildere nicht die Freuden eines seligen Wiedersehens, das der nächste Morgen herbeiführte; ich schildere nicht, wie der alternde Mann nach vierundzwanzig langen und schmerzvollen Jahren die Geliebte seiner Jugend, und mit ihr den Sohn seiner ersten und einzigen Liebe wiederfand, wie er wechselsweise Karolinens bleiche, durch den Gram zerstörte Züge und die kräftige Jugendgestalt Eduards betrachtete, bei dessen erstem Anblicke schon eine Stimme in seiner Seele gesprochen hatte, und wie er nicht müde werden konnte, die theuren Wesen an sein bisher so verarmtes Herz zu drücken.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Alexandrien, Ende Februars.

(Fortsetzung.)

Die sämtliche Gesellschaft. Der Ramadan.

Diese europäisch gebildeten Männer nehmen doch manche im Orient gebräuchliche Sitte an. So zum Beispiel bietet man einem sogleich Kaffee in einem porzellanenen Täßchen auf einem silbernen Gestelle an, wie wir sie haben, um gesottene Eier zu essen. Hierzu überreicht ein schwarzer Sklave eine Pfeife mit einem langen Rohre, das oben ein dickes Mundstück von Bernstein hat; und so findet man sich oft Nachmittags in einer Gesellschaft von zehn bis zwölf Personen, deren Pfeifen sich übereinander kreuzen, obschon auch Frauenzimmer zugegen sind; denn der Tabak, der aus Salonika oder Syrien hierher gebracht wird, ist so vortrefflich, daß Geruch und Geschmack jedoch angenehm sind; nur der Rauch verschencht die und da ein zartes Mädchen, das, frisch aus Europa kommend, daran noch nicht gewöhnt ist. Später, wenn die Gesellschaft nicht zu groß ist, bietet man dem Besuchenden meist eine Parthie Billard an, und man findet bei allen diesen Herrn einen besondern Saal dazu, der, weil man mit den langen Pfeifen nicht spielen kann, mit den besten Cigarren garnirt ist.

Obschon unter den europäischen Sprachen die italienische hier am meisten verbreitet ist, so ist doch die französische, wie überall, die Hofsprache, d. h. die der großen Gesellschaft. Die englische Sprache ist bei Nichtengländern hier wenig bekannt, und von der deutschen will Niemand etwas wissen. Mit den jungen türkischen Damen spreche ich am liebsten arabisch, denn sie wissen diese sanfte, klangreiche Sprache sehr angenehm zu machen, indem sie die harte Aussprache der Gutturalen mit weiblicher Zartheit zu mildern suchen. Ich sah mit Vergnügen in einigen Häusern Kinder von sechs bis acht Jahren, die sehr gut französisch, italienisch und arabisch verstanden. Noch am Tage meiner Ankunft ging ich gegen drei Uhr Nachmittags nach dem Dorfe Komadeto, das etwa eine starke halbe Stunde nördlich von Alexandrien auf einer kleinen Höhe nahe am Meere liegt. Der Weg dahin führt über die Stelle, wo das alte Alexandrien gebaut war; man sieht überall große Ziegelhaufen, die zum Theil umgegraben sind, weil man Alterthümer zu finden hoffte; man hat wirklich vor einigen Jahren manches Schätzenswerthe, besonders viele Münzen gefunden. Nahe am Thore ist die katholische Kirche oder vielmehr Kapelle mit einem großen Kloster, von armenischen und griechischen Priestern bewohnt, die meistens auf Kosten der ankommenden Schiffe, deren jedes einige Thaler für die Geistlichkeit dem Konsul geben muß, unterhalten werden. Längs des Wegs sind kleine steinerne Häuschen, die armen Arabern zum Obdach dienen; diese kriechen, so oft ein Europäer vorübergeht, aus ihren Winkeln hervor und betteln. Sobald man einem etwas gibt, ist man im Augenblick von Hunderten umzingelt, gibt man nichts, so schreien Alle dem Fremden aus Einem Hause: hen el kels (Hundesohn) nach. Ich kehrte in einem solchen Häuschen ein; es hatte blos einige Quadratschuhe im Umfang und war von einer Frau mit drei Kindern bewohnt. Ich sah kein anderes Hausgeräth, als eine aus Stroh geflochtene Decke, ein kupfernes Pfännchen und einen steinernen Wasserkrug.

Ich machte diesen Spaziergang mit einem hiesigen Kaufmanne, dem ich empfohlen war und der mich gebeten hatte, ihn in dieses Dorf, wo seine Frau und Tochter ihrer Gesundheit willen sich aufhalten, zu begleiten. Den ganzen Weg dahin hörte er nicht auf, mir die Tugenden seiner Tochter zu preisen, und dies ließ mich schon zum Voraus schließen, daß ich wohl an ihr keine große Schönheit finden werde. Dennoch erwartete ich sie nicht so häßlich, als ich sie in der That fand; dabei war sie noch so unfreundlich und mürrisch und ihre Mutter so abgemessen steif, daß ihre Gesellschaft für mich wenig Angenehmes hatte, und ich vor Ungeduld und Langerweile fast verging. Es war bereits Nacht, da wir die Stadt wieder erreichten. Die Straßen fand ich jetzt viel belebter, als bei Tag; überall begegneten mir fröhlich singende Araber, mit einer langen Pfeife in der einen und einer papiernen Laterne in der andern Hand. Dies beferndete mich sehr, da ich immer gelesen und in Algier selbst gesehen hatte, daß die Araber sich bei Sonnenuntergang in ihre Wohnungen zurückziehen und bald zu Bette gehen. Ich fragte deßhalb in meinem Wirthshause, ob es hier gebräuchlich sey, Nachts spazieren zu gehen, und man antwortete mir, wir seyen im Monat Ramadan, während dessen die Mahomedaner den Tag durch fasten, weder essen noch trinken, ja nicht einmal rauchen, die ganze Nacht hindurch aber sich beinahe und bis zu Sonnenaufgang, wo sie die letzte Mahlzeit halten, in den Kaffeehäusern des Bazars sich vergnügt herumtreiben.

In diesen Kaffeehäusern findet man nichts als schwarzen Kaffee ohne Zucker, und in dieser Festzeit sind immer arme Leute daselbst zu treffen, welche Lieder singen. Ihr Gesang hat sehr viel Aehnlichkeit mit dem Gesang in manchen europäischen Synagogen der Hebräer. Freilich lauter er ganz anders, als in den jüdischen Bethäusern, wo die Sänger Mozarts, Rossinis und Boildieus Arien dem ersten besten Gebete anpassen; er gleicht dem in vielen Dorfsynagogen, wo aus Aberglauben der altertümliche Gesang sich von Geschlecht zu Geschlecht bis auf unsere Zeit ziemlich rein erhalten hat. — Ich wollte denselben Abend noch auf den Bazar gehen, allein das Gedränge war so stark und die Anzahl der von Branntwein berauschten Araber so groß, daß ich es unterlassen mußte. Diese Leute sind abergläubisch genug, um dreißig Tage hintereinander zu fasten, was doch besonders denjenigen, die dabei ihre gewöhnliche Arbeit zu verrichten haben, sehr lästig seyn muß; Abends aber trinken sie berauschende Getränke in Wirthshäusern, was doch unerlaublich im Koran verboten ist.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 41.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 124.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 25. Mai 1831.

— Die Verwirrung end' ich,
Die Wunderdinge wend' ich
Zum Schluß, der schön sich fügt.
Wer müssen Hand in Hand
Hier knüpfen Hymens Band,
Wenn nicht die Wahrheit lügt.

Shakespeare.

Der Abendstern.

(Beschluß.)

Dem ersten Rausche der Freude folgten die Erklärungen von beiden Seiten. Nur durch täuschende Vorspiegelungen, denen man den Anschein der Wahrheit zu geben verstand, hatte man Lord Lindsay dahin bringen können, eine Verbindung einzugehen, welcher sein Herz widerstrebt haben würde, wenn auch nicht Karolinens Andenken ausschließlich in seiner Seele geherrscht hätte. Ein falscher Todtenschein, mit großer Kunst verfertigt, nach welchem die Unglückliche in Folge einer zu frühen Niederkunft gestorben seyn sollte, machte ihm den Verlust der Geliebten zur Gewißheit und stürzte ihn in einen Gemüthszustand, in welchem man ihn leicht überreden konnte, den armen Rest eines vergifteten Lebens dem Geborsam zum Opfer zu bringen. Wie es sich voraus sehen ließ, war seine Ehe unglücklich und blieb kinderlos. Sein Herz vermochte nur einmal zu lieben. Endlich löste der Tod die Bande, welche unbeglückend ein verschiedenartiges Paar umschlungen hatten, und der Lord, getrieben von innerer Unruhe, und vielleicht auch, wer kennt alle die unsichtbaren Fäden, welche uns mit fernen Geliebten verknüpfen? von einer heimlichen Ahnung geleitet, ging auf Reisen, blieb aber immer am liebsten und längsten in der Schweiz, dem schönen Vaterlande seiner unglücklichen Freundin.

Was nun folgt, wird der Leser sich schon selbst auswählen können. Die glücklich vereinigte edle Familie sah mit jeder Stunde ihre Seligkeit wachsen, weil mit jeder sich neue Eigenthümlichkeiten und Eigenschaften in den einzelnen Individuen entwickelten, die ihnen für die Dauer ihres Glücks bürgen mußten. Herr Abraham Saltinger ward gebeten, den kranken Lord zu besuchen, und er trug nach einem langen Gespräche mit demselben gar kein Bedenken, Christinen ebenfalls ihrer mütterlichen Freundin Haus wieder betreten zu lassen; es geschah dieß auch unter einem Namen, der einstweilen dem Publikum noch ein Geheimniß bleiben mußte, der aber nichts desto weniger das junge Paar zu den schönsten Hoffnungen berechtigte. Sobald Lord Lindsay genesen und einige nothwendige Formalitäten erfüllt waren, ließ er sich in einer der nahe gelegenen Pfarrkirchen mit Frau Waller im Beisepn seiner Kinder und des ehrlichen alten Herrn trauen und reiste gleich nachher mit seiner Gemahlin nach England ab, wo sie im Lauf eines Jahres ihre Angelegenheiten in Ordnung brachten, um dann auf immer in die Schweiz zurückzukehren und hier, nicht weit von ihren Kindern entfernt, an den schönen Ufern des Zürichsees den Rest ihres Lebens, von dem höchsten Glück der Erde, einer unwandelbaren häuslichen Liebe und Zufriedenheit gesegnet, fröhlich und dankbar hinzubringen.

Eduard aber und Christine schlossen bald nach der Abreise ihrer Eltern den Bund noch enger, der sie von früher

Digitized by Google

Kinderzeit an vereinigt und beglückt hatte. Vater Saltinger genoß das Vergnügen, am Trauungstage mit dem Namen und Herkommen seines Schwiegersohnes vor allen Gästen prunken zu können, und Tante Martha, mit dem Neffen, der ihr ein kostbares Halsband zum Geschenk gemacht hatte, vollkommen ausgesöhnt, hatte sich nicht nur auf diesen Ehrentag herrlich geschmückt, sondern sie wandte alle ihre Kunst an, um mit den Hochzeitkuchen eben so sehr zu glänzen als mit ihrer eigenen Person. Alles war freudig und guter Dinge, sogar Herr Samuel Fries, der sich philosophisch in sein Schicksal gefügt und bereits an einem andern Orte angefragt hatte, woher keine abschlägige Antwort zu vermuthen stand, und lange noch redeten die Bürger des Städtchens von der glänzenden Hochzeit des Herrn Eduard Lindsay und der Jungfer Christine Saltinger.

Die jungen Eheleute verließen die Heimath nicht, die sie groß und glücklich gezogen hatte, und ihre sanften Hände drückten dem ergrauten Vater spät erst die Augen zu. Sie lebten ein langes und, wenn man das Glück des Daseyns von den Gefühlen und Eigenschaften des Herzens abhängig macht, auch unwandelbar glückliches Leben; von Kindern und Enkeln allmählig umblüht, im Genusse einer herrlichen Natur, im Umgang mit gleichgestimmten Freunden, denn auch Hallers Geschick hatte ihn wieder in Bruggs Umgebung geführt und er hatte in seiner Frau eine der besseren ihres Geschlechts gefunden, in einer angemessenen Thätigkeit mochten die Stürme des Lebens, die *Keinen* verschonen, sie nicht niederwerfen, und oft, wenn Eduard und Christine in dem väterlichen Garten, der mit dem ehemaligen Wallerschen sich vereinigt und verschönt hatte, an hellen Sommerabenden unter der Linde saßen, die sie jeden Frühling mit Blüthen bestreute, suchten ihre Augen den *Abendstern*, schlugen die treuen Hände in einander und sprachen: „Dort oben wird die ewige Liebe uns einst wieder vereinigen.“

Sitten und Leben in den Pyrenäen.

(Fortsetzung.)

Wie wohlthuend war es uns nach Besteigung des Mont-perdu und des Pic du midi, durch das schöne Ossauthal wieder in die Ebene zu den Menschen herabzusteigen. Aus letzterem kamen wir in das von Machebat, eine schöne Weide, die mit hohen weißen Marmormauern umgeben ist. Oben hängt der Pic du midi wie ein großes Damoclesschwerdt. Die Einwohner erfreuten mich sehr durch ihre offenen, heitern Gesichter. Sie sehen den Fremden ruhig und besonnen an, nicht mit dem widerlichen und beschränkten Staunen, in dem etwas Wildes liegt und das weit häufiger auf bösem Grund fußt denn auf gutem. Es ist wahr, die Berge haben hier noch immer etwas Rauhes, Wildes und Drohendes, nicht aber die Menschen, die gut, gastlich und zuvorkommend sind. Wie in der ganzen Pyrenäengegend, so ist es auch in der Larunser Kirche. Beide Geschlechter sind scharf von einander getrennt. Die Frauen, dicht in ihre weißen Kapuzen gehüllt, knieen in der Mitte der Kirche und haben ein gar bescheidenes, frommes Ansehen. Nachbarvölker tauschen immer ihre Sitten aus wie ihre Kunst- und Naturerzeugnisse. So zeigt sich in dieser Sitte die spanische Eifersucht und das dem ganzen Süden eigenthümliche Mißtrauen gegen das weibliche Geschlecht. Ich erkundigte mich genau, ob diese anscheinende Decenz nicht blos erborgt sey, erfuhr aber das Gegentheil. Die Frauen sind sittlich und keusch; die Männer ehren und achten sie. Es wäre schwer, in den Dörfern arme Mädchen mit einer Handvoll Goldstücke vom Weg der Sitte abzubringen. Die Verirrte und Gefallene fände keinen Umgang und keinen Mann mehr, sie dürfte sich nicht mehr beim Tanz und Spiel der andern blicken lassen. Seit dreißig Jahren soll in dem ganzen Thal nichts dergleichen vorgefallen seyn. Streit und Zank sind unter den Männern sehr selten, und nur der Wein ist daran Schuld; noch seltener sind Schlägereien, und sehr auffallend in der Nähe von Spanien ist die leichte Versöhnlichkeit der Partheien, die von Herzen geht und keine Art von Haß und Rache zur Folge hat.

Nahe bei dem Ossauthal liegen öthlich die warmen Bäder von Caux-bonnes, die den Brustkranken sehr empfohlen werden. Die heitere, lachende Lage des Orts soll in Verbindung mit der Quelle wundersam auf sie wirken. Ich sah einen jungen Mann in der Straße, der mit zwei jungen Damen an einem Fenster des ersten Stockwerks sprach. Alle drei hatten das Aussehen von stark angegriffenen Lungensüchtigen. Das eine Mädchen hustete nach jeder noch so kurzen Aeußerung fast konvulsivisch, setzte aber doch gleich darauf die Unterhaltung wieder fort. Das andere Mädchen wurde Mamsell Rose von dem jungen Mann genannt. Ihre Leiden hatten sie ganz bleich und entsetzlich mager gemacht, ich konnte aber doch auf ihrem Gesicht die Spuren ehemaliger Schönheit sehen. Es war mir peinlich, sie so ausgelassen lustig und zweideutig sprechen und in einem Zuge lachen und husten zu hören. Dergleichen stand nicht gut zu ihren bleichen, bläulichen Lippen. Der junge Mann mit der hohlen Stimme war eigentlich nur ein Strich von einer Mannsgestalt, oder ein dünner englischer Bleistift. Augenscheinlich war er am kränksten unter den Dreien, aber doch am gesprächigsten und lustigsten. Scherzend fragte ihn eine der jungen Damen, wie es mit seiner Gesundheit gehe. „Trefflich,“ war seine Antwort; „lediglich durch die Kraft meiner Konstitution habe ich heute früh mein Thermome-

Digitized by Google

ter im Bad um drei Grad in die Höhe getrieben.“ In demselben Ton sprach er vom nächsten Ball und von dem Vergnügen, das er sich da verspreche. Dabei war er aber so schwach auf den Beinen und schwankte so sehr, daß ich mehrmals im Begriffe stand, ihn zu unterstützen und aufrecht zu halten.

Als ich am folgenden Tag wieder ins Gebirg stieg, hatte ich Francho, den ehemaligen Maire von Urdos, zum Führer. Nachdem er lange meine Cassinische Karte angesehen, sagte er bewegt und halblaut zu sich selbst: „Warum habe ich doch nicht mehr gelernt!“ — „Und warum das?“ fragte ich ihn. „Um Ihnen über unsere Gebirge besser Rede und Antwort geben zu können, um mein Brod auf eine angenehmere Weise zu verdienen und meine Kinder besser zu erziehen.“ So sind alle Bearner: voll edler Wißbegierde, voll Gefühl für das Schöne in der Natur und im menschlichen Leben. Wie es mir aber schon einigemal früher ergangen, so auch mit Francho. Ich konnte den überaus redlichen ehemaligen Maire doch gar nicht von der Nothwendigkeit der Douanen überzeugen. Diese Gebirgsleute denken darin ganz übereinander und geben kein Haar breit von ihrer Meinung ab. In einem Zollbeamten und Zollsoldaten sehen sie einen Feind aller Völker. Wenn man ihnen von der Theorie der Prohibitivgesetze spricht, so lachen sie entweder laut auf, oder werden böse, und einen Augenblick darauf betrügen sie den Fiskus mit List oder Gewalt. Sie erzählen von ihren Zügen und Abenteuern gegen die Douaniers, gerade wie von ihren Gemsen- und Bärenjagden. Die Regierungen werden nicht eher ebenso über die Zollverhältnisse denken, als bis sich die Völker nicht mehr wie Nebenbuhler und Feinde, sondern wie Freunde und Brüder betrachten. Diese Schmuggler äußern alle dies Gefühl allgemeiner Bruderlichkeit, und es ist die Grundlage all ihrer Ideen, wenn sie solche auch manchmal nicht ganz klar ausdrücken können. Was kann man ihnen Haltbares darauf erwiedern? Lächelt man aber ihren einfach beredten, oft gefühlvollen Worten Beifall zu, so werden sie dadurch noch mehr in ihrer Meinung bestärkt.

Francho, der mehr Hirt als Publizist ist, hat mir alle Gebräuche und mündlichen Verträge zwischen den benachbarten französischen und spanischen Hirten erzählt. Auf einer Strecke von fast hundert Lieues, wo eine Menge kleiner Völkerstämme mit verschiedenen Sprachen, Gebräuchen und Sitten neben einander wohnen, und wo die Erzeugnisse des Bodens noch verschiedener sind, denn die Menschen, müssen natürlich die Weideordnungen zwischen den französischen Gemeinden und die Ordnungen zwischen Franzosen und Spaniern sehr verschieden seyn. Ueberall richten sie sich nach der Oertlichkeit; darum hat denn jedes Thal seinen eigenen traditionellen Gesetzkodex. Die Spanier übertreten diese Ordnungen viel häufiger als die Franzosen. Sie dringen nicht selten mit Macht auf das französische Gebiet, wovon wir in neuester Zeit wieder Beispiele hatten. Dabei kommt es denn gewöhnlich zu blutigen Kämpfen, bei denen die Franzosen meistens den Kürzern ziehen. Woher kommt dies wohl? Auf dem spanischen Pyrenäenabhang sind die Weiden viel besser, weil sie auf der Südseite nicht von Lawinen verdorben werden; das Vieh und die Hirten sind bei weitem zahlreicher; ihre Ueberlegenheit ist also leicht zu erklären.

Durch das mildere Klima und die Trefflichkeit der Weidekräuter nach Neucastilien und Estremadura hinunter sind Schafe und Ziegen auf dem spanischen Pyrenäenabhang viel zahlreicher als auf dem französischen; hier hingegen ist das Hornvieh viel bedeutender. Die nomadischen Spanier stehen dadurch in der Civilisation bedeutend hinter dem ackerbauenden Franzosen zurück. Ueberdieß sind in der französischen Schaafzucht in den Pyrenäen eine Menge Irrthümer und Fehler eingerissen, die es erklärlich machen, daß die Schafe da ausarten und an Zahl abnehmen. Es wird von den Bergabhängen zu viel Weideboden in Ackerland verwandelt und dadurch den Schaafen im Winter ihre Nahrung so geschmälert, daß man sie schon in den ersten noch unzuverläßigen und rauhen Frühlingstagen auf die Weide treibt, was ihnen sehr schädlich ist. Die Ställe sind zu eng und haben nicht genug freie Luft. Das Verfahren bei der Bereitung der Schaaf- und Ziegenkäse ist noch gar wenig vervollkommt. Daher kömmt es, daß nach den neuesten Zählungen kaum neunmalhunderttausend Schafe in den französischen Pyrenäen weiden, auf der spanischen Seite hingegen mehr als das Doppelte. Freilich ist in Spanien das Klima besser; desto mehr aber müßte die französische Regierung thun, um die Schaafzucht durch künstliche Mittel in ihrem Lande in die Höhe zu bringen. England liegt unter einem rauheren, kälteren und nebligteren Himmelsstrich, und doch ist seine Wolle besser als die französische und die heutige spanische. Dieß kömmt von der außerordentlichen Begünstigung, welche die Regierung diesem Industriezweige angedeihen läßt. Die Pairs von England sitzen in Westminster auf Wollsäcken, um sie immer an die Wichtigkeit dieses Erzeugnisses zu erinnern.

Die Nahrung der Hirten von Ossau und Aspe besteht aus Maisbrei, grobem Brod und bisweilen einem Stückchen Speck. Hier und da werden auch Ziegen der Milch wegen gehalten. Ihre ganze Fahrniß ist kurz beisammen: ein Kessel für die Molke, ein Topf, worin sie ihren Brei kochen, eine Form von Eisenblech für die Käse, eine Kappe und eine grobe wollene Decke. Jede Woche kömmt Jemand vom Eigenthümer des Viehs zu ihnen hinauf, um ihnen Lebensmittel zu bringen. Dieser Bote ist oft das einzige menschliche Wesen, das sie den ganzen Sommer hindurch sehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Der Einsiedler.

Es sizt der Greis in dunkler Frühe
Im Garten, schaut nach Osten hin,
Und harret, daß der Morgen glühe,
Und heiligt betend still den Sinn,

Bis daß am Himmel purpurblühend
Des Morgens offne Knospe lobt,
Da breitet er die Arme glühend:
„„O meiner Jugend Morgenroth!““

Und schweigend spinnt er seine Träume
Und merket nicht der Stunden Zahl,
Bis durch des Himmels finstre Räume
Hinlodert rother Blize Strahl.

Da fährt er auf und schaut die Flammen,
Und sinket schauernd wieder ein,
Die Hände faltet er zusammen:
„„O meiner Thaten Wetterschein!““

Am Himmel schwarze Wolken ziehen,
Und Schatten decken sein Gesicht,
Bis abermals ein helles Glühen
In sein getrübtes Auge bricht.

Hinschaut er mit dem ruhig festen,
Friedhellen Auge, selig ganz,
In den erbleichend rosgen Westen:
„„O meines Alters Abendglanz!““

Und wie die Nacht ihn rings umdüstert,
Am Himmel Stern um Stern erwacht,
Das Haupt er neigt und sterbend flüstert:
„„O sternenhelle Todesnacht!““

J. Fallati.

Korrespondenz-Nachrichten.

Alexandrien, Ende Februars.

(Beschluß.)

Minder Lärm wegen der Pest.

Den folgenden Morgen fand ich ganz Alexandrien, alle Franken wenigstens, in höchster Bestürzung; überall zeigten sich kleine Gruppen mit todtbleichen Gesichtern im größten Negligé, während die Straßen von Konsuln und Vicekonsuln im größten Galla, aber mit niedergeschlagener Miene, wimmelten; viele schwarze Sklaven liefen hin und her, allerlei Lebensmittel tragend. Jeder Europäer hatte eine Cigarre im Munde und einen Stock in der Hand. Mein erster Gedanke war, nachdem ich vergebens meinen Hauswirth um die Ursache dieser Verwirrung befragt hatte, man habe etwa eine Verschwörung der Mahomedaner gegen die hiesigen Christen entdeckt, was vor einigen Jahren während des Täterkrieges wirklich der Fall war. Ich stekte daher aus Vorsicht meine beiden Pistolen zu mir und ging in qualvoller Ungewißheit zu Herrn ***, um über den Grund dieser seltsamen Erscheinungen Aufschluß zu erhalten. Dieser erzählte mir in einem betrübten Tone, in Satali herrsche eine wüthende Pest, vor einigen Tagen sey ein Schiff von dort angekommen, das auf dem Wege zwei Matrosen verloren habe, die (wie man sich gleich einbildete) an der Pest gestorben seyen, und nun werde die Bevölkerung Alexandriens von den andern aus Syrien gekommenen Reisenden wahrscheinlich angesteckt werden; „„denn, sezte er hinzu, nicht die heißen Sommermonate, wie man fälschlich in Europa glaubt, sondern Januar und Februar sind am allergefährlichsten für die Verbreitung dieser Seuche. Bekanntlich wollen die Türken wegen eines Verbots des Korans von Quarantänen nichts wissen; da aber das ganze Corps der Konsuln an den Pascha deßhalb geschrieben, und bei Muchtar Bey, Gouverneur der Stadt, angehalten hat, daß einstweilen keine Syrer das Land berühren dürfen, so kann man wohl für die Zukunft ruhig seyn, wenn nur nicht die schon Ansgeschifften die hiesige Bevölkerung angesteckt haben.“ Er bot mir einen Stock an, um nach Hause zu gehen, damit ich dadurch die mir begegnenden Menschen oder Thiere von mir entferne, auch eine Cigarre, um die Luft zu reinigen, und empfahl mir sehr, wenn die Pest sich erklären sollte, ja nicht auszugehen, sondern vierzig Tage lang auf meinem Zimmer zu bleiben. So unangenehm es einem Fremden ist, von der Pest benachrichtigt zu werden, so sonderbar wenn man mehr Lust hat, nach Europa zurückzukehren, als in diesem Lande zu sterben, so konnte ich doch mich des Lachens nicht enthalten über die Kleinmüthigkeit dieser verzagten Leute. Ich war fest entschlossen, mich nicht im Geringsten in meinem gewöhnlichen Leben stören zu lassen, sondern lieber einmal zu sterben, als tausendmal von der Todesangst geängst zu werden.

Mir war vor nichts bang, als vor den vielen Leichenzügen der Araber, die vor meinem Zimmer vorbeigehen und mir den Kopf toll machen würden. Denn die Männer, die dem Todten die letzte Ehre erzeigen, singen ein so melancholisches Lied und die Weiber stoßen ein so fürchterliches Geschrei aus, daß, wenn dieses während der Pest sich oft wiederholt hätte, ich es unmöglich in meinem Zimmer hätte aushalten können. Männer sowohl als Weiber gehen oder laufen vielmehr in größter Unordnung, erstere vor und letztere hinter der Bahre. Diese schlagen sich gegenseitig ein großes Tuch um den Kopf unter einem schrecklich gellenden Geheule. Sie geben deßhalb nicht zu zwei oder drei, weil sie mit manchen Juden Europas den Aberglauben theilen, daß ein böser Geist in unglücklichen Stunden alles Zählbare zu beschädigen trachte; daher laufen sie durcheinander, um vom Todesengel nicht gezählt werden zu können. So wie bei uns die Anzahl der geläuteten Glocken groß oder klein ist, je nachdem das Geld der Erben klingelt, so richtet sich hier die Zahl der weinenden Weiber, die keinen Seufzer umsonst ausstoßen, und die Höhe ihrer Stimme nach dem Vermögen des Verstorbenen. Außer den gedungenen Weinerinnen und den Blutsverwandtinnen betheidet keine Frau einen Leichenzug.

Die schreckliche Furcht der Franken, besonders der Italiener, dauerte drei Tage lang; da man aber am vierten Tage noch nicht die mindeste Spur von einer Pest entdeckt hatte, und auf Befehl des Paschas alle später in den Hafen einlaufenden Schiffe Quarantäne machen mußten, so verlor sich nach und nach die Blässe aus den europäischen Gesichtern; sie wagten es wieder, ohne Stock auszugehen und gratulirten sich gegenseitig, diesem grenzenlosen Unglücke so schnell entgangen zu seyn. Später erfuhr man, in Satali sey man so gesund, als in Alexandrien, und die zwei Matrosen müssen also an andern Krankheiten gestorben seyn. Während die meisten Franken Gott dankten, daß er ihnen das Leben gelassen, dankte ich ihm, daß er mir die Gabe verliehen, es, bis es mich verläßt, festzuhalten und zu genießen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 125.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 26. Mai 1831.

Ein altes Sprüchwort sagt: Oft glaubt ein Mann zu fischen,
Und fischt.

Wieland.

Geschichte eines Regenschirms.

Unter den unzähligen Produkten des regen Erfindungsgeistes unserer Zeit gibt es eines, ohne das manche Leute nicht leben können, das aber ich sonderbarerweise nie habe leiden können: ich meine den Regenschirm. Wann, auf welche Weise, durch wen diese Maschine erfunden worden ist, darnach frage ich nicht; ich erzähle hier nur, wie viele Verlegenheiten, oder vielmehr wirkliche Widerwärtigkeiten mir ein Regenschirm zugezogen hat.

Jedermann hat sich wohl schon in seinem Leben geärgert, wenn ihm der Schirm verloren ging, gestohlen oder verwechselt wurde; Jedermann weiß, wie schwer es ist, mit einem offenen Schirm durch eine volkreiche Straße zu wandeln, oben auf einer Postkutsche oder in der Straße bei heftigem Wind damit zu manövriren; Jedermann ist schon von einem schlecht regirten Schirme vor die Nase gestoßen worden, oder ist doch dieser Gefahr mit knapper Noth entgangen. Die Unlust, welche Regenschirme jedermänniglich bereiten, ist also groß genug; aber ganz besonderes Unheil war mir Unglücklichen vorbehalten, und zwar war übelangebrachte Sparsamkeit die Quelle meiner Leiden durch einen Regenschirm.

Im Jahr 1819 wandelte ich eines Tages durch die Stadt. Der dickbehangene Himmel drohte mit einem Regenguß, da fiel mein Blick auf das Aushängeschild einer Bude, nach welchem hier Allerlei sehr wohlfeil zu haben war. Ohne Absicht durchlief ich die lange Liste der Artikel, und eben wollte ich mich nach einem Wagen umsehen, um mich vor dem Regen zu bergen, da kam mir auf einmal der Gedanke, ich könne meinen Zweck eben so gut erreichen, wenn ich mir einen Schirm kaufe; er kostete wohl nicht mehr, als ein Fiacre, und dann behielt ich ihn ja, während ein Wagen ... doch was brauchte es Weiteres? ich trat in die Bude. Der Kaufmann zeigte sich äußerst geschäftig auf meine Nachfrage; ein Heer von Schirmen von Seide und Baumwollenzeug in allen Farben wurde vor mir aufgepflanzt. Kaufe ich einen seidenen, dachte ich, so ist er fort, ehe drei Tage vergehen, und ich bin ja eben aus purer Oekonomie hier. Damit warf ich die Blicke auf den bescheidenen Baumwollenzeug, den der Handelsmann so tief herabgesetzt hatte, so lange er meinte, ich habe es auf einen seidenen abgesehen, nun aber gar nicht genug preisen konnte. Ich hielt mich endlich an einen grünen Gingham, und wenn man den Kaufmann hörte, so war er so wasserdicht, so dauerhaft ..., wie dem sey, er kostete sein Geld; fast schäme ich mich, es zu gestehen, er kostete drei Schillinge! Ich war aber höchlich vergnügt, spannte selbstgefällig das neue Eigenthum aus und trat zuversichtlich in die Straße, den Schirm zu probiren. Ich hatte weit zu gehen, und somit Zeit genug, zu beobachten, wie es mit seiner Kraft des Widerstands gegen den Regen beschaffen war. Das Resultat fiel ganz zu meiner Zufriedenheit aus; ich freute mich meiner Acquisition und meinte, ich werde sie nie zu bereuen haben; bald sollte ich eines andern belehrt werden! Die rege

Digitized by Google

Erwartung, die wir von einem neuen Freund, einem neuen Projekte haben, wird ja leider faſt immer getäuſcht, und die Geſchichte meines Regenſchirms liefert einen auffallenden Beleg für dieſen Satz.

Eine ganze Woche lang freute ich mich ungeſtört meines Kaufs. Der Schirm ſtand für mich und meine Freunde beſtändig bereit und hatte ſeinen Platz neben der Uhr im Vorzimmer. Nicht lange aber, ſo hatte der Regen den künſtlichen Glanz des Stoffes abgewaſchen, und mein Reſpekt vor dem Schirm bekam einen bedeutenden Stoß. Die Dienerſchaft, die dieß merkte, ermangelte nun nicht, ſich Freiheiten mit ihm herauszunehmen; manchmal nahm ihn einer ohne Erlaubniß, wenn er ſchnell einen Gang zu machen hatte, und ließ ihn, wenn er wieder heimkam, am gewohnten Platz unvorſichtig trocknen. Da dieß ſtraflos hinging, ſo wurde es immer ärger, und nicht lange, ſo war mein armer Schirm Gemeingut. Ich ließ dieß ſo hingehen, denn eines Tags hörte ich ſo etwas wie „der Herr mit dem Gingham“ munkeln, und da verging mir die Luſt, das Möbel beſtändig mit mir herumzuſchleppen. Ja mein angeborner Widerwillen gegen Regenſchirme war wieder rege geworden; von jeher hatte ich mich ungerne mit einem geſchleppt; ich konnte damit nicht recht gehen, nicht bequem an die Fenſter hinaufſehen, er hinderte mich auf alle Weiſe. Ich geſtehe es, am Wiedererwachen meiner Antipathie war der Umſtand Schuld, daß ſich die Geſtalt meines Regenſchirms gar ſehr verändert hatte. Durch den Wind, durch das Angreifen mit ſchmutzigen Händen war ſeine urſprüngliche Farbe ganz unkenntlich geworden; der zierlichen Symmetrie, in der er ſeine Stäbe ausbreitete, hatte die Näſſe ein Ende gemacht; der kupferne Ring ließ ſich nur noch ſchwer über die plumper gewerdenen Falten ſchieben; kurz, er war in einem Zuſtande, daß ich die Sparſamkeit verwünſchte und meiſtens lieber naß wurde, als ihn mitnahm. Eines Tags aber — ich mußte in Geſchäften ausgehen und ſchwarze, ſchwere Wolken verkündeten augenſcheinlich ſtarken Regen — ſah ich, als ich über die Flur ging, meinen Regenſchirm kläglich an der Wand lehnen. Da fühlte ich ordentlich Mitleid; es wird regnen, dachte ich; es begegnet mir Niemand; mein Schirm darf mit. In der erſten halben Stunde ſah ich kein bekanntes Geſicht, aber bald gewahrte ich zu meinem Entſetzen, daß ſich der Himmel aufhellte. Wahrhaftig, auf den drohenden Regen folgte heller Sonnenſchein. Zum Umkehren war es zu ſpät, ich ſetzte alſo meinen Weg fort und verwünſchte die Sonne, den Regenſchirm und die Gemüthsregung, die mich veranlaßt, mir die Laſt aufzubürden. — Jedermann weiß, daß in London, wenn im Frühjahr die Sonne ſcheint, alle Welt, wer nur einen Fuß vor den andern ſetzen kann, ſich auf die Beine macht, des ſchönen Wetters zu genieſſen. So war es auch heute, und es begegneten mir mehr Bekannte, als ſeit zwei Monaten her. Umſonſt wollte ich ſchnurgerade, und als hätte ich große Eile, mit einem bloßen Kopfnicken vorbeiſchießen; es war nicht anders, als hätten ſie ſich verabredet, mich zu ſtellen und zu ſchwatzen, obgleich mir keiner etwas zu ſagen hatte. Zehnmal und öfter kam jener fatale Moment, wo, wenn die hergebrachten Höflichkeitsphraſen zwiſchen zwei Bekannten abgemacht ſind, eine Stille eintritt und man ſich umſieht, was man ſagen wolle, bevor man ſich verabſchiedet, und jedesmal ſah ich die Blicke ſich auf meinen Regenſchirm heften. Umſonſt ſuchte ich ihn zu verbergen; es war, als ziehe er durch einen Zauber die Blicke an; ich wünſchte ihn tauſend Fuß unter den Boden.

(Der Beſchluß folgt.)

Sitten und Leben in den Pyrenäen.

(Fortſetzung.)

Die Weltleute ſuchen das Lebensglück lediglich in der immerwährenden, wechſelnden und mannigfachen Bewegung, im Aufſteigen in der geſellſchaftlichen Hierarchie. Ihnen wird das Leben dieſer Hirten allerdings traurig vorkommen und ein entſetzliches Exil ſcheinen; indeſſen ſpricht die Erfahrung gegen ſie. Heiterkeit, Frohſinn und Geſundheit ſpricht aus den Augen derſelben; auf ihren Lippen iſt das Lächeln ſo zu Haus, wie Freude und Frieden in ihrem Herzen; ihnen genügen die einfachſten Naturgaben.

Ich kam auf einen Punkt, der merkwürdig iſt durch den Kontraſt der Anſicht, die man da hat. Hier endigen die Pyrenäen, die ſich gen Oſten in großen Maſſen übereinander aufbauen; ich erkannte alle Gipfel wieder und begrüßte ſie als Freunde; weſtlich dagegen rundet ſich das mächtige Gebirg in die ſanften baskiſchen Anhöhen ab, die ſich endlich bis zum Meeresufer verflachen, oder in die langen Halden (Landes) hinziehen. Gen Mittag ſieht man die Gebirge von Navarra, Anfangs niedrig, wie die baskiſchen Höhen, hernach aber in hohern Zügen hinſtreichend.

Gebirge können nur durch zweierlei gefallen, entweder durch großartige Wildheit oder durch Anmuth. Beides fehlt in den weſtlichen Pyrenäen. Sie haben keine Gletſcher, die der Gebirgsnatur immer etwas Erhabenes, Polariſches geben. Sieht man ſie von meinem Standpunkt, ſo erſcheint der Raſen verbrannt und gelblich, die Friſche der hohen Thäler verſchwindet, man ſieht nichts als die dunkeln Tannen, die zerriſſenen Gipfel, ihre weißlichen Einſtürze und die farbloſen untern Gründe. Um die niedrigen Pyrenäen ſchön zu finden, muß man ſie von der Mittelhöhe ſehen. Da erblickt man ihre kryſtallenen Waldbäche, die rauſchend und ſchäumend niedergehen, Heerden ziehen auf dem Raſen umher, kleine Wohnungen erheben ſich in allen Ecken. Hier ganz oben aber verſchwinden all dieſe

Digitized by Google

Einzelnheiten wie dunkle Punkte, die Wüste, die einen umgibt, ſcheint ſich aber auf die ganze Natur auszubreiten. In der Mittelhöhe ſehen die Bergzipfel recht maleriſch und impoſant aus. In der Nähe ſind ſie rauh und häßlich, alles Ländliche und Idylliſche im Grund verſchwindet, weil es zu fern liegt. Die Berge verflachen ſich und werden alle Jahre niedriger, ja dieſe Kreuzſcheiden, die von der Natur zwiſchen die Völker geſetzt wurden, werden in den künftigen Jahrhunderten faſt ganz verſchwinden. Möchte es doch auch ſo mit dem Sinn der beiden Nachbarvölker werden! Die Natur ſtrebt ſichtlich dahin, die Pyrenäen zu einem ſiren, ruhigen Zuſtand zu bringen, wo die Vegetation nicht mehr durch Lawinen und Bergſtürze zerſtört werden wird. Dann werden auch die engen, gefährlichen Gebirgsübergänge verſchwinden und das Land von beiden Seiten offen da liegen.

Wenn man in das Aſpethal tritt, ſo bemerkt man gleich ein ganz anderes Volk als im Oſſanthal. Ein gewiſſes höhnendes Lächeln ſpricht eine feindſelige Heiterkeit aus und verkündet dem Fremden nichts Gutes. So iſt's in allen demoraliſirten Ländern, wo ſich Beſchränktheit mit Neid und lokalem Sinn miſcht. Umſonſt ſuchte man hier die freien und offenen Geſichter der Männer, die weiße und roſige Farbe der Frauen. Die kleineren und zuſammengedrängteren Züge deuten auf Tücke, Liſt und Bosheit. Die gallige Konſtitution zeigt ſich auch in ihrer Geſichtsfarbe. Die Frauenkleidung und Kappe iſt hier ſchwarz, was ihnen etwas Düſteres und Feindſeliges gibt. Man fragt ſich's: wie geht es zu, daß Nachbarn, unter derſelben Regierung, in demſelben Land und unter denſelben Geſetzen, Nachbarn, die alle zuſammen Bearner heißen, die dicht bei einander im Gebirg wohnen, daſſelbe Klima, dieſelben Erzeugniſſe haben, wie geht es zu, daß dieſe Nachbarn in phyſiſcher Bildung und in moraliſcher Hinſicht ſo ganz verſchieden ſind? Dieß hat einen ganz einfachen Grund. Der Handel mit Spanien kann viel leichter an den niedern Pyrenäenübergängen bei Aſpe als bei Oſſun getrieben werden. Allein dadurch iſt Oleron ſchnell zum Wohlſtand gekommen. Die Vermiſchung und die unausgeſetzte Berührung mit den nördlichen Spaniern hat auf die Franzoſen viel von dem Charakter und von der Phyſionomie der Nachbarn übergetragen, die lange unter der Herrſchaft der Inquiſition, deſpotiſcher Regenten und der Geiſtlichkeit geſtanden haben, und die daher Verſtellung, Mißtrauen und Angſt in ihr Leben und Handeln, wie in ihre Geſichtszüge aufnahmen. Außerdem heirathen die Bewohner von Oleron häufig über das Gebirg, wodurch dann ſpaniſches Blut ins Land kömmt und ſich in alle Dörfer verbreitet. Nirgends iſt die Schmuggelei leichter und darum häufiger als hier. Sie iſt aber weit gefahrloſer als in den öſtlichen Pyrenäengegenden, erhebt daher das Gemüth weniger zu Muth und Kraft, als zu Hinterliſt, Schlauheit und Beſtechung. Außerdem trägt wohl auch die Gebirgsnatur bedeutend zu dieſer Verſchiedenheit bei. Im Oſſanthal hat ſie einen großartigen Charakter, etwas Erhebendes, das auf Körper und Seele wirken und großen Einfluß haben muß. Um Oleron herum neigt ſie das Pyrenäengut in die Fläche.

Es iſt in dieſen Bemerkungen ſchon manchmal von der Schmuggelei in den Pyrenäen geſprochen worden. Hier im Aſpethal hat ſie einen ganz andern Charakter als öffentlich; ſie iſt viel ausgedehnter, weil ſie mit Leichtigkeit, ohne Gefahr und ohne Muth betrieben werden kann. Vor mehreren Jahren ging ſie in Zügen zu fünfzig, achtzig bis hundert Maulthieren vor ſich. Sie gingen des Nachts in einer ununterbrochenen Reihe über das Gebirge. Bei drei Saumthieren war immer ein Führer, der eine angezündete Fackel und eine Doppelbüchſe trug. Es ſah gar anmuthig aus, wenn in der Dunkelheit dieſe beweglichen Lichter an den Bergen weg, bald hinter, bald über einander zogen, je nachdem die Wendung des Wegs war. Es wurden zwar manchmal Flintenſchüſſe in der Ferne oder an der Seite gehört; dies kümmerte aber Niemanden, am wenigſten die Führer des Zugs, denn ſie wußten, daß die Douaniers auf einer gewiſſen vorausbeſtimmten Stelle Lärm machen und ſchießen würden. Die von Paris ausgehenden Zollordnungen waren ganz auf die Seite geſetzt und dafür war eine neue in Oleron gemacht worden. Es wurden drei Franken für jedes Maulthier bezahlt, das ungehindert paſſirte. Als endlich die franzöſiſche Regierung dieſem Unfug ſteuern wollte, mußte ſie von Bayonne einen General mit einem Infanteriekorps und Kanonen hinſchicken, und dieſer hatte ſeine Noth. Jetzt iſt der Unfug faſt wieder eben ſo arg.

Durch das Einverſtändniß mit den Douaniers und durch die lokale Bequemlichkeit hat dieſe Schmuggelei durchaus nichts Kühnes und Unternehmendes, ſondern iſt mehr eine ganz gewöhnliche Spitzbüberei. Sie kann alſo die nicht erheben, die ſich damit abgeben, wie dies in Gavarnie und der Tour-des-Sarol der Fall iſt. Daher haben auch die Schmuggler aus dem Aſpethal nicht das Würdige im Gemüth, was denjenigen eigen iſt, die ſich großen Muths und großer Anſtrengung bewußt ſind. Zwar ſind ſie gar nicht ſo gewaltſam in ihren Maßregeln wie jene; ich rathe aber doch Jedem, ihnen das Zutrauen nicht zu ſchenken, das die Oſſaner unbedingt verdienen.

Die Einwohner von Lescun treiben hier am meiſten Contrebande, und von allen Bewohnern des Aſpethals ſind ſie wegen ihrer Bösartigkeit, Tücke und Rachſucht am meiſten gefürchtet. Dabei halten ſie für vergangene und künftige Unthaten feſt zuſammen, und gegen ihren Bund vermag die Obrigkeit nur wenig. So wurde vor einigen Jahren ein Steuereinnehmer beim Herausgehen aus der Kirche erſchoſſen. Der Inſtruktionsrichter kam

Digitized by Google

mit zahlreichen Gensdarmen gleich darauf nach Lescun; es war aber nicht möglich, etwas zu entdecken oder einen Zeugen zu finden. In Oleron sagte mir ein Mann, der lange und überall in den Pyrenäen herumgekommen war: „Durch das ganze Ossanthal können Sie ruhig mit einem goldbeladenen Maulthier ziehen, und Ihre Pistolen sind Ihnen dabei ganz unnütz. Im Aspethal hingegen hätten Sie an zwanzig Kanonen nicht genug." Diese Aeußerung ist allerdings übertrieben, sie bezeichnet aber ganz die beiden Gegensätze. Bei allen übeln Eigenschaften der Leute verläugnen sie aber doch den Bearner Charakter nicht ganz; nach einigem Umgang werden sie sogar herzlich und zutraulich. Da ich den Felsen und Steinen eine große Aufmerksamkeit widmete, so kamen sie bald auf den Gedanken, ich sey von der Regierung abgeschickt, um Metalle zu suchen und die Anlage von Bergwerken zu betreiben. Ich ließ sie dabei, denn ich war nun um so sicherer, und sie erwiesen mir allerhand Aufmerksamkeiten. Der Sinn des unbemittelten Volks ist immer auf Reichthümer gerichtet; wenn es auf einer Stelle hohl klingt, so heißt es gleich bei den Gebirgsleuten, da haben die Mauren (Mouros) Schätze vergraben. Grotten werden für Wohnungen de las Hadas monedaras, Minze schlagender Feen, gehalten.

(Schluß des dritten Abschnitts.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

Paganini. Sitzung der philotechnischen Gesellschaft.

Paganini hat nun seine Konzerte beendigt und von den Parisern eine Summe von ungefähr 120.000 Franken als Zoll ihrer Bewunderung und ihrer Neugierde erhoben; eine Summe, die mancher verdienstvolle Mann in seinem ganzen Leben Mühe hat zusammen zu bringen. Paganini kann mit dem Bewußtseyn sich entfernen, daß er den Beifall einer der größten Städte der Welt errungen hat; allein etwas muß ihm mißfallen: die Künstler haben während der verschiedenen Konzerte, die er gegeben, sein Spiel mit großer Aufmerksamkeit verfolgt und durch das strenge Vergleichen der verschiedenen Stücke, die er hat hören lassen, entdeckt, daß seine Hauptstärke in der Ausführung der von ihm selbst gesetzten Stücke besteht. Die Ausführung von Rodes und Kreutzers Concertos hat sie keineswegs befriedigt, und sie meinen, es gebe in Paris früh fünf bis sechs Künstler, welche diese Concertos eben so gut, wo nicht noch besser spielten, als Paganini. Hier fanden sie sein erstaunliches Talent nicht wieder, wohl aber in den Bocksprüngen und allen den wunderlichen, unnachahmlichen Griffen, die er in seinen eigenen Kompositionen angebracht hat. Natürlich hat seine Persönlichkeit ebenfalls bei Pariser Publikum ungemein beschäftigt, und die bereits in andern Gegenden über seine vorgeblichen Abenteuer verbreiteten Gerüchte haben auch in Paris Eingang gefunden, und sind nicht allein in Zeitschriften erzählt, sondern auch in Kupfern oder im Steindrucke dargestellt worden. Der Mann hat sich die argen Gerüchte zu Gemüthe gezogen und sich die Mühe gegeben, sie in einem öffentlichen Schreiben zu widerlegen. Freilich ist es Niemand willkommen, für einen Mörder und zum Kerker verurtheilten Verbrecher ausgegeben zu werden; allein wäre der Mann nicht so berühmt, so würde man nicht so Manches über ihn erdichtet haben; er zahlt den gewöhnlichen Tribut eines großen Ruhmes. An seiner Stelle hätte ich also die Leute reden und die Lithographen zeichnen lassen, ohne mich weiter darum zu bekümmern. Lieber hätte ich ein Schreiben zum Abwälzen eines Vorwurfs von ihm gestehen, der ihm öffentlich gemacht worden ist. Man hatte ihn nämlich gebeten, einem Konzerte beizutreten, welches zum Besten der unglücklichen Flüchtlinge aus Italien gegeben werden sollte. Als Italiener hätte er, so scheint es, wohl ein Ständchen seine große Kunst verbannten Landsleuten weihen dürfen. Er hat es ausgeschlagen, ob aus Furcht vor den Machthabern Italiens, oder aus einem andern Beweggrunde, weiß ich nicht. Auf jeden Fall ist ihm die Weigerung sehr übel genommen worden. Ein großer Künstler, wie er, darf selbstständig handeln und braucht sich nicht von kleinlichen Bedenklichkeiten einschüchtern zu lassen, die einen alter Hülfe und Vorsprache enthobenen Privatmann von einer edeln That zurückhalten können. Das französische Volk würde es ihm unendlichen Dank gewußt haben, wenn er den Muth gehabt hätte, öffentlich als der Wohlthäter seiner besiegten Landsleute aufzutreten, wovon Manche Gut, Familie und Ruhe, kurz Alles, was sie besaßen, aufgeopfert haben. Zwar hat er ein Konzert zum Besten der Armen gegeben und einen Theil der Einnahme zu Privatwohlthaten verwendet; ist dieser den gestüchteten Italienern zu Gute gekommen, so macht es seinem guten Herzen mehr Ehre, als seinem Muthe; haben sie nichts davon bekommen, so bestedt der Vorwurf, den man ihm in den hiesigen Tagesblättern gemacht hat, in seiner ganzen Stärke. Wenn es darauf ankommt, fremden Völkern seine Theilnahme zu bezeugen, so ist man in Paris muthiger, als im nördlichen Europa. Kaum gerte und andere Gelegenheiten werden so häufig zu Kollekten, für die Bewohner Polens z. B., benutzt, daß man sie kaum alle in den Tagesblättern erwähnt. So hielt neulich die philotechnische Gesellschaft wieder eine öffentliche Sitzung, deren Hauptzweck war, eine Kollekte zum Besten der für ihre Freiheit kämpfenden Polen zu veranstalten. Bouilly, Verfasser Fanchons und der bekannten Erzählungen für seine Tochter, hielt eine Anrede ans Publikum bals in Prosa und bald in Versen, worin er ihnen das Schicksal der bedrängten Polen ans Herz legte. Madame Malibran, die bekannte italienische Opernsängerin, und andere Damen gingen mit dem Teller umher und brachten über 800 Franken ein. Lafayette, welcher zugegen war, gab ein Beispiel, andere Anwesende gaben eben so viel. Zwei schöne Porträts Kosciuskos und Mr. Czartoriskis, von polnischen Kupferstechern, waren im Saale aufgehängt. Hernach wurde ein kleines Konzert gegeben; ein polnisches Mädchen von wohl Jahren spielte ein Concerto auf der Geige. Der Opernsänger Nourrit sang mehrere Arien und zuletzt den Aufruf an die Polen, von Casimir Delavigne. Es geziemte einer literarischen Gesellschaft, welche viele Gelehrte Polens unter ihren Korrespondenten zählt, etwas für das Vaterland derselben zu thun. Diese Theilnahme äußert sich übrigens häufig, und wenn die Kollekten nicht reichlicher ausfallen, so rührt dies wohl daher, weil der Kollekten täglich sehr viele stattgefunden haben, und Frankreichs Bewohner selbst an die Wohlthätigkeit ihrer Landsleute haben Anspruch machen müssen. Griechen, Polen, Italiener, kurz alle für ihre Unabhängigkeit kämpfenden Völker haben der Unterstützung bedurft und Frankreich um Hülfe angesprochen. Es hat jedem nur eine geringe Gabe reichen können, besonders seit einem Jahre, da in Frankreich selbst der Hülfsbedürftigen leider eine Menge ist. Desto thätiger sind Dichtkunst und die bildenden Künste beschäftigt, um die Heldenthaten jener Völker zu verewigen, und Niemand spottet, wie anderswo, der Unglücklichen und Besiegten, es seyen denn etwa einige Ultrabäcker, welche auch unter der jetzigen freien Regierung ihren alten servilen Geist nicht verläugnen.

Dg.

Beilage: Kunstblatt Nr. 42.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 126.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 27. Mai 1831.

Pistol. Die Litanei ist recht: Humore sind im Schwang;
Sehn Pfaff' und kommen, Gottes Knechte sterben;
Und Schwerdt und Schild
Im Blutgefild
Erwirbt sich ew'gen Ruhm.

Shakespeare.

Sendschreiben an einen vornehmen Kavalier, betreffend den Krieg in Polen.

(Aufgefunden und mitgetheilt von — tt'—)

Im Jahr 1655 brach der König von Schweden, Karl X. Gustav — aus dem Hause Pfalz-Zweibrücken, des großen Gustav Adolphs Schwestersohn,—den Waffenstillstand mit Polen, man kann sagen ohne gerechte Ursache, im bloßen Uebermuthe, der den Schweden aus dem im dreißigjährigen Krieg gewonnenen Uebergewichte erwachsen war. In einem einzigen Feldzuge bemeisterte er sich fast des ganzen Königreichs und ließ sich sogar huldigen. Das war aber nur das Ende vom Anfang: denn der Ausgang schlug bekanntlich dennoch fehl, und Schweden sammt seinem kriegsgewaltigen König ward gedemüthigt. Die Eifersucht der bei Schwedens Glück betheiligten Nachbarmächte (nämlich Rußland, Oesterreich, damals noch deutsches Reich genannt, Dänemark, Preußen, damals noch Herzogthum, und die Niederlande) trieb zu einem allgemeinen Bündniß und Krieg gegen Schweden, in welchem Karl Gustav alle seine polnischen Eroberungen verlor und, trotz eines glücklichen Zugs und Schlags gegen Dänemark, zuletzt von den damals zur See mächtigen Holländern zur Ruhe genöthigt wurde.

Zu der Zeit, da Schweden das Kriegsmanifest gegen Polen erließ, ließ sich die öffentliche Meinung, die damals in vielen deutschen, besonders protestantischen Ländern noch auf Seite der Schweden war, in einem Sendschreiben, das wir hier in Abkürzung und nach heutiger Schreibart, jedoch mit unverändertem Texte, zu Vergleichung des Jetzt mit dem Sonst, mittheilen, also vernehmen:

„Ew. hochgeehrtes Schreiben habe ich wohl empfangen, darin Er von mir begehrt, Ihm candide zu eröffnen, was ich von dem Krieg zwischen Schweden und Polen halte, und zu welcher Parthei ein deutscher Kavalier sich ohne Verletzung seines Gewissens begeben könne, Das ist eine schwere Frage! Denn wenn ein Kavalier einem fremden Potentaten im Kriege mit gutem Gewissen dienen soll, so muß er wissen, ob auch die causa belli legitima sey? Ist die Kriegsursache rechtmäßig, so ist ein Soldat nichts anders als executor justitiae (Vollstrecker der Gerechtigkeit), geht in seinem Beruf und kann Gott im Kriege eben so wohl dienen, als ein Prediger auf der Kanzel. Wo aber die causa belli nicht ist legitima, da ist ein solcher Krieg nichts anders als eine Mördergrube. Wer sagt uns aber, die wir weder in der schwedischen noch polnischen geheimen Kanzlei gewesen, ob dieses Krieges Ursach rechtmäßig sey? Eben deßwegen schlagen sie sich die Köpfe, weil ein jeder will Recht haben. Da der Krieg in Polen anging *), verwunderten sich viel große Herrn über den

*) Unter Gustav Adolph, der den Krieg mit Polen wieder anfing und 1617 einen großen Theil von Liefland, 1621 den übrigen Theil davon, 1625 Kurland und Litthauen, und 1626 das ganze polnische Preußen eroberte.

Digitized by Google

glücklichen Succeß des Königs (Gustav Adolph) von Schweden, hielten es für ein göttlich Werk und dachten: Hie Schwert des Herrn und Gideon! Man sagt, ganz Konstantinopel sey damals erschrocken und viel große Herren haben ihre Schätze nach Kleinasien geschickt. Jezt aber, da das Schwert bald diesen, bald jenen trifft, meint fast ein jeder Bauernvogt, er könne die schwedische Armee in der Buttermilch auffessen, als wenn es holländischer Zwieback wäre. Eben solche Reden geschahen, da Kaiser Gustav (Adolph) auf deutschen Boden kam: da wußte ein jeder Dorfprediger fast aus dem Daniel und der Apokalypse zu sagen, was es für einen Ausgang mit den Schweden und Papisten gewinnen werde. Allein da der Prager Frieden gemacht wurde *), da stand nichts mehr im Daniel und der Apokalypse. Die Schweden aber hatten nach diesem Stoß größern Sieg und Glück als vorhin. Und dieses ihr jetziges Spiel ist noch nicht ausgespielt: die Würfel liegen noch auf dem Tische.

Ich weiß, daß vor einem Jahr viel große Herren, viel gelahrte und ungelahrte Leute trefflich gut schwedisch waren: jezt aber pfeifen sie all anders und sagen, man hätte es so und so machen sollen. Allein ich erinnere mich an jenen Arzt: als der siebenzig Jahr alt wurde, schrieb er allezeit in die Stammbücher: Medicum non decet mori juvenem (ein Arzt darf nicht in der Jugend sterben); da sagte ein anderer: Wenn der gute Mann das vor vierzig Jahren geschrieben hätte, so wollte ich viel von ihm halten.

Mancher will jezt das schwedische Manifest examiniren und fragen, ob auch die Schweden genugsame Ursache haben, das Königreich Polen mit Krieg zu überziehen; allein Gott ist in Uebertragung der Obmacht ein wunderbarer und verborgener Gott. Zwar, wenn ein Statist (Staatsmann) Ursach zu einem Krieg will haben, so kann er sie leicht finden. Einsmal ritten etliche Kaufleute aus der Leipziger Messe. Als nun ein großer Regen kam, stellten sie sich mit ihren Pferden unter einen großen Eichbaum und wollten warten, bis der Regen vorüberging. Kurz hernach kam eine streifende Parthei, und einer unter ihnen grüßte die Kaufleute und sagte: „Glück zu, Ihr Herren, was machet Ihr da?“ Einer unter den Kaufleuten antwortete: „Hier halten wir ein wenig, bis das böse Wetter vorüber geht.“ — „Was?“ sagte der Partheigänger; „wollt Ihr Gottes Wetter und Wind verachten? Ihr gottlosen Vögel, Ihr Gotteslästerer, herunter von den Pferden! herunter, oder wir wollen Euch schießen, der Dampf soll Euch aus dem Hals gehen!“ So mußte der theure Name Gottes ein Deckel ihrer Räuberei seyn. Jener Soldat stahl einmal einem Bauern, bei welchem er im Quartier lag, eine Kuh. Der Bauer verklagte den Soldaten bei seinem Kapitän, dieser läßt den Soldaten zu sich kommen und sagt: „Was hast Du für Ursach, ihm die Kuh zu nehmen?“ — „Herr Kapitän!“ sagt der Soldat, „wenn der Bauer zwo Kühe hat, und der Soldat hätte gerne eine davon, ist das nicht Ursach genug?“ Wann kann ein Statist nicht einen scheinbaren Vorwand finden, einen Krieg anzufangen?

Was nun diesen schwedischen Krieg in Polen anlangt, so dünkt mich, es sey Gottes Finger dabei. Ich mag zwar von solchen Dingen ungern urtheilen; und da mein hochgeehrter Herr als versuchter Kavalier, der seine Waffen in unterschiedlicher Potentaten Dienste rühmlich getragen, auf Antwort dringt, hab ich mich an jenen Superintendenten in Mecklenburg erinnert, welcher einsmals Visitation hielt und die Leute aus dem Katechismus examinirte. Als er nun zu einem alten Bauern kam und fragte: „Wie viel sind Hauptstücke der christlichen Lehre?“ da antwortete der Bauer: „Herr Superintendent, das ist eine seltsame Frage, das wisset Ihr besser als ich.“ Ich zweifle nicht, daß mein hochgeehrter Herr diese Sache schon längst werde reiflich erwogen haben. Er verzeihe mir, daß ich hinwiederum eine Frage an ihn thue. Ich frage, was hatten die Israeliten für Ursach, das Land Kanaan einzunehmen und die Einwohner daraus zu vertilgen? Was hatten die Kanaaniter den Israeliten gethan? Wie erschrecklich ging der Feldmarschall Josua mit ihren fünf Königen um!

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Durch welchen Schweden seine Bundesgenossen (Sachsen, Brandenburg, Mecklenburg, Braunschweig, Anhalt und viele Städte) verlor.

Geschichte eines Regenschirms.

(Beschluß.)

Auf dem Heimweg kam ich auf den unseligen Gedanken, durch den Garten von Kensington zu gehen und dadurch etwas Weg abzuschneiden; das hatte ich bitter zu bereuen. Ich ging seitab durch eine der schattigen Alleen, in denen es bei hübschem Wetter so angenehm ist; zu meinem Troste ließ sich kein Spaziergänger blicken, und ich konnte mit Gemüthsruhe die verschossene Farbe meines Ginghams mit dem frischen, satten Grün des feuchten Rasens vergleichen; da gab das veränderliche Aprilwetter auf einmal seinen Drohungen Kraft, und ich spannte meinen Schirm auf. Während dieses Geschäftes ging der Ring los und fiel zu Boden. Ich hob ihn auf, steckte ihn in die Tasche, und als ich auffah, kam ein grün gekleideter Mann rasch auf mich zu. Ich mochte bei dieser plötzlichen Erscheinung etwas zusammengefahren seyn und dieß den Mann in seiner vorgefaßten Meinung noch bestärkt haben. Er vertrat mir den Weg und fragte

Digitized by Google

ohne Weiteres: „Herr, was haben Sie in die Tasche gesteckt?“ — „In die Tasche? wie so in die Tasche?“ fragte ich erstaunt. „Frei heraus mit der Sprache!“ erwiederte er. „Wir wissen wohl, warum gewisse Leute bei Regenwetter so gerne in den finstern Alleen spazierengehen.“ — „Wahrhaftig,“ antwortete ich, „da wissen Sie mehr als ich.“ — „Ohne Umstände, Herr! Geben Sie her, was Sie aufgehoben haben. Nach der Verordnung muß Alles, was gefunden wird, im Hinausgehen beim Portier abgegeben werden.“ Ich wußte nicht, sollte ich über das Mißverständniß des Burschen lachen, oder mich über seine Unverschämtheit ärgern; aber schnell war mein Entschluß gefaßt, der impertinenten Aufforderung keine Folge zu leisten; ich sah ihn daher ernst an und bat ihn, mich in Ruhe zu lassen. „Mein, Herr,“ antwortete er, „ich lasse Sie nicht eher gehen, als bis Sie mir zeigen, was Sie in die Tasche gesteckt haben.“ — „Auf Ihr Geheiß,“ rief ich, „werde ich wohl die Taschen umwenden! Wer sind Sie, daß Sie mir so in den Weg treten? Lassen Sie mich gehen, guter Freund; ich habe Eile.“ — „Das will ich glauben, lieber Herr. Weil Sie aber wissen wollen, wer ich bin — und damit hielt er mir das Amtszeichen des Konstabels vor die Augen. Nun wurde die Sache ernstlicher und ich allen Ernstes böse; ich zog den verdammten Ring aus der Tasche und rief: „Hier, wunderlicher Mensch! der Ring von meinem Regenschirm! Jetzt halten Sie mich noch länger auf, wenn Sie das Herz haben!“ Der Konstabel schien nur halb befriedigt; er wandte sich um und murmelte etwas zwischen den Zähnen, woraus ich die Worte „alter Schirm“ herauszuhören meinte, die mir den ganzen Tag um die Ohren gesummt hatten. Da kam ich außer mir; schnell wie der Blitz machte ich den Schirm zu und streckte damit den Konstabel der Länge nach in das Gras. Nach dieser Heldenthat wandte ich mich und war in vier Sätzen aus dem Garten. Kaum weiß ich noch, wie ich nach Hause kam und warum ich die schuldlose Ursache meiner Demüthigung nicht in die Themse warf. Den andern Tag konnte ich die Geschichte, wie sich Jemand an einem der Konstabel des Gartens von Kensington gröblich vergriffen, vermehrt und verbessert in den Zeitungen lesen. Der Vorfall selbst war zu sehr entstellt, als daß man daraus den wahren Hergang hätte errathen können; der Regenschirm aber war vollkommen getreu signalisirt, und aus Furcht, er möchte mein Verräther werden, ging ich stehenden Fußes in ein Magazin am Strand und kaufte einen hübschen braunseidenen Schirm, der zehnmal mehr kostete, als mein Gingham. Acht Tage darauf ward er mir von einem Rechtsmann im Saale von Westminster abgeführt. Den Gingham fand ich, als ich heimkam, in statu quo neben der Uhr.

Der Mensch ist gar veränderlich in seinen Entschlüssen, besonders wenn ein Augenblick der Leidenschaft sie geboren hat. Mehr als einmal schwur ich, den alten Schirm nicht mehr anzurühren, und mehr als einmal ließ mich die Eile oder irgend ein Vorfall meinen Schwur brechen; aber immer hatte ich Ursache, es zu bereuen. Einmal stieß ich damit eine mächtige Glasscheibe an einem Laden ein; nach diesem Unglück kam der Schirm zwei Monate lang nicht mehr an das Tageslicht. Ein andermal lud ich mir im Theater fast ein Duell auf den Hals, weil ich beim Applaudiren den Fersen eines Nachbars in Schnurrbart und seidenen Strümpfen mit meinem Schirm gar zu derb zugesetzt hatte. Nach einem lustigen Abend fiel es meiner Gesellschaft ein, das Schilderhaus eines Watchman niederzureißen, und ich hielt mit. Das Unternehmen brachte uns nach einer im Arrest zugebrachten Nacht vor den Polizeikommissär, und mein Schirm, der im Treffen um seine Spitze gekommen war, wurde als Zeuge gegen mich vorgebracht. Vergeblich läugnete ich die Vaterschaft, in der Hoffnung, des lästigen Freundes endlich los zu werden; der Watchman gab nicht weich und der Kommissär war kurz angebunden; ich mußte eine Buße erlegen und meinen Schirm wiedernehmen.

Dreimal versuchte ich es, mir ihn dadurch vom Halse zu schaffen, daß ich ihn bei Bekannten stehen ließ, und eben so oft kam ein achtsamer Bedienter damit angezogen und sprach: „Ich merkte gleich, daß er dem Herrn gehörte.“ Dem gefälligen Menschen mußte noch dazu ein Trinkgeld gegeben werden. Diese fruchtlosen Versuche hatten mir die Lust benommen, und ich unternahm nichts weiter gegen den Unglücklichen. Indessen hatte ihm die Zeit neue Unbilden zugefügt: der Griff von bemaltem Holz, mit dem er in seinen schönen Tagen prangte, war wacklicht geworden, und oft und viel kam einer in der Straße mit dem Stück Holz in der Hand hinter mir hergelaufen und rief: „Herr, der Griff von Ihrem Regenschirm!“

Metaphysische und psychologische Betrachtungen sind nicht meine Sache; ich weiß daher nicht zu sagen, welch seltsamer Dämon in mir mich zwang, den Feind meiner innern Ruhe fort und fort zu behalten. Besondere Umstände veranlaßten mich, eine Reise auf das Festland zu machen, und über den Ausfallen dazu kam mir eine Zeitlang der Regenschirm ganz aus dem Kopfe. Ich setzte mich, ohne an ihn zu denken, in die vollgepfropfte Dover Postkutsche. Schon war der Ruf erschallt: Alles fertig! schon hatte der Kutscher den Pferden den ersten Hieb gegeben, da rief es plötzlich: Halt! halt! Der Conducteur stieß einen Fluch aus, der wie ein Echo durch die Gesellschaft lief, und Aller Augen richteten sich auf einen keuchenden Boten, der etwas hoch in der Luft schwang — und zwar nichts anders, als meinen Regenschirm. Vernichtet, aber anscheinend ruhig saß ich da, streckte die Hand aus, und meine Finger klammerten sich um den vermaledeiten

Digitized by Google

Gingham, den ich lieber dem Unglücksboten in den Rachen gestoßen hätte. Bald waren wir in Dover und hatten günstigen Wind zur Ueberfahrt. Ich war die ganze Nacht aufgewesen und ruhte nun in Calais aus, bis der Wagen nach Boulogne abging. Ermüdet, schlaftrunken, ließ ich einen Kommissionär für meine Effekten sorgen. Als ich den folgenden Tag mein Gepäck musterte, fand sich, daß zwei Artikel zurückgeblieben waren, eine Uniform und mein Regenschirm. Die erstere wollte ich nicht zurücklassen und schrieb daher an den Wirth in Dover, hütete mich aber wohl, des Schirms zu erwähnen. Nicht lange, so erhielt ich beide verlorne Objekte zurück.

Ich bin nun seit mehreren Monaten in Paris. In dieser lustigen Stadt kann Jeder thun und treiben, was er mag, und so darf ich auch meinen Schirm tragen, ohne zu fürchten, daß er einem Menschen auffällt. Läuft mir indessen ein Landsmann in den Weg, so fasse ich ein Wort davon fallen, daß ich vom Portier einen Regenschirm habe entlehnen müssen. Gestern gob es in Strömen, da ich eben im Jardin des Plantes war; ich flüchtete mich in einen Omnibus und überließ meinen unseligen Regenschirm seinem Schicksal. Gott sey gedankt! ich bin seiner los und kann somit die Geschichte meines alten Regenschirms schließen. . . .

Eben wollte ich meine Namenschiffer unter diesen Aufsatz zeichnen, da tritt der Portier in mein Zimmer. Er hat einen Bruder, der bei der Polizei angestellt ist und Jedermanns Adresse kennt; dieser Herr Bruder kommt hinter ihm drein und hat meinen alten Regenschirm in der Hand.

D. F.

Korrespondenz-Nachrichten.

Napoli di Romania, den 18. April 1831.

Griechisches Schulwesen.

Da die innere Staatsökonomie des griechischen Staats in seiner jetzigen Regenerationen noch nicht so weit gediehen ist, daß Anstalten zum öffentlichen Unterricht der Jugend überall und in hinreichender Menge gegründet werden können, insofern es immer noch an tüchtigen Schulmännern und dem so nöthigen Material gebricht, so hat man wenigstens in den Kreisstädten Elementarschulen und Schulen des gegenseitigen Unterrichts (nach der Lancasterschen Methode) zu gründen gesucht. Ohne Unterlaß fährt man fort, in den verschiedenen Provinzen Sammlungen an Geld und wissenschaftlichen Hülfsmitteln zur Errichtung öffentlicher Schulen zu veranstalten, und außer den vorhandenen ist der Bau von zwanzig begonnen, welche bald vollendet seyn werden.

In die Klasse der ausgezeichnetsten Unterrichtsanstalten Griechenlands gehört das Orphanotrophyz zu Aegina unter der weisen Leitung des würdigen Hellenen A. Mustoxidi (Präsident des Orphanotrophys, Direktor des Nationalmuseums, Expror der Centralschule ꝛc.), welcher seit ungefähr zwei Jahren dieser Anstalt vorsteht. Diejenigen Kinder griechischer Familien, welche ältern- und heimathlos umherirrten und von der Regierung an Kindesstatt angenommen, erst in Poros und dann in Napoli untergebracht worden, fanden endlich ein bleibendes Asyl in dem neu und zu diesem Zweck erbauten Waisenhaus zu Aegina, wo Ende 1829 ihre Anzahl 495 betrug, nämlich aus dem Peloponnes 145, aus Festgriechenland 175, von den Inseln des Archipels 25, von geflüchteten auswärtigen griechischen Familien 155. Im Verlauf des Jahres 1830, wo viele griechische Familien, theils durch Sklaverei, theils durch andere Kriegsereignisse von ihren Kindern getrennt, in ihr Vaterland zurückkehrten und ihre todtgeglaubten Angehörigen im Waisenhaus wiederfanden, äußerten manche von ihnen den Wunsch, ihre Kinder in die Heimath zurückzunehmen. Das Gouvernement war ihnen willfährig, und 98 kehrten zu ihren Eltern zurück. Die Regierung beschloß, den erwachsenen Zöglingen bei der Wahl eines Standes freie Wahl zu lassen und nach getroffener Wahl auf Kosten des Staats für ihre fernere Erziehung zu sorgen. Demnach bestimmten sich 12 für das wissenschaftliche Fach, 110 für verschiedene Künste und Gewerbe. Von der ersten Kategorie traten ein: in die Kriegs-Centralschule zu Napoli di Romania 6, in die Centralschule zu Aegina 5, in das geistliche Seminar zu Poros 1; von der zweiten Kategorie traten ein: in die Forme-Modele zu Corinthos 15, in die Staatsdruckerei zu Napoli di Romania 2, in die Druckerei zu Aegina 4, in die Marine 65, in verschiedene Handwerke in Syra, Hydra ꝛc. 24. Einer Verordnung des Präsidenten vom 1. Januar a. c. zufolge, hat der Staat für jeden Zögling des Orphanotrophys, welcher ein Gewerbe gewählt hat, eine wöchentliche Zulage von einem Pfoinix (6 Pfoinix = 1 span. Colt. Thaler) ausgeworfen, wovon 1/5 an den Lehrling ausgezahlt, 4/5 aber für Rechnung des letztern zurückgestellt, in einer Sparkasse verzinst und nach Verlauf seiner Lehrjahre als ein Kapital ausgezahlt werden, welches ihm zur ersten Einrichtung und Anschaffung der für sein Gewerbe nöthigen Geräthe und Handwerkszeuge dienen soll.

Der Bestand der Schule war zu Ende 1830, 407, und in diesem Jahr waren 35 gestorben. Diese Zahl dürfte bedeutend erscheinen, indeß muß man bedenken, daß das zarte Kindesalter, in welchem sich die meisten Zöglinge befanden, der Sterblichkeit mehr unterworfen ist, als die spätern Lebensjahre, und daß fast alle Waisen aus egyptischer Gefangenschaft zurückkehrten, wo sie viele Drangsale erlitten hatten; ein großer Theil von ihnen war mit der schrecklichen Ophthalmie oder gar mit gänzlicher Blindheit behaftet.

Bei der Centralschule in Aegina sind drei Lehrer angestellt, welche die Zöglinge, deren Anzahl am Schluß des letzten Trimesters 122 betrug, in der altgriechischen und französischen Sprache, Geschichte, Mathematik ꝛc. unterrichten. Die Bücher, welche hierbei zu Grunde gelegt sind und deren Anzahl für den Augenblick noch unbedeutend ist, sind (in neugriechischer und altgriechischer Sprache) ein Auszug aus den Gesprächen Lucians, Theophrasts Charaktere, kleine Stücke aus dem Isokrates und Plato ꝛc. In der obersten Klasse befinden sich einige schon erwachsene Schüler, welche, in Kenntnissen den übrigen voraus, als Schullehrer für das Innere Griechenlands und auf die kleinern Inseln des Archipels abgehen werden.

Um dem Mangel an unterrichteten Geistlichen abzuhelfen, wurde Ende Oktobers 1830 auf der Insel Poros das Kloster St. Moni zu einem geistlichen Seminar umgewandelt. Zwei Professoren unterweisen die Novizen in der altgriechischen Sprache, im Katechismus, in der Geschichte und in der Ausübung der geistlichen Pflichten. Sobald der Kursus weiter vorgerückt ist, werden die Vorträge über Logik, Hemiletik, Kanzelberedtsamkeit, Theologie ꝛc. beginnen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 54.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 127.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 28. Mai 1831.

— Leben noch zwei Römer, diesen gleich?

Shakespeare.
Julius Cäsar.

Blücher*).

Sprach's Luther in den guten Zeiten,
Als wir noch etwas zu bedeuten:
Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang,
Der bleibt ein Narr sein Leben lang;
So ist uns noch der Ruhm geblieben,
Daß wir wie sonst den Becher lieben.

Doch bleibt auch wohl ein Narr sein Leben,
Wer rückwärts schiebt, um sich zu heben,
Wer am verdorrten Baume Frucht,
Im welken Kranze Blüthen sucht;
Denn rastlos vorwärts gilt's zu dringen,
Soll sich die kranke Zeit verjüngen.

Und beides hat ein Held verstanden,
Den sie der Wahlstatt Fürsten nannten;
Drum glaub' ich, wem die Art gefällt,
Der ist der ächte deutsche Held:
Der früh gleich wildem Wein gegohren,
Ward spät zum Rächer uns erkoren.

Und nächst dem Säbel blieb dem Zecher
Sein liebster Adjutant der Becher;
Er war's, mit dem er oft gespielt,
Dann wieder ernsten Kriegsrath hielt;
Und galt es, Schlachten zu gewinnen,
So mußt' auch Blut der Rede rinnen.

Besonders aber half dem Alten
Ein Wort, das wir so schlecht behalten:
Wenn Vater Blücher: vorwärts! rief,
Klang's nach aus jeder Seele tief,
Die Rache schwang sich in den Bügeln,
Und vorwärts ging's auf Sturmes Flügeln.

Dieß Wort — o könnt' er's Alle lehren,
Die stets noch alten Götzen schwören,
Aus Schutt und Moder Schlösser bau'n,
Von allen Gipfeln rückwärts schau'n,
Statt nach den seligen Gestalten,
Die vorwärts deutend Kronen halten!

Speckbacher.

Speckbacher ist ein deutscher Mann,
Kein Modeheld, der Welt zur Plage,
Des Kaisers schlichter Unterthan
Ist er noch ächt vom alten Schlage,
Und hat auch wenig sonst studirt,
Als wie man frei die Büchse führt.

Den Bären früh zum Ziel er nahm,
Er weiß der Kugel Flug zu lenken;
Doch seit das Heer der Franken kam,
Die seiner Väter Land verschenken,
Dünkt ihm verloren jeder Schuß,
Wo nicht ein Blaustrumpf stürzen muß.

*) Aus dem so eben in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung erschienenen Briefwechsel zweier Deutschen, herausgegeben von P. A. Pfizer.

Digitized by Google

Da trifft auch ihn das falsche Blei;
In einer Höhle, krank, verlassen,
Doch in der kühnen Seele frei,
Will ihn die List der Fremden fassen;
Er hört sie kommen, springt vom Grund,
Ruft: „jetzt, Speckbacher, sey gesund!“

Er tritt hervor und setzt den Hut
Sich ruhig auf der Stirn zurechte,
Im Wehrgehäng die Büchse ruht,
Speckbacher geht nicht zum Gefechte;
Doch schaut er sie mit Blicken an,
Daß Manchem drob das Blut gerann.

Kein Säbel blinkt, kein Schuß wird laut,
Sie weichen scheu zu beiden Seiten,
Und sehn den Mann, der sich vertraut,
Durch ihre Gasse langsam schreiten;
Doch bald tönt rings der Alpen Mund:
Speckbacher hält noch unsern Bund!

Und wollt ihr wissen, wie er's macht,
Daß selbst die Sieger vor ihm zagen?
Gethan ist's schwerer als gedacht,
Will's euch auf Treu und Glauben sagen:
Kein Zwingherr und kein Heer besiegt
Den Mann, der lieber bricht als biegt.

Andreas Hofer.

Der Sandwirth, der's so gut verstanden,
Wie man das Wild auf Alpen hetzt,
Hat sich vom Streit mit Söldnerbanden
Zu Insbruck an den Tisch gesetzt,
Und seine kecken Schützen liegen,
Des Rufs gewärtig, müd vom Siegen.

Da regt sich's drängend in den Gassen,
Vermischte Stimmen werden laut,
Der Platz kann kaum die Menge fassen,
Und Jung und Alt erwartend schaut;
Sie wollen unter Sang und Klingen
Ein Lebehoch dem Sandwirth bringen.

Doch er, des Landes Schirm und Stütze,
Tritt mit entblößtem Haupt daher:
„Laßt das, ich bin ein schlichter Schütze,
Und wenn ich selbst der Kaiser wär',
Ihr sollet einen Höhern preisen,
Daß er uns beisteht — will's euch weisen.“

Drauf faltet er die rauhen Hände,
Und jeder auf den Knien steht,
Daß Gott des Sieges Engel sende;
Viel tausend Seelen ein Gebet!
Die Kämpfer ziehn — und wenig Stunden,
So strömt ihr Blut aus frischen Wunden.

Und soll ich weiter noch verkünden,
Wie er der Treue Lohn empfing?
Das ist der Fluch von unsern Sünden,
Daß er, der fest am Glauben hing,
Verlassen starb den Tod der Schächer
Und fand nur droben einen Rächer.

Doch nun der Sandwirth ausgestritten,
Seit ihm die Kugel schlug durchs Herz,
Kränkt euch der Tod, den er gelitten,
Er aber schwang sich himmelwärts,
Und jagt wohl, wo die Sterne blitzen,
Den Steinbock mit des Himmels Schützen.

Sendschreiben an einen vornehmen Kavalier, betreffend den Krieg in Polen.

(Fortsetzung.)

„Ich frage, was man dazu sagen würde, wenn heutiges Tages der König von Schweden thäte, was Josua gethan hat? Gleichwohl war der Krieg des Herrn Krieg, und der Herr war mit Josua. Fragt ihr, was die Ursache sey, daß Josua also habe müssen metzeln, sengen und brennen? Die Ursach werdet ihr finden, wenn ihr leset das achtzehnte Kapitel im dritten Buch Mosis. Da stehet der Schweden eigentliches Manifest, und Gott selbst ist der Herold, der den Krieg in Polen ankündigt. Betrachtet wohl, was Gott sagt, Vers 24 ff.: „Ich will ihre Missethat an ihnen heimsuchen, daß das Land seine Einwohner ausspeie ꝛc., denn welche diese Greuel (wie die Kananiter) thun, deren Seelen sollen ausgerottet werden vor dem Volke.“ — Nun sind im Königreich Polen solche Sünden vorgegangen, wie im Lande Kanaan, darum ist kein Wunder, daß ihm Gott einen solchen Arzt zugeschickt, der ihm eine Purgation eingeben soll. Ich zweifle nicht daran, es werden noch viel fromme ehrliche Leute darin seyn, welche Gott in Gnaden ansehen werde. Ich bin in meiner Jugend durch Polen gereist und habe gesehen, daß die Leute, welche gottesfürchtig sind, die lassen sich ihre Gottesfurcht einen Ernst seyn; die aber Epicuräer sind, die sind rechte Erzepicuräer. Und solcher Epicuräer sind viel unter den Schlachtzitzen (Edelleuten), welche ihre armen Bauern und Knechte traktiren wie die Hunde, und sie mit solcher Last überladen, wie Pharao die Kinder Israel in Egypten *). Allein es sind auch,

*) So ganz unrecht hatte also der theologische Politikus nicht, wenn er den damaligen Krieg in Polen als eine Purgation für dieses Land ansah, durch welche nicht eigentlich der König von Schweden, der den Krieg ohne Ursache anfing, sondern die Vorsehung, die ihn zuließ, gerechtfertigt werden sollte. Ist ja doch der Gedanke an die volle Emancipation des polnischen Bauern in den Köpfen der polnischen Edelleute erst in dem heutigen Kampfe mit Rußland zur rechten Klarheit gekommen und als „eine Nothwendigkeit“ erkannt worden.

Digitized by Google

(wie gesagt) viel fromme, ehrliche Herzen in diesem Königreich, und ich zweifle nicht daran, daß solcher Leute Seufzer zu Gott durch die Wolken dringen, und Gott der Herr mitten in seinem Zorn seiner Barmherzigkeit eingedenk seyn werde und sich über sie erbarmen, wie über die Niniviter: „aber da Gott sahe, wie sie sich bekehreten von ihrem bösen Wege, da reuete ihn des Uebels, das er geredet hatte, ihnen zu thun, und thät's nicht.“ (Jon. 3.)

Ich bitte abermals, mein hochgeehrter Herr wolle meiner Offenheit verzeihen, welche mich zwingt, frei heraus zu reden. Er weiß, daß ich der schwedischen Nation allezeit sehr affektionirt gewesen bin, und habe noch viel große Gönner unter ihnen. Allein ich sorge, es seyen viele von den Schweden etwas hoffährtig geworden, als sie in Polen und Preußen kamen und sahen, daß die Städte seyen wie Feigenbäume mit reifen Feigen, welche, wenn man sie schüttelt, dem ins Maul fallen, der sie essen will. Ich sorge, sie werden abermal hoffährtig worden seyn, als sie gesehen haben, daß das tapfere polnische Kriegsvolk zu Weibern geworden, und daß die Thore ihres Königreichs, welche bisher den Erbfeind des christlichen Glaubens aufgehalten haben, zu Verwunderung der ganzen Welt diesem eröffnet worden seyen. Ich sorge, sie werden des christlichen Mitleids ein wenig vergessen haben, als sie gesehen, daß es dem König von Polen ergangen sey, wie der Prophet Nahum dem Königreich Assyrien gedroht (Kap. 2.) Ich sorge, daß ihr Herz sich erhoben habe, als sie gesehen, daß ganz Polen wie ein Teich voll Wasser gewesen sey, das, wann der Damm los geht, unversehens verfließt, und darf sich demnach Niemand verwundern, wann um solcher Hoffahrt willen Gott der Herr den Schweden auch ein wenig auf die Finger klopfet *). Auch bei einer legitima causa zum Kriege ist nicht allzeit Glück und Sieg. Was recht und billig ist, das muß man auch durch billigmäßige Mittel vollführen. Es kann die beste Sache, wann man sich dabei nicht gottfelig und klüglich verhält, böse und ungerecht werden. Die Kinder Israel hatten eine rechtmäßige Ursach zu streiten wider die Benjamiter; gleichwohl bekamen sie Stöß'; warum? sie verließen sich mehr auf ihre Macht als auf Gott. „Der Sieg kommt vom Himmel und wird durch große Menge erlanget,“ sagt Judas Maccabäus. Jetzo aber scheints, als wenn man unsern Herrgott hinten Ofen setze und thue, als ob an ihm nicht viel gelegen sey. Man will nicht daran denken, daß Gott allein derjenige sey, der den Königen das Schwert abgürtet (Jes. 45, 1.) der den Kriegern den Muth nimmt (Jes. 19, 3.) und den Streitenden das Herz feig macht, daß sie ein rauschend Blatt jagt, daß sie davor fliehen, als jagte sie das Schwert (3. B. Mos. 26, 36.). Wer jetzt den Soldaten solche Dinge sagen will, der wird nur ausgelacht. Wenn jetzt ein Soldat des Morgens ein Vaterunser betet und hernach ein paar hunderttausend Sacrament herauswirft, und die Trompeten anfangen zu blasen, so meint er, unser Herrgott müsse gleichwohl, weil er einem evangelischen Herrn diene, alsbald Zeichen und Wunder thun und die Mauern über'n Haufen fallen lassen, wie zu Jericho.

Zu wünschen wäre es, daß beide Königreiche, Schweden und Polen, bei Zeiten miteinander Frieden machten, ihre beiden Armeen vereinigten und erstlich dem Moskowiter einen guten Morgen wünschten, als der an ihnen beiden untreulich gehandelt, der weder den Römisch-Katholischen, noch den Protestanten treu und hold ist, der, wo er Lust hat, ärger tyrannisirt, als der Türk, der fürwahr den Polen nicht halten wird, was er ihnen zusagt. Zu wünschen wäre zweitens, daß, wenn die Herrn Moskowiter ein wenig gedemüthigt wären, die schwedische und polnische Armee hernach vor Konstantinopel ginge und jagte den Türken aus.

(Der Beschluß folgt.)

*) Ist eingetroffen, wie aus der Einleitung zu ersehen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Napoli di Romania, den 13. April 1831.

(Beschluß.)

Bibliothek und Museum zu Aegina. Aufruf an deutsche Philhellenen.

Als Nebeninstitute Behufs des öffentlichen Unterrichts müssen wir noch erwähnen: Die Nationalbibliothek zu Aegina, welche bis jetzt ungefähr aus 2000 Bänden besteht und größtentheils aus Schenkungen und Legaten griechischer, im Auslande lebender Familien entstanden ist. Sie würde zahlreicher seyn, wenn nicht die Regierung, um noch dem muthmaßlichen Zwecke der menschenfreundlichen Geber zu handeln und die Wohlthaten gemeinnütziger zu machen, die Bücherssendungen in drei Theile getheilt hätte, deren einer den Schulen des Landes überlassen, ein zweiter an obige Bibliothek abgegeben und für die Zukunft aufbewahrt, der dritte zu herabgesetzten Preisen verkauft wurde, um auch durch dieses Mittel Aufklärung unter den niedern Ständen zu verbreiten. Es wäre zu wünschen — und der menschenfreundliche, bei so vielen Gelegenheiten bewährte Charakter der Deutschen, an welche vorzüglich diese Zeilen gerichtet sind, ist zu bekannt, als daß man befürchten müßte, eine Fehlbitte zu thun — daß sich einige edle Männer dieser Nation vereinten und dahin wirkten, daß durch Zusendung theils altgriechischer Autoren in den einfachsten Schulausgaben, theils anderer zum Unterricht der Jugend nöthiger Bücher, theils leichter Vorlegeblätter für Kalligraphie, freies Handzeichnen ꝛc., dem unendlichen hellenischen Staat in der Gründung und Verkreirung der Kultur hülfreiche Hand geleistet würde; sie würden sich dadurch ein bleibendes Denkmal in den Herzen aller Philhellenen stiften. Denn groß ist der Mangel in allen bis jetzt bestehenden Schulen an den nöthigsten Lehrbüchern, Vorschriften, Schiefertafeln, Landkarten ꝛc., und bei der zunehmenden Pe-

Digitized by Google

pulation wird die Armuth an Hülfsmitteln noch fühlbarer werden. Groß und oft erstaunenswürdig ist der Trieb der griechischen Jugend, etwas zu lernen und sich aus der Ignoranz herauszureißen, in welche die Sklaverei ihrer Eltern und Vorväter sie gestürzt hatte; reißend sind ihre Fortschritte, die sie fast in allen Wissenschaften und Künsten machen; aber wie traurig und öfters herzbrechend muß es für den beobachtenden Menschenfreund seyn, wenn er sieht, wie sogenbrechig die Verhältnissen der studirenden Griechen seyn können, wenn sie mit mehrern und bessern materiellen Hülfsmitteln versehen wären. Einsender dieses, selbst ein Deutscher und von der Hierglerung an einer der Hauptlehranstalten des Landes als Lehrer angestellt, ist täglich Zeuge des innern Wesens und Treibens in den griechischen Schulen, und glaubte diese Gelegenheit nicht übergehen zu dürfen, um zum Besten der griechischen Jugend ein paar Worte den deutschen Menschenfreunden ans Herz zu legen.

In Verbindung mit der Bibliothek steht noch ein Museum, welches aber bis jezt nur eine Mineraliensammlung, ein zoologisches Kabinet und einen Antikensaal in sich begreift. In den beiden ersten befinden sich Proben eines heimischer Naturerzeugnisse, gesammelt von Virlet, Mitglied der gelehrten Gesellschaft, welche auf Befehl des französischen Gouvernements Griechenland in wissenschaftlicher Hinsicht untersucht hat. Der Antikensaal ist erst vor Kurzem eingerichtet worden und wird, da die Regierung vor einiger Zeit ein Dekret erlassen hat, dem zufolge alle Antiquitäten, welche man im Innern auffinden dürfte, in das Nationalmuseum eingeliefert werden sollen, um sie theils einer weitern Zerstörung zu entziehen, theils ihre Ausführung ins Ausland zu verhindern, bald sehr bedeutend werden und für den Kenner reichen Stoff zu antiquarischen Untersuchungen darbieten. Bis jezt besteht die Sammlung aus 1090 bemalten Vasen von verschiedener Größe, Form und Beschaffenheit, 108 Lampen und 24 kleinen Statuen von gebrannter Erde, 16 kleinern irdenen Gefäßen, 19 gläsernen Vasen, 34 alabasternen Vasen, 137 kupfernen Geschirren, theils Opferschalen, theils andern zum beliebigen Dienst bestimmten Gefäßen, 71 Steinplatten mit Inschriften, 24 Statuen, mehr oder weniger gut erhalten, 14 Basreliefs, 55 Bruchstücke von Bildhauerarbeit, 339 Münzen und Medaillen.

Paris, Mai.

Die öffentliche Sitzung des Institut de France.

Wenn bei der jetzigen bewegten Zeit die Literatur wenig beachtet wird und der Buchhandel so unthätig ist, daß nur dann und wann ein Aufsehen erregendes Buch erscheint, so läßt sich begreifen, warum auch die Verhandlungen der Pariser Akademien oder Klassen des Institut de France wenig beachtet werden. Zwei öffentliche Sitzungen dieses Instituts haben jedoch in diesen Tagen eine Menge Zuhörer herbeigezogen, vielleicht weil seit langer Zeit keine solche Sitzungen stattgefunden hatten. Die erste dieser Sitzungen war die alls gemeine der vier Klassen oder Akademien des Institut de France, die nach einer Verordnung Ludwigs XVIII. an dem Jahrestage stattfinden sollte, an welchem er Frankreich wieder betreten hatte. So wenig die Bourbons beliebt waren, so konnte man damals doch einen solchen Jahrestag feiern, weil von diesem Tage an eine verfassungsmäßige Ordnung in Frankreich eingeführt wurde, die leider sein Bruder und Nachfolger im vorigen Jahre umwerfen wollte, wofür er mit dem Verluste seines Thrones bestraft worden ist. Die Sitzung ist durch eine neulich erschienene Verordnung auf den lezten April, als den Tag vor dem Namensfeste des jetzigen Königs, verlegt. Besser wäre es gewesen, sie auf den 27. Juli zu verlegen; sie hätte alsdann jedes Jahr den merkwürdigen Tag ins Gedächtniß zurückgerufen, an welchem die Pariser den Muth hatten, eine meineidige Regierung zu verwerfen und sich von dem Joche eines ihnen gehässigen Hofes zu befreien. Jedoch ist dieser Tag schon an sich unvergeßlich und bedarf keiner akademischen Sitzung, um ewig im Angedenken aller Franzosen zu leben; sie genießen ja täglich die Früchte ihres raschen Entschlusses und ihrer rühmen That. Da nun also die öffentliche Sitzung der vier Akademien des Institut de France dieses Jahr zum erstenmale an dem Tage vor dem Feste des Königs stattfinden sollte, so hatte sich auch eine Menge Neugieriger eingefunden, um derselben beizuwohnen. Vorhüter. Mitglied der Kunstakademie, hatte den Vorsitz. Er gehört zu den wenigen Malern, die noch große historische Gemälde ausführen und mit ihren Kompositionen die ganze Wand eines großen Saales anzufüllen im Stande sind. Jedoch war diesmal von seinen Gemälden nicht die Rede. Der Volneysche Preis, der mehrere Jahre nacheinander deutschen Gelehrten zugefallen war, wurde diesmal einem jungen französischen Orientalisten, Burnouf, ertheilt. Raoul Rochette las einen Bericht über die schönen Bildwerke vor, welche die französische Kommission zu Olympia in Griechenland ausgegraben hat und die in einem eigenen Saale des Louvre aufgestellt werden sollen. Dies ist wohl die wichtigste Ausbeute jener Expedition, die bei weitem nicht das geleistet hat, was man von ihr erwartet hatte, weil fast nichts zu ihrem Zwecke in Griechenland vorbereitet war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 121:

Die Zeit.

Homonyme.

Des Bettlers Unstern.

Schon in der Jugend lernt' ich zu meinem Aerger dich kennen,
Wenn in der Schule die Zeit sich ausdehnte so lang.
Da verließ ich dich nur, um dich auf's Neue zu finden,
Denn zu der Kaufmannschaft hatte Papa mich bestimmt.
Und nachdem ich auf dir lang deine Geschäfte versehen,
Schickte man endlich hinaus mich auf die offene See;
Was du mir mitgabst, schüzte mich dort vor Hunger und Kummer;

Aber ich fand vor dir selbst auf dem Meere nicht Ruh;
Dort auch stieß ich, ach! wieder auf dich; bald hätte das Ufer,
Dein verrätherischer, und Tod und Verderben gebracht.
Endlich entrannen wir dir, und nach verschiedenen Fahrten
Nahm der Hafen uns auf einer bedeutenden Stadt,
Doch in der Stadt auch fand ich nur dich bei verderblichem Spiele,
Und mein böses Geschick wollte noch, daß ich dich hielt.
Freilich rächte zunächst sich an dir das grausame Schicksal;
Aber in deinen Zerfall zogst du mich leider hinein.
So bin ich Bettler geworden, dem traurigsten Tode verfallen.
Bald von Rasen vielleicht deckt du mein bleiches Gebein.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nº. 128.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 30. Mai 1831.

„Wir haben gefunden, gefunden!
Sorgt, daß man euch nenne,
Wir sind die Nenner, wir!“
Und so ward viel des Schreibens
Und des Ausrufens viel.

Herder.

Ueber egyptische Alterthümer.

Nach Champollions Vorlesungen.

Am 10ten Mai hat Champollion am Collège de France seine Vorlesungen über egyptische Alterthumskunde begonnen. Wenn gleich seine Ansichten oft in Hauptsachen von Seiten anderer, namentlich deutscher Forscher Widerspruch finden und auch zum Theil später aus dem Tiegel der Kritik modificirt hervorgehen mögen, so verdienen doch die Worte eines Mannes, der der Wissenschaft sehr große Dienste geleistet und wohl im Lande der Pharaonen mehr gesehen hat, als alle bisherigen Reisenden, die höchste Beachtung, und wir unternehmen gewiß kein undankbares Geschäft, wenn wir die und da aus seinen Vorträgen das Interessanteste und Neueste mittheilen. Wir beginnen, zur Verständigung für die Zukunft, sogleich mit seinem einleitenden Vortrag, obgleich von dem Gegenstande desselben schon einigemal in diesen Blättern die Rede gewesen ist.

* * *

Das Studium der egyptischen Alterthümer theilt sich in zwei Zweige, den philologischen, der sich mit der Sprache, den verschiedenen Schriftsystemen, der Erklärung der Inschriften auf den Denkmalen beschäftigt, den archäologischen, der die Monumente als Kunstwerke betrachtet und von ihrer Bestimmung zu Zwecken der Religion, Staatswirthschaft oder Kriegskunst handelt.

Die Alterthumsforscher begnügten sich, als dieses Studium in Europa aufzuleben begann, mit der Betrachtung römischer Denkmale; bald, als man erkannte, daß die Römer in Sachen der Kunst nur Nachahmer und Erben der Griechen waren, richteten sich die Blicke auf Griechenland; aber die Ansicht, Griechenland sey die Wiege der Kultur, Künste und Wissenschaften seyen ursprünglich und selbstständig diesem herrlichen Boden entsprossen, mußte auch wieder modificirt werden, als man die Sagen und Denkmale der Hellenen näher zu untersuchen begann, und man gelangte zu der Ueberzeugung, die wirklich hellenische Bevölkerung des Landes sey von Norden herabgekommen, die Kultur hingegen später von Süden eingewandert, und zwar mit Fremdlingen, die aus dem Orient der alten Welt gekommen waren. Im Orient also sucht und findet gegenwärtig die Archäologie die Vorbilder hellenischer Kunst. Die Geschichte lehrt, die ersten Verbreiter der Kultur seyen zur See aus Egypten nach Griechenland gekommen; Egypten war lange Zeit die Schule, in der die Gesetzgeber und Weisen der Griechen Unterricht suchten. Durch genaue Kenntniß der egyptischen Monumente, durch immer nähere Bekanntschaft mit der uralten Kultur an den Ufern des Nils und dem regen Verkehr des jugendlichen Griechenlands mit dem bereits alternden Egypten, gelangen wir zu den Uranfängen griechischer Kunst, zu der Quelle eines bedeutenden Theils der Mythen und des Kultus dieses Volks.

Zwei Ursachen haben bisher unsere Kenntnisse von

Digitized by Google

Egypten höchst mangelhaft erhalten, einmal die Seltenheit ächter Alterthümer und sodann unsere Unbekanntschaft mit der Sprache der alten Egypter. Seit dem siebzehnten Jahrhundert wurden in manchen Kabinetten Kunstgegenstände aus diesem halb fabelhaften Lande als Kuriositäten gesammelt: Amulette, kleine Figuren von gebrannter Erde, gewöhnliche, nicht sehr merkwürdige Mumien. Später erhielt man Stücke von beschriebener Leinwand, Binden mit heiligen Schriftzeichen und mit Inschriften bedeckte Särge. Diese Gegenstände machten die Gelehrten auf die Schrift der Egypter aufmerksam; man studirte die römischen Obelisken und die Archäologie bereicherte sich mit einer neuen Disciplin, die aber lange Zeit keine Früchte trug, weil die gelehrte Welt ihre Forschungen ganz verkehrt anstellte. Den Unterschied, den die alten Schriftsteller zwischen den verschiedenen Schreibarten der alten Egypter machen, faßte man unrichtig auf; man hielt es für ausgemacht, daß die Hieroglyphenschrift durchaus nicht die Laute der wirklichen Sprache ausdrücke, sondern daß im Gegentheil jedes Zeichen einen bestimmten Begriff bedeute, kurz daß diese Schrift rein symbolisch, emblematisch sey. Durch solchen Grundsatz war nun natürlich der Einbildungskraft ein unendliches Feld aufgethan. Kircher wagte sich darauf und gab unter dem Titel **Oedipus ægyptiacus** (1652) vorgebliche Uebertragungen der hieroglyphischen Legenden auf den römischen Obelisken heraus; was ließ sich aber von einem Mann erwarten, der ohne Methode, ohne die mindeste haltbare Basis, die Hieroglyphen **a priori** entziffern wollte? Er trug besonders viel zu Verbreitung des Vorurtheils bei, daß die geheimen hieroglyphischen Inschriften durchgängig nur von den Personen haben gelesen werden können, die in die ersten Grade der religiösen Mysterien eingeweiht gewesen seyen. Man war der Meinung, alle diese Texte beziehen sich einzig und allein auf geheime, mystische Dinge, enthalten blos die Lehren der egyptischen Theosophie. Allermittelst dachte man nicht daran, sich den einzigen Schlüssel zu den hieroglyphischen Inschriften zu verschaffen, d. h. sich mit der Sprache, welche die Egypter gesprochen haben, bekannt zu machen; und ohne dieß kam doch mit allen Hypothesen über ihre Schreibmethode nichts heraus. Denn bestand die Hieroglyphenschrift wirklich blos aus ideographischen Zeichen, d. h. bedeutete jedes Zeichen einen Begriff, so mußte man die gewöhnliche Umgangssprache verstehen, weil die in jener Schrift statt der Worte der Sprache angewendeten Symbole doch gewiß in derselben logischen Ordnung an einander gereiht, nach denselben Konstruktionsregeln gestellt waren als die Worte; denn es handelte sich ja um nichts, als durch die bildende Kunst ganz dieselben Ideenverbindungen zu versinnlichen wie durch die Rede. Waren im Gegentheil die einzelnen Charaktere des Hieroglyphensystems ausschließlich Laut- oder phonetische Zeichen, so konnten diese Zeichen oder Buchstaben nur den Laut der Worte und Buchstaben der gewöhnlichen Sprache bedeuten. Will man endlich annehmen, ideographische und phonetische Zeichen seyen dabei gemischt gewesen, so war auch dann wieder Kenntniß der Sprache die unerläßliche Grundlage aller vernünftigen Forschung.

Den Gelehrten fiel es aber nicht ein, dieses nothwendige Werkzeug anzuwenden, und doch war es seit dem siebzehnten Jahrhundert außer Zweifel gesetzt, daß die von den Missionarien nach Europa gebrachten koptischen Manuskripte wirklich in egyptischer Sprache geschrieben seyen; und diese Handschriften konnte man lesen, denn das koptische Alphabet ist nichts anders als das griechische Alphabet, das die zum Christenthum übergegangenen Egypter angenommen und mit einigen Zeichen vermehrt hatten. Kircher selbst lieferte in seiner **Lingua aegyptiaca restituta** eine Grammatik und ein Wörterbuch der koptischen Sprache; dieses Werk trug trotz seiner Mängel viel zur Verbreitung des Studiums dieser Sprache bei. Später, als durch Wilkins und Lacroze das Studium der koptischen Sprache sehr erleichtert worden war, machten sich die Alterthumsforscher mit neuem Eifer an die egyptischen Denkmale, in der Hoffnung, zum Religionssystem der alten Egypter dadurch einen Schlüssel zu finden, daß sie die zerstreuten Stellen in den griechischen und lateinischen Schriftstellern zusammenstellten und die Namen der von diesen erwähnten Gottheiten nach dem koptischen Wörterbuche deuteten. Dieß war Jablonskys Zweck in seinem **Pantheon Aegyptorum**; es war aber wohl zum voraus anzunehmen, daß die Griechen und Lateiner nur höchst mangelhafte Nachrichten vom Religionssystem der Egypter geben, und was die Interpretation der Götternamen mittelst der koptischen Sprache anlangt, so war wohl sehr unwahrscheinlich, daß jene Schriftsteller diese Namen beim Umschreiben nicht verändert haben sollten. Aus Allem geht im Gegentheil hervor, daß die Namen nicht anders entziffert werden können, als wenn man weiß, wie sie egyptisch geschrieben wurden, und die phonetischen Elemente, welche auf den Hieroglyphenterten die Eigennamen der Gottheiten bilden, haben allerdings mit der Orthographie, die ihnen Jablonsky gab, nichts gemein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Sendschreiben an einen vornehmen Kavalier, betreffend den Krieg in Polen.

(Beschluß.)

„Es haben mich glaubhafte vornehme Schweden bei ihrem Eid und Gewissen versichert, daß ihrer königl. Majestät niemals in den Sinn gekommen sey, das König-

Digitized by Google

reich Polen an sich zu bringen. Und ich glaube es auch wohl: denn was wäre der Krone Schweden mit dem Königreich Polen gedient? Es würde dem König von Schweden, wann er beide Kronen auf sein Haupt setzen wollte, ergehen, wie dem König von Spanien mit seinen vielen Königreichen, cui ipsa copia est inter causas inopiae (bei dem der Ueberfluß mit Schuld am Mangel ist). Wenn der König von Schweden Polen in Ruhe besitzen wollte, müßte er allezeit eine Armee von 50,000 Mann auf den Beinen halten. Ob dieses die Polen, wenn auch ihr Acker im besten Flor stehet, ertragen können, davon laß ich andere urtheilen. Das ganze Königreich ist gleichsam bisher mit Hufeisen bedeckt gewesen: es werden viele Jahre dazu gehören, daß der Ackerbau und die Viehzucht wieder in Flor kommen.

Der König von Schweden hat der ganzen Welt erwiesen, daß er ein guter Soldat, ein guter General sey. Wenn er nun ein Heer polnischer Löwen neben seinen edeln Deutschen und wohlgeübten Schweden wollte vor Konstantinopel führen, so könnte er die gerüsteten Hasen, die Türken, nicht allein aus Konstantinopel, sondern aus ganz Asien jagen; er könnte das ganze orientalische Kaiserthum wieder einnehmen, welches der Bluthund, der Türk, der Christenheit entzogen hat. O wie viel hundert Tausend Christen würden dadurch erfreut werden, die jezt unter dieses Blutshunds tyrannischem Joch seufzen! Wenn das geschähe, wollte ich meinem hochgeehrten Herrn rathen, daß er nicht eine Stunde länger sitzen bliebe, sondern seinen Küraß wieder anzöge und zu der Armee ritte, denn das wäre ein Gott und Engeln und Menschen wohlgefälliger Krieg. Sehet doch, wie Gott die venetianischen Waffen segnet *), welche sie gegen diesen Tyrannen tragen! Kann diese einzige Republik diesem Bluthund solchen Widerstand durch Gottes Hülfe thun, was würden diese mächtigen und streitbaren Völker nicht thun, wenn sie ihre Waffen vereinigten und für Einen Mann ständen! Daß die periodus fatalis des türkischen Reichs herannahe, hat mit vielen Argumenten ein gelehrter Mönch in Brabant, Philippus Bosquirius, erwiesen. Warum nehmen sie diese Gelegenheit nicht in Acht? Wozu dient es, daß sie mit güldenen Hamen wollen Kuhlbarsch in der Weichsel fangen, da sie dort mit eisernen Hamen könnten Wallfische fangen? Wenn ich ein schwedischer Feldprediger wäre, so wollte ich dem König immer zurufen, daß er viel getaufte Christen vor sich habe und das Christenblut mit dem Blute des Sohnes Gottes theuer erkauft sey. Scipio Afrikanus sagte: „er wolle lieber Einen Bürger erhalten, als tausend Feinde tödten.“ Hat dieser heidnische Kavalier seiner Soldaten und Unterthanen Blut sparen wollen, wie viel mehr soll ein christlicher Potentat mit Christenblut sparsam und behutsam umgehen? Und wenn ich ein Jesuit wäre, so wollte ich dem König Kasimir und der ganzen polnischen Ritterschaft zu Gemüth führen, was Seneca sagt: „kein Feind ist gefährlicher, als dem Noth und Bedrängniß Muth geben;“ ich wollte ihnen zeigen, daß die Schweden ihre Pferd' an die polnischen Zäune binden, die Polen aber viel werden zu thun haben, bis sie durch und über die schwedischen Scheeren und Steinklippen kommen.

Summa: wenn ich auf einem hohen Berge zwischen beiden Armeen stände, wie Abner auf dem Hügel Amma (2. Sam. 2.), so wollte ich ihnen zurufen, wie Abner dem Joab: „Soll denn das Schwerdt ohne Ende fressen? Weißst du nicht, daß hernach möchte mehr Jammers werden? Wie lang willst du dem Volke nicht sagen, daß es ablasse von seinen Brüdern?“ Ich wollte beiden Königen sagen: Macht Frieden, macht Frieden! oder ihr werdet allesammt bei diesem Kriege keine Seide spinnen; sondern der Besiegte wird umkommen und der Sieger wird weinen! — Wollten dann die unruhigen und blutdürstigen Esauwiten (Ismaeliter, d. i. Moskowiter) fernere Aufwicklung (Intriguen) machen und mehr Blutvergießen anrichten, so wollt' ich den Schweden zurufen: Wohlan! im Namen unsers Gottes werfet Panier auf! Mit Gott könnt ihr über die Mauern springen! Ich wollte ihnen vor Augen stellen den königlichen Propheten David, welcher sagt: „Durch dich, Gott, wollen wir unsere Feinde zerstoßen! In deinem Namen wollen wir untertreten, die sich wider uns setzen; denn ich verlasse mich nicht auf meinen Bogen, und mein Schwerdt kann mir nicht helfen, sondern du hilfst uns von unsern Feinden und machst zu Schanden, die uns hassen.“

Ast manum de tabula! — Bleibe allezeit
meines hochgeehrten Herrn

treuer und willigster Diener
Ambrosius Mellilambius.

*) Um diese Zeit führte die Republik Venedig schwere Kriege mit der Türkei, die abwechselnd guten Erfolg hatten; späterhin, 1699, verlor sie zwar Kandia an die Osmanen, gewann aber einen Theil von Dalmatien und ganz Morea.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

(Fortsetzung.)

Laborde. Constant. Cousin. Viennet.

Die französische Expedition in Griechenland hatte, wie es scheint, mit Hindernissen zu kämpfen, die man zuvor hätte wegräumen sollen. Kaum konnte sie das nöthige Geld bekommen, um Nachgrabungen anzustellen, und einmal mußte einer

Digitized by Google

von den Gelehrten schnell nach Frankreich reisen, um wenigstens so viel Geld zu holen, daß sie nicht genöthigt waren, Alles liegen zu lassen und unverrichteter Sache nach Hause zu gehen. Sie hatten es nicht allein mit einem sumpfigen und schädlichen Klima zu thun, sondern mußten ihre Kunststücken sogar gegen das griechische Volk schützen, das in Hinsicht auf Kunst nicht vernünftiger dachte als das türkische. Unter diesen Umständen muß man sich noch wundern, daß die französischen Gelehrten und Künstler so Vieles untersucht und gesammelt haben. Die Kommission wünscht ihre zerstreuten Beobachtungen und Forschungen in einem großen Prachtwerke, wie das über Egypten, herauszugeben; dazu wird es aber schwerlich kommen. Besser wäre es, sie gäbe ihre Abhandlungen mit weniger Pracht und schneller heraus. Graf Lasborde hat wieder ein Stück seiner orientalischen Reisebeschreibung vor, das allgemein gefällt, wie denn überhaupt dieser Gelehrte einen sehr gefälligen Vortrag hat und einer großen Popularität sich erfreut. Das man ihn neulich seiner Stelle als Adjudant des Königs entsetzt hat, weil er die herabwürdigte Assoziationsakte mit unterschrieben hatte, thut ihm in der öffentlichen Meinung nicht den geringsten Schaden. Man weiß wohl, daß Männer unter einer konstitutionellen Regierung von den Ministern wegen Verschiedenheit ihrer politischen Ansichten außer Dienst gesetzt werden können, ohne daß hieraus etwas Nachtheiliges in Betreff ihres Charakters folgt. Graf Laborde und andere angesehene Männer glaubten, ein Verein, welcher eine beständige Verbindung der Bürger wider die Rückkehr der ältern Linie der Bourbonischen Familie bezwecke, sey verfassungswidrig, ja sogar strafbar. Die Minister hingegen fanden, solch eine Verbindung könnte zu mancherlei Absichten mißbraucht werden; ihrer Meinung nach war auch ein Verein der Art ein Beweis von Mißtrauen gegen die Regierung, die ja eben so schnelle die Entfernung der ältern Bourbons wünschen muß, als die einzelnen Bürger. Beide Parteien konnten Recht haben, oder wenn von ihnen irrte, so war der Irrthum wenigstens sehr verzeihlich. Dupin, der mit den Zahlen umgeht, als wenn er mit bloßen Buchstaben zu thun hätte, las in derselben Sitzung eine vergleichende Abhandlung über den Wohlstand Frankreichs und Englands vor; ein Gegenstand, über den er schon viel geforscht, geschrieben und gesprochen hat, und der ihm daher sehr geläufig seyn muß. Die Zahlen sind aber für Zuhörer, besonders für Damen, nicht sehr anziehend; daher erhielt dieser Vortrag, obschon er mit Lebhaftigkeit und Nachdruck gehalten wurde, nicht den Beifall, den der wichtige Inhalt verdient hätte. Die beiden Dupins haben an Popularität viel verloren, seitdem sie allzusehr sich zur ministeriellen Seite gewendet haben; in den kleinern Journalen werden sie häufig mit Epigrammen begrüßt. Daß muß sich in einem konstitutionellen Staate jeder ins öffentliche Leben tretende Mann gefallen lassen, daß sein politisches Benehmen frei beurtheilt, gelobt, getadelt oder bespöttelt wird. Einige Tage nach dieser Sitzung hatte eine öffentliche Sitzung der Academie française zur Aufnahme zweier neuen Akademiker statt; es war Cousin, der berühmte Professor der Philosophie, und Viennet, Dichter und Deputirter; letzterer ist leider dem berühmten Benjamin Constant vorgezogen worden, und hat das durch vielleicht den Tod des großen Redners beschleunigt. So viel ist gewiß, daß Benj. Constant ein besonderes Gewicht darauf legte, in die Akademie aufgenommen zu werden, und daß er sich außerordentlich darüber grämte, daß sein Konkurrent Viennet mehr Stimmen bekommen hatte, als er. Bekanntlich waren seine letzten Worte der Anfang eines Satzes, worin er sich darüber zu beschweren schien, daß man seine durch 30jährige Arbeit erworbene Popularität so wenig beachtet hatte. Unerklärlich ist es, daß die Akademie irgend Jemand dem berühmten Redner und Staatsmanne hat vorziehen können. Im Grunde hatte, wie ich glaube, die Akademie die höchste Achtung vor Benj. Constant's Talente; da sie aber so eben Cousin ernannt hatte, welcher den ächt klassischen Leuten in der Akademie schon zu sehr germanisirt ist, so fürchtete sie sich vor der Gefahr, ganz germanisirt zu werden. Wenn sie auch noch Benj. Constant wählte; denjenigen, welche ihren Ruf und ihren Sitz in der Akademie ihren Reimereien verdanken, war bange, es möchte zu viel Philosophie hineinkommen, und sie wählten daher lieber, als Gegengewicht zu Cousin, einen Dichter, damit die Versöhnen höhnisch die Oberhand behielten. Benj. Constant dachte klassische Dichterzunft wahrscheinlich später zu wählen, denn ihn ganz auszuschließen, wäre doch allzu ungereimt gewesen. Unglücklicherweise aber trug Benj. Constant schon den Keim einer tödtlichen Krankheit in sich; acht Tage nach der Kränkung, die er von Seiten der Akademie erfahren hatte, starb er, und sie hatte nun die verdiente Unannehmlichkeit, daß das Publikum ihr den Verlust des großen Redners zuschrieb und ihr die Journale ihre Ungerechtigkeit bitter vorwarfen. Viennet, den man statt seiner gewählt, oder den man ihm vorgezogen hat, besitzt auch Popularität und hat sich in mehreren Fächern der Dichtkunst versucht, doch nicht in allen mit gleichem Glücke. Einige Trauerspiele hat er geschrieben, unter andern Clovis, welchen Talma, wie gewöhnlich, vortrefflich darstellte; dennoch hat Talma diesen König Clovis nicht auf der Bühne erhalten können. Auch eine Oper hat Viennet geschrieben, sie ist aber bereits in Vergessenheit gerathen. Mehrere Trauerspiele von ihm sind noch gar nicht gegeben worden und werden vermuthlich nie dargestellt werden. Im vorigen Jahre ließ er ein komisch-episches Gedicht erscheinen, la Philippide, worin die Sitten des Mittelalters, besonders unter dem Könige Philipp August von Frankreich und dem Könige Johann von England, auf eine komische, aber etwas derbe und übertriebene Weise dargestellt werden. In dieser Gattung haben die Franzosen mehrmals den Aristo gut nachgeahmt, aber ihren Witz hinzugefügt. Das Hauptlaster Viennets besteht in seinen politischen Dichtungen, den sogenannten Epitres, deren er sechszehn geschrieben hat, alle oder fast alle voll Kraft, Feuer und ziemlich satirischer oder stark ironischer Bitterkeit. Solche Dichtungen können nur in einem Lande entstehen, wo die Presse völlig frei ist und der Dichter nicht zu befürchten hat, daß man ihn wegen einiger Verse aus seinem Vaterlande verbanne, oder wie einen Verbrecher in einen Kerker schmachten lasse. Viennet hat seine poetischen Epistein meistens in einem Gusse, bei Veranlassung großer politischer Begebenheiten, die sein lebhaftes südländisches Gemüth plötzlich anregten, geliefert, und einige, welche sich auf Frankreich beziehen, mögen nicht wenig dazu beigetragen haben, das Publikum zu bestimmen, sich entschieden gegen gewisse Maßregeln oder Gesetzentwürfe Karls X. auszusprechen, deren Abgeschmacktheit Viennet ins klarste Licht gestellt hatte. Viennet ist seit zwei Jahren auch Volksdeputirter und hat einige ziemlich merkwürdige Reden gehalten; allein im Ganzen ist er keiner der ausgezeichnetsten Redner der Deputirtenkammer, und jene Kraft, jene Schärfe, die seinen poetischen Epistein Hauptverdienst sind, trifft man in seinen politischen Reden nicht an.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 55.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 129.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 31. Mai 1831.

Derweil mein Volk mit Fleiß
Alles erkennt und weiß,
Hat es eines vergessen,
Was sollen es hätt' ermessen.

Rückert.

Der Rhein und seine Töchter.

Die Sehnsucht trieb mich einst zum Rhein,
Bei seinem Rauschen nickt' ich ein,
Die Sterne leis am Himmel zogen,
Sie glänzten auf den breiten Wogen:
Da flog mit triefendem Gewand
Ein Schwarm von Mädchen an den Strand.

Mir däuchten sie gar fremd von Art,
Muthwillig, luftig, leicht und zart,
Sie tanzten, kicherten und sangen;
Drauf kam ein ernster Greis gegangen,
Der trank aus mächt'ger Urne Wein;
Es mochte wohl der Flußgeist seyn.

Ein Lieblingskind trat vor ihn hin,
Nahm sanft den alten Herrn am Kinn:
„Du, Vater, kannst seit alten Tagen
So schön die Wasserorgel schlagen,
Und diese warme Mondennacht
Ist wie zum Tanz für uns gemacht."

„Erlkönig uns schon lange plagt:
Wir hätten's ihm ja zugesagt;
Auch hab' er jetzt viel hübsche Knaben,
Die bringt er und noch andre Gaben!
Dann unser Liebling, Ariel, —
Ich sorge wahrlich, daß er schmählt'."

„Denn auch sein König Oberon
Vergißt bei uns der Lüfte Thron;
Du selber sagst, der möge werben,
Du dürfest's nicht mit ihm verderben,
Weil seine Frau, Titania,
Dich immer gern bei Mondlicht sah."

„Doch ist dir unser Lärm zu viel,
So laß uns nur allein zum Spiel!
Und kommt der Puck mit plumpen Späßen,
Dem wollen wir das Hemd durchnässen;
Ein Stündchen unter uns allein
Kann ja nicht so gefährlich seyn."

„Ach! mit den Menschen ist's doch aus,
Die finden nicht mehr unser Haus:
Denn wir sind jung und froh geblieben,
Sie wissen nur den Strom zu trüben,
Und rudern auf und ab den Rhein,
Als könnt' nichts drinn wie Fische seyn."

„Zwar die Franzosen wären recht,
Seitdem die Deutschen gar so schlecht;
Wenn sie nur besser deutsch verständen,
Längst hielt ich sie mit beiden Händen:
Ach, lieber Vater, geht's wohl an,
Daß ich Französisch lernen kann?"

Digitized by Google

Da schnaubt der Alte, zornentbrannt:
„Was plapperst du für Unverstand!
Das fehlte noch, bei meiner Ehre,
Daß ich mein Kind Französisch lehre!
Ich schwör's, daß ich ein Deutscher bin,
Und will's auch bleiben immerhin."

„Meint ihr, ich hätte, felsgezwängt,
Sonst meine Bahn im Sturz gesprengt,
Und triebe, nie vermischt, die Wellen,
Durch Wasserschlünde, tief wie Höllen,
Ja, stürbe lieber Durst im Sand,
Als daß ich ließ mein theures Land?"

„Jetzt freilich sind die Deutschen schlecht!
Drum, wo sonst Männer froh gezecht,
Soll auch mein Wein zur Erde laufen,
Den jetzt die Diplomaten saufen!
Und ihr seyd ganz den Deutschen gleich!
Nur fort in's Haus! Gott besser' euch!"

Am Boden floß der edle Wein;
Doch drang der ganze Schwarm schon ein
Mit Schmeichelbitten auf den Alten,
Da half kein Zank, kein Stirnefalten;
Der Leichtsinn jauchzt, indeß er grollt
Und trauernd fern die Woge rollt.

Ueber egyptische Alterthümer.

(Fortsetzung.)

Zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts machte man neue, gleich fruchtlose Versuche, in der Deutung der egyptischen Alterthümer weiter zu kommen. Die Manie, Alles a priori construiren zu wollen, lähmte die Fortschritte der Wissenschaft, und es kamen dadurch die seltsamsten, widersprechendsten Ansichten zu Tag. Die Liebhaber der Archäologie begnügten sich, in den Museen egyptische Kunstwerke zu sammeln; ernstlich begannen die Forschungen erst mit dem Werk des Dänen Zoega über die römischen Obelisken. Dieser große Mann beleuchtete kritisch, was sich in den alten Schriftstellern über die Schreibmethode der Egypter findet, und faßte die Frage aus dem richtigen Gesichtspunkte auf; er war auch der erste, der, wenn auch nur dunkel, die Idee hatte, daß in der Hieroglyphenschrift ein wirkliches Lautelement enthalten seyn möchte; er wandte aber diesen Gedanken nur auf wenige Charaktere an, welche die Laute nach Art der Wortspiele, welche die Franzosen rébus nennen, ausdrücken sollten. Er bekämpfte das gemeine Vorurtheil, daß die Hieroglyphen eine Geheimschrift gewesen seyen; nach seiner vernünftigen Ansicht diente diese Schrift zu Materien aller Art; indessen meint er doch, im großen Haufen möchte sie nur schwer Eingang gefunden haben. Daß auch diese Einschränkung ungegründet ist, kann nach den neusten Forschungen nicht mehr bezweifelt werden.

Ganz kurze Zeit, nachdem Zoega sein Werk herausgegeben hatte, eroberte das französische Heer Egypten. Die Gelehrten, welche die Expedition mitmachten, gaben dem Studium der Archäologie einen neuen Schwung. Die Denkmäler wurden genau abgezeichnet und die Zeichnungen in dem großen Werke der Description de l'Egypte bekannt gemacht. Erst von dieser Zeit an bekam die gelehrte Welt richtige Begriffe von der Kultur des alten Egyptens. Im August 1799 fand ein Genieoffizier bei Rosette eine in zwei Sprachen verfaßte Inschrift, welche gegründete Hoffnung gab, daß es jetzt gelingen möchte, das Räthsel der Hieroglyphenschrift zu errathen. Es ist ein schwarzer Granitblock, an dessen einer Seite drei Inschriften in drei verschiedenen Schriftzeichen zu sehen sind; die eine, welche zum Theil verwischt ist, besteht aus Hieroglyphen, der Text in der Mitte zeigt egyptische Cursivschrift, der dritte ist griechisch, mit griechischen Buchstaben geschrieben. Es ist ein Dekret des Priesterkollegiums, welches große Ehrenbezeugungen für den König Ptolemäus Epihanes anordnet. Mit Recht hegte man die höchsten Erwartungen von dieser Entdeckung. Man hatte nun einen egyptischen Text, daneben eine Uebersetzung in einer bekannten Sprache, und somit zahlreiche feste Punkte, von denen aus man vergleichen und so die Schreibmethode der Egypter ausmitteln konnte. Von nun an mußte man alle Hypothesen fahren lassen und sich einzig an Thatsachen und den Augenschein halten. Im Jahr 1802 erhielt Sylvester de Sacy ein Fassimile vom Stein von Rosette; er verglich den egyptischen demotischen Text mit dem griechischen und gab eine Schrift heraus, welche die ersten Elemente zu Entzifferung des mittlern der oben angeführten Texte enthielt. Nicht lange, so machte der gelehrte Schwede Akerblad eine Auflösung der griechischen Eigennamen bekannt, welche in dem mit gemein-egyptischen Schriftzeichen geschriebenen Texte vorkommen, und brachte so ein kurzes demotisches oder populär-egyptisches Alphabet heraus. So glücklich aber nun Akerblad mit Auflösung der Eigennamen gewesen war, so wenig gelang es ihm mit der übrigen Inschrift; denn er kam nicht auf den Gedanken, daß die Egypter die Vokale in der Mitte, gleich den Hebräern und Arabern, großentheils weggelassen haben möchten, und anderseits konnte er nicht wissen, daß mehrere Schriftzeichen dieses Textes zur Klasse der symbolischen Charaktere gehörten. Er wurde des Steins von Rosette endlich überdrüßig; so viel blieb aber erwiesen, daß die gemeine Schrift der alten Egypter die fremden Eigennamen mit wirklichen alphabetischen Schriftzeichen schrieb. Mit dem hieroglyphischen Text des Steins gab man sich nicht viel ab, weil

Digitized by Google

dieser oberste Theil des Denkmals sehr übel zugerichtet war; besser erhalten hätte er den Gelehrten das lange Tappen im Finstern erspart.

Die Verfasser der verschiedenen Abhandlungen, welche den Text der Description de l'Egypte ausmachen, beschäftigten sich mit den verschiedenen egyptischen Schriftarten blos in rein materieller Hinsicht: sie lieferten von einer Menge Inschriften möglichst getreue Kopien, handelten aber die Frage über die eigentliche Beschaffenheit der Schriftzeichen nur ganz oberflächlich ab. Dieses wichtige Werk führte indessen zu der Ueberzeugung, daß in den hieroglyphischen Inschriften, welche ja eine unerläßliche Zierde jedes egyptischen Bauwerks waren, große Schätze verborgen sind; aus den an den Decken mancher Tempel angebrachten astronomischen Bildwerken zog man aber Schlüsse, welche grobe Irrthümer hinsichtlich des relativen Alters der Bauwerke in Umlauf brachten. So nahm man durchaus falsch an, jedes mit Hieroglyphen gezierte Denkmal in egyptischem Styl gehe über die Eroberung Egyptens durch Cambyses hinauf.

Ein gelehrter Engländer, Young, entdeckte auf der Inschrift von Rosette in den erhaltenen Theilen der demotischen und der Hieroglypheninschrift die Gruppen von Schriftzeichen, welche manchen Namen in der griechischen Schrift entsprechen. Er lieferte materielle Beweise für die Behauptung der Alten hinsichtlich des Gebrauchs symbolischer Charaktere in der Hieroglyphenschrift, aber das Verhältniß der letztern zu der Umgangssprache, Zahl, Wesen, Kombinationen ihrer Grundelemente, dieß Alles blieb noch dunkel. Young huldigte hintereinander zwei gerade entgegengesetzten Ansichten; i. J. 1816 glaubte er, sämmtliche Buchstaben, aus denen der mittlere Text von Rosette besteht, seyen alphabetische Zeichen; 1819 behauptete er dagegen, sämmtliche egyptische Schrift sey rein ideographisch.

Champollions Forschungen nun haben bewiesen, daß die Wahrheit zwischen diesen entgegengesetzten Annahmen just in der Mitte liegt, d. h. daß die Egypter zu gleicher Zeit mit Ideenzeichen und mit Lautzeichen geschrieben haben; daß letztere, die ihrem Wesen nach ganz den Buchstaben unsers Alphabets entsprechen, den beträchtlichsten Theil der egyptischen Texte ausmachen und Zeichen für die Töne und Artikulationen der Worte der gemeinen Sprache sind.

Während eines sechszehnmonatlichen Aufenthalts unter den Trümmern in Ober- und Niederegypten hat Champollion keine Gelegenheit gefunden, diesen Grundsatz aufzugeben; seine Zuverläßigkeit und Fruchtbarkeit hat sich ihm zu oft bewährt. Ganz allein durch Anwendung desselben ist es ihm gelungen, die phonetischen Theile, welche zum wenigsten drei Viertheile jedes hieroglyphischen Bildes ausmachen, eigentlich zu lesen, und er ist dadurch zu der festen Ueberzeugung gelangt, daß die alte egyptische Sprache von der gemeinhin sogenannten koptischen Sprache durchaus nicht wesentlich abweicht; ferner daß die egyptischen Worten in Hieroglyphenschrift auf den ältesten Monumenten von Theben, und die Worte mit griechischen Buchstaben in den koptischen Handschriften gleiche Bedeutung haben und im Allgemeinen nur dadurch von einander abweichen, daß in der alten Schrift, nach orientalischer Sitte, die Vokale in der Mitte ausgelassen sind. Die symbolischen Zeichen wurden dadurch immer klarer, und Champollion glaubt so ziemlich die Gesetze, nach denen sie kombinirt wurden, aufgefunden und sämmtliche grammatische Formen und deren Bezeichnung in den egyptischen Texten ausgemittelt zu haben.

Wegen des Zusammenhangs mit der Beschreibung der Entdeckungen in Egypten und Nubien, welche Champollion im Verlauf seiner Vorlesungen geben wird, glaubten wir diese kurze Geschichte der Bemühungen, das Hieroglyphenräthsel zu lösen, voranschicken zu müssen. Daß der Forschungen neuerer deutscher Gelehrten darin nicht gedacht wird, mag der Leser dem Umstand zuschreiben, daß der Franzose mit der deutschen Literatur nicht so auf dem Laufenden ist, wie wir mit der französischen.

Miszellen.

Newcastler Kohlen sind in Egypten wohlfeiler als in London, Champagner ist in Paris theurer als in Südamerika. Durch Douanen macht sich ein Land arm und bereichert die Fremde.

Die Rue de la Mortellérie gehört zu den Pariser Straßen, wo am meisten arme Leute in enge, schmuzzige, dunkle, lustarme Wohnungen eingeschlossen sind. Es gibt hier Zimmer, worin zehn bis zwanzig Handwerker zusammen wohnen; die meisten dieser Handwerker sterben im Spital. Die Sterblichkeit der Straße Mortellerie zu der an den Kais der Insel St. Louis verhält sich wie fünf zu drei.

Es ergibt sich aus den englischen Parlamentsakten, daß die von den 1817 gestifteten Sparbanken bis jezt eingenommene Gesammtsumme 20,760,228 Pf. St. beträgt. Davon wurden 5,648,338 Pf. wieder ausgezahlt. Uebrig bleiben 15,111,890 Pf.

In der lezten Sitzung der Royal Institution zu London las Hr. Cowper eine Abhandlung über die Schnelligkeit der Papierfabrikation und der Druckmaschienen vor. Aus dieser Rede ergibt sich, daß die Londoner Bibelgesellschaft jährlich 50 bis 60,000 Pf. St. für Papier und Druck ausgibt. Manche englische Gesellschaften zur Verbreitung des Unterrichts lassen 20,000 Exemplare ihres Blatts in einem Tage drucken, und von der neuen Ausgabe von Walter Scotts Erzählungen sind in einem Tage 1000 Bände gedruckt worden.

Digitized by Google

Von 1789 bis 1831 hat Frankreich 223 Minister gehabt, die sich nach den verschiedenen Departements folgendermaßen vertheilen: Krieg 40. Auswärtige Angelegenheiten 40. Inneres 35. Marine 25. Justiz 23. Finanzen 23. Polizei 15. Oeffentlicher Unterricht und Kultus 10. Schatz 2. Oeffentliche Arbeiten 1.

Im selben Zeitraum sind zehn Regierungen auf einander gefolgt, und zwar: Ludwig XVI., der Convent, das Direktorium, das Konsulat mit drei Konsuln, das lebenslängliche Konsulat, das Kaiserthum, die erste Restauration, die hundert Tage, die zweite Restauration, Ludwig Philipp. . . . . .

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

(Beschluß.)

Villemain. Chateaubriand.

Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß mehrere Männer, die man für sehr fähig hielt, auf der Rednerbühne zu glänzen, dort gar nicht den Ruf bewährt haben, den sie sich anderswo erworben hatten. Da ist z. B. Villemain, Professor an der literarischen Fakultät der Universität. Kein Professor in Frankreich redet mit einer solchen Leichtigkeit und Eleganz, und entwickelt aus dem Stegreife eine solche Fülle von Gedanken. Seit Fourcroy hat man Niemand in Frankreich mit gleicher Vortrefflichkeit vortragen hören. Es oft er auftrat, war der größte Hörsaal fast zu klein für die Menge von Zuhörern, welche sich hinzudrängten, und Niemand schien die Beredtsamkeit tiefer studirt zu haben und besser zu besitzen, wie er. Man sagte allgemein: dieser Mann ist ganz für die politische Rednerbühne geschaffen; hier ist seine wahre Sterle; hier wird ihn ganz Frankreich bewundern können, wie wir ihn auf dem Katheder bewundern. Man hatte keine Ruhe, bis Villemain zum Deputirten ernannt worden war. Man spitzte die Ohren, man horchte; allein Villemain hielt unbedeutende Reden, sprach überhaupt wenig und verlor in der Deputirtenkammer zum Theil den Ruf, den er sich als Professer erworben hatte. Man hatte nicht bedacht, daß Niemand ein vortrefflicher Literator, ein sehr guter Professor seyn kann, ohne deßhalb ein beredter Staatsmann zu seyn, und umgekehrt. Ferner gibt es auf der Rednerbühne noch andere Rücksichten, welche die Beredtsamkeit zuweilen lähmen. Entweder hat der Deputirte Verbindlichkeiten gegen das Ministerium eingegangen, oder will diese oder jene Parthei vor allen die seinige) schonen, und kann daher seinen Eingebungen im Reden nicht den freien Lauf lassen, sondern muß bedenken, was und wie er sprechen soll, damit er nicht zu weit gehe und den Ministern, seiner Parthei, dem Publikum, oder gar allen zugleich mißfalle. Nur diejenigen, welche mit wahrer Beredtsamkeit begabt sind und alle diese Rücksichten bei Seite setzen, werden große Redner, so z. B. Chateaubriand, der sich von seiner Phantasie leiten läßt und daher nach seinen Eingebungen redet und schreibt. Meiner Ansicht nach hat Chateaubriand keine Anlagen zum Staatsmanne und ist zu befangen in seinen Vorurtheilen; aber als Staatsredner ist er sicher einer der merkwürdigsten **Pairs de France**. Es kommt nun eine prächtige Ausgabe seiner Schriften in zwanzig Bänden bei Lefèvre heraus. Liest man sie der Reihe nach durch, besonders die politischen, so fällt einem das sonderbare Geschick eines Mannes auf, der berufen worden ist, über die wichtigsten Ereignisse seiner Tage in Frankreich zu reden, und dessen Grundsätze ein Ueberrest der alten höfischen Unterwürfigkeit und des modernen Freisinns, der heutigen Aufklärung sind; ein Mann, der auf dem Könige, wie zu der Zeit Ludwigs XIV., einen Gluben macht, vor dem er auf dem Knien liegt, und der zuweilen, wenn man nicht nach seinem Sinne gethandelt hat, die Minister eben so hart mitnimmt, als ob er in der englischen Parlamentsopposition erzogen worden wäre. Bald kämpft er wie ein französischer Hofritter aus dem Mittelalter für Thron und Altar, bald nimmt er alle durch die Revolution erworbene Freiheit in Anspruch, um seine Ansichten durchzusetzen, und sonderbar genug ist es, daß er sowohl mit liberalen Ministern, als mit Ultramännern zerfallen ist, woraus man also schließen kann, daß er kein eigentliches Regierungssystem hat, sondern sich von gewissen, aus der uneingeschränkt-monarchischen Zeit ererbten und mit neuern Begriffen sonderbar vermengten politischen Glaubenssätzen leiten läßt. Bei dem letzten Regierungswechsel hielt er die berühmte Rede, worin er zwar das alterne Benehmen des vorigen Hofes tadelte, aber dennoch seine Anhänglichkeit an diese Dynastie frei bekannte. Vielleicht hätte ihn die jetzige Regierung noch gewinnen können, wenn sie ihm auf geschickte Art beizukommen gesucht hätte. Dies scheint sie aber verschmäht zu haben. Und in der That kann ihr ein Mann wie Chateaubriand, alles seines genialen Schriftstellertalents ungeachtet, von keinem großen Nutzen seyn. Nun ist wohl auch die politische Rolle Chateaubriands zu Ende, wofern nicht andere Revolutionen ihn wieder auf den Schauplatz rufen. Zum Unglücke für ihn ist Sparsamkeit keine der Tugenden, die er besitzt, und auf Geldbewerb hat dieser geniale Mann nie viel gehalten; daher auch bei aller seiner Devotion vor dem Hofe der Bourbonen diese ihn doch nie haben bereichern können. Nun hatte er zwar eine sichere Quelle des Reichthums, nämlich seine Schriften; diese sind aber bereits gesammelt, und er müßte sich jetzt wieder auf große Werke legen, wozu er aber zu bejahrt ist und wahrscheinlich auch zu zerstreut lebt. Ich muß hier einen Zug erzählen, der ihm große Ehre macht und den ich von seinem eigenen Verleger gehört habe. Es hatten sich ihrer zwei oder drei zusammen vereinigt, um ihm das Verlagsrecht seiner Schriften abzukaufen. Sie boten ihm, ziemlich großmüthig, eine halbe Million Franken dafür an. Chateaubriand fand sich willig dazu und ließ sich Schuldverschreibungen über Wechsel zu verschiedenen Terminen ausstellen. Es sind schon 300,000 Franken bezahlt worden, es standen ihm die Buchhändler, daß sie ihre Rechnung nicht dabei fänden und, statt zu gewinnen, nothwendig verlieren müßten. Ein habsüchtiger Mann hätte geantwortet: das ist eure Sache und kümmert mich nicht. Chateaubriand aber stellte ihnen die übrigen Wechsel zurück und verlor also 200,000 Franken. Im Grunde waren die Buchhändler etwas zu freigebig gewesen. Das erworbene Geld scheint aufgezehrt zu seyn, und da sich keine andere Aussicht zeigt, so will Chateaubriand aus Frankreich ziehen und sich in einem stillen Winkel niederlassen. Aber er war schon einmal schmollend fortgegangen und wollte sich in der Schweiz niederlassen. Er kam aber bald wieder nach Paris zurück. So wird er es auch jetzt wieder machen. Chateaubriand kann nur in Paris leben, obschon die Stadt ein theures Pflaster hat. Paris ist sein wahres Element; die Schweiz würde eine Wüste für ihn seyn.

D g.

Auflösung der Homonyme in Nr. 127:
Die Bank.

Beilagen: Kunstblatt Nr. 43. und Monatsreg. Mai.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Fünf und zwanzigster Jahrgang.

1831.

Juni.

Wenn Geist mit Muth ihr einet; und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1831.

Digitized by Google

Das „Morgenblatt für gebildete Stände“ enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. — Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltenen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerey, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen ꝛc.

V. Kleine Reisebeschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergleichen.

VIII. Besondere Beilagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte so wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im „Morgenblatt“ Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beylage unter dem Namen des „Kunstblatts“ für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Ausmaß zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das „Kunstblatt“ in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des „Morgenblatts“ eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbstständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwey, wöchentlich erscheinenden Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beyträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unparthevlichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beytragen, unser Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunst-Blatt“ bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem „Literatur-Blatt.“ — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher

Digitized by Google

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beylagen brachten, hinlänglich gelaten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beylagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Kunstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt“ . . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Schwerdt und Feder. Tanzone. 132. 135.
Herdberge, von A. Stöber. 136.
Die Legitimität der Liebe, von Münch. 140.
An Karl Spindelmann, von W. Menzel. 142.
Das Reh, von Schmezler. 144.
Der Nektar, von P. A. P. 145.
Der Klingelbeutel, von A. Stöber. 147.
Die Schwedenschanze. 152.
Der Sänger, von Köstlin. 153.
Die hübsche Seilerin, von Simrock. 154.
St. Germain. 155.
Homonymen: Lager. 133. — Kammer. 145.
Räthsel: Hunger und Durst. 139.
Charade: Beilage. 151.

Romane und Erzählungen.

Die Kette. 134 — 137.
Die Minen von Kornwallis. 141 — 144.
Geisterglauben. 148 — 155.

Länder- und Völkerkunde.

Mittheilungen aus Sicilien. 142 — 148.
Sitten und Leben in den Porenäen. Vierter Abschnitt. 149 — 154.

Reisen.

Reisebilder vom Genfersee. Erster Abschnitt. 130 — 140.

Naturgeschichtliches.

Der ewige Sonnenschein. 131.
Ueber einige merkwürdige merikanische Bäume. 140. 141.
Naturgeschichtliche Miszellen. 145. 155.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Miszellen. 130.
Der altfranzösische Reinete Fuchs, von Wolff. Erster Artikel. 138. 139.
Notizen über Benjamin Constant. 142. 143. 144.
Curiosa aus vorigen Jahrhunderten. 146.
Hebels Gesicht. 147.

Korrespondenz.

London. 130. 131. 132. 146. — Paris. 133. 134. 145. 146. 150. 151. 152. 154. 155. — St. Petersburg. 134. 135. 136. — Alexandrien. 137. 138. 139. — Frankfurt. 139. 140. 141. — Straßburg. 147. — Berlin. 148. 149. 150. 151. 152. 153.

Kunst-Blatt.

Nro. 44.

Nekrolog. Moriz Kellerhoven. — Aus England. (Beschluß.) — Die Statue Napoleons auf der Vendômesäule zu Paris. — Paris.

Digitized by Google

Nro. 45.

Archäologische Briefe von Fr. Thiersch.

Nro. 46.

Archäologische Briefe von Fr. Thiersch. (Forts.) — Nekrolog. De San. — Paris. — Schottland.

Nro. 47.

Die Kunstausstellung zu Rom 1831.

Nro. 48.

Die Kunstausstellung zu Rom. (Beschluß.) — Nekrolog. Lütke.

Nro. 49.

Kunstausstellung in Mailand 1830.

Nro. 50.

Kunstausstellung in Mailand (Forts.)

Nro. 51.

Kunstausstellung in Mailand. (Forts.)

Literatur-Blatt.

Nro. 56.

Sternkunde. 1) Populäre Astronomie, von M. L. Franzenheim. — 2) Populäre und beschreibende Astronomie, von Dr. W. Müller. — 3) Analecten für Erd- und Himmelskunde, von Gruithuisen.

Nro. 57.

Sternkunde. 4) Vorlesungen über Astronomie, von Littrow. — 5) Astronomische Abendunterhaltungen auf einem Waldschloß, von Dr. Nürnberger. — 6) Ueber die Natur der Kometen. — 7) Beschreibung der astronomischen Uhr, welche von N. A. Johann 1807 berechnet und verfertigt worden.

Nro. 58.

Romane. 100) Die Familien Walseth und Leith, von H. Steffens. — 101) Heinrich Melchthal, herausgegeben von de Wette. — Sternkunde. 8) Bewegung der Erde und der andern Planeten von ihrem Ursprunge bis zu ihrem Ende, von J. W. Schmis.

Nro. 59.

Romane. 102) Neueste Erzählungen von J. Bährten. — 103) Julius, von Märter. — Berichtigung.

Nro. 60.

Romane. 104) Bibliothek klassischer Romane und Novellen des Auslands. 20—23ster Band. Das Decomeron von Boccaccio. — 105) Die Beichte, von J. J. Janin. — 106) Germanos, von Posgaru. — 107) Erzählungen und kleine Schriften, von Weith. — 108) Der Patriot von Seybold.

Nro. 61.

Tagespolitik. 1) Briefwechsel zweier Deutschen, von P. A. Pfizer.

Nro. 62.

Tagespolitik. 1) Briefwechsel zweier Deutschen. (Beschluß.) — 2) Ueber die neuere Revolution in Frankreich.

Nro. 63.

Tagespolitik. 3) Sendschreiben an den Verf. der Betrachtungen über die neuesten Begebenheiten in Deutschland. — 4) Satirische Geisselhiebe. Betrachtungen und Bemerkungen über Personen und Ereignisse der neuesten Zeit. — Dramatische Dichtkunst. Théatre de Clara Gasul, par P. Mérimée.

Nro. 64.

Sprachlehre. 1) Jacotot's Lehrmethode, von M. A. Dürrey. — 2) Nouvelle Exposition de la méthode Jacotot p. Gonod. — 3) Télémaque allemand-français p. Zehner.

Nro. 65.

Sprachlehre. 4) Lehrbuch der französischen Sprache nach Hamilton'schen Grundsätzen, von Dr. L. Tafel. — 5) Lehrbuch der italienischen Sprache, von demselben. — 6) Lehrgang der deutschen Sprache für Volksschulen, von W. Stern und J. Gersbach.

Nro. 66.

Sprachlehre. 7) Cours théorétique et pratique de langue et de littérature française, par Rammstein. — 8) Die Hauptwörter der französischen Sprache, hinsichtlich ihres Geschlechts und ihrer Pluralbildung, auf vollständige Regeln zurückgeführt, von G. N. Bärmann. — 9) Erörterung der Grundzüge der Sprachlehre, von Dr. Hofmeister. — 10) Praktisches Rhetorik, von Fr. J. Faltmann.

Digitized by Google

N°. 130.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 1. Juni 1831.

— Du, der glänzendren, der Schwester
Lombarda drüben gleich.
Von tausend Bächen durchflossen!
Und Bäume genug, weißblühend und röthlich,
Und dunkler, wild, tief grünenden Laubs voll;
Und Alpengebirg auch überschattet,
Uraltes, dich.

Hölderlin.

Reisebilder vom Genfersee.

Wir kamen aus Italien, das uns mit seiner Natur, seiner Kunst und seinen Erinnerungen einige Jahrelang festgebannt hatte. Am Lago maggiore nahmen wir Abschied von dem Zaubergarten und meinten, nun sey es mit aller Schönheit aus; Großes und Mächtiges könne man wohl in der Schweiz finden, nicht aber Reizendes. Dieser Meinung blieben wir auch jenseits des Simplon, ganz Wallis hindurch, wo oben die zwei hohen Gebirgswände, unten aber Niederung, dicke Luft, Mücken, beschränkte und häßliche Menschen, rauhe Sprache, Jesuiten und Cretins eben nicht geeignet waren, uns Rom und Florenz vergessen zu machen. Ja, in Martigny fühlte ich ein so peinliches Heimweh, daß ich zweimal drauf und dran war, meinen Ranzen zu nehmen und über den großen St. Bernhard nach Italien zurückzugehen. Die Pisse-Vache gefiel mir, Terni und Tivoli brachte sie aber nicht aus meinem Sinn. Erst auf der Brücke von St. Maurice wurde mir ein Bischen leichter ums Herz. Ein reicher, üppig mit Grün und Felsen behangener Dom über dem eng zusammengedrängten, schäumenden Fluß; dieß ist das schmale Thor, das aus Wallis ins Waadland führt. Dicht dahinter meint man, die Luft sey schon besser, der Himmel weniger grau, Land und Menschen schöner. Die hohen Berge treten hier so nah zusammen, daß sie das Thal gewiß ganz schließen würden, wenn sich die Rhone nicht gewaltsam einen Weg hindurch gebahnt hätte. Nun wird das Himmelsfeld größer, die Berge schieben sich immer weiter auseinander, ihr Abhang wird sanfter, die Felsen überziehen sich mit dem reichsten Grün; an die Stelle des dichten Schilfrohrs treten üppige Weizenfelder, und Luft, Erde und Himmel sind wie durch einen Zauberschlag verändert; es ist, als ob hier die Natur nach langer Trauer ihr Lächeln wieder fände. Dieß hat nothwendig einen großen Einfluß auf die Einwohner. Es liegt aber gerade in diesem schroffen Gegensatz zwischen dem Wilden und Rauhen von Wallis und dem offenen Reiz von Waad etwas gar Malerisches und Anmuthiges. Das müssen die Landschaftsmaler auch finden, denn sie kommen aus allen Weltgegenden hierher. Weiterhin stehen die hohen Mauern und Zacken der Diablerets, um die sich eine reiche Sagenwelt, wie ein Wolkenmantel, herumzieht. Die Riesenzähne, der Dent du midi und der Deut de Morcles schließen sich mit ihren herrlichen Felsenformen an. Nördlich ist der Horizont ganz unbegrenzt und zieht sich nach dem Genfersee hinüber.

Bei Bex liegen die Salinen, die einzigen in der Schweiz. Les fondemens heißt das vorzüglichste Werk, und es ist der Mühe werth, hinein zu gehen. Uns führte ein alter Soldat, voll Jugendmuth und waadländischer Waidlichkeit, überdieß eine wandelnde Schatzkammer von Landes- und Volkssagen, der uns mit seinen unerschöpflichen Erzählungen den langen und dunkeln Weg sehr kurz und freudig machte. Ein Stündchen von Bex, kurz vor dem Eingang in die unterirdische Salzwelt, kamen

Digitized by Google

wir durch ein gar liebliches grünes Thal mit mächtigen Baumgruppen. An einem herrlichen, reichsprudelnden Quell stand ein reizendes Mädchen und schöpfte Wasser in einen Krug. Es fiel mir nun auf einmal ein, daß ich müde sey und Ruhe bedürfe; ich setzte mich also dicht an der Quelle auf den grünen, schwellenden Boden und sah der lieben Sonne ins Gesicht. Dann wollte mich bedünken, ich habe Durst; ich bat sie also um ihren Schöpfnapf, um daraus zu trinken. Gleich füllte sie ihn und reichte ihn mir mit den anmuthigen Worten: „ich gäbe dem Herrn gern was Besseres.“ Ich weiß nicht, wie ich auf den Einfall kam, ihr auf diese herzlichen Worte ein städtisches, nach Paris riechendes Kompliment zu machen: „Sie könnten mir nichts Besseres geben, denn den Anblick Ihres Gesichts.“ Das verschnupfte sie ein wenig, denn sie hielt es für Spott, verzog das liebliche Näschen und hob den vollen Krug auf den Kopf. Da stand ein ganz antikes Bild vor mir, eine Kanephore, wie es keine schönere gibt. Ich wollte eben wieder ein hübsches Kompliment auf die Beine bringen, da sah sie mich freundlich an und sagte: „Gott behüte Sie!“ und ging ihrer Wege. Lange sah ich der anmuthigen Gestalt nach und ertappte mich über dem Geständniß, daß ich in Italien nichts Schöneres gesehen. Es ist gewiß wahr, wenn es auf unserer verarmten und ausgeartelten Erde noch einen Moment gibt, wo die Patriarchenzeiten und Sitten wieder wach werden, wo das Landleben seine Einfalt, seinen Frieden, seine Freude und seine Reinheit aus entlegener Vorzeit wieder bekommt, so ists gewiß an einem reichsprudelnden, klaren Quell unter uralten Bäumen. Und kann dem Müden, der da ausruht, etwas Liebliches begegnen, so ists ein schönes, einfaches Landmädchen, mit lang herunterhängenden Haarflechten, blendendweißen Zähnen, Unschuld auf Stirn und Wangen und offenes Lächeln um die Lippen. Und gibt es einen köstlichen Trunk in der Welt, so ists das Wasser, das sie dir in dem reinlichen Eimer darreicht und das du in langsamen Zügen trinkst, während dein Blick auf dem rosigen Gesicht und den blauen Augen des Mädchens ruht, das vor dir steht und auf ihren Eimer wartet.

So dachte ich noch, als wir bei dem Salzwerk ankamen. Die vorgetragenen Fackeln erinnerten mich an die Sybillengrotte am Ufer des Avernersees; derselbe enge, gekrümmte Weg. Aber die Phantasie schweigt hier, sie denkt nicht an Virgil, der vor fast zweitausend Jahren die alten unterirdischen Gründe besang, die jetzt Räubern zum Aufenthalt und Schlupfwinkel dienen. Dafür bewunderten wir, was hier Fleiß und unermüdliche Beharrlichkeit geleistet haben. Denn hier sind die Gänge nicht in lockern, brüchigen neapolitanischen Tuff gehauen, sondern in Granit. Die dunkle Galerie hat viertausend Fuß Länge. Etwa in der Mitte ist eine Stelle, wo man nach oben sehen muß; da führt ein offener Gang hinauf, über dem man an hellem Mittag die Sterne sehen kann, und dieser Gang ist über sechshundert Fuß hoch, also bedeutend höher als der höchste Thurm. Mich hat dieser Anblick seltsam ergriffen, aus dieser Tiefe, wo die unterirdischen Wasser rauschen, aus diesem kompakten Dunkel tief in der Erde das heitere, lustige Sternflimmern zu sehen, und ich empfand recht lebhaft die Macht des Lichts auf das menschliche Gemüth. Weiterhin kamen wir zu dem großen Reservoir des Salzwassers, das auch ganz in Granit gehauen ist. Ein ungeheures Rad wird hier von einem starken unterirdischen Wasser in Bewegung gesetzt, um das Salzwasser hinauf zu treiben. Man kann sich des Schauers nicht ganz enthalten, und unwillkührlich fällt einem Irions Rad in dieser Unterwelt ein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Die folgende Stücke sind Proben des mit Allem spielenden französischen Witzes, und wenn er auch uns Deutschen nicht so vortrefflich dünken mag als den Franzosen, so unterhält es doch wohl den Leser, der schon so Manches à la française gethan hat, durch Geistesoperation den Witz vom Faktum zu sondern, was eine Hauptliebhaberei der großen Nation ist.

* * *

Man schreibt von der chinesischen Grenze: Ein Mitarbeiter des Morgenblatts, Professor Neumann, der in Paris und London chinesisch studirt hat und in Deutschland nicht gerne aus dem Stegreif über China schreiben möchte, ist glücklich hier angelangt und man hofft, ein Chinaman werde Gelegenheit genug haben, um die vielen Werke und Seltenheiten, die er auskauft, nach Europa zu bringen. Um dieselbe Zeit ist ein Herr Holman eingetroffen, ein blinder Archäolog, der, zur größten Verwunderung der Einwohner von Canton, unsere Tempel und sonstigen Denkmäler in Augenschein nehmen will. Allerdings kann er sich hier durch Dolmetscher einen bessern Begriff von den sehenswürdigen Sachen verschaffen, als in der Ferne durch Vorleser oder als ein sehender Kunstforscher in Europa durch manche dort erschienenen Bücher über China. Ferner ist ein amerikanischer Theolog hier angekommen, der chinesisch lernt, um die chinesischen Atheisten zu bekehren, und endlich ein anderer Amerikaner, der auf den Schiffen bei Whampoa dafür sorgt, daß die gläubigen Seeleute keine Atheisten werden. — China ist leider noch immer abgeschlossen, und am wenigsten dürfen Studirende herein. Doch sind wir glücklicher, als die Bewohner manches civilisirten Landes: wir erfahren, was im Nachbarstaate vorgeht. Jetzt geht dort nicht viel

Digitized by Google

Neues vor. Der alte Tozin, den Sie aus Reisebeschreibungen kennen, ist noch Ministerpräsident, trotz aller Opposition. Immerhin hat er einen mächtigen Rivalen an dem Ehelmanne Higan, dessen junge Schwester höhern Orts gut angeschrieben steht. Schon machen ihm alle Provinzialbeamten, wenn sie nach der Residenz kommen, ihre Aufwartung, und der Statthalter Cantons läßt von Zeit zu Zeit seine Visitenkarte bei ihm abgeben. Im Innern des Reichs ist also keine bedeutende Veränderung eingetreten; nur in Caschgar hat sich, wie Sie wohl schon auf direktem Wege über Rußland oder die Türkei erfahren haben werden, das Volk empört, und trotz der kräftigsten Maßregeln ist es dort noch nicht ruhig geworden. Auch in der Gegend von Sching-ting-fu steht es übel; dem offiziellen Blatte zufolge sind daselbst durch Erdbeben, Hagel und Ueberschwemmung hunderttausend Menschen umgekommen. Aber noch kritischer sieht es auf der Insel Formosa aus. Schon seit einem Jahre ist das bortige Volk sehr unruhig, und die Regierung sah sich endlich genöthigt, ihre Zuflucht zu den Waffen zu nehmen. Man fürchtet, daß sich das revolutionäre Fieber über das Meer nach den Ostprovinzen verbreite; schon ist dort der Handel im Stocken und eine Anzahl von Arbeitern wandert nach Australien aus. Gibt es etwas Neues in Europa?

Von den Ufern des Schwanenflusses in Australien erhält man endlich ausführlichere Nachrichten über die bereits im Morgenblatte erwähnte Revolution (s. Nr. 64). Die Presse ist nicht Schuld daran. Es erscheint in der ganzen Ansiedlung, die eine Menge Städte enthält, nur ein einziges Blatt, Freemantle journal, in der Stadt Freemantle, wöchentlich einmal, handschriftlich, sehr theuer (drei Guineen für den Jahrgang, drei Schilling für eine Nummer), und englisch geschrieben; die Eingebornen verstehen also kein Wort davon und haben sich dennoch empört. Auch kann es keinem Engländer eingefallen seyn, die Australier zur Empörung zu reizen, die gegen die Engländer gerichtet ist. Die Oberhäupter der Wilden stiegen, wie früher erwähnt, auf die Bäume und hielten aufrührerische Reden. Die Eingebornen fürchten sich nicht mehr vor dem Flintenfeuer und haben mit ihren Speeren eine Menge Kolonisten niedergestoßen. Bei Abgang der Post war die Revolution immer noch nicht fertig. Auch in Van-Diemens Land ist eine ausgebrochen; es ist unmöglich, sich mit den dortigen Wilden zu verständigen, da man ihre Sprache nicht kennt, und wenn nicht eine unerwartete Hülfe anlangt, kann es zwischen den Kolonisten und den Eingebornen zu einem Vertilgungskriege kommen. Den letzten Nachrichten aus Hobarttown vom 11. September zufolge, war ein allgemeines Aufgebot an die Weißen erlassen worden, und der 7. Oktober wurde für eine entscheidende Schlacht festgesetzt.

Ueber die ganze südliche Hemisphäre unsers Planeten scheint sich eine große Konspiration zu verbreiten. Auch die Nachrichten aus der ehemals Isle de France genannten Insel Mauritius sind nicht befriedigend. Dort ist eine Meuterei unter dem 95sten Linienregimente ausgebrochen. Den Anlaß soll eine Verordnung gegeben haben, kraft welcher die Sklaven nicht mehr geschlagen werden sollten. Als bald darauf ein Soldat zu Stockprügeln verurtheilt wurde, meinte ein Sergeant, die Weißen seyen so gut wie die Schwarzen. Deshalb wurden außer dem Sergeanten noch mehrere andere Soldaten durch ein Kriegsgericht zum Tode verdammt; es gab Unruhen, und der Gouverneur Sir Charles Colville nahm es über sich, das Todesurtheil nicht vollstrecken zu lassen. In diesem Augenblicke ging die Post ab.

Die englischen Blätter in Australien beklagen sich seit langer Zeit, die Franzosen wollen dort zu Lande Niederlassungen stiften. Wenn man ihnen Glauben beimessen darf, so wären mehrere Seefahrer, zulezt Hr. v. d'Urville (derselbe, welcher Karl X. nach England überführte), aus jenem Grunde nach der Südsee geschickt worden. Die Nummer der Sydney Gazette vom 6. Oktober will wissen, eine französische Korvette sey im Begriffe, an den Ufern der neuen Themse in Neuseeland eine Kolonie anzulegen. Ein Glück also, daß die Unterzeichner der Pariser Protestation zu Hause bleiben durften. Wenn man diese Leute nach den Inseln der Südsee deportirt hätte, welch Unheil würden sie auf einem so vulkanischen Boden angerichtet haben!

* * *

Wir geben noch einige Auszüge aus dem chinesischen Strafcodex. Wem es einfällt, die bestehende Regierung umzustürzen, den Pallast, Tempel oder Kirchhof des Kaisers zu zerstören, sowohl der Rädelsführer als die Helfershelfer, soll eines „langsamen und schmerzlichen" Todes sterben, wobei es dem Nachrichter überlassen bleibt, seine ganze Einbildungskraft aufzubieten, um die Qual des Delinquenten zu verlängern oder zu steigern. Alle männlichen Anverwandten der Schuldigen, welche das sechszehnte Jahr erreicht haben, wo sie auch wohnen mögen, und sie mögen krank und alt seyn oder nicht, werden enthauptet. Sind sie aber noch nicht sechszehn Jahr alt, so werden sie als Sklaven unter die obern Staatsbeamten vertheilt. Das Vermögen der Bestraften fällt der Regierung anheim. Sogar die Kinder der Hochverräther sollen, wenn sie nicht sechszehn Jahr alt und ganz unschuldig sind, am Leben bleiben. Diese fallen dem kaiserl. Dienste anheim und werden in den äußern Gebäuden des Residenzgebäudes als Eunuchen angestellt.

Zu den Hochverräthern gehören auch die Anhänger der Associationen. Wer an einem Nationalvereine oder einer Brüderschaft Theil nimmt, ob er nun durch Blutrinken

Digitized by Google

und Weihrauchbrennen eingeweiht seyn mag oder nicht, wird als Rebelle betrachtet; die Oberhäupter verlieren den Kopf und die andern werden verbannt oder kommen an den Pranger. Der Fall kann aber eintreten, daß man nicht weiß, ob ein Verein als Association oder aber als eine unschuldige Gesellschaft zu betrachten sey. Das Gesetzbuch sieht diesen Fall voraus. Wenn nämlich junge kräftige Leute in der Gesellschaft sind, so ist dieß ein unumstößlicher Beweis für die Strafbarkeit. Am strengsten ist man gegen die „Association von Himmel und Erde," d. h. gegen die Dreieinigkeitsgesellschaft. Man hat ihre Oberhäupter mehrmals hingerichtet, allein sie wird immer zahlreicher und hätte unter der Regierung des vorigen Kaisers beinahe der Herrschaft des „himmlischen Szepters der richtigen Mitte" ein Ende gemacht.

Das Sacrilegesetz in China ist eben so strenge wie früher in Frankreich. Wer irgend eine heilige Geräthschaft entwendet, wird mit dem Tode bestraft; desgleichen wer im kaiserl. Kirchhofe einen Baum beschädigt.

Die großen Diebe hängt oder strangulirt man wenigstens ... in China, die kleinen aber läßt man nicht laufen. Für einen Diebstahl, vierzig Unzen Silber an Werth, bekommt man achtzig Stockprügel. Beim ersten Diebstahl wird der Schuldige auf dem linken Arm, beim zweiten auf dem rechten gebrandmarkt und beim dritten strangulirt. Wie in Frankreich und anders als in England, wird derjenige, welcher seine Verwandten bestiehlt, nicht so strenge bestraft, als ein anderer Dieb. Stiehlt Jemand ein Pferd, und der ganze Stall folgt nach, so hat er blos für jenes Pferd zu stehen; ist es aber zufällig eine Stute, und das Füllen will sie begleiten, so hat der Dieb die Stute und das Füllen gestohlen.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Mai.

Das Leben des Lord Kanzlers.

Unter dem Titel: des Lord Kanzlers Leben, enthält Campbells neues Magazin (the Metropolitan) einige interessante Skizzen. Lord Brougham hat den alten Gebrauch der Großkanzler von England, von Zeit zu Zeit Leutes zu bitten, wieder in Gang gebracht, und — zum Erstaunen Vieler — erschienen Männer dabei, die man, sowohl ihres Standes, als ihrer politischen Stellung wegen, im Hause eines Broughams nimmermehr erwartet hätte. Aber man ehrt in ihm seine hohe Würde und das Genie, welches dieser Würde neuen Glanz verleiht. — „Er hält seine Leutes Sonnabends, und zwar, wegen seiner unendlichen Geschäfte, um die enge wohnliche zehnte Abendstunde. Es war spät, als ich hinkam, und ich fand den ganzen Platz vor dem nicht großen Hause voll von Wagen. Der Kanzler, mit seinem Kaplan hinter sich, stand in einem einfachen Anzuge von schwarzem Sammt im Hofschnitte oben im Zimmer. Die Namen wurden am Fuße der Treppe angekündigt; Jeder ging vor dem Kanzler vorüber und begrüßte ihn seine Achtung. Die Anzahl der Besuchenden war so groß, daß es fast unmöglich war, irgend Jemand besondere Aufmerksamkeit zu schenken; sobald also ein Gast seine Verbeugung gemacht hatte, mischte er sich entweder unter den Haufen, oder entfernte sich durchs Nebenzimmer. Die Erzbischöfe und mehrere Bischöfe erschienen sehr früh und zeigten durch ihre Gegenwart, daß, wie groß auch der Unterschied der Meinungen zwischen ihnen und dem Kanzler sein möge, sie ihn nicht als einen Feind der Kirche betrachten. Der merkwürdigste Gast war diesen Abend der Herzog von Wellington. Alle Anwesenden staunten, und selbst der Kanzler mußte sich wohl wundern, als man den Namen Sr. Gnaden nannte; ich zweifle, ob die beiden Männer je in einem Besuchzimmer beisammen gewesen waren. Ihre politische Lage dahin war, außer bei der Emanzipation der Katholiken, von jeher völlig entgegengesetzt, ja einige der bittersten Ausfälle Broughams waren persönlich gegen den Herzog gerichtet gewesen. Niemand kann läugnen, daß es edelmüthig von Herzoge war, bei dieser Gelegenheit alle persönliche Rücksicht auf die Seite zu setzen und sowohl der Würde, als dem Manne seine Achtung zu bezeigen. Auch schmeichelte diese Aufmerksamkeit dem Kanzler, und er schüttelte dem Herzoge herzlich die Hand. Der Herzog hat nicht viel Herzliches in seinem Wesen, und seine trockenen, durch harte Anstrengungen abgemagerten Züge verziehen sich nicht leicht zu einem Lächeln; man bemerkte jedoch, daß diesmal sein Gesicht mehr Wohlwollen ausdrückte, als gewöhnlich; er blieb einige Minuten in ein Gespräch mit dem Kanzler ein und machte dann den hinausströmenden Gästen Platz. Eine nicht viel unbedeutendere Figur im Saale war der Lord Advokat von Schottland. Brougham und er sind sehr alte Freunde und haben beide lange in demselben Fache der Literatur gearbeitet. Jener war sein Vorgänger in der Redaktion des Edinburg Review. Jeffrey sah sehr unbedeutend in seinem Hofkleide aus und schien sich nicht ganz behaglich zu fühlen, ... Es folgten eine Menge Herzoge, Edelleute, Generale u. s. w., um die sich der Kanzler wahrscheinlich eben so wenig bekümmerte, als ich. Endlich meldete man den Sprecher (Präsidenten) des Unterhauses. Broughum und er traten sich wie warme Freunde entgegen, obgleich der Verschiedenheitspunkte zwischen beiden wohl sehr wesentliche sind. In Hinsicht auf Talent sind sie nicht zu vergleichen; doch ist es eine Frage, ob nicht der eine in seiner Art ein eben so großer Mann ist als der andere. Ich erinnere mich nicht, wie und was der Sprecher war, ehe er zu der Präsidentenwürde gelangte, aber ich weiß wenige Stellen, welche mehr Takt und Geschicklichkeit erfordern, und diese besitzt der Eigenschaften besitzt der Sprecher in hohem Grade; mit einer Heiterkeit, welche nichts zu trüben vermag, verwaltet er sein Amt; seine Ruhe verläßt ihn zu keiner Zeit. Das Unterhaus ist eine störrige Versammlung, läßt sich aber gerne von ihm lenken, und er wird bei jeder Gelegenheit kräftig unterstützt. Brougham selbst war einer der feurigsten Geister in jener flurigen Welt; aber ein Wort vom Sprecher schlägt ihn im Augenblick zur Ruhe zu verweisen. Neben andern vortheilhaften Eigenschaften hat er eine weiche, tiefklingende Stimme, welche dem Ruf zur Ordnung den Stachel der Bitterkeit nimmt. Ich hörte ihn mit dem alten Herrn Wilhelm Smith sprechen, welcher seit einigen Jahren aus dem Parlament ausgetreten ist, aber zu seiner Zeit der Patriarch des Hauses war. Er erzählte ihm, es habe sich seit seinem Austritt dort wenig geändert: längere und häufigere Reden, spätere Stunden und weniger Abstimmungen; er selbst sey acht Tage und Nächte lang nicht aus dem Unterhause weggekommen; die Versammlungen haben fortwährend von drei Uhr Nachmittags bis um drei oder vier Uhr Morgens gedauert, und dann sey es an die Geschäfte in den Ausschüssen gegangen. Die Arbeit sey so groß gewesen, daß sie kein Mensch lange aushalten könnte."

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 56.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 131.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 2. Juni 1831.

— Du Labyrinth,
Das dunkel uns, sich ganz von Lichte webt,
Und nur zu göttlich hell, uns dunkel wird!

Herder.

Der ewige Sonnenschein.

Herrschels letzte Forschungen haben uns eine neue, überraschende Aussicht in den Weltraum geöffnet; der große Astronom enthüllt uns am Himmel einen ungeheuren Reichthum von Sternsystemen, die vorher für uns nicht vorhanden waren, er zeigt uns verhältnißmäßig kleine Räume von unzähligen leuchtenden Sternen erfüllt; was in unserer Nähe und der Umgebung der Sonne nur mit Himmelsluft erfüllt ist, oder mit dem Dunst von Kometen, die kaum ihrer Existenz sicher sind, das erscheint dort als der freie Spielraum unzähliger Sterne, die sich umschwärmen.

Die Leser sind wohl durch frühere Aufsätze über die Herrschelschen Sternschwärme in diesen Blättern genugsam unterrichtet, daß sie uns folgen können, wenn wir einige Betrachtungen daran anknüpfen.

Wir wollen uns in das Innere eines solchen Sternhaufens begeben und eine kleine Wanderung durch den Himmel machen. Wir erheben uns demnach über die Sandbank von Sternen, auf der wir uns befinden und die uns als Milchstraße erscheint; wir wenden uns gegen einen Pol derselben, wohin unzählige Sternhaufen liegen; wir wandern am Arctur vorbei; unsere Milchstraße wird kleiner, ihre Sterne drängen sich immer näher, sie nimmt an Licht ab, während der nächste Sternhaufen immer glänzender wird; wir betreten seinen ersten Stern: vor uns, gegen seine Mitte zu, erglänzen uns Hunderte von Sternen, die den Glanz der Sterne erster Größe, die wir hier sehen, weit übertreffen; wir sind in seinem Mittelpunkt angekommen, und befinden uns in einem ewigen Sonnenschein. Nirgends ist ein dunkler Himmel; alles ist Licht, nirgends Schatten, Tag oder Nacht; es ist, wie wenn das Licht blos für sich selbst da wäre und sich an sich selbst ergötzte. Wir sehen nichts mehr mit leiblichem Auge, denn nur Licht und Finsterniß im Streite sehen wir hier; dort ist die wahre Ewigkeit und keine Zeit, denn Tag und Nacht macht hier unsere Zeit, und die Bewegung der Lichter am dunkeln Himmel. Um dem Leser den Anblick, den wir in einem solchen Herrschelschen Sternschwarm haben, noch auf eine andere Weise deutlicher zu machen, stelle er sich, etwa wie träumend, vor, in einer sternhellen Nacht, wo sein Auge noch die Sterne in zwölffacher Siriusweite erreicht, vor, das gesammte Sternenheer rücke allmählig von allen Seiten auf ihn herein, unmerklichen Schritts Anfangs; es däucht ihm, das Sterngewimmel werde allmählig größer, dichter, immer neue Lichter zünden sich an, die Sterne werden heller, und die 14,000 zwölfter Größe, die er zuerst kaum sah, werden so hell wie Sirius; er ist nun in einem ewigen Sonnenschein, und die Kraft seines Auges muß sich in sich selbst zurückziehen.

Solch ein ewiger Sonnenschein, der sich, wenn Sterne Sonnen sind, wirklich im Herrschelschen Sternschwarm entwickelt, und was noch mehr ist, die damit verbundene ewige Sonnengluth, wäre überhaupt nach der Ansicht

Digitized by Google

von Olbers*) in der Weltschöpfung unvermeidlich, wenn sie unendlich wäre und durch die ganze Unendlichkeit hinaus, entweder gleichförmig oder nicht gleichförmig, Sterne oder Sternhaufen erschaffen und ausgetheilt oder ausgestreut wären, und die Natur nicht auf andere Weise Vorsorge getroffen hätte, diesen ewigen Brand zu löschen. Die Sache ist mathematisch ganz richtig: nämlich wenn die Welt unendlich mit Sternen ausgestattet ist, so trifft gewiß jede Linie, die wir von unserem Auge in die unendliche Himmelskugel ziehen, auf einen Stern; folglich ist Stern an Stern gedrängt, und der Himmel ist ganz mit Sternen fest vermauert, und kein Lichtstrahl kann mehr herein. Nun weiß man aus der Optik, daß die Sterne überall, in welcher Tiefe oder Entfernung sie betrachtet werden, gleich hell (nur größer oder kleiner) erscheinen; also ist der Himmel wirklich und wahrhaft mit Sternglanz erster Größe überall bedeckt und überzogen. Aber wohl uns, daß doch die Natur die Sache anders eingerichtet hat; wohl uns, daß nicht jeder Punkt des Himmels Sonnenlicht und also Sonnengluth auf uns herabsendet.

Welches ist nun das Geheimniß der Natur, um uns vor diesem Zustand zu bewahren und den Bestand ihrer Schöpfungen zu sichern? Sie hat die Unendlichkeit mit dem finstern Aether erfüllt; er verschlingt das Licht, er trübt und hemmt dasselbe. Die Helligkeit der Sterne oder des Lichts nimmt sehr langsam in einer geometrischen Progression ab **), wie die Entfernung in einer arithmetischen zunimmt; wie es die Natur der geometrischen Reihe mit bringt, so wird die Helligkeit in größern Entfernungen immer schneller und schneller abnehmen, das Verschlingen des Lichts immer größer, und für einen Stern in der Entfernung von 30,000 Siriusweiten ist unser Auge völlig verschlossen, er ist völlig dunkel, denn sein Licht ist über siebenhundert Tausendmal schwächer als der Himmelsgrund, beschienen vom Vollmond, auf welchem die Sterne sechster Größe verschwinden.

Wir wollen nun die Bewohner unserer Herrschelschen Sternschwärme, die Vertrauten des ewigen Sonnenscheins, besuchen. Sie bewohnen ihr System von eng gedrängten und gleichförmig ausgestreuten Sonnen, und ihnen hilft gegen den ewigen Sonnenschein und Sonnenbrand der unersättlich verschlingende Aether nicht; denn ihr ganzes System hat nur den Durchmesser des Zehntheils einer Siriusweite. Für diese Glieder des Weltalls hat die Natur nicht gesorgt, und doch sind unzählige derselben am Himmel; sie scheint ihren Maaßstab nur aufs Ganze berechnet und ihre Vorsicht nicht auf die einzelnen Individuen gerichtet zu haben.

*) Bodes Jahrbuch für 1826. Ueber die Durchsichtigkeit des Weltraums.

**) Der Exponent dieser Reihe ist nur um vierundfünfzig Hunderttausendtheile kleiner als die Einheit.

Wenn wir immer noch das Gesetz gleichförmiger Vertheilung der Bildungen durch die ganze Unendlichkeit von Sternen oder Sternhaufen annehmen, so ist immer die ganze Helligkeit, welche über den Himmel ergossen ist, von allen unendlich vielen Himmelssystemen ausströmend, 2000 Mal so groß als die Helligkeit der um uns zunächst erglänzenden Lichter, z. B. bei unserm System (wenn es gleichförmig in der Vertheilung seiner Sterne gebaut wäre) zweitausendmal so groß als der Glanz der zwölf Sterne erster Größe. Nun kann man wohl die Durchmesser der Sterne erster Größe zu $\frac{1}{200}$ Sekunde annehmen; woraus sich ergibt, daß die ganze über den Himmel ergossene Helligkeit vierundfünfzigbunderttausendmal kleiner ist als die Helligkeit der Sonne, aber doch noch fünfzigtausendmal größer als die vom Vollmond über den ganzen Himmel ausgegossene Helligkeit, bei der die Sterne sechster Größe verschwinden. Also ist immer noch eine bedeutende Lichtmasse übrig, welche der unendliche, mit Aether erfüllte Raum nicht verschlingt. Dieser unverschlungene sowohl, als der immer noch zu verschlingende Ueberfluß an Licht müßte in der That endlich die Nacht selbst sättigen, und durch das immerwährende Ausstrahlen würde endlich die Welt in einen ewigen Sonnenschein gehüllt. Demnach ist die Vorsicht der Natur, um uns von dieser Lichtüberschwemmung zu bewahren, doch nicht vollständig; sie muß den immer verschlingenden Aether wieder entladen, oder ihn zerstören und einen neuen schaffen, der wieder mit frischer Kraft verschlingt.

Dem Mathematiker sind allerdings, nach seinem System, das Nichts und das Unendliche verwandt und aus einerley Stamme; denn das Nichts, wenn es sich ohne Ende fort ins Unendliche wiederholt, bringt bei dem Mathematiker jedes Endliche hervor, jede endliche Größe; nun könnte man sagen: jede endliche Kraft könne entstehen, wenn sich die Kraft Null ohne Ende fort unendlichmal zu sich selbst addirte. Für die Mathematik ist jedes Endliche jedem andern gleich: ob das Licht, das vom Fixstern ausstrahlt (welches eine endliche Kraft ist) die Sphäre von 60,000 Siriusweiten durchläuft, oder von einer Million, es ist immer noch endlich, immer noch da, immer noch endliche Kraft; es verschwindet erst dann, wenn es die unendliche Sphäre an ihrer Gränze, die aber nirgends ist, erreicht hat.

Für den Physiker oder die geistigere Betrachtung verhält es sich anders. In die Schranken der endlichen Entfernung, der Gestalt, der Bewegung sind alle Wesen eingeschlossen und eingeschränkt. Es mag sich Jemand rühmen, wie er will, daß er mit seinem Geist an die Grenzen des unendlichen Raums gedrungen sey, er täuscht sich, er mag noch so viele Worte darüber machen. Wie soll nun das Endliche, Leibliche vermögen, was der Geist nicht vermag? Die Kraft des Lichts erlischt, nach der Natur des Endlichen, in einer gewissen Entfernung; es wirkt

Digitized by Google

nicht mehr auf ein endliches Auge, daß dieses dasselbe erblickt, es wirkt nicht mehr auf ein Wesen der Erde, sey es Pflanze oder Stein, daß es dasselbe fühlt; es ist wahrhaftig für ein anderes endliches Wesen nicht mehr vorhanden, nicht mehr da, und ist durch keine endliche Vervielfältigung ins Daseyn zu rufen.

Nicht in den unersättlichen Schlund eines feindseligen Zerstörers begräbt die Natur ihre verschwendeten Kräfte, um den Bestand des Ganzen zu retten; ihre ursprünglichen Gesetze sind für die Erhaltung des Ganzen in sich selbst nothwendig; der ewig finstere Weltäther verdunkelt nicht das überflüßige Licht, es schreibt sich selbst die Gesetze, wie weit es vordringe, um dem Leben des Ganzen zu dienen. Pfaff.

Reisebildgr vom Genfersee.

(Fortsetzung.)

Es war mir recht wohl zu Muth, als wir wieder aufwärts gingen und nach einer guten Stunde das Tageslicht in den dunkeln Gang zu rieseln begann. Wenn man herauskömmt aus der starren Nacht und den harten, engen Granitwänden, sidt, als kehrte man zum Leben zurück, zumal man da gleich in ein wunderliebliches Thal tritt. Da liegt das Dorf Gryon zwischen zwei artigen Flüßchen die Anhöhe hinan. Hier saben wir etwas gar Sonderbares, das mir noch nie vorgekommen. Als wir aus der Höhle traten, war es windstill. Auf einmal erhob sich Oftluft und zerstiebte die einzelnen, an den Bergen herumziehenden Wolken in dicken Nebel, der sich nun ganz herunter ins Thal senkte und alle Gegenstände so einhüllte, daß wir nichts sahen, als uns selbst. Es war als fuchtete rings um uns her das Meer. Bald darauf kam ein Windhauch von Westen und rollte den Nebelvorhang mit derselben Schnelligkeit wieder auf, gerade wie auf der Bühne, so daß wie durch eine Zauberbewegung die ganze schöne Landschaft von Neuem erschien. Es lag in der ganzen Phantasmagorie wirklich etwas Feenartiges. In zwei Stunden wiederholte sich die sonderbare Erscheinung wohl zehnmal. Es war, als hätten alle Berg- und Luftgeister bei dem Wunder zu thun, so rasch wechselte die Dekoration. Im Dorf Gryon war fast Niemand zu Haus. Im Sommer ziehen die Einwohner auf ihre große Alp auf dem Tavevannaz und bleiben da bis zum Herbst. Da uns viel von dem Berg und seiner Schönheit gesagt worden war, so beschlossen wir, die angeblichen drei Stunden daran zu wenden und hinaufzugehen. Es waren indessen vier gute Stunden; die Zeit wurde uns aber durch die üppigen Thäler und Anhöhen nicht lange, und ich gestand mir nach und nach, das solch schwellendes, frisches Grün und solch reiche Vegetation in Baum und Gras nirgends in Italien zu finden sey. Endlich gelangten wir auf die Anhöhe, wo die Grionna herunter kömmt. Da liegen mehr denn sechszig Sennhütten auf der Alp zerstreut, einige einzeln, die andern in Gruppen. Viel hundert Kuhglocken klangen harmonisch um uns her, dazwischen der Gesang der Senner, das Gebrüll der Kühe, der Hunde Gebell. Letzteres sagte den Leuten, daß sich etwas Fremdes nahe, und kaum erkannten sie in uns Reisende mit ihrem Führer, so eilten sie herbei. Alte Leute, Frauen, Kinder, junge Mädchen und tüchtige Senner umringten uns, und Jedes gab sich Mühe, daß wir mit ihm gingen und bei ihm einkehrten. Jeder wollte etwas Besseres haben, bessere Wohnung, bessere Pflege, besseres Essen, und es war ordentlich, als wenn sie böse auf einander würden und sich im Ernst stritten. „Ich habe eine junge Ziege," sagte einer und zog mich am Rocke, „die will ich gleich braten;" — „ich habe," so sagte ein anderer und nahm mich beim Arme, „gestern ein Murmelthier geschossen, das ist was anders, als so eine armselige Ziege." Und ich glaube, beide Prätendenten wären hinter einander gekommen, wenn ich mich nicht mit dem Vorschlag darein gelegt hätte, sie sollen Zicklein und Murmelthier zusammenthun und wir wollen es dann gemeinschaftlich verzehren mit Weib und Kind. Das gefiel ihnen, und nun machte sich alles auf die Beine: der brachte Käse, ein Mädchen Butter, ein anderes Rahm, der Brod, ein Mütterchen gesalzenes Fleisch, eine junge Hausfrau Eier; am meisten machten sich aber die Mädchen zu thun. Alles wurde auf einer offenen Stelle ins Gras gesetzt. Aber dazu waren die Leute nicht zu bringen, daß sie mit uns aßen; all diesen Ueberfluß hatten sie nur für uns hergebracht, und sie stellten sich in lieblichen Gruppen um uns her. Glücklicherweise hatten wir im Ranzen unsers Führers eine Flasche alten Kirschgeist und Wein; damit ging ich umher; den Männern mundete beides recht gut, die Frauen und Mädchen aber schnitten schreckliche Gesichter bei meinem trefflichen Burgunder, und nur ihre Gutmüthigkeit hinderte sie, ihn wieder auszuspucken. Dann mußten wir alle Sennhütten besuchen, die kleinsten wie die größten, die ärmlichen und stattlichen. So brachte man uns auch zu dem Vorsteher der Alpgemeinde; es war ein schöner Greis von siebenzig Jahren; weiße Haare und ein langer Patriarchenbart flossen um sein freundliches Gesicht. Er leitet die Sennrepublik mit Rath und Ordnung, so lange sie auf dem Tavevannar ist. Seit fünfzehn Jahren wurde er jeden Sommer von Neuem zum Syndik gewählt, und es lebt wohl in Europa kein Fürst, dem sein Volk mit so viel Achtung, Vertrauen und Liebe zugethan wäre. Es lebt aber auch kein geborner Fürst, der solche Huldigung verdiente. Glücklicher Freistaat, ohne Leidenschaften, ohne Ehrgeiz, ohne Oben und Unten, ohne Reich und Arm, ohne Eitelkeit und ohne Laster! Wenn das

Digitized by Google

tausendjährige Reich je über die Welt kommt, so muß es der Seungemeinde auf dem Tavevannar gleichen. Wir schieden ungern und nicht ohne Wehmuth von den guten Menschen. Als wir ihnen für ihre gastliche Aufnahme dankten, sahen sie uns groß an, und mein Vetter Bernhard, der in der Tasche nach kleinem Geld herumsuchte, um es ihnen zu geben, zog still die Hand wieder zurück. Man begleitete uns weit. Als wir wieder allein waren, suchte ich in meinen Erinnerungen an Italien nach etwas Aehnlichem, und ich war auch so glücklich, es zu finden. Wer die Reise von Rom nach Neapel gemacht hat, weiß, was Fondi ist. Auch hier reißen sich die Leute um Dich, auch hier treten sie in dichten Gruppen um Dich her, auch hier ist die Natur wunderschön.

Es war erst unser Vorsatz gewesen, von Ver gleich nach dem Genfer See zu reisen; aber alle Leute, die wir sprachen, machten uns große Lust nach dem Pays d'en haut, nach den Gegenden der Diablerets und dem Ormondthal, so daß wir beschlossen, dahin vorerst einen Ausflug zu machen. Deshalb wandten wir uns vom Tavevannar nicht zurück nach Grijon, sondern immer aufwärts, den Lauf des Avançon entlang. Eine Zeitlang gings noch durch Felder und Wiesen; dann kamen Baumgruppen zwischen Felsen, die von den benachbarten Bergen herunter gekommen waren; doch hatte sich schon dünnes Erdreich über den Granit gezogen, und aus seinen Fugen wuchs manche Blume, mancher Gras- und Moosbüschel heraus. Zwischen den dunkeln Bäumen sahen diese bewachsenen Felsblöcke gar sonderbar aus.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Mai.

(Fortsetzung.)

Die Reform.

Die Reformfrage ist noch immer an der Tagesordnung, und wird es bleiben, bis sie vom Parlamente zur Zufriedenheit der Nation gelöst ist. Was bisher in dieser Sache von der Legislatur geschah, war blos eine Art von Prolog oder Exposé, wobei die Parteien sich schroffer absonderten, als seit vielen Jahren. Seitdem Canning erster Minister geworden war und mit ihm die gemäßigten Tories die Politik der Whigs annahmen, fanden letztere so wenig zu opponiren, daß man zu glauben anfing, die Parteien seyen für immer so ziemlich in einander verschmolzen, man streite sich nur gelegentlich noch um eine oder die andere einzelne Maßregel, aber über Grundsätze sey man ganz einerlei Meinung geworden. Doch schon bei der Emancipationssache der Katholiken fing dieser Traum an zu verschwinden; während die Whigs dem Herzog von Wellington diese große Maßregel, für die sie länger als zwanzig Jahre vergeblich gestritten, durchführen halfen, stellte sich ein Theil der Tories, seiner alten politischen Freunde, ihm feindselig gegenüber, und zeigte sich im Unwillen über das, was sie eine Aufopferung ihrer Grundsätze nannten, bei jeder Gelegenheit bereit, seiner Verwaltung ein Ende zu machen, mußte solche auch ihren Erfindern, den Whigs, in die Hände fallen. Zu Lebzeiten Georgs IV. war dies jedoch nicht thunlich; aber kaum hatte dieser die Augen zugethan, so trat bekanntlich auch jene Veränderung im Kabinette ein, welche für England, so wie für ganz Europa bereits die wichtigsten Folgen gehabt hat; und diese Veränderung ward vorzüglich durch die Vereinigung jener Partheі mit der allmählig wieder zur regelmäßigen Opposition gewordenen Whigpartheі bewirkt. Als aber bald der Reformplan mit seinen drei den Classen entwickelt ward, da eilte wieder alles, was je den Namen Tory getragen (mit Ausnahme der wenigen persönlichen Freunde Cannings, welche früher die Liverpoolsche Verwaltung unterstützt hatten), zusammen und bildete im Verein mit denjenigen Whigs, welche schon früher zu Wellington übergetreten waren, so wie derer, welche bei der Bildung der neuen Verwaltung sich hintangesetzt glaubten, derer, welche persönlich bei der Reformation zu verlieren fürchten, und endlich der wenigen, welchen die Maßregel in allem Ernste revolutionair dünken mag, eine so furchtbare Opposition, daß die Regierung nach mehreren vergeblichen Versuchen, die Sache durchzusetzen, das Unterhaus auflösen mußte. Wir haben hier oft über das ungeheuerliche Wesen gespottet, das sich die französischen Kammern häufig haben zu Schulden kommen lassen; jetzt sah man ähnliche Auftritte in unsern beiden Parlamentshäusern; ja die Pairs waren wo möglich noch wilder, als die weniger geschliffenen Mitglieder des Hauses der Gemeinden, und die Leidenschaften waren so aufgeregt, daß es noch fortbrauste, als der König schon die Stufen des Thrones betreten hatte, von dem er die den Tories so furchtbare Auflösung verkündigte, so daß ein Graf dem Könige bedeutungsvoll zurief: „Gott erhalte die Krone!“ Er wollte sagen, wenn nur die Verfassung erhalten wird, so mag die Person des Königs, der sich mißleiten läßt, zu Grunde gehen. Mit welcher Freude aber diese Maßregel im ganzen Lande aufgenommen worden; wie sie in vielen Städten, und besonders in London, als ein Triumph des Volks durch allgemeine Beleuchtung gefeiert wurde; wie die Wenigen, welche nicht beleuchten wollten, sich ruhig die Fenster einschlagen ließen und sich auf ein altes Gesetz verließen, nach welchem die Grafschaft den durch einen Volksauflauf verursachten Schaden ersetzen muß, aber zu ihrem Schrecken entdeckten, daß bei der neulichen Abänderung und Vereinfachung der Gesetze die hierauf Bezug habende Clausel aus Versehen so ausgedrückt worden ist, daß aller Wahrscheinlichkeit nach aller Schaden auf sie selbst fällt — alles dieses ist Ihren Lesern wohl sattsam aus den Zeitungen bekannt. — Geld hat zwar zu allen Zeiten bei unsern Wahlen viel gewirkt, wenn auch nicht immer zu unmittelbarer Bestechung, doch zur Herbeischaffung der von dem Orte der Abstimmung entfernt wohnenden Wähler, welche meistens auch so wenig Gewissenhaftigkeit haben, daß sie, wo nicht eine wichtigere politische Rücksicht bei ihnen vorwaltet, jedem ihre Stimme zu geben bereit sind, der ihnen zuerst eine bequeme und geschreie Reise, oft mit Frau und Kindern, anbietet. Auch bei dieser Gelegenheit hat es nicht an solchen Wählern gefehlt; aber verhältnißmäßig waren sie selten; die Journale (von denen die meisten und besten auf der popularen Seite sind) rührten alle Gemüther auf, und fast jeder Einzelne nahm Partheі.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 44.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 132.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 3. Juni 1831.

Wenn sie auch einmal im Ringen auf die Schulter taumelten,
Pflegten sie sich abzuschütteln und, verjüngend ihren Fall,
Rangen sie mit Macht von Neuem.

Aristophanes.

Schwert und Feder.

Tenzone.

Streitende: Wilhelm Wackernagel und Karl Joseph Simrock.
Richter: Adelbert von Chamisso.

Wilhelm.

Joseph, nun zieh' ich vor dein Haus
Und schlag' an's Thor und rufe dich zum Streit heraus:
Freund Joseph, komm und sey zum Kampfe wacker!
An meiner Hüfte klirrt das Schwert,
Und munter weht die Fahn' am Schaft, es schnaubt das Pferd
Und drückt den Huf unruhig in den Acker.
Wer unterliegt, der zürnet nicht, leicht tröstet sich Jedweder,
Warf Freundes Arm ihn auf den Sand.
Ich frage dich, antworte du und sprich zur Hand:
Ist mehr das Schwert zu ehren, mehr die Feder?

Joseph.

Ich öffne, Wilhelm, dir das Thor;
Da stehst du unberitten und zu Fuß davor,
Es schnaubt kein Roß, es klirren keine Sporen;
Nicht Schwert noch Lanze gibt's zu sehn,
Nur eine Fahn' am Schaft der Feder seh' ich wehn;
Sie reitet auf dem Sattel deiner Ohren.
So hast du, seh' ich sonnenklar, der Feder dich ergeben
Und sprichst dem Dienst des Schwertes Hohn:
Das Gastrecht schützet dich, sonst lehrt' ich dich zum Lohn
Das Schwert verehren, dem die Reiche beben.

Wilhelm.

So lobe du den grimmen Sturm,
Wo auf den Menschen Feuer speyt der gift'ge Wurm
Und manchen Frühling vor der Frucht beendigt;
Wo höhnisch sich das Eisen rächt,
Daß ihm der Mensch geboten hat: „Nun sey mein Knecht“
Und seinen Trotz mit Feuersglut gebändigt.
Ich lobe mir die goldne Zeit, wenn aus des Krieges Brünsten
Verschönert Stadt um Stadt ersteht,
Harmlos das Schwert als Sens' und Pflug zu Felde geht:
Dem Frieden Lob und Lob des Friedens Künsten!

Joseph.

Den Frieden dankst du nur dem Schwert,
Das dort den Feind des Staates Grenzen achten lehrt,
Hier niederzwingt der Meuchler freche Rotte,
Und wenn Gewalt das Haupt erhebt,
Die Tyrannei im selbstgeschürften Grab begräbt:
Sonst würde Freiheit und Gesetz zum Spotte.
Als gegen Volkes Recht und Heil Verräther sich verschworen
Und ihre Feder Unbill schrieb,
War's nicht das Schwert, das sich erhob und sie vertrieb?
Drum hab' ich mir das Schwert zur Braut erkoren.

Wilhelm.

Wohl war's das Schwert, das Wunden schlug,
Das weit durch's Land der Freiheit frischen Odem trug
Und neue Flammen weckt' aus morschem Zunder;

Digitized by Google

Doch die es würdig ausgetheilt,
Hat je das Schwert die Wunden wieder zugeheilt?
Nur Peleus Speer vollbrachte solche Wunder.
Wer pflanzet auf das heil'ge Grab gefall'ner Kriegesschaaren
Des Oelbaums friedliches Geschlecht?
Die Feder ist's. Die Feder gibt der That das Recht,
Und das Gescheh'ne macht erst sie zum Wahren.

Joseph.

Wenn dich das Schwert im Kampf berührt,
So ehrt es dich so hoch als Jenen, der es führt,
Und Ehre wird der Balsam deiner Wunden.
Doch wem die Feder Wunden schlug,
Wem tückisch Ehr' und Ruf beschmizt ein Federzug,
Wär' nicht das Schwert, so könnt' er nie gesunden.
Zu Schande kann die Feder nur des Schwertes Großthat wandeln,
Wenn ihre Galle sie befleckt.
Wo bleibst du, Mannheit? Weh, das Heer der Schreiber wächst,
Und seit man schrieb, verlernte man zu handeln.

Wilhelm.

Siehst du, wie stark die Feder ist?
Wie siegsgewiß sie mit dem Prahlhans Schwert sich mißt,
Gewandte Klugheit mit der plumpen Stärke?
Zehn Jahre fraß nie satt das Schwert,
Und Troja stand. Da kam die List und schuf das Pferd,
Und Troja fiel unkriegerischem Werke.
Was Ajax nicht, Achilles nicht mit aller Kraft vollbrachten,
Ulysses that's, die Schlauheit that's;
Ein ewig Lied gedenket ewig seines Raths:
Und au dem Kiel willst Schlauheit du verachten?

Joseph.

Schmückt sich die Feder mit Verrath,
So rühme sich das Schwert der echten Heldenthat:
Oft hat die Kraft der Arglist Trotz geboten.
Als Philipps Sohn die Perser schlug,
Wohl hätte gern die List gehemmt des Siegers Zug;
Doch Alexanders Schwert zerhieb den Knoten.
Sie feilschten um die Freiheit Roms; doch als nun Schwert und Scheide
Der Gallier in die Schaale warf,
Das mahnte sie, wie viel ein Römer dulden darf:
Da galt das Eisen mehr als Goldgeschmeide.

Wilhelm.

Sind Wagschaalen dein Gewähr?
Nun wohl, so weiß ich noch ein hübsch Geschichtchen mehr
Von einem Stein, den Alexander wägte.
Es war ein Steinchen, klein und fein;
Jedoch, wie viel man Gold auf Gold und Stein auf Stein
Und Eisen in die andre Schaale legte,
Doch wog das kleine Steinchen mehr und hob sich nicht ein Härchen.
Nun legte man dagegen nur
Ein Körnchen Erd', ein Federlein: o weh, da fuhr
Der Stein empor. Das ist ein deutlich Mährchen.

Joseph.

Das Mährchen ist nicht allzuklar;
Doch daß die Feder allzuleicht, ist offenbar,
Denn mit ihr spielen alle Himmelswinde.
Wie sie ein Hauch von dannen trägt,
So ist sie auch zu Lieb' und Haß gar leicht bewegt,
Und mit den Farben wechselt sie geschwinde.
Vertrauend auf den alten Spruch, daß Lettern nicht erröthen,
Hielt manche schon das Gold so lieb,
Daß sie in einem Athem für und wider schrieb;
Das thut kein Schwert, wie viel sie Schätze böten.

Wilhelm.

Wie glücklich unsre Zeit doch ist,
Daß man in ihr der schlimmen Schäden ganz vergißt,
Woran die Zeit der Väter schmerzlich krankte;
Wo sich für Gold das Schwert verdang,
Wo golderkaufte Treue ging den Todesgang,
Wo golderkaufte Treue zaghaft wankte;
Wo man das Blut, das Gott gehört und das dem Vaterlande,
Auf fremdem Feld zu Markte trug;
Wo, je nachdem die volle Schaale niederschlug,
Zu Schanden ward die Treu, zur Treu die Schande.

Joseph.

Das ist vergessen und gesühnt.
Seit nur zum Kampf der Ehre sich das Schwert erkühnt
Und theurem Recht die scharfe Klinge weihet,
Seit jeder Bürger zieht in's Feld,
Für eignen Herd und Weib und Kind dem Feind sich stellt,
Soldatenstand, dist du gebenedeyet.
Ja dir gebührt der Ehrenpreis vor allen andern Ständen:
Du kämpfest nicht um schnöden Sold,
Die Saat der Felder, die du schirmst, das ist dein Gold,
Und heilig ist das Schwert in deinen Händen.

(Der Beschluß folgt.)

Reisebilder vom Genfersee.

(Fortsetzung.)

Höher hinauf wurden die Felsenzüge höher, stärker und kühner. Die Vegetation verlor ihre Ueppigkeit und immer nackter wurden die Wände. An einer etwas freieren Stelle sagte unser Führer: „hier versteckt sich der Jäger hinter die Felsen, um die Gemsen zu erlauschen, die da zwischen dem Geklein nach dem spärlichen Gras gehen; hier hört man das Pfeifen ihrer Wachen und gewahrt die Vorposten der Murmelthiere, die sie ausstellen,

Digitized by Google

wenn sie aus ihren Höhlen gehen wollen; hier läuft der weißliche Wiesel, der, wenn er läuft, mit seinem langen und schmalen Körper, auf ganz kurzen Beinen, aussieht wie eine Schlange; hier kommen zur Sommerszeit die Ortolane aus Welschland her, hier endlich ist der König der Alpenschmetterlinge, der glänzende Apollo zu Haus, und da oben ist der Felsen des Wilden.“ Dabei zeigte er uns über unsern Häuptern eine Felsknppe, an der eben einige leichte Wolken vorüberzogen. Ich meinte, nur der Adler könne da oben nisten, und doch wohnte Jahrelang ein Ritter da. Ueber ihn geht folgende Sage im Land: „In diesen grünen Thälern lebte einst ein kühner Ritter, Bernhard geheißen, der war tapfer und waidlich, bis er Blanka's Augen sah. Da hatte sein Muth ein Ende. Als er ihr aber seine Liebe gestand, wieß sie ihn schnöde zurück und verbot ihm, in ihrem Schloß zu erscheinen, das in dem benachbarten Wallis lag. Nun zog Bernhard über Berg und Thal, gegen Räuber und Drachen, und suchte den Tod, denn kein Kraut und keine Zeit hatte ihn von seiner Liebe heilen können. Endlich ward ihm besser, denn er wurde wahnsinnig, verließ sein Schloß und floh in die Berge. Hier warf er seine Rüstung und den schönen Helm in den Avancon, zerbrach Lanze und Schwert an den Felsen und lebte von nun an mit den Gemsen. So kletterte er mit ihnen auch auf einen schroffen Felsen; in dieser Höhe konnte er frei nach Wallis hinein sehen, und bald hatte er Blanka's Schloß entdeckt. Von nun an brachte er einen großen Theil des Tags hier zu und ging nur hinunter zu den Hirten, wenn ihn der Hunger trieb. Sie gaben sich alle Mühe, ihn zurückzuhalten, aber umsonst. Mit unwiderstehlicher Gewalt brach er durch sie und kein Wetter konnte ihn hindern, auf seinen Felsen zu klettern. So trieb er es fünf Sommer hindurch. Als er einmal einige Tage ausgeblieben war, gingen ein Paar junge Hirten aus, ihn zu suchen. Sie fanden ihn todt auf seinem Felsen, und als sie den Leichnam wegnahmen, sahen sie, daß die Gestalt des Körpers von dem langen Liegen sich auf dem harten Gestein abgedrückt hatte. Als Blanka den Tod des Ritters erfuhr, ergriff sie Schauder, Reue und Schmerz; nun liebte sie ihn mit Leidenschaft, ging in ein Kloster zu Brigg und starb da.“ Wir fühlten uns aber nicht versucht, auf den Felsenzahn zu klimmen, wie uns der Führer anbot, und glaubten ihm die sonderbare Wertiefung aufs Wort. Der Wind fing an in den hohen Tannen und an dem harten Ritterbett zu heulen, die benachbarten Waldströme brausten, ängstliche Raubvögel kreisten über uns. Wir machten, daß wir auf die Ebene Anzeindaz kamen, über der sich die drei mächtigen Spitzen der Diablerets auftürmen. Nebel- und Wolkenstreifen zogen in hundert wechselnden Gestalten um die hohen Häupter. Bald häuften sie sich in dichten Massen auf einander, bald zerriß sie der Wind, und die furchtbaren Felszacken zeichneten sich scharf auf dem tiefen Himmelblau. Es sind wirklich steinerne Teufel.

Diese drei Zacken stehen allein noch von dem Gebirgsgipfel, denn die andern stürzten 1714 ins Liserner Thal, wo sie mehrere Dörfer mit ihren Einwohnern verschütteten und begruben. Ich konnte sie nicht ohne Schauer ansehen, und wie ich sie bang betrachtete, fiel mir die Frage schwer aufs Herz: Werden diese Mauern und Thürme noch lange stehen, oder bereiten sie sich innerlich schon zum Sturz? Sollen sie aber fallen, so möge sie die mächtige Hand, die über Berge wie über Sandkörner gebietet, nach der Wallisseite wenden, wo der frühere Sturz schon das ganze Liserner thal in eine Wüste und Einöde verwandelt hat; denn wanken die Gipfel nordwestlich herüber, so begraben sie das ganze reizende Land, das wir seit zwei Tagen durchwandern. Ich darf's nicht denken! Diese großen, herrlichen Weiden, diese wohlhabenden Dörfer mit ihren liebenswürdigen Einwohnern, diese ganze Welt voll Frieden und bescheidenen Glücks, diese Landschaft voll Anmuth und Reiz würde dann verschüttet und verödet. Jetzt liegt noch Alles ruhig und sicher dem drohenden Ungethüm zu Füßen, wie die Dörfer unten am Aetna und Vesuv, und morgen ist vielleicht von alle dem keine Spur mehr zu sehen, und alles Leben liegt tief unter dem Schutt dieser Diablerets, die den bösen Namen nicht ohne Ursache führen.

Die Alpen und Triften werden im Sommer von den Heerden aus Ber und Ollon bezogen. Hier oben sind die Leute ganz von der übrigen Welt abgeschnitten, und ihr Leben verstreicht unter dem Hüten und Melken der Kühe, dem Käsemachen, Holzfällen und bisweilen der Jagd nach Gemsen und Murmelthieren. Zwischen den Geschäften wird vielfach geschwatzt, und manchmal auch in Volksbüchern oder im Kalender gelesen. Man sollte meinen, die Leute hätten keinen Stoff zum Reden; da irrte man aber sehr. Die Geschichte jeder, der ganzen kleinen Gemeinde mit Namen bekannten Kuh und Ziege, der Hunde, Jagdgeschichten, kleine Liebschaften, Nachrichten und Sagen aus dem Dorf, aus Ber oder gar aus der fernen Hauptstadt sind hier oben gerade so wichtig, als uns die bedeutendsten politischen und gesellschaftlichen Ereignisse. Es ist auch nicht zu zweifeln, daß die französischen Königs-, Volks- und Pöbelgeschichten, die Zerstörung von Kirchen und Kreuzen weit weniger menschlichen Werth haben, als die Geschichte der braunen Lise, die ihr Senn am Gelänte kennt, und die am weitesten geht; sie geht doch nicht so weit, als ein herzloses Volk in seinem Wahn.

Nichts ist lustiger anzuschauen, als diese Alpen am ersten Augustsonntag jeden Jahres. Da kommen die Einwohner aus den benachbarten Dörfern herauf, Alt und Jung, Mädchen und Frauen im besten Schmuck. Da

Digitized by Google

wird hoch geschmaust und bis in die Nacht auf dem schwellenden Gras getanzt, gerungen und gelagert, ja sogar die ernsten, drohenden Hörner der Diablerets müssen von dem lustigen Dudelsack und dem Freudengeschrei wiederhallen. Im Sternenschein finden dann die Leute ihren Weg wieder hinunter ins Thal, weil kein Rausch sie hindert, festen Fußes zwischen den Felsen zu wandeln. Das Krystallwasser des Avaucon hat ihnen den Kopf heiter gelassen. An der Quelle dieses schönen Klüftchens schlagen die Sennen ihre Hütten auf. Auch bei ihnen fanden wir den herzlichsten und gastlichsten Empfang, und wir wären noch froher bei diesen glücklichen Menschen gewesen, wenn wir ihre Sorglosigkeit wegen des über ihren Häuptern drohenden Teufelsnachbars hätten theilen können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Mai.

(Beschluß.)

Die Reform. Resultate der Fahrten auf der Liverpooler Eisenbahn.

Die über alle Erwartung groß ausfallende Mehrheit von Mitgliedern, die für die Reform stimmten werden, soll bereits viele wankende Ehrlente bestehrt haben und auch im Oberhause die Mehrheit für die Maßregel gewiß machen. Ueberhaupt geben bei dieser Wahl merkwürdige Dinge vor: in vielen Städten und Grafschaften riß sich die Mehrheit der Wähler mit roher Selbstverläugnung von den Feudalbanden los, die sie und ihre Vorfahren seit undenklicher Zeit oft an eine einzige Familie fesselten; sie haben sich, da sie in den meisten Fällen ihre Besitzung nur von Jahr zu Jahr gepachtet haben, durch Ausübung ihres Wahlrechts gegen den Willen ihrer Grundherrn, der Gefahr ausgesetzt, von Haus und Hof gejagt zu werden. Die fern vom Wahlort wohnenden Wähler, welche durch die Reform ihr Wahlrecht und damit die Gelegenheit verlieren sollen, von Zeit zu Zeit kostenfrei ihren Geburtsort zu besuchen und oft noch ein gutes Trinkgeld einzustecken, das den meistens großmüthig für die Kandidaten der Reform gestimmt. Ebenso hat das gemeine Volk, den voch, wenn das gegenwärtige Geschlecht abgestorben ist, das Wahlrecht entzogen werden soll, gethandelt. Cambridge aber, unsere aufgeklärteste Universität, hat seine beiden liberalen Vertreter gegen Antireformers vertauscht, und faßt allenthalben soll der Einfluß der Geistlichkeit der Staatskirche gegen die Regierung gerichtet gewesen sein. Sie fürchtet eine Reformation ihrer Einkünfte, und diese wird auch schwerlich ausbleiben.

Während alles nur von Parlamentsreform spricht und träumt, gehen eine Menge wichtige Dinge ihren stillen Gang, über deren Daseyn unser Publikum beim Erwachen aus seinem politischen Traume gar große Augen machen wird. Dies ist unter andern mit der Liverpool-Manchester-Eisenbahn der Fall. Es war gleich Anfangs die Rede davon, manche der Dampfwagen werden in einer Stunde 30 Meilen zurücklegen können; aber das Publikum lächelte darüber und dachte an jenen alten Mathematiker, der die Erde aus ihren Fugen zu heben versprach. Die folgenden Angaben sind aber von der Art, daß jenes ungläubige Lächeln der Verwunderung Platz machen muß. Der Bericht ist übrigens aus einer Quelle, die mir nicht den geringsten Zweifel an der Wahrhaftigkeit desselben erlaubt. Zu Anfang März dieses Jahres fuhr der Dampfwagen des Mercury (aus der Fabrik des Hrn. Stephenson) von Manchester nach Liverpool in 67 Minuten, und zog dabei vier bis fünf Wagen voll Reisenden, machte also $27\frac{1}{2}$ Meilen in einer Stunde. Der Planet ging während der Parlamentsrahrt von Liverpool von da nach Manchester, ohne etwas zu girren, in einer Stunde und 2 Minuten, die zur Aufnahme eines frischen Wasservorraths gebraucht wurden, machte also mehr als 30 Meilen in der Stunde. Zu Manchester wurden ihm mehrere Wagen voll Passagiere angehängt, und in $2\frac{1}{2}$ Stunden, nachdem er Liverpool verlassen, war er mit diesen dort zurück. Der Sampson, eine neue, äußerst starke Maschine, die letzte von Stephenson verfertigte, welche zwei Cylinder von 14 Zoll im Umfange und 16 Zoll Länge hat, zog am 25. Februar ein Bruttogewicht von 3020 Centnern, auf 31 Wagen vertheilt, in 2 Stunden 34 Minuten von Liverpool nach Manchester. Das Nettogewicht der Waaren betrug 2160 Centner, und da 13 Minuten Aufenthalt für die Aufnahme von Wasser u. s. w. stattfand, so wurde diese ungeheure Last an welcher auf einer guten Landstraße gegen 200 Pferde im Schritt zu ziehen gehabt hätten, von dieser einzigen Maschine in dem Maaßstabe von $12\frac{1}{2}$ Meilen in der Stunde, d. h. im gestrecktesten Galopp fortgerissen. Die Leser erinnern sich wohl aus frühern Berichten über dieses große Kunstwerk, daß die Straße nicht durchaus eben ist, sondern an einer Stelle, im Verhältniß von 1 zu 96, steigt. An dieser Stelle wurde die Last bis auf ungefähr 1600 Centner Bruttogewicht verringert, womit die Maschine im Verhältniß von 6 bis 7 Meilen in der Stunde, oder im starken Trabe hinanlief. Auf dem ebenen Theil des Weges aber flog sie mit ihrer vollen Last wenigstens dreimal so schnell, oder im Verhältniß von 20 Meilen die Stunde. Die an obiger Stelle der Maschine abgenommene Last wurde von drei Hülfsmaschinen hinaufgeschoben. Auf dieser Fahrt verbrannte die Maschine 1376 Pf. Cote (Steinkohle, aus welcher die darzigen Theile ausgebrannt worden), d. h. nicht ganz $\frac{1}{2}$ Pfund pr. Tonne (20 Centner) auf die englische Meile. Es befinden sich bereits 15 Dampfwagen in voller Thätigkeit auf dieser Eisenbahn, welche im Durchschnitt eine Last von 800 Centnern in dem Verhältniß von 12 bis 15 Meilen die Stunde auf dem ganzen Wege, und von $7\frac{1}{2}$ Meile an der aufsteigenden Stelle ziehen. Der Verbrauch von Cote ist bei einigen $1\frac{1}{4}$ Pfund, bei andern 1 Pfund und bei den neuesten nur $\frac{1}{2}$ Pfund für die Tonne auf jede Meile; was in der Nähe von Städten, wo man viel Gas braucht, und besonders in Gegenden, wo man die Kohlen an Ort und Stelle grabt, die Kosten beinahe auf gar nichts herabbringt. Indessen hatte man befürchtet, im Winter würden Eis und Schnee die Bahn beinahe unbrauchbar machen, weil die Räder beständig schlüpfen würden. Der vergangene Winter aber, der wegen seiner Strenge zur Probe vorzüglich geeignet war, hat jeder Befürchtung der Art ein Ende gemacht. An den ebenen Stellen des Weges fand bei Schnee und Eis wenig Schlüpfen statt, aber desto mehr an der aufsteigenden Stelle, wo die Maschinen durch andere unterstützt werden mußten. Die Maschinen verloren aber selten mehr als 5 bis 6 Minuten Zeit, was in jenen nördlichen Gegenden von keiner Bedeutung ist, wo nicht selten auf den vortrefflichsten Landstraßen selbst die Briefpost im Schnee stecken bleibt. Die meiste Schwierigkeit fand immer der Wagen, welcher Dienste zu erst abwies; aber diese lernte man bald dadurch überwinden, daß man die Maschine zwei andere beladene Wagen vor sich her schieben ließ. Diese stießen den Schnee und das Eis von der Bahn ab, und die Maschine mit ihrem Wagenzug hinter sich fand wenig Hinderniß mehr.

Beilage: Literaturblatt Nr. 57.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 133.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 4. Juni 1831.

Wir, die wachend und im Schlafe
Bei den fetten Heerden stehn,
Eigne Kühe, Ziegen, Schaafe
Blöcken hören, weiden sehn,
Wir, die keinem Fürsten fröhnen,
Wissen nichts von Klag und Thränen.

Lavater.

Reisebilder vom Genfersee.

(Fortsetzung.)

Am folgenden Tag kamen wir auf einen andern Berg, Liauson geheißen. Hier wird es mit der Hirtenwirthschaft ganz anders gehalten, als in den andern Gegenden des Pays d'En-haut Romand. An dem Abhang des Bergs liegt eine große Weide. Die Gemeinde, der sie gehört, schickt nicht ihre eigenen Sennen mit dem Vieh hin, sondern vermiethet die Weide für ein Gewisses an einen Hirten, dem dann jeder seine Kühe gegen eine kleine Abgabe anvertraut. Dieß ist hier eine so wichtige Angelegenheit, als wenn anderwärts über die Wahl eines neuen Ministeriums debattirt wird. Dabei geht es folgendermaßen zu. Am 15ten Junius wird auf einer großen Wiese getanzt. Der Oberhirt steigt auf die Rednerbühne, die hier ein abgehauener Baumstamm ist, und nennt der versammelten Gemeinde die Namen der Kandidaten zum Viehhirtenministerium, schlägt auch Einen und den Andern vor. Jeder Miteigenthümer der Alp und der Gemeindeheerde hat nun das Recht, frei seine Meinung für oder gegen den Vorgeschlagenen zu sagen. Da kommen nun höchst komische Sachen an den Tag. Der Eine ist zu schläfrig, der Andere denkt mehr ans Essen als ans Melken, der Dritte hat ein Mädchen im Dorf, und es ist zu fürchten, daß er ihretwegen manchmal die Heerde verlassen werde, wieder ein anderer ist cholerischen Temperaments, er könnte die Kühe leicht zu arg schlagen oder stoßen, der Fünfte ist ein zu großer Jagdfreund, der Sechste hat das Vieh nicht lieb u. s. w. Der Erwählte bekömmt aber nicht gleich seinen Lohn, sondern erst am Ende der Weidezeit, wenn er alles Vieh richtig wieder abliefert; er bekömmt auch kein Geld, sondern Käse. Wenn man dem Allem so zuhört und zuhört, sollte man glauben, man lese im alten Testament das Buch Ruth.

Von hier stiegen wir dem Hongryn entgegen und kamen bald zu dem lieblichen Lauonsee, den man umsonst auf der Karte sucht und der doch in voller Schönheit dasteht. Rund herum läuft ein wildes Gesims von Bergüberhängen und Wänden. Oben liegt Schnee, an den grünen Abhängen und Rainen klettern Ziegen umher, unter denen Kühe mit bedenklichen Mienen herumgehen. Ein Theil des kleinen See's lag im vollen Sonnenschein, ein anderer in bläulichem Dunkel. Die Oberfläche, spiegelhell und eben, trägt das Bild all der umstehenden Berge, des herumwandelnden Viehs, der niedlichen Sennhütten und des blauen Himmels, der über all diesen Reiz ausgespannt ist. In der saphirnen Tiefe jagen Schwärme von Fischen, und es ist, als wäre Silbersand auf den Grund des kleinen See's gestreut, so hell und glitzernd schimmert da alles herauf, und doch soll er in der Mitte über hundert Fuß tief seyn. Auf unterirdischen Wegen verliert sich das Wasser und bildet weiter unten den Quell des Hongryn, der nach vielen Krümmungen und Biegungen durch ein reizendes Idyllenland in die Sarine fällt. Wiewohl man hier fast überall von hohen Bergen umgeben

Digitized by Google

ist, so hat man doch auf einer günstigen Stelle eine weite Aussicht auf die Greyerzer Alpen, auf die lange Mauer des Moleson und selbst auf die hohen Punkte der Jurakette.

Es war Zeit, nun wieder hinabzusteigen, und nach einer guten Stunde öffnete sich vor uns das Thal Eivaz, wo ungefähr zweihundert Hirten wohnen. Mitten zwischen den ärmlichen Häusern steht die Wohnung des Pfarrers, nur um ein Geringes größer und stattlicher. Ein hölzernes Kirchlein stand eben offen, denn es war Sonntag Morgen. Der Gottesdienst hatte begonnen; wir traten mit unserm Führer ein und fanden es ganz voll. In diesen entlegenen Gegenden, so entfernt von der gewöhnlichen Heerstraße der Schweizerreisenden, ist es selten, einen Fremden zu sehen; deßhalb sah man uns auch in der Kirche mit einer Art frohen Staunens an, und der Pfarrer hieß uns von der Kanzel aus mit wahrer evangelischer Herzlichkeit und Einfalt willkommen. Hätten wir uns länger hier aufhalten können, so hätten wir gewiß dieselbe Gastlichkeit genossen wie alle die Tage her. Wir mußten aber den Tag noch weit. Bei dem Herausgehen aus dem Dorf zeigte uns der Führer einen dichten Tannenwald, der darüber liegt und seine kleinen hölzernen Häuser vor den aus der Höhe herabrollenden Felsenblöcken schützt. Darum wird auch mit religiöser Sorgfalt auf die Erhaltung des Waldes gesehen, und wer ihn schädiget, dem wächst die Hand aus dem Grab.

Die schöne Alp, auf die wir nun kamen, heißt Sariema. Hier werden die besten Käse gemacht im ganzen Entlibuch-Land, denn das kurze Gras ist voll Tomian, Münze und andern guten Alpenkräutern. Von dem Augenblicke an, wo der Schnee weggeht, bis Ende Julius weiden hier gegen hundert Kühe. Diese schöne Alp gehörte ehemals den Grafen von Greyerz (Gruyères) und eine Weide heißt noch bis auf den heutigen Tag Luisa oder Luisa, zur Erinnerung an eine Sage, die wohl so lange unter diesen Hirten leben wird, als ihre Berge stehen, und die auch in gar schönem Einklang mit der reizenden Natur und der reinen Einfalt dieser Menschen steht. Ich erzähle sie wörtlich unserm Führer nach. Mehrere hundert Jahre, bevor die Grafen von Gruyères aufstarben, lebte ein junger Herr dieses Stammes, der oft in dem benachbarten Chateau d'Oex Hof hielt. Er hieß Michael. Auf einer seiner weiten Jagden kam er nach Sariema und sah da die einzige Tochter des Oberhirten. Luisa war schön, tugendhaft und klug dabei, wie keine ihrer Landesschwestern. Es half also den jungen Grafen nichts, daß er sie durch die schönsten Versprechungen, angebotene Geschenke und schöne Worte zu bethören suchte. Die schlauen Mittelsmänner, die er schickte, waren eben nicht glücklicher. Was that er nun? Er ließ sich Haar und Bart scheeren, zog einen gemeinen Kittel an, wie die Sennen tragen, und ging so nach Sariema, um Arbeit zu suchen. Niemand erkannte ihn in dieser Verkleidung, als Luise; sie ließ es sich aber nicht merken und sagte keinem Menschen ein Wort davon. Im Anfang war der junge Senn sehr unbehülflich und schwach bei seiner Arbeit, so daß man ihn wieder fortschicken wollte; es ging aber bald besser, denn er gab sich alle Mühe. Er wußte es immer so einzurichten, daß er sein Vieh neben dem von Luisens Vater trieb, denn diesem stand sie selbst vor, weil sie nicht so reich waren, einen Knecht zu halten. Und da Michael, trotz seiner Verkleidung, ein sehr schöner Mann von adlicher Sinnesart war, so machte er bald auf das Mädchen Eindruck und sie fing an ihn zu lieben. Sie verhehlte sich aber nicht, welche Gefahr sie dabei lief, und da es zu spät war, ihre Liebe zu bezwingen, so gab sie sich nur alle Mühe, sie den Grafen nicht merken zu lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Schwert und Feder.

Streitende: Wilhelm Wackernagel und Karl Joseph Simrock.

Richter: Adelbert von Chamisso.

(Beschluß.)

Wilhelm.

Schwertgeklirr und Pulverdampf,
Die beide kämpfen nicht allein den heil'gen Kampf:
Die Thräne kämpft auch in der Wittwen Augen,
Mit kämpft der Kinder fromm Gebet;
Zur Fahne wird, die freudig auch im Felde weht,
Zu Wehr und Waffen, die im Streite taugen,
Gesang, der für den Schlachtenreihn den ehrnen Fuß beflügelt,
Aus Priestersmund ein Segenswort,
Das Gott dem Herrn zum Opfer weiht den blut'gen Mord,
Gesetz, das siegreich auch den Sieger zügelt.

Joseph.

Und das Gesetz, was gibt ihm Kraft?
Was schirmt das Recht und heitre Kunst und Wissenschaft,
Die arme Wittw' und den unmünd'gen Knaben?
Wo fand der Held den Zauberstab,
Der Staaten schuf und blödem Volk Gesetze gab,
Lag noch das Schwert im Erdenschooß vergraben?
O wunderthätig Schwert, du bist die ächte Wünschelruthe,
Die über Welten Macht verleiht;
Die Krone ziert den König minder, als im Streit
Das Schwert ihn schmückt, gefärbt im Feindesblute.

Digitized by Google

Wilhelm.

Also weil man klettern muß
Am Felsen, eh man kommt in's Thal, so ist's Genuß
Und ist es besser, daß man immer klettert?
Weil man Steine braucht zum Haus,
So ist der Meister nicht der Meister seines Baus,
Wenn er nicht selbst den Fels in Quadern schmettert?
Ein wackrer Diener ist das Schwert, die Fürstin ist die Feder;
Sie spricht zu ihm: „Mein lieber Knecht,
Sieh, hier und dort und dorten wird gekränkt das Recht:
Geh, schaffe Ruh! Schwert, ziehe dich vom Leder!“

Joseph.

Hast du vergessen, was ich sprach?
Das Schwert zerhieb des alten Söldnerjoches Schmach,
Kein Machtspruch darf mit unserm Herzblut schalten.
Ein frei Geschlecht umsteht den Thron:
Weihn wir dem König Gut und Blut, das ist kein Frohn,
Wir dienen keinen feindlichen Gewalten.
Wer uns gebeut, den fragen wir nach seinem Herrscherrechte:
So fragt dich Kiel das Schwert nun auch:
Wer hat zum Fürsten dich gesetzt, du dummer Gauch?
Geh, sieh dich um nach einem andern Knechte!

Wilhelm.

Freund, geht der Kater auf den Fang,
So fängt er zwar die Mäuse ganz nach freiem Hang,
Und dennoch steht er nur in Brod und Lohne.
Das Schwert ist nur der starke Held,
Der sorglich treu am Thore draußen Wache hält,
Und drinnen sitzt der Frieden auf dem Throne.
Doch sage, wär' die Feder nicht, die Fürstin hochgeboren,
Wo bliebe deines Schwertes Ruhm?
Zweimal erlegen wäre Siegfrieds Heldenthum,
Zweimal der Nibelungenhort verloren.

Joseph.

Viel Wunder wirkte Siegfrieds Hand,
Mit seinem Schwerte wirkt' er sie, Balmung genannt,
Nicht mit der Feder zwang er Federhelden.
Doch hält der Gänsekiel sich brav,
So wird er noch am Hof des Schwerts Historiograph
Und darf der Nachwelt seine Thaten melden.
Will er ein König seyn, wohlan, so nenn' er seine Ahnen!
Von wannen schreibt sein Adel sich?
Er leitet sein Geschlecht wohl gar von Genserich,
Der einst gebot Vandalen und Alanen?

Wilhelm.

Nun wohl, so sag' ich's, wessen Macht
Die Feder adelt und zum Herrn des Schwerts sie macht:
Es ist der Geist, der unbezwingbar starke,
Vor dem in Staub die Lüge stürzt,
Der Demantketten um des Reiches Grenzen schürzt,
Der junge Völker nährt mit Löwenmarke;
Der Geist, den keine Fessel zwingt, der keinem Blitz erzittert,
Der Geist, der ungebrochen bleibt,
Wenn auch im Sturm das ganze Meer voll Trümmer treibt:
Es ist der Geist, an dem das Schwert zersplittert.

Joseph.

Der Geist der Feder? Freund, du weißt,
Wenn deine Feder taugen soll, so wird der Geist,
Die Seele wird mit Messern ihr benommen:
Drum schreibt sie Wahn und Afterwitz,
Durch Menschensatzung reizt sie Gottes Racheblitz,
Heißt Finsterniß und Sklaventhum willkommen.
Zuletzt ergrimmt des Volkes Geist, streng geht er zu Gerichte,
Die Götzen stößt er vor die Thür,
Mit Schwert und Flammen tilgt er aus die Ungebühr:
So wird der feilen Feder Werk zunichte.

Wilhelm.

Nein war die Erd' und jungfräulich,
Eh Kain seinen Bruder schlug. Da warf sie dich,
Dich Schwert an's Licht, daß du ihr Magdthum rächtest,
Du Kind der Schuld, des Brudereids,
Daß endlos du zum Sühnungsopfer ihres Leids
Blut ihr und Blut und wieder Blut nur brächtest.
O weh, wie konnte Joseph dich zu solchem Preis erkiesen!
Für dich erheben solchen Streit!
Und wüßt' ich Einen, der zu richten wär' bereit,
So ließ' ich gerne Streit und Recht an diesen.

Joseph.

Verläumderische Feder du!
Doch soll es zur Entscheidung kommen und zur Ruh,
Weiß ich den Mann, der unserm Streite Meister.
Das Schwert einst führet' er als ein Held,
Jetzt mit der Feder schreibt er, was und wohlgefällt:
Herr Adelbert, der Weltumsegler, heißt er.

Wilhelm.

Es steht ihm wohl das Saitenspiel, dem einstmals, frisch geschwungen,
So wohl die blanke Klinge stand;
Drum seh' ich gern das Richterschwert in dieser Hand.
Gelingt mir hier, so ist mir wohl gelungen.

Adelbert.

Das Geld ist Macht und Herrlichkeit;
Ein Jude Rothschild ist der Heros unsrer Zeit;
Verderblich sind die Schuld nur und die Schulden.

Digitized by Google

Das Geld schafft Frieden nur und Krieg,
Das Geld, das liebe Geld, bedingt allein den Sieg,
Dem Schwert und Feder dienend sich gebulden.
Und ist euch, meine Herrn, an meinem Urtheilsspruch gelegen:
Wer mich am besten honoriert,
Das mehrste Geld mir gibt, behält, wie sich's gebührt,
Bei mir auch Recht, und das von Rechtes wegen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

Die Restauration der Tuilerien.

Die Tuilerien warten seit langer Zeit mit Ungeduld auf ihr Schicksal. Ein großer Theil der ehemaligen Oppositionsblätter drückte den Wunsch aus, der neue Hof möchte sich von diesem ansteckenden Palaste entfernt halten und lieber eine Waffenfabrik oder ein Parlamentshaus daraus machen, worin sich, wie in England, beide Kammern vereinigen könnten. Die Hofleute dagegen schnten sich nach den prunkenden Sälen der Tuilerien. Zwischen diesen beiden Prätentionen hat man die „richtige Mitte“ ergriffen: die königliche Familie wird jenen Pallast beziehen, aber erst später. Viele Kritiker hatten gewünscht, man möchte die Ruine niederreißen; viele Architekten und Hofleute dagegen hätten den Pallast gerne vollendet auf der Nordseite bis zum Louvre hin ausgebaut; man befolgte also von Neuem das System der richtigen Mitte: die Tuilerien werden nicht nach dem Louvre zu verlängert, aber doch einigermaßen ausgebaut. Ob nun die neue Arbeit schön wird oder nicht, und in welchem Style Hr. Fontaine sie ausführen mag, so darf man sie in einer Hinsicht nicht mit frühern architektonischen Unternehmungen vergleichen, oder wenigstens nicht verwechseln. Früher hatte das „göttliche Recht,“ und die Arbeiter strömten herbei, weil der Pharao oder Selbstherrscher Pyramiden und Schlösser errichten wollte. Jetzt hingegen läßt Ludwig Philipp die Tuilerien ausbauen, weil die Handwerker Arbeit brauchen. Hiermit beginnt demnach ein neuer Zeitraum in der Geschichte der Architektur. Das Ueble war nur, daß bei dieser ersten Gelegenheit der Architekt nicht wußte, was und wie er denn eigentlich bauen sollte. Aber gebaut mußte werden; zwischen Bauen und Nichtbauen gibt es keine Mitte; nur so viel blieb dem Hrn. Fontaine übrig, vor Allem ein langes Gerüste aufschlagen und dahinter Kalk, Mörtel und Steine aufhäufen zu lassen, um sich dann hinter dem Gerüste zu besinnen, was und wie er nun in aller Welt bauen solle. So tragen, schleppen und rühren denn die Arbeiter seit einem Monat hinter dem Gerüste, und bauen so lange drauf los, bis endlich Hr. Fontaine seinen Plan ausgedacht hat, den er aber noch nicht aussagen will. Indiscrete Leute, welche in seine Papiere geblickt haben wollen, behaupten, er werde vor den jetzigen Tuilerien, nach dem Garten zu, einen ganz neuen Pallast errichten, ohne übrigens den ältern einzureißen. Nach dem Garten zu sollen nur die beiden Seitenpavillons sichtbar bleiben, welche zufällig den häßlichsten Theil des Gebäudes ausmachen und die fast nur aus Schornsteinen bestehen. Der ganze übrige Theil der jetzigen Façade soll also verdeckt werden, und zwar durch einen großen, vorspringenden Pallast mit drei Höfen, dessen mittlerer Theil von Neuem vorspringen würde. Hauptresultat: das Schloß bekommt eine neue Façade, die recht schön werden kann, ohne übrigens viel weniger Ecken zu haben als das Berliner Schauspielhaus, und ohne viel weniger als neun Millionen Franken zu kosten, und der schönste Theil der ehemaligen Façade von dem berühmten Architekten Delorme wird, wenn wir genau unterrichtet sind, sogar innerhalb der Höfe großentheils verbaut.

Noch ehe der Plan des Hrn. Fontaine bekannt ist, hält Chateaubriand denselben, vielleicht mit Recht, für fehlerhaft und empfiehlt einen andern Plan. So eben, schreibt der des räsonnte Romantiker und Exprär an den Herausgeber des Journals d'Artiste, erhalte er diesen Brief, worauf sein „trauriges Gesicht“ für das nächste Heft des Blattes lithographirt werden solle. Er habe gegen diese wohlwollende Maßregel nichts einzuwenden. Da er aber einmal in Korrespondenz mit dem Hrn. Redakteur stehe, so wolle er ihm von etwas Anderm sprechen, was ihm mehr am Herzen liege, als sein Porträt, und sage ihm hiermit, wie er die Tuilerien einrichten würde, wäre er König oder Architekt. Um nun den interessanten Brief Chateaubriands zu verstehen, ist es nöthig, zu wissen, daß die Tuilerien, einst Gouvernementspallast, dann kaiserlicher Pallast, endlich wie Anfangs Tuilerien genannt, noch weit mehr Architekten als Namen hatten, in sehr verschiedenen Zeiten, Absichten, Stylen gebaut und fortgesetzt wurden, und daß es am Ende aussahen wie eine Chronik von mehreren Händen, wie Notas variorum zu einem Klassiker und wie eine modern ausgebaute Ruine. Die wahre Ruine, also der klassische Theil, und die französischen Künstler sind so klug gewesen, die übrigen Theile nie anders als von der Seite und etwas falsch zu zeichnen, der schöne Theil des Gebäudes, wiederholen wir, wozu die Kuppel nicht gehörte, ward vor mehr als dritthalb hundert Jahren auf Befehl der medicäischen Katharine von Ph. Delorme und J. Bullant angelegt.

(Der Beschluß folgt.)

Homonyme.

Während im Laub mich der Vogel besitzt, das Metall im Gebirg hat,
Liebt mich von Eis ein Bär, sucht mich im Sande der Strand;
Auch ein jeglicher Mensch hat mich, und kann mich auch halten;
Wenn er mich gut versteht, bring' ich den reichsten Gewinn.
Schlägt man mich aber, so geht von mir Verderben und Tod aus.
Schlägt man jedoch mich zur Lust, tanzen die Leute mir nach.
Was ihr wünschet, besitz' ich, mir zinsen die Schiffe des Meeres,
Was sie verschiffen, ist mein, mein, was zu Land man verschafft.
Mädchen, zu mir! wie prächtige Shawls von Ziegen aus Kaschmir
Biet' ich, zahlt man sie gut, in der vortrefflichsten Wahl.
Männer, zu mir! wer Waffengetös und Trommelgelärme
Liebt, auch solches ist ja ganz zur Genüge bei mir.
Trinker, zu mir! ihr sollt euch laben an köstlichen Weinen;
Lang schon hab' ich sie euch, lechzenden Zungen, gesichert.
Auch euch Herrn Gelehrten sorgt, euch Bücherwürmern
Hab ich, beim Antiquar, köstliche Schätze noch auf.
Jäger, zu mir! das edelste Wild von unendlichen Auen
Hab' ich dem Besten gesparrt, der mich zu finden versteht.
Endlich, wer müd' ist, komme zu mir, ich trage den Müden;
Findet er keinen Schlaf, ich bin unschuldig daran.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 134.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 6. Juni 1831.

Bei des Feuers mattem Flimmern
Geister, Elfen stellt euch ein!
Tanzet in den bunten Zimmern
Euren leichten Ringelreihn!

Shakespeare.

Die Kette.
Eine Novelle.

Die Gesellschaft, von deren Unterhaltungen wir in Nr. 75—77 d. J. eine Probe mitgetheilt haben, zeigte seit jener Erzählung des Alten einen vorherrschenden Geschmack für Geistergeschichten; doch hielt sie seine Gegenwart ab, sich dieser Neigung hinzugeben, da sein Wesen und Charakter eine große, zwar nicht immer anregende, aber immer, wenn er es wollte, zurückhaltende Gewalt über seine Umgebungen auszuüben pflegte, und er, wie es schien, jene verhüllten Seiten der Geschichte der Welt und der Individuen nur ungern in seiner Nähe berührt sah. Der geheime Wunsch blieb daher bei allen ein unterdrückter, bis, als der Alte eines Nachmittags weggereist war und sich die Gesellschaft in der Dämmerung vereinigt sah, das beliebte Stündchen zu feiern, wo man zuweilen angenehmer plaudert, wenn man sich vertrauend hingibt, und wo man im Gegentheil, wenn man schon einiges Mißtrauen gegen seine Zuhörer hegte, noch befangener wird, weil man den Ausdruck ihrer Züge nicht mehr erkennt — bis, da dieses verhängnißvolle Stündchen die Gesellschaft mit seinen Zaubern umfing, sich das allgemeine Gespräch allmählig in einzelne Gruppen zerschlug, die sich einander leiser und leiser mittheilten, so daß das halbe Flüstern endlich zur völligen Stille ward.

„Es fliegt ein Engel durch den Saal," erhob ein unger Herr die Stimme. „Oder ein Geist," entgegnete ihm ein anderer; „ich weiß nicht, warum es immer gerade ein Engel seyn soll, der diese Ehrfurcht urplötzlich gebietet. Ich zolle sie jeder höhern Kraft, nicht nur der ausgemacht guten." — „Welch profane Grundsätze!" fiel ein alter Herr ein. „Nicht so profan, wie Sie glauben," sagte der andere; „ist denn die Natur der Geister so ergründet, ist sie gerade nach unsern Gesetzen von gut oder böse zu messen? ja, liegt nicht eben das Interessante der meisten Geistererscheinungen darin, daß wir nicht wissen, ob sie gut oder böse wirken wollen? und daß uns eben deßwegen eine geheime Scheu vor ihren, von der gewöhnlichen Norm abweichenden Einflüssen ergreift? Und wie wollen wir den moralischen Werth dieses Wirkens ermessen? Was unsere Pflicht ist, wissen wir; kennen wir die ihrige? wissen wir, ob das, was uns übel und boshaft dünkt, nicht gerade nothwendig war, größeres Uebel zu verhüten, segensreiche Wirkungen in einer Ferne hervorzubringen, die unsern Blicken entgeht?" — „Es ist gerade wie mit den Aerzten," erwiederte ein anderer; „wenn einer stirbt, so wissen wir nicht, ob es von der Arznei oder der Krankheit kömmt, und es wäre nur dann zu ergründen, wenn ein ganz gleichgeschaffenes und organisirtes Individuum zu gleicher Zeit in denselben Zustand versetzt und der Natur überlassen würde; dann erst könnte man sehen, ob sie oder der Doktor ein besserer Mediciner ist."

Glücklicherweise befand sich kein Arzt in der Gesellschaft, sonst möchte dieser Ausfall dem Gespräch eine ganz

Digitized by Google

andere Wendung gegeben haben; es wurde noch eine Zeitlang in diesem Sinne fortgesetzt, da es aber etwas zu metaphysisch zu werden drohte, legten sich die Damen ins Mittel und führten es von den allgemeinen Ideen und Resultaten auf spezielle Fälle zurück; bald kam man von einzelnen Anekdoten über Hinpelmännchen und die weiße Frau zu gröberen Geschichten der Art; zwar machte ein boshafter Demagoge die störende Bemerkung, daß, wiewohl den Geistern ihrer Natur nach Rang und Stand einerley seyn müßten, Hinpelmännchen und die weiße Frau, so verbreitet ihre Erscheinungen auch seyen, sich dennoch immer rein aristokratisch bewiesen und noch kein plebejisches Geschlecht ihres Auftretens gewürdigt haben; daß er sie deßhalb nicht für zeitgemäß halte und auf ihre Ausschließung aus dem neunzehnten Jahrhundert antrage; aber auch an dieser Klippe segelte die Gesellschaft glücklich vorbei und lief ein in den Hafen der Gespenstergeschichten, in deren Reihe die folgende den Anfang machte.

*

In einer einsamen Gegend des alten Rußlands wohnte ein Gutsbesitzer seit langer Zeit in einer Art von Verbannung; er hatte schönere Tage gesehen, hatte am Hofe zu Petersburg in Glanz und Ansehen gelebt, und trug die Verweisung auf seine Güter, welche ein heftiger, störrischer und unbeugsamer Sinn ihm zugezogen hatte, mit vieler Ungeduld. Anfangs half ihm dieselbe eine liebenswürdige Gemahlin ertragen, die er vermöge seines an Wildheit grenzenden Charakters oft kränkte und beleidigte, deren immer gleiche Güte und treue Liebe er zwar nicht zu ändern vermochte, deren zarte Natur aber den gewaltsamen Erschütterungen, welche seine Heftigkeit, seine grundlose, ja lächerliche Eifersucht ihr bei ihrer grenzenlosen Liebe zu ihm verursachten, nicht widerstand. Ihre Nerven litten unendlich unter den wiederholten innern Stürmen ihres von außen so einförmig gestalteten Lebens; keine Zerstreuung machte ihr diese Leiden weniger fühlbar und hob sie darüber weg. Ihres Mannes Laune ertrug diese Einsamkeit nicht wie sie, die liebende Mutter und sorgsame Hausfrau; seine Geschäftslosigkeit lag drückend auf ihm, und er theilte die düstere Farbe seines Gemüthes seinen Umgebungen mit, von denen er doch wieder anstheilernde Fröhlichkeit verlangte. Wenn er seine Gemahlin hart behandelt hatte und sie in Thränen zerfloß, so warf er ihr wieder eben diese Weichheit vor, weil es ihn doch schmerzte, sie betrübt zu sehen und er sich in derartigen Augenblicken ärgerte, seiner Natur nicht ungestraft den Zügel schießen lassen zu können; so war sein leidenschaftliches Betragen gegen sie ein Gemisch von Ungerechtigkeit und Liebe, welches sie kränkte, erschütterte und aufs Neue fesselte. Wir wollen sie nicht unglücklich nennen, denn sie liebte ihn und fühlte sich, wenn auch auf eine eigennützige Weise, wieder geliebt; aber ihr Leben und ihre Gesundheit wurden von den tobenden Wellen dieser immer wiederkehrenden Brandung untergraben. Sie starb mit der Liebe zu ihrem Mann, mit welcher sie gelebt hatte, und wenn sie die Ursache ihrer untergrabenen Gesundheit, ihres Todes kannte, was wir jedoch nicht behaupten wollen, so erfuhr sie doch Niemand aus ihrem Munde. Iwanowitsch saß verzweifelnd an ihrem Lager; er glaubte das theure Wesen von einer gewöhnlichen Auszehrung hingerafft — denn die Medicin hat ja für alles Namen, und allerdings äußert sich auch jedes moralische Resultat durch ein physisches — und als ihr letzter Seufzer entflohen war, fühlte er sich vernichtet.

Tage eines grenzenlosen, stumpfen Schmerzes vergingen ihm, aus dem ihn nur der Blick auf seinen einzigen zurückgebliebenen Sohn empor zu reißen vermochte; er ermannte sich und sorgte, seiner Meinung nach, bestmöglich für seine Erziehung, indem er ihm einen Hofmeister gab, dem er ihn jedoch aus Mangel an eigenen gründlichen Kenntnissen ganz überlassen mußte. Bald fand sich aber, daß seine Wahl auf ein untaugliches Subjekt gefallen war, und er sah sich genöthigt zu wechseln. Der nächste Lehrer gefiel ihm indessen nicht besser wie der erste; zwar schien er Kenntnisse zu besitzen, aber dafür wollte er sich auch den Ansichten des Vaters auf keine Weise fügen, und der Sohn wurde mit einer Strenge behandelt, die bald zwischen dem Lehrer und dem unbegrenzt zärtlichen Vater zu heftigen Scenen führte, in Folge deren der Lehrer seinen Abschied nahm. Der Sohn blieb vorerst ganz sich selbst überlassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Reisebilder vom Genfersee.

(Fortsetzung.)

Des Grafen klugem Blick entging nicht, was Luise ihm verheimlichen wollte, und dadurch ward sie ihm gerade noch theurer. Dazu half auch noch der durch sein neues Leben reiner und besser gewordene Sinn des jungen Wüstlings, das Leben unter guten Menschen in der schönen Natur, in der reinen Bergluft, wo ihn nichts an den ehemaligen Herrenstolz und Dünkel erinnerte, wo er durch Arbeit sein Brod verdienen und den einfachen Landleuten wenigstens gleich scheinen mußte. Ihm verging die Zeit schnell und er sehnte sich nicht nach seinem Schloß zurück. Da rüstete Bern heimlich gegen Gruyères, weil es den Grafen weit weg glaubte und seine Abwesenheit benutzen wollte, um über das Land herzufallen und es an sich zu reißen, wornach es schon lange getrachtet. Dieß wurde dem Grafen durch einen heimlichen, auch verkleideten Boten berichtet. Er aber gab ihm die

Digitized by Google

nöthigen Befehle mit dem Bedeuten, daß er in drei Tagen selbst auf seinem Schloß erscheinen werde. Seinem bisherigen Brodherrn unter irgend einem Vorwand den Dienst aufsagen, war ein Leichtes, schwer aber, sich von Luisen zu trennen, ja es schien ihm unmöglich. Zum Verführen und Entführen hatte er das Herz nicht mehr, es wäre auch wohl unmöglich gewesen. Kaum hatte er die Kraft, dem Mädchen zu sagen, daß er ganz in Kurzem die Alp verlassen müsse. Sie sah, wie seine Stimme dabei bewegt, und wie er bleich wurde. Er sah, wie Luise erbleichte und ihre Thränen nicht zurückhalten konnte. Keines konnte ein Wort reden. Am folgenden Tag, es war an einem Augustsonntag, wurde eine Gemeindeversammlung gehalten, wie es so Sitte ist. Da trat nach andern Verhandlungen der Vorsteher mit seinem Sohn hervor und forderte für diesen Luisen zur Frau. Das war damals so Sitte, wie es noch auf den heutigen Tag ist. Des Mädchens Vater fühlte sich durch diesen Antrag sehr geschmeichelt und war im Begriff, seine Einwilligung zu geben; da trat der Graf mitten in den Kreis, wohin nie Knechte und Weiber dürfen. Mit Mühe zog er Luisen an der Hand, alle staunten über die Frechheit des Fremden; er aber sprach in gebietendem Tone: „kein Mensch soll mir das Mädchen nehmen.“ — „Und wer bist Du denn, Gesell, daß Du so vornehm hier sprichst?“ fragte der Vorsteher. „Dein Herr,“ war die Antwort. — Stummes Staunen trat auf alle Gesichter, nur Luise staunte nicht, sie war nur bleich. Alle schwiegen, und der Graf fuhr fort: „Ja, ihr guten Leute, ich bin Michael, Graf von Gruyères, und Ihr könnt an mir sehen, was man aus Liebe thut.“ Alle wandten sich stumm ab, und Luisens Vater vermochte kaum seinen Unwillen zurückzuhalten, da sagte der Graf zu ihm: „Sey nicht böse, Alter. Hier gebe ich Dir Deine Tochter rein wie einen Engel zurück, und fordere sie von Dir zum Weib.“ Was nun folgte, versteht sich von selbst, was sich aber nicht von selbst versteht, das war der Kampf bei Grandvillard, am Fuß des Branleur. Es war die höchste Zeit, daß der Graf heimkehrte, denn schon rückten die Berner mit Macht heran. Bei Grandvillard trafen sie mit den Greyerzern zusammen und es kam zum Kampf. Der Graf schlug sich verzweifelt, mußte aber doch der Uebermacht und der bessern Bewaffnung der Berner weichen, als die Hirten vom Pays d'En-haut und der Umgegend ankamen und der Kampf von Neuem begann. Es war, als kämen Gottes Wetter über die Berner, so rämmten die kräftigen Sennen mit ihren Sensen in des Feindes Reihen auf. Es geht die Sage, Luise sey in Hirtenkleidern unter ihnen gewesen.

Daß die schöne Sariemaaly solcher Liebe zur Heimath diente, scheint einem ganz natürlich, wenn man an Ort und Stelle ist und unter diesen Menschen lebt. Alles wirkt hier zusammen. Um so unglaublicher ist es, daß in dieser Heimath des Friedens auch einmal ein blutiger Kampf war. Zweihundert Jahre, nachdem sich der Graf Michael hier oben ein Hirtenmädchen zur Frau genommen, war Ormont doch an das mächtige Bern gekommen. Die Einwohner von Chateau d'Oer, das noch nach Gruyères gehörte, stritten sich mit den neuerdings an Bern gekommenen Ormonthirten über den Besitz einiger Weiden und meinten, das Recht sey auf ihrer Seite; dazu kam auch wohl ein Bischen politischer Haß. Kurz, dreihundert junge Leute von Oer dringen bewaffnet auf die Sariemaaly, überfallen die ganz unvorbereiteten und unbewaffneten Hirten, schlagen sechs todt, jagen die andern in die Flucht und treiben ihre Heerden weg. Der Baillif von Aigle schickte gleich einen Kourier nach Bern, und von da kamen alsbald zweitausend Mann, um die schuldigen Greyerzer zu strafen und bei dieser guten Gelegenheit auch zu unterwerfen. Es war ein Glück für sie, daß sich nach alter Schweizersitte die Nachbarn drein legten und die Sache zu vergleichen suchten. Deputirte von Freiburg und Basel eilten herbei, am meisten aber trug der berüchtigte Kardinal Matthäus Schinner aus dem Wallis zum Austrag bei. Chateau d'Oer wurde von den Schiedsrichtern zu viertausend Kaisergulden verurtheilt, es verlor alle seine Rechte an den strittigen Weiden und mußte überdies noch die Anreizer und Rädelsführer zur gerichtlichen Bestrafung stellen. So geht es, wenn sich die Kleinen selbst helfen wollen; dergleichen dürfen nur die Großen ungestraft thun. Ein Kreuz wurde zum Angedenken des Ereignisses auf der Sariemaaly errichtet und darunter ein Stein mit kurzer Inschrift. Das Kreuz haben die Stürme bald umgerissen, die Inschrift aber sah ich noch. Sie ist aber so verwittert und mit Moos überwachsen, daß man wenig mehr als die Jahrszahl 1502 davon erkennen kann. Auch haben wohl die Hirten das Ihrige beigetragen, um die Steinschrift zu vertilgen, da sie eben nicht ehrenvoll für sie war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

(Beschluß.)

Die Restauration der Tuilerien.

Mit Delorme und Bullant starb der schöne Plan, und als Heinrich IV. und Ludwig XIII. die Seitengebäude vergrößert, vergaß und unharmonisch baugierigt hatten, wollte gar Ludwig XIV. das Ganze in Einklang bringen, und so hatte man denn am Ende fünf Pavillons und eine Menge Zwischengebäude, die mit ihren verschiedenartigen Säulen und Dimensionen sich vertragen wie Sparta und Athen, aber freilich besser als die verschiedenen Regierungssysteme, die in den

Digitized by Google

Tuilerien zum Vorschein kamen. Napoleon, der die Anarchie dämpfte, war nicht im Stande, Einheit in jenes Gebäude zu bringen. Der Leser kennt somit das **animal vile**, an welchem Chateaubriand Experimente anstellen will.

Um Heterogenes einig zu machen, dachte er, muß man die Zwischenbarrièren zertrümmern, und er ergreift Feder und Hammer und stößt und schlägt darauf los. Beim ersten Schlage fallen die Seitengebäude Ducerceaus und Duperacs und die Zierrathen le Veaus und d'Orbays; das medicinische Schloß eröffnet sich nach allen Seiten dem bewundernden Blicke. Kaum ist Aberdies die Kuppel gefallen, das Spitzdach zum Platzdache geworden und der stattliche Pallast Delormes von Bäumen umweht, so schlägt unser Dichter auch die äußersten Pavillons weg, damit jener Pallast noch freier athme, und versetzt sie weiter zurück nach dem Louvre zu. Von Delormes Schlosse aus winden sich romantische Gärten durch den jetzt leeren Tuilerienhof und bis über den Triumphbogen hinaus; ob der König einen andern Platz findet, nun Sonntags die Truppen zu mustern, scheint unserm Künstler einerlei zu seyn. Noch mehr, dem Triumphbogen gegenüber pflanzt er einen neuen Garten. Wer alsdann aus der Vorstadt St. Germain nach dem Palais royal gehen will, ist gezwungen, einen wundersehönen Spaziergang durch jene Gärten zu machen. Und Nachts, wenn der Thau sich niederschlägt? Was thut's, denkt offenbar Chateaubriand; Nachts macht man einen weiten Umweg, zum Besten der Kunst. Nun gerath vollends unser Romantiker in eine architektonische Begeisterung. Man hatte die Kirche St. Germain l'Auxerrois certistischen Andenkens abreißen wollen, damit die Bewohner der Seitenstraßen und die Redaktion des Journal des Débats freier athmen könnten; unser Architekt dagegen reißt die Straßen ab, damit die Kirche freier athme. Auf der Place de la Révolution, darauf Place Louis XV., dann Place Louis XVI., jetzt Place de la Charte genannt (Eh. nennt sie noch Place Louis XV.), an der Stelle, wo man der Charte ein Denkmal errichtet hat, will Chateaubriand einen Springbrunnen anlegen, vier andere in den Ecken, darauf Säulengänge, dann beendigt er die Kirche St. Madeleine, baut von der Brücke die Bildsäulen Bayards, Condés u. a. und stellt sie längs der elysäischen Gefilde auf, pflanzt ebendahin zwei egyptische Obelisken, beendigt den Triumphbogen an der Barrière, sogirt den König im Louvre, sich im Pallaste Delormes ein, fragt nicht, ob der Louvre nicht zu unwohnlich ist, sondern baut noch eine Menge romantischer Gärten, modellirt Statuen, macht die Gegend der Tuilerien zur schönsten, kunstvollsten in der Welt... Was doch ein Minister der Restauration jetzt für schöne Gedanken hat! Warum hat Chateaubriand dergleichen nicht ausgeführt, als er am Ruder war? und sonderbar, daß es ihm damals gar nicht in den Sinn gekommen ist! Kaum gesteht man zur Opposition, so ist man ein trefflicher Regent und Architekt, und kommt man aus der Opposition ins Ministerium, so fällt einem gar nichts mehr ein.

St. Petersburg, April.

Der Karneval.

Ich konnte, um russische Nationalität und Kultur in einem umfassenden Bilde zu erblicken, zu keiner günstigeren Zeit hier anlangen, als kurz vor der Karnevalswoche, die vom 22. Februar bis 2. März (6. — 14. März neuen Styls) dauert. Wie bei einer neuen Individualität, die uns entgegentritt, so genießen wir auch bei einer unbekannten Nationalität, in deren Mitte wir uns auf einmal versetzt sehen, die Blüthe eines geistigen Reizes, die freilich nur zu bald verschwindet, um oft einer tauben Nuß Platz zu machen. Das ungeheure Treiben des Volks um die Gauklerbuden, Eisberge und Schaukeln, die sich unabsehbar vom kaiserlichen Winterpalais, der Admiralität und dem Alexandrischen Boulevard entlang fortziehen, erschien mir ein so reges, geistiges Leben, die Mischung des europäischen mit dem asiatischen Element fand ich so anziehend, die bärtigen, jovialen Gesichter unter den Pelzmützen, die blühenden Mädchengesichter mit den etwas gestützten Nasen dünkten mir so interessant, sogar wenn hier unsere einer Grenadiermütze ein gewichtiger Schnurrbart über dem rothen Kragen eines europäischen Soldatenrocks aus den Haufen auftauchte, dort ein betrunkenes Wärterchen im Schnee lag, störte mich dies so wenig in meinem poetischen Genuß, daß die Karnevalswoche vorbeiging, ohne daß der erste Eindruck, den das wirkliche russische Volk auf mich gemacht, in das Gefühl übergegangen wäre, mit dem man in einem, dessen Nase man etwas Besonderes abzusehen meinte, einen ganz gemeinen Menschen entdeckt. Ich hatte übrigens bis jetzt, besonders wegen der auf den Karneval folgenden siebenwöchentlichen griechischen Fasten, wenig Gelegenheit, das eigentliche Volk kennen zu lernen; ich halte es daher mit der Minderzahl der Reisenden und spreche nicht über ein Volk ab, das ich erst seit Wochen in einer Residenz beobachte. Nur dies darf ich sagen, daß es mir bisher, etwa die Trunkenheit abgerechnet, fast nur von liebenswürdiger Seite erschienen ist.

Während der ganzen Karnevalswoche herrschte eine Kälte zwischen 15 und 18° R.; trotz dem aber füllten Schaaren von Menschen jeden Alters und Standes die der Volksbelustigung gewidmeten Plätze. Von einem solchen Paradies von Eis, Branntwein und in Schmalz Gebackenem hat das übrige Europa keine Ahnung. Kein Volk hängt bekanntlich mit größerer Beharrlichkeit an Sitten und Gebräuchen, als das russische, und eine ging ein Berliner den ganzen Sommer nicht durch das Brandenburgerthor oder ein Wiener in den Prater, als daß sich ein Russe in der strengsten Kälte im Karneval vom Isaaksplatze abfahren ließe. Das innigste Seelenvergnügen, der herzlichste Jubel der guten Russen bei den ungeheuren Sprüngen der Seiltänzer, das Gaffen, das maulsperrende Staunen bei den Künsten der Jongleurs, besonders wenn der Künstler Robba, ein Enkel des großen Chiarini, seine schweren Kugeln warf, fand ich natürlich, naiv und erqbte mich daran, und wie hätte ich ein Arges daraus haben sollen, daß die Petersburger Zeitungen kein Ende finden konnten, „die meisterhaft exekutirten Touren de Force der europäischen Kunstreiter Stepbani und Robba.“ „die Alles, was man bisher gesehen, übertreffenden Leistungen der Seiltänzer Lehmann aus Kopenhagen“ zu analysiren, daß sie mit Kunstsalbung von den Miniatur-Glasarbeiten des Herrn Finn aus London, fast mit Respekt von dem reichen Ensemble der vornehmen Fremden Schlangen des Herrn Gulliv sprachen, von der königlichen Riesenschlange, der schrecklichen Klapperschlange, der wüthenden Brillenschlange, und von der Art, wie, und der Zeit, wann diese martanten Reptilien ihr Mahl einnahmen; wurde ich doch durch diesen und so manchen andern Familienzug fast rührend an die Journale meines lieben deutschen Vaterlandes erinnert; konnte ich mich doch darüber freuen, daß deutscher Geist, daß deutsche Art und Weise sogar im Zeitungsstyl unter dem 59°, nördlicher Breite heimisch sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 58.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 135.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 7. Juni 1831.

Das Haupt zu beißen eines freien Volks,
Das dir aus Liebe nur sich herzlich weiht,
Das träulich zu dir steht in Kampf und Tod —
Das sey dein Stolz, des Adels rühme dich.

Schiller.

Reisebilder vom Genfersee.

(Fortsetzung.)

Waidliche Feste und Tänze sind oben auf der Saviemaalp seit undenklichen Zeiten auf Margarethentag, wo die ganze Nachbarschaft zusammen kömmt.

Ueber der Alp hängt die Mönchskappe, ein so kecker Felsen, daß sich nur kühne Gemsjäger oder Kräutersammler hinauf wagen. Zu Zeiten reißen sich große Stücke davon los. So liegt da eins, das gegen hundert und fünfzig Fuß im Umfang hat und über zwanzig Fuß hoch ist. Es ist oben herrlich bewachsen mit Gras, Blumen und Kräutern. Es ist nicht schwer auf diesen Felsen zu kommen. Oben liegt immer Schnee und Eis in den Fugen; darum steigen Ziegen und Kühe hinauf, die hier geschickter sind als in der Ebene. Andere Ziegen kletterten an den benachbarten Felsen herum; kurz, es war ein Bild von Vouvermans oder Berghem. — Ich hatte auf dem Heuboden des Vorstehers geschlafen und träumte mir, es sey dieselbe Stelle, wo einst die schöne Luise gelegen. Wer weiß? Von da ging ich in fünf Stunden nach Chateau d'Oex hinüber.

Oex war die Burg der Grafen von Greyerz, deren Andenken noch nicht im Land erstorben ist, wiewohl es bald dreihundert Jahre sind, daß ihr Stamm erlosch. Als sie sich um ihr altes Stammschloß Gruyères auszudehnen begannen, bedurften sie keiner Waffen, um die benachbarten Länder zu unterwerfen, denn sie waren noch öde, und es wohnten nur wilde Thiere da. Statt des Schwertes brauchten sie nur Hacke und Pflug. Dichte, feuchte Wälder standen damals auf den Bergen und in der Ebene, wo Bären, Wölfe, Hirsche und Gemsen in Menge hausten; überall Sümpfe und Moor. Die Grafen begannen nun damit, Ackerbau und Gewerbe vorzubereiten; das stehende Wasser wurde abgeleitet, Sümpfe ausgetrocknet, Wälder niedergebrannt, wilde Thiere erlegt und dann das Land urbar gemacht. Bald breitete sich der Ruf von der väterlichen und milden Regierung der Grafen weit und breit aus. Daher kamen aus allen Gegenden Einwanderer, die dem Feudaldruck und den Adelsplackereien in andern Ländern entgingen. Bald entstand nun ein starkes, glückliches Geschlecht von Hirten und Ackerleuten, die sich sehr schnell vermehrten und ein Thal, einen Berg nach dem andern anbauten. Die Grafen erhoben nur geringe Abgaben und forderten wenig Leistungen. Da erwachte aber der Neid und die Scheelsucht bei den Nachbarn. Es wurde nöthig, ein festes Schloß zu bauen, um die junge Schöpfung gegen Einfall und Raub zu schützen, nicht um sie im Zaum zu halten, was andern Ritterschlössern die Entstehung gegeben hat. In der ganzen Schweiz war keine sanftere und väterlichere Herrschaft. Das Schloß bauten die Grafen auf einer Anhöhe, wo rund herum die neuangebauten Dörfer lagen. Darum nannten sie es auch Oex, das in der alten Landessprache Auge bedeutet. Dieß soll der Sage nach im zehnten Jahrhundert gewesen seyn; weitere Beweise hat man nicht für diese Angabe. Als die Mauren aus Spanien in die süd-

Digitized by Google

liche Schweiz drangen und alles um sich her tödteten und verwüsteten, flohen eine Menge Familien her, wodurch die Gegend noch angebauter ward. Die Grafen von Greyerz waren ein tüchtiges Heldengeschlecht, das sich und die Seinigen gegen jede Unternehmung der Nachbarn zu vertheidigen und zu schützen wußte. Darum hatte das Land fast immer Ruhe. Die Grafen aber und ihre Leute kämpften mit Auszeichnung in den Kreuzzügen und unter den kaiserlichen Bannern. Unter den Mauern von Jerusalem stritt und fiel ein Greyerzer Graf; seine Leute aber wollten seinen Leichnam nicht dem ausfallenden Feind überlassen, sondern hielten bis auf den letzten Mann bei ihm aus; alle waren Greyerzer. Auch in Wallis haben sie sich oft ausgezeichnet. Bern und Freiburg versuchten es immer umsonst, über sie Herr zu werden. Als aber in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts die edle Grafenfamilie ausstarb, fielen diese mächtigen, längst auf diesen Augenblick lauernden Nachbarn über das verwaiste Land her und theilten es unter sich.

Oer liegt gar lieblich und anmuthig da; drüber ein kleiner Hügel, auf dem das alte Grafenschloß stand. Die Berner eroberten es 1406 durch Verrath und zerstörten die ihnen und ihren Absichten so gefährliche Veste, so weit sie konnten. Ganz vermochten sie aber doch über die dicken Mauern und Thürme nicht Herr zu werden. Später wurde aus den stehen gebliebenen Ruinen eine Kirche zum St. Donat gemacht. Der mächtige Schloßthurm nahm nun die Glocken auf, und der Hauptflügel der Burg ward zur Kirche, der Waffenplatz aber zum Kirchhof verwendet. Diese Veränderung wäre allerdings erfreulich und selbst poetisch, wenn das Schloß Oer ein böses Raubnest gewöhnlicher Ritter gewesen wäre. Es war aber das Bollwerk und die Schutzmauer der Einwohner gegen die neidischen Nachbarn, und drin wohnte ihr väterlicher, starker Freund und Schutzherr. Ich weiß nicht, ob mir so ein Mann nicht lieber wäre als der heilige Donat, der, so viel mir bewußt ist, nichts gethan hat, was der Rede werth wäre. In diesem Schloß lebte die schöne Gräfin Luise, das ehemalige Hirtenmädchen auf Sarieme, kurz bevor es genommen und zerstört wurde.

Der Flecken Oer, der darunter liegt, hat vierhundert Einwohner, ungefähr der sechste Theil der ganzen Gemeinde. Zwei Feuersbrünste haben ihn fast ganz zerstört und er ist jedesmal neu aufgebaut worden, aber immer von Holz mit Schindeldächern, ungeachtet die trefflichsten Bausteine gleichsam vor der Thüre liegen. Darum legte auch ein dritter Brand, in der Nacht des 28ten Julius 1803, den Ort ganz in Asche, und es war, als wenn eine unterirdische Macht dabei die Hand im Spiel hätte. Wie ein Feuerfluß wälzten sich die Flammen von einem Dach zum andern. Es mangelte nicht an Wasser und an helfenden Händen, und der Himmel selbst sendete zwei ungeheure und lange Regengüsse als Beitrag. Das war aber Alles vergebens, und es schien, als würde Oel ins Feuer gegossen. In wenigen Stunden lag nicht nur der ganze Ort in Asche, es sollte noch Wunderbareres geschehen. Als die Flammen unten keine Nahrung mehr hatten, krochen sie wie Schlangen an dem glühenden Felsen hinauf, ergriffen das schon halb versengte Gras und einen Strauch nach dem andern, dann die alten mächtigen Bäume, die um die Kirche herum standen. Wie Riesenfackeln flammten sie in einem Augenblick in die Höhe, und aus ihrer Mitte schaute, wie ein ernster Katafalk, die graue alterthümliche Kirche hervor. Schnell ergriffen die Flammen auch ihr Dach und ihr Gebälk, und drangen von da zu den Glocken hinan, die in der Todesangst zu tönen begannen. Schnell waren sie in Fluß, und dieser Lavastrom stürzte nun den Hügel herab. Sein Fall von der Thurmhöhe machte aber vorher das flüssige Erz zu Staub, den der heftige Sturm weit hin wehte und dadurch entfernte Waldungen in Brand steckte. Die Landleute entlegener Dörfer, die diesen fliegenden Gluthstaub und seine schnelle Wirkung sahen, liefen mit nassen Tüchern in ihre Wälder, auf ihre Hausdächer, nach ihren Heerden. Die Hitze von so vielen auf einmal in Brand stehenden Holzhäusern und Bäumen war so groß, daß irdene Gefäße schmolzen, Gold- und Silbermünzen zu Tropfen zerrannen. Die Hellung dieses entsetzlichen Feuer- und Flammenherds war so groß, daß sie in der Fläche von Neufchatel bis Nyon am Horizont wahrgenommen und für ein mächtiges Meteor gehalten wurde. Die Sennen auf den Alpen des Vierwaldstätterses, in Chablais, Faucigny und Wallis sahen es noch deutlicher, und auf den näher liegenden Bergen, wo man die Hitze fühlte, glaubten die Leute, die Erde habe sich aufgethan und die Hölle komme hervor, um die Erde zu verzehren. Viele sangen daher und beteten und bereiteten sich zum Tod. Die glühende Asche wurde von dem heftigen Westwinde bis an den Fuß der Furka getrieben. Den Glanz des ungeheuren Brandes erhöhte noch die dunkle Nacht, und wunderliche Lichteffekte wurden weit und breit an den Felsen, an Wäldern und auf den Wasserfällen gesehen. Als Flecken und Kirche schon niedergebrannt waren, flammten die langen Balken des Kirchthurms noch und sahen aus wie ein Flammendiadem. Da die Einwohner wegen der ungeheuren Hitze den Ort schnell verlassen und sich mit den Ihrigen in ferne Felder flüchten mußten, so liefen sie weniger Gefahr, und es kam auch wirklich nur ein Mensch um. Der Schaden war ungeheuer, durch die reichlichen Gaben der ganzen Schweiz aber wurden die Einwohner schnell in den Stand gesetzt, ihren Flecken schöner wieder aufzubauen, und sind seit dreißig Jahren wieder zu der alten Wohlhabenheit gelangt. Alles war durch das schreckliche Feuer zerstört und untergegangen, nur nicht die über acht Jahrhundert alten

Digitized by Google

Mauern der ehemaligen Burg. Sie stehen noch heute frisch und stark als Kirchmauern. Es ist gewiß, es war ein Riesengeschlecht, diese Männer des Mittelalters, und alles, was sie bauten, hat etwas Titanen- und Cyklopenartiges.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Kette.

(Fortsetzung.)

Plötzlich wurde die Nachbarschaft mit der Nachricht überrascht, Iwanowitsch, der zärtlich trauernde Gatte, heirathe die zweite Frau, und zwar ein Bauermädchen aus einer Schenke. Niemand wollte daran glauben, bis endlich die Sage sich mehr und mehr verbreitete und die genauere Angabe der Person wenigstens glauben ließ, daß etwas an der Sache sey; einige Nachbarn hatten Iwanowitschs häufigere Besuche in der Schenke wahrgenommen, seine Spaziergänge hatten sich immer nach dieser Seite hin gelenkt, man hatte ihn oft vor derselben eine Erfrischung nehmen sehen, die ihm die schöne Wirthstochter gereicht. Deßhalb zweifelten aber einige immer noch an der Wahrscheinlichkeit einer zweiten Ehe, bis sie ihnen von Seiten des Gutsherrn förmlich gemeldet wurde. Man wunderte sich, man gratulirte; doch Niemand wagte dem heftigen Manne die leiseste Mißbilligung zu zeigen; kaum aber war er aus dem Gesichte, so schlugen die Frauen die Hände über dem Kopf zusammen und riefen Ach und Weh über die Unbeständigkeit der Männer; die Männer selbst beschränkten sich darauf, das Unpassende der Ehe mit einer Leibeigenen, die erst frei erklärt werden müsse, zu tadeln. Einige mildernde Stimmen meinten zwar, bey Iwanowitschs Beschränkung auf sein Haus dürfe es Niemand wundern, wenn er es nicht ohne seine Hauptzierde, eine Hausfrau, sehen und bewohnen möge; einige andere, noch mildere, meinten, gerade das Bedürfniß der Liebe, welches durch die Zärtlichkeit für die erste Frau bewiesen sey, führe Naturen wie Iwanowitschs leichter zur zweiten Ehe; alle indessen vereinigten sich darin, den Gegenstand der Wahl zu tadeln. Als nun aber die Sache wirklich geschehen war, da trat sie in die Reihe der Fakta, die immer eine Art Recht am Schlepptau führen; die Welt im Kleinen wie die Welt im Großen begräbt den Erfolg mit Triumphbögen und schmückt ihn mit Kränzen; vielleicht weil sie sich ins Geheim sagt, daß doch immer eine Art verborgener Kraft und Anstrengung dazu gehörte, ihn zu erobern, und diesem Verdienste lohnen will; vielleicht auch nur, weil sie alles Bestehende erst duldet, dann verehrt, indem ihr das Faktum des Daseyns immer bald als ein Recht auf die Existenz erscheint. Kurz, man sprang plötzlich von einem Extrem zum andern, und das vorher so bitter angegriffene Mädchen ward als Frau von Iwanowitsch eben so allgemein gelobt.

Wirklich vereinigte auch ihr Wesen manche bedeutenden Kräfte; sie war von der auffallendsten Schönheit, und eine von Natur gebieterische Art aufzutreten, welche sie sehr gut bei vorkommenden Fällen mit resignirter Bescheidenheit zu verhüllen wußte, erschien in ihren jetzigen Verhältnissen wie natürliche Würde. Ueberhaupt gehörte sie zu den sonderbar organisirten Wesen, welchen eine angeborne Sagacität und Fähigkeit, sich in die Gefühle und Denkweise der Welt und Gesellschaft im Allgemeinen zu versetzen, jenen oberflächlichen, oft bessere Gefühle ersticken den Instinkt der conventionellen Schicklichkeiten gibt, welchen man übereingekommen ist, Takt zu nennen, und den ich ganz von der Zartheit der Seele, mit der man ihn gewöhnlich zu vereinigen pflegt, trennen, von dem ich im Gegentheil sagen möchte, daß er ein falsches Surrogat für inneres Zartgefühl sey, womit die, welche letzteres nicht besitzen, die Nothwendigkeit dieser Schranke der Zügellosigkeit des Mannes doch heimlich erkennend, sich waffnen, um den innern Mangel, den sie empfinden, durch das adoptirte allgemeine Gefühl zu ersetzen. Daher finden wir, daß gerade die Frauen, welche am wenigsten wahre Weiblichkeit besitzen, sich oft am strengsten an diese legale Schanze halten, wobei dennoch oft die innere Rohheit hervorblickt; während die Reinheit einer edeln Natur still und sicher ihren Gang geht, ohne daran zu denken, daß sie existire, weil sie ihrer nicht bedarf. Frau von Iwanowitsch aber bedurfte ihrer und setzte sich darin fest; die Gesellschaft um sie her fühlte, daß sie dieß gethan hatte, und wußte es ihr Dank; dieser fremde Eindringling, dieser weibliche Parvenu war kein solcher mehr, er schwor ja mit Herz und Seele zu ihren Farben, ihren Fahnen, und wurde daher bald behandelt, wie ein Eingeweihter. Doch war es auffallend, daß in dem Grade, wie sie sich die Gesellschaft zu gewinnen schien, ihr Mann sich von ihr entfremdete. Mißfiel es seinem herrischen Wesen, daß sein Geschöpf aufhörte, ganz von ihm abzuhängen, oder hatte seine wilde Natur in der ihrigen einen Gebieter gefunden? fühlte er vielleicht das Joch und schüttelte daran, wie das gesammte Raubthier an seiner Kette? Sie sprach viel von ihrer Liebe zu ihm, und die Gesellschaft hörte diese Reden mit Erbauung an; aber von einer Leidenschaft konnte denn doch wohl eben nicht die Rede bei ihr seyn, denn in der Liebe ist derjenige Theil selten der herrschende, welcher am meisten liebt; und daß die Frau es sey, darüber konnte wohl nicht lange mehr ein Zweifel obwalten. Aber Iwanowitsch liebte sie also doch wohl noch sehr lebhaft, weil er sich von ihr beherrschen ließ. — Iwanowitsch hatte, trotz seiner thörichten Heirath und seiner Heftigkeit, eine große Achtung vor der Meinung der Welt und konnte nicht ohne ihren Beifall leben; er fühlte vielleicht, daß er unklug gehandelt hatte, aber die Welt sollte es nicht wis-

Digitized by Google

sen, sein Stolz durfte es nicht gestehen, und so that er sein Möglichstes, um glücklich zu scheinen. Frau von Iwanowitsch stellte sich als die zärtlichste Stiefmutter dar, sprach in der Nachbarschaft nur von der Erziehung ihres Sohnes, und wenn man der Leidenschaft ihres Mannes erwähnte, so schlug sie wohl bescheiden die Augen nieder und erklärte, sie könne nicht glauben, daß ihre Persönlichkeit allein Kraft genug gehabt habe, ihn zu einem ungewöhnlichen Schritt zu verleiten, daß er, der zärtliche Vater, aber wohl gewußt habe, daß sie eine gute Mutter seines Sohnes seyn würde, und daß die Erziehung eines Kindes des Auges der Mutter nicht entbehren könne. Dabei wurde der Sohn produzirt, der aber die Liebkosungen seiner fremden Mutter nur mit ungewohnter Scheu, als traue er dem Handel nicht, aufnahm, und Frau von Iwanowitsch ward gepriesen von Alt und Jung. Doch in den geheimen Tiefen ihrer Gemächer, behauptete die Dienerschaft, ging es anders zu; man wollte heftige Scenen gehört haben, in denen gleichwohl die Gemahlin Siegerin geblieben seyn sollte; Iwanowitsch schien düster, gedrückt und traurig; er nahm den Sohn oft an die Hand und machte lange, einsame Spaziergänge mit dem scheuchternen Kinde, die Frau von Iwanowitsch ungern zu sehen schien; nach und nach wollten sogar andere Gerüchte von einer frühern Verbindung derselben verlauten, die noch fortgesetzt werde; man wollte einen jungen Jäger seit einiger Zeit öfter im Schlosse gesehen haben, der sonst die Schenke häufig zu besuchen pflege; man hatte heftige Vorwürfe, die Iwanowitsch seiner Frau in Bezug auf diesen Menschen machte, gehört; die Scenen wiederholten sich und wurden stürmischer, bis endlich einer derselben die übereilte Niederkunft der Frau von Iwanowitsch mit einem Sohn folgte, welche ihr, vielleicht zu rechter Zeit für ihren Ruf, das Leben kostete.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

St. Petersburg, April.

(Fortsetzung.)

Die Gesellschaft. Italienische Oper.

Die kurze Zeit bis zu Eintritt der Fasten benutzte ich vornämlich dazu, so viel als möglich die Theater vorläufig kennen zu lernen; doch versäumte ich auch keine Gelegenheit, Privatcirkel zu besuchen. Wollte ich Ihnen jetzt blos meine eigenen Beobachtungen mittheilen, so wüßte ich nicht viel zu sagen, als daß mir die hiesige Salonsbildung, so viel ich, nicht dasvon habe, sondern von diesem certain je ne sais quoi verstehe, perfekt schien, und daß der liebenswürdige Jargon, französisch und deutsch, warm und kalt, so lieblich von russischen, als fenstigen europäischen Lippen fließt; ich könnte Ihnen auch die Namen einer Menge Gräfinnen, Baronessen ꝛc. herzählen, welche mir ein gefälliger Haitlandsmann als Nomenclator ins Ohr raunte, oder Ihnen auseinandersetzen, warum, da die Militärs gegenwärtig in den Cirkeln ohnedieß gesehr sind, im Gesellschaftstableau ein Paar Hauptfarben fehlen. was Sie und ich so gut wissen, als der Nomenclator. — „A propos von Militär!“ sagte ich gestern in einer Gesellschaft zu diesem meinem Mentor; „wie ist denn im Allgemeinen die Stimmung hier in der höhern Gesellschaft hinsichtlich des Kriegs mit —“ Er machte eine unwillige, abwehrende Bewegung. „Erst heute las man wieder von bedeutenden Erfolgen.“ fuhr ich fort. „Die Erfolge wären schon recht,“ erwiederte er, „wenn ihrer nur nicht so viele würden. Sprechen wir von etwas Anderem.“ Und nun klagte er, daß in Folge der scharfen Trennung, die sich fortwährend zwischen den verschiedenen Ständen erhalte, nicht nur kein öffentliches Leben, sondern nicht einmal öffentliche Vergnügungen gedeihen können. „Doch,“ meinte er, „dafür tröstet sich mit mir Mancher in den charmanten Privatcirkeln, wo sonst ein recht reges, erghbliches Leben herrscht, das auch die Fremden, Deutsche und Franzosen wenigstens, ungemein anspricht. Keiner wird wohl, was feine Bildung und suprême bon ton betrifft, die beste Gesellschaft seines Vaterlands vermissen, und die hiesigen Salons sind beste pikanter für sie, weil der Charakter derselben weder ganz deutsch, noch ganz französisch, und doch auch wieder ein wenig russisch ist. Aber eine fatalere Saison, als die gegenwärtige, hat man nicht erlebt, seit Mostau gebrannt hat: so saltsch waren die Cirkel noch nie besucht, noch nie sah man so viel Zurückhaltung, ja Besangenheit. Leider braucht man sich nicht lange nach den Ursachen dieser Lähmung alles geselligen Lebens umzusehen, sie liegen auf der Hand. Vom Schreck im verflossenen Herbst, den der Ausbruch der Cholera in Mostau in alle Gemüther jagte, haben wir uns noch nicht erholt; manche hiesige Familie hat dort Verwandte oder Freunde verloren; noch immer fürchten wir selbst für unsere Stadt, und das Hannibal ad portas ist in unsern Ohren noch nicht verklungen. Indessen war kaum die endlose mit Schrecken verbundene Angst vorbei, so traten im Czaarthum Polen die beklagenswerthen Ereignisse ein. Dies verstimmte vollends die Theilnahme an gesellschaftlichen Vergnügungen; selbst am Kaiserhofe herrscht große Stille, und der durchlauchtigste Landesvater scheint bei den Weben des Vaterlandes tiefe Trauer zu fühlen. Als nun mit dem neuen Jahr vollends gar die Garden abzogen, und damit die verwöhntesten, die gebildetsten und geistreichsten Gesellschaftsmitglieder, da war es nicht mehr auszuhalten, und was Sie hier sehen, ist, wenn auch allzugut genug, nur ein Schemen einer ächten Petersburger Reunion.“ — Dies Alles fand ich sehr begreiflich und natürlich; nur daß die Herren Garden durch ihren Abzug den Gesellschaftskurs so sehr herabgedrückt haben sollten, kam mir, besonders wenn ich sah, wie viele Menschen, Alt und Jung, zurückgeblieben waren, etwas seltsam vor, und ich weiß, wenn jene Bevorzugung andern Grund hat, als Neuling nicht, es ich die Abgezogenen hoch, oder die Zurückgebliebenen tief stellen soll.

Für diesmal nun noch Einiges von den Theatern, deren Bretter wenigstens die hiesige Welt nicht bedeuten. Ich hatte das Glück, die italienische Oper, die seit 1828 hier besteht, noch einmal, bevor sie ganz aufgelöst wurde, besuchen zu können; die Nachtigallen schlugen zum letztenmal und entflogen dann in ihr lombardisches Vaterland. In den jetzigen Zeiten wird man sie nicht sehr vermissen. Die Mode, in der großen Oper wöchentlich zweimal eine Loge oder einen Fauteuil zu haben, war den hiesigen Großen und Reichen nachgerade lästig geworden, und als die ewig wiederholten Opern zu langweilen anfingen, machte man und die Entdeckung, daß die hohen Eintrittspreise mit den jetzigen geschrmten Zeiten, die auch hier ihren nachtheiligen Einfluß zu äußern beginnen, in keinem Verhältniß stehen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 45.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 136.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 8. Juni 1831.

Mißtrauen ist schlimm; doch zwischen Kind und Vater
Wird's gährend Gift.

Otway.

Die Kette.

(Fortsetzung.)

Iwanowitsch schien den Verlust seiner Gattin leicht zu verschmerzen. Ein aufgeregtes Gefühl und ihre Schönheit hatten ihn verleitet, noch einmal an ein Glück zu glauben; er war getäuscht und enttäuscht worden, er fühlte sich frei von lästigen Ketten, und lebte künftig nur in seinen Kindern, deren Erziehung er mit aller möglichen Sorgfalt betrieb, ohne daß es ihm darum wieder eingefallen wäre, daß es nothwendig sey, ihnen eine neue Mutter zu geben. Aber bei dieser Gelegenheit zeigte er eine auffallende Vorliebe für den Sohn erster Ehe, welche sich immer mehr ausbildete und nur zu oft äußerte. Mit scharfen Blicken musterte er die Züge seines jüngsten Kindes, wie es heranwuchs, und wenn auch eine augenblickliche Rührung ihn zuweilen überkam, so stieß er es doch gewöhnlich wieder eben so rasch von sich. Wie der Kleine älter wurde, fühlte er diese Launen des Vaters und wußte ihnen nicht zu entgehen; ja es schien, als ob die Befangenheit, die dadurch in dem Kinde entstand, es dem Vater erst recht unangenehm machte; es fürchtete ihn, doch nicht mit der Furcht der Liebe, die zu mißfallen zittert, weil sie keinen größern Schmerz als diesen kennt, sondern mit jener sklavischen Furcht, die Trotz erzeugt, mit jener Furcht, mit der der Wurm den, der ihn tritt, in den Fuß beißt. Ein furchtbarer Riß in der Natur schien ein solches Verhältniß zwischen Vater und Sohn; dennoch bildete es sich, so lange der älteste Sohn zu Hause blieb, weniger hart und heftig aus; der Vater hatte eine Beschäftigung, eine Freude, und wie auch der jüngere sich zurückgesetzt fühlte, Iwanowitsch ertrug das Verhältniß leichter; als aber nun die Nothwendigkeit, in eine Laufbahn einzutreten, den ältesten, zum Militär bestimmten Sohn nach Petersburg rief, da fühlte er aufs Neue die ganze Härte seiner Verbannung, und eine Thräne stahl sich aus seinen grauen Wimpern, als die kühne Gestalt des jungen Helden, in der des Vaters Kraft und der Mutter Zartheit sich zu verbinden schienen, aus dem Thor seiner Ahnen ritt.

Er blieb allein mit seinem Schmerze; vergebens versuchte der zurückgebliebene Sohn sich ihm zu nähern, der Vater wies sein Mitgefühl ab; verwundet und beleidigt zog sich dieser in die Schranken seiner frühern Kälte zurück.

Es ist etwas Entsetzliches, wenn Personen, die sich nicht lieben, sich nicht lieben können, verdammt sind, in abgeschiedener Einsamkeit einander gegenüber zu stehen und sich alles zu gelten. Besser ist noch ein völliges Isolirtseyn, als die daraus entspringenden Reibungen, die abgewiesenen oder vergeblichen Versuche, Mitgefühl zu erlangen. Des Vaters Unmuth gegen den Sohn wuchs mehr und mehr; es war an keine Hingebung unter ihnen zu denken, der Sohn maß seine Worte ihm gegenüber, und doch entflohen sie seinen Lippen nur, um sich feindlich wieder ihn selbst zu wenden, wenn sie das Ohr des Vaters erreichten. Muth und Freudigkeit erleichtert alles, aber

Digitized by Google

Mißtrauen streut überall seinen unheilbringenden Saamen aus, und nichts ist ansteckender als Kälte, weil sie entgegenkommende Wärme lächerlich macht. So wie der Sohn älter wurde, fühlte er das Mißverhältniß mehr und mehr, und als er eines Abends beim Nachttische seinem Vater einsilbig gegenüber gesessen hatte und sich nun noch spät ein Gegenstand des Gespräches bot, ward dieses zum Streit; der Sohn zeigte sich trotzig und widerspenstig, Eigenschaften, die er von seiner Mutter ererbt hatte, und der heftige Jwanowitsch erhob die Hand, ihn zu züchtigen, Indem er ausrief: „Sklavensele, Dir gebührte nicht einmal das, Dir gebührte der Stock!“ Der Sohn stürzte fort, einen gildenden Rachefchwur auf den Lippen, und zornig, mißvergnügt, unzufrieden mit sich selbst, hob Jwanowitsch die Tafel auf und zog sich in sein Kabinet zurück.

Lange ging er hier auf und ab; das Haus schien schon in tiefen Schlaf versenkt, und alles wurde still und stiller. Jwanowitsch fühlte kein Verlangen, sich niederzulegen, in seinem Jnnern wallte es noch heftig; er versuchte, sich zu zerstreuen, ergriff ein Buch und setzte sich aufs Sopha. Nachdem er eine Weile, eigentlich gedankenlos, gelesen hatte, war ihm, als trübten sich seine Augen, er sah die Buchstaben nicht mehr. Er blickte auf, das kleine Zimmer war, trotz der Beleuchtung zweier Wachslichter, sonderbar dunkel. Ein unheimliches Gefühl ergriff ihn; er zog den Kronleuchter herab, gündete alle seine Kerzen an und setzte sich wieder zum Lesen. Kaum hatte er eine Viertelstunde so gesessen, als er glaubte, die Beleuchtung matter werden zu sehen. Unwillkührlich blickte er nach dem Kronleuchter; seine Kerzen schienen ihm trüber zu brennen und die eine ging eben aus. Unbeweglich sah er hin — eine zweite folgte dem Beispiel der ersten, dann eine dritte, eine vierte, bis endlich die letzte erlosch. Jwanowitschs Augen starrten noch immer den verdunkelten Körper an, ohne etwas Besonderes daran zu erblicken, was der ungewöhnlichen Erscheinung eine natürliche Ursache hätte anweisen können; plötzlich flackerte das eine seiner Lichter auf dem Tische, an welchem er saß, heftiger empor und erlosch. Er sprang auf, ergriff das andere noch brennende und eilte damit durch ein schmales Zwischenzimmer in seine Schlafstube; im Vorübergehen war ihm, als höre er einen tiefen Seufzer aus einem der Winkel des Zimmers. Er fuhr zusammen, und bei dieser Bewegung erlosch das letzte Licht in seiner Hand. Tappend erreichte er sein Bett, glaubte den Lang angehaltenen, angstvollen Seufzer noch einmal zu vernehmen, sank auf dasselbe, und — ob ihm die Sinne vergingen oder ein hitziges Fieber ihn ergriff — ihm war, als fasse ihn eine kalte Hand, er glaubte sich von ihr in die Mitte des Zimmers geschleppt, die Fenster fuhren auf, ein kalter Regenschauer drang durch sie herein; das Mark in seinen Gebeinen erstarrte, und beim ungewissen Licht der Sterne sah er die Gestalt seiner lezterstorbenen Frau, die ihm mit fürchterlicher Rache drohte, wenn er es noch einmal wagen würde, sich an ihrem Sohn zu vergreifen, und die ihm eine schwere goldene Kette umbing, mit den höhnenden Worten: „zum Andenken.“ Lange glaubte er noch den gräßlichen Laut des mit einem gellenden Gelächter begleiteten „zum Andenken!“ zu hören.

Am andern Morgen fanden ihn seine Leute in den heftigsten Phantasien. Der Arzt wurde gerufen, und seine geringe Kunst vermochte es nicht, dem Rasen der Krankheit Einhalt zu thun; erst als Jwanowitschs Kräfte ganz erschöpft schienen, stellte sich eine Krisis ein, die den Tode glich, aus der aber seine gewaltige Natur sich mächtig emporriß. Er genaß, doch schien er das Andenken an die Vergangenheit verloren zu haben, wenigstens das an jenen Abend, welches ihm zugleich mit der Erinnerung an seine Fieberphantasien entschwunden war; nur sah er zuweilen mit sonderbarem Erstaunen eine alte goldene Kette an, die an seinem Halse hing, und fragte den Kammerdiener, wo sie her sey; dieser erinnerte sich ihrer nicht und meinte, er müsse sie wohl selbst in seiner Krankheit aus einem alten Schatzkästchen genommen haben, welches in seinem Schlafzimmer stand und das seiner verstorbenen Frau gehört hatte. „Ich hab's vergessen,“ war die gewöhnliche Antwort Jwanowitschs hinsichtlich der meisten vor seiner Krankheit vorgefallenen Dinge, und so begnügte man sich auch bei dieser Gelegenheit damit, wie er sich selbst damit zu begnügen pflegte. Der Sohn hatte ihm in dieser Krankheit mehr Anhänglichkeit bezeigt als sonst, er war während der schlimmsten Tage nicht von seinem Bette gegangen; aber als das Bewußtseyn des Vaters wiederkehrte, entfernte er sich aufs Neue, und schien die Reizbarkeit eines Genesenden zu scheuen, Ursachen zu Reibungen vermeiden zu wollen.

(Der Beschluß folgt.)

Reisebilder vom Genfersee.

(Fortsetzung.)

Zur Zeit des Brands war der als Schriftsteller ehrenvoll bekannte Bridel Pfarrer in Oer. Den nächsten Sonntag nach dem Unglück hielt er seinen Gottesdienst mitten auf dem Platz zwischen den noch rauchenden Häusern. Ein großer Stein diente ihm zur Kanzel und er predigte über das Thema: „Dem Gott, der Thränen und Jammer schicken könne, sey es noch leichter und freudiger, Segen und Glück zu spenden.“

Von Chateau d'Oer gingen wir nach Rougemont, nordöstlich dem Gebirg zu. Ein herrlicher Spaziergang! Hier legten die Grafen von Greyerz im 11ten Jahrhundert ein Benediktinerkloster an, und die thätigen Mönche hatten die wilde, rauhe Gegend bald wohnlich und fruchtbar gemacht. Bald kamen auch Leute von allen Gegenden

Digitized by Google

der, die sich hier ansiedelten und niederließen. Eine Stunde weiter, nahe bei der heutigen Bernergrenze — denn die gestrengen Herrn, die einen Theil des Greyerlands an sich gerissen, verloren es auch wieder, und es gehört nun zum Waadland — stehen auf vorspringendem Berg die Ruinen von Vanel, einer festen Burg, die lange einem ausgearteten Zweig der Grafen von Gruyères gehörte. Recht im Abstand mit Chateau d'Oex war hier nur Gewaltthat, Raub und Mord zu Haus. Die Unterthanen wurden gedrückt und gemißhandelt; fremde Kaufleute und Saumrosse wurden geplündert und getödtet. Endlich eroberten die Berner das Schloß im fünfzehnten Jahrhundert und zerstörten es. Wie die Leute sagen, bewohnen es auch jetzt noch böse und Unglück stiftende Kobolte. Von jenen wilden Rittern leben noch eine Menge Sagen im Volke. Am meisten hat mir die vom wilden Ritter Ferdinand und Clara, seiner Frau, gefallen. Der Ritter war nach Willis gegen einige Städte zu Feld gezogen, die sich anmaßten, den reisenden Kaufleuten und Säumern Bewaffnete zum Schutz zu geben, wo dann die saubern Ritter nicht mehr so leichtes Spiel mit denselben hatten und ihnen die Plünderung schwerer wurde. Des Burgherrn Abwesenheit benutzte Veit von Aigremont, sein Nachbar, um sich bei der schönen Clara in Gunst zu setzen. Alle seine Versuche waren umsonst. Als er endlich sah, daß sein Bemühen um Gegenliebe bei Claren vergeblich war, bat er sie nur für einen Tag um die drei silbernen Ringe, die sie trug. Aber auch dieß Begehren wurde abgeschlagen, denn Ferdinand hatte seiner jungen Frau beim Scheiden gesagt: „ich halte Dich für treu, so lange Du die drei Ringe an der Hand hast;“ denn in den Ringen war ein Zauber. Veit aber hatte sie mit großer Aufmerksamkeit betrachtet, so daß ihm ihre Größe und Gestalt wohl erinnerlich. Unwillig verläßt er die keusche Clara und eilt auf seinem schnellsten Roß nach Bern. Da läßt er von einem Goldschmidt, deren damals so viele und gar geschickte in der Stadt vorhanden, drei Ringe machen, jenen ganz gleich. Damit eilt er nach Wallis dem Ritter Ferdinand entgegen, der eben von seinem Zug gegen Spon zurück kam. Nach der ersten Begrüßung fragt dieser nach Frau und Kind, und Veit erwiedert ihm: „Clara ist immer noch so schön als ehemals, ob aber auch noch so treu, das mögen Dir diese drei Ringe sagen.“ Wüthend stürzt nun Ferdinand auf Veit, den er schlagen oder von ihm den Tod empfangen will. Lange kämpfen sie mit einander, bis endlich dem Verräther Ferdinands gutes Schwert durchs Herz fährt. Dem Ritter ist aber an diesem Blut nicht genug. Kaum angekommen in seinem Schloß, eilt er auf Clarens Kämmerlein, und wie sie ihm voll Freude um den Hals fällt, packt er sie, ohne ein Wort zu sagen und ohne auf ihr Jammern und ihre Fragen zu hören, an ihren langen schönen Haaren, wirft sie nieder, schleift sie in den Burghof und knüpft sie an den Schweif seines Rosses. Dann setzt er sich darauf und jagt das Schloß hinunter ins Thal, immer in gestrecktem Gallop. An den Hecken und Dornen blieb ihr Haar hängen, Steine und Erde tranken ihr Blut und zerfleischten ihre schönen Glieder, bis sie endlich das Pferd gegen einen großen Steinblock schleuderte, wo dann die Bande rissen. Ferdinand stieg ab, um die immer noch Lebende mit Vorwürfen zu überhäufen, denen sie mit schwacher, sterbender Stimme nichts erwiederte, als die Frage, was für Schuld sie trage. „Verworfene! Deine Treue und Deine drei Ringe, wo sind sie?“ — „Ziehe meinen Handschuh ab, denn ich vermag es mit meinen gebrochenen Armen nicht.“ Der Ritter thut es, und als er die drei Ringe an ihren Fingern erblickt, stürzt er in Verzweiflung zu ihren Füßen; sie verzeiht ihm mit Milde, läßt keinen Vorwurf hören, und wie eine alte Ballade sagt, waren ihre letzten Worte:

Dieu grace va ma faire.
Ne me manque plus rien.
Plus rien . . . qu'un drap pour y coudre de Claire
Le corps brisé . . . car son âme est à bien.

An dem Stein, wo sie starb, und der noch auf derselben Stelle liegt wie ehemals, geht bis auf den heutigen Tag der Ritter um, und kein Pferd ist da vorbeizubringen, weder bei Tag, noch bei Nacht. Diese Sage erzählte uns der Führer inmitten der gewaltigen Burgmauern, Thürme und Strebepfeiler, an denen dichtes Moos und Epheu hinaufstieg. Noch steht ein Theil des Thors, aus dem der Wüthrich mit dem schönen Weib hinaussagte, und mir war, als höre ich ihr Schreien.

(Die Fortsetzung folgt.)

Herberge.

Im Wirthshaus an der Straße
Da kehrt der Wandrer ein,
Da funkelt hell im Glase
Der kühle, goldne Wein.

Der jüngst seine Glieder,
Beflügelt seinen Schritt,
Und rüstig trägt er wieder
Den schweren Bündel mit.

Oft beugt sich das Gemüthe
Tief unter seiner Last;
Man fragt nicht: bist du müde?
Man fragt nicht: willst du Rast?

Er funkelt nicht im Glase,
Der Wein für Seelenschmerz;
Sie sieht nicht an der Straße,
Die Ruhestatt für's Herz.

O könnt' es wieder schlagen
Am liebenden Herz,
Wie freudig wollt' es tragen
Sein Leid mit frischer Lust!

Adolph Stöber.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

St. Petersburg, April.

(Beschluß.)

Die Theater.

Nach den drei Farben, in welche sich die hiesige Kultur bricht, bestehen drei Schaubühnen, die französische, die deutsche und die russische. Gleich der Landessprache, ist auch die Nationalbühne ein Stiefkind der höhern Stände. So war es vor der Invasion im Jahr 1812, so ist es bis auf den heutigen Tag, und so viel ich weiß, haben die vornehmern Russen, Behufs der Vertilgung des großen Despoten, weder den Bart wachsen lassen, noch einen altertümlichen Rock angezogen, noch altrussisch gedichtet und geschrieben; sie konnten getrost Gallomanen bleiben; mit dem Fall jenes Giganten war ja ihr Zweck erreicht, und sie waren wieder die Giganten. Die russische Bühne ist somit von den höhern Ständen wenig besucht. Das Repertoire besitzt manche gute, sogar vorzügliche ältere Stücke; in der neuern Zeit ist aber die Produktivität der russischen Dichter in diesem Zweig der Poesie fast ganz versiegt. Darüber wundern sich die Russen sehr, da doch die Regierung in den letzten Jahren für gute dramatische Arbeiten verschiedene, sehr encouragirende Verordnungen erlassen haben. Nichts gibt vielleicht einen bessern Begriff von den Vorstellungen, die man hier mit Poesie verbindet, als solch naive Verwunderung, und ein guter Theil der hiesigen Welt mag glauben, von Poesie sey in Rußland gar nichts auf dem Platze, weil sie nicht einmal durch Ukasen hervorzuschaffen sey. Kaum braucht erwähnt zu werden, daß die russische Bühne, bei so bewandten Umständen, sich größtentheils mit Uebersetzungen deutscher und französischer Stücke, behilft. Die Schauspieler spielen mir, so viel ich bei meiner Unkenntniß der Sprache beurtheilen kann, zum Theil sehr talentvoll. Ich bin begierig, wie sich dieses Urtheil modifiziren wird, wenn ich einmal einigermaßen darüber sprechen kann. — Zu Beurtheilung des Balletts braucht es keiner Sprachkenntniß, und so sage ich denn ohne Scheu, daß das russische Ballet auf einer hohen Stufe der Vollkommenheit steht. Es ist erstaunlich, wie sehr wir Westeuropäer den Böltern im Osten, die noch bei uns in die Literatur- und Kunstschule gehen, bei ihrer Bildung unter die Arme greifen; in manchen Punkten haben sie bereits vollkommen unser Niveau erreicht, namentlich in dem Hauptpunkt, von dem wir jetzt sprechen, dem Ballet. Sie können sich denken, daß dem beweglichen, gewandten, gelehrigen Slaven die höhere Tanzkunst ein Spiel ist. Wirklich kann das russische Ballet an Charakteristik und Poesie mit dem Ballet in Paris und Berlin wetteifern, und der gebildete Russe, der weiß, welche Stelle im Raugreglement der Künste diese erhabene Kunst bei seinen Lehrern im Westen einnimmt, und der die Pirouetten der Demoiselle Kolossow gehörig zu würdigen weiß, darf sich getrost sagen: **me voilà à la hauteur du siècle.**

Wer den sogenannten **beau monde** beisammen sehen und aus dem Kelche der feinsten Bildung nippen will, begibt sich in das französische Theater, das seit seiner Gründung fortdauernd der Gunst des hohen Publikums genießt; auch die Glieder des erhabenen Kaiserhauses sprechen nicht selten hier ein. Hier werden ausschließlich die neuesten Pariser Lustspiele und Vaudevilles gegeben; nur seit der Mitte vorigen Jahres soll das Repertoire nicht mehr ganz auf dem Laufenden seyn. Der Saal ist brillant, die Truppe gut, aber beim ersten Besuch konnte ich mich durchaus nicht der Illusion überlassen, vor einer französischen Bühne zu sitzen. Ein Blick rechts oder links, und hundert Zeichen rufen mir den Gedanken zurück, daß ich am nördlichsten Ufer sitze, wo vor hundertdreißig Jahren noch nur der Fischer beim Flicken der Netze sein Lied sang; der Zauber ist zerstört, die lebenden Bilder einer ausgeprägten Nationalität, die sich vor einem fast rein künstlich französische deutschen Publikum bewegen, werden mir zum todten Puppenspiel, und Mrs. Genius, und wie die ihrem heimischen Boden entsühnten Messieurs und Mesdames alle heißen, scheinen mir sammt und sonders in Orangerietöpfen zu wurzeln. Nie fühlte ich lebendiger als hier, daß ein ächtes Schauspiel ein aus zwei organisch verwachsenen Hälften, den Spielern und den Zuschauern, bestehendes Ganzes ist.

Weit unangenehmere Sensationen, aber aus einer andern Quelle, hatte ich im deutschen Theater. Das allgemeine Urtheil der Petersburger ist, daß die hiesige deutsche Bühne sich schon jahrelang in Mittelmäßigkeit fortschleppe, und daß die deutsche Bevölkerung der Kaiserstadt, die zum Theil zu den gebildetsten Klassen gehört, schlich wünsche, dieselbe gehoben zu sehen; so brachte ich, da mir dieses Urtheil bekannt war, gewiß keine großen Ansprüche in das Haus; aber wehe mir! wehe Deutschland! was fand ich für eine Bühne. Die in Deutschland so wenig die schlechteste wäre, daß sie, wenn es ihr nicht an dem fehlte, was man bedeutende Namen nennt, um nichts schlechter genannt werden könnte, als die Mehrzahl der deutschen Bühnen. Ich empfand vor diesem Proscenium nicht mehr und nicht weniger, als ich vor jedem deutschen empfunden, wenn nicht eine der wenigen Gestalten, die auf den Brettern Menschen bleiben, darüber ging; auch in Petersburg gab mir die Gesammtheit der Schauspieler genau den Eindruck, den ich vor unsern Bühnen so oft empfunden, den Eindruck von einem Menschen, der in der Jugend eine klassische Bildung genossen hat und, nachdem er sein Latein ausgeschwitzt, in den Fall kommt, Latein sprechen zu müssen. Und hierin also haben leider die Deutschen Russen an der Newa so ziemlich unsere Höhe erreicht, und ihre Mimen sind nicht Hofschauspieler, gankeln nicht im Sonnenscheine der höchsten Gunst, und zu Hebung deutscher Schauspielkunst werden keine Ukasen erlassen! Es ärgerte mich, Russen ein Bedürfniß ausprechen zu hören, das Schrödders und Fleks Vaterland nicht befriedigen kann; es ist hart, in einem fremden Laude, wo man sich an deutscher Literatur und Kunst labet, gestehen zu müssen, daß wir, die Lehrer, mit unsern besten bestehenden Bühnen der lernenden Nation keine gute anzubieten hätten. Gar wehmüthig stimmte es mich, ins Deutsche übersetzte französische Stücke auf Brettern spielen zu sehen, welche die Wolga bereits aufgekommen waren; aber vollends aus der Fassung brachten mich die Phrasen eines Fashionable deutsche Stammes, der, um die Mehlerität des Petersburger Schauspiels vor einem ächten Deutschen, der so viel Rechtes gesehen, zu excusiren, auf Petersburgisch zu mir sprach: „Ich bin äußerst portirt für unser Vaterland, besonders für vaterländische Kunst; als ich in Berlin war, zog ich eine gute Pièce im Schauspielhaus der brillantesten Soirée vor; dort hat nun freilich Alles eine andere Couleur; aber, sehen Sie, Talente wollen gut traitirt seyn; so ist es in jeder Sphäre, also auch in der des Acteurs; das ist der essentielle Punct; der Gout der hiesigen großen Société hat hier indessen einmal eine solche Direction genommen, daß die deutsche Truppe nothwendig en deuxième ligne steht, und so darf man keine großen Prätensionen an sie machen. So lange sie so conditionirt ist, wird nur der **bas peuple** (d. h. der Mittelstand) das Haus frequentiren, und **en foule** auch dann nur, wenn die Affiche den Freischützen oder eine recht burleske Farce annoncirt."

Beilage: Literaturblatt Nr. 59.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 137.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 9. Juni 1831.

Mit Rosen umwoben
Der Sterblichen Leben
Die gütigen Feen.
Sie wandeln und walten
In tausend Gestalten,
Bald sichtlich, bald schon.

Matthisson.

Reisebilder vom Genfersee.

(Fortsetzung.)

Weiter wollten wir dießmal nicht im alten Greyerzerland vordringen; sondern wandten uns wieder zurück nach dem Pays d'En-haut, jedoch auf einem andern Weg, an einer Hügelreihe weg, die Mosses heißen. Gleich darauf gewahrten wir die alte Veste Aigremont und gingen hinein: unstreitig eine der schönsten und großartigsten Ruinen der Schweiz. Weite zerfallene Säle, die nun öde stehen und worin nur traurige Käuzchen die tiefe Todtenstille unterbrechen, die an die Stelle des wilden, waidlichen und genußvollen Ritterlebens getreten ist, wo der Wind dürre Blätter durch die hohen offenen Fenster weht, ungeheure Mauern, enge Gänge, die dunkel gewesen seyn müssen, bevor das Licht durch das zerstörte Dach einfiel, eine Menge Schießscharten und schief in die Mauer gehende Wartlöcher, endlose unterirdische Gewölbe, verschüttete Graben, Spuren einer ehemaligen Zugbrücke: das ist Aigremont, wo einst ein jüngerer Zweig der gräflichen Familie von Gruyères hauste. Sie hießen Pont-verre, und erloschen mit Robert, einem der Häupter des berüchtigten Ritterbundes vom Löffel; sie erhoben sich gegen die kühn und kräftig aufstrebende städtische Freiheit Genfs, führten aber dadurch ihren eigenen Untergang herbei. Während Robert mit zahlreichen Vasallen gegen die feindliche Stadt zog, blieb seine Gemahlin, Ernestine, nur mit wenigen Leuten in der Burg zurück. Ihre Einsamkeit benutzte ein ungetreuer Diener, um heimlich Räuber in das Schloß einzulassen, sie in der Nacht zu verbergen und am Morgen die edle Frau zur Herausgabe all ihrer Besitzthümer und Kleinodien, so wie des von ihrem Manne zusammengeraubten Geldes zu zwingen. Schon tobten die Verschwornen an ihrer Thür und drohten sie einzubrechen oder das Schloß anzustecken, da gibt es unten Lärm, eine Menge Stimmen tönen, Bewaffnete dringen heran. Vielleicht der Ritter, der von seinem Zug nach Genf zurückkehrt und so zur rechten Zeit zur Rettung herbeieilt? Nein! Es glänzen keine Harnische und Helme, es wehen keine Federbüsche, es drohen keine Schwerter und Hellebarden, wohl aber mächtige Keulen, Baumstämme und Morgensterne. Die Hirten von der Forclaz waren es, die heisend heranbrangen, denn ihnen war durch einen glücklichen Zufall in der Nacht Kunde von dem Unternehmen geworden. Ihnen entging keiner von den Räubern. Zur Dankbarkeit für solch treue Anhänglichkeit gab die Gräfin ihnen den ganzen Berg Perche mit seinen herrlichen Alpen zum ewigen Eigenthum. Zwar wurde keine Urkunde über diese bedeutende Schenkung ausgefertigt, sie hat sich aber bis auf den heutigen Tag erhalten, denn noch jetzt besitzt die Gemeinde Forclaz die Weiden der Perche ausschließlich und ist dadurch reich geworden.

Aigremont wurde von den Bernern zerstört, als sie sich das Pays d'En-haut unterwarfen. Seitdem hausen,

Digitized by Google

der Sage nach, in diesen Mauern eine Menge unheimlicher Wesen, und es gehen Dinge darin vor, die einen mit Grauen erfüllen. In unterirdischen Kammern stehen Kessel voll von Geld, das die Pontverres zusammengeraubt haben. Dabei sitzt jener Robert, der letzte seines Stammes, bleich und unbeweglich auf einem Sessel, um den Schatz zu bewahren. Ein großer schwarzer Ziegenbock mit ehernen Hörnen und brennenden Augen stößt jedesmal, der sich nahe. Um Mitternacht wird Geheul und Wehklagen aus diesen unterirdischen Gewölben vernommen. In Trauer gekleidete und weißverschleierte Frauen gehen leise singend und klagend auf den zerfallenen Mauern umher.

Diese Gebirge sind wirklich der Lieblingssitz der Sagen und Mythen. Ich gedenke, einmal ein Paar Sommermonate hinzugehen, um sie bei Alt und Jung, in den Dörfern und auf den Alpen zu sammeln. Vieles hat einen alten Ursprung und reicht in die Zeit zurück, wo die christliche Lehre auf die alten germanischen und celtischen, griechischen und römischen Theogonien und Mythologien gepflanzt ward. Zwischen beiden erhoben sich eine Menge phantastischer Wesen, denen zwar keine Tempel und Altäre errichtet wurden, die aber darum um so lebhafter in den Gemüthern ihre Heimath anschlugen. Feen, Hexen, Sylphen und Gnomen wohnen in Höhlen, in Bäumen und auf den Felsen, in den Quellen und in der Erde. Sie sind alle sehr empfindlicher Natur und nehmen das Geringste gleich übel, thun aber doch im Ganzen mehr Gutes als Böses, zumal den Heerden, den Hirten und den Gärten. Sie werden aber gleich wild, boshaft und tückisch, wenn die Leute vergessen, daß ihnen eine tägliche Libation von Milch gehört. Darum beginnt man hier die Mahlzeit immer damit, daß der Hausvater mit der linken Hand einen Löffel voll Milch unter den Tisch schüttet. Dieß ist zwar nicht sehr anständig, und erinnert ein Bischen an Hunde und Katzen; so genau aber wird dieß hier oben nicht genommen. Diese Mittelwesen zwischen Erde und Himmel geben zu einer Menge Erzählungen Veranlassung, die einem die Sennen und Hirten mit ernsten Gesichtern wiederholen und an die sie so fest glauben, wie an ihr Evangelium. Außerdem haben sie noch einen furchtbaren und mächtigen Geist im Sinn, der alles irdische Gut nach Willkühr vertheilt, die Quellen erhält, bald in Höhlen zu Haus ist, bald mit furchtbarem Lärm und Getös auf die Jagd zieht — denn er ist ein leiblicher Vetter des wilden Jägers von Rodenstein — bald allein durch die Luft braust. Besonders ungehalten und wild ist er auf diejenigen, die auf die Felsen klettern, wo er seinen luftigen Sitz hat, oder die einem Thier was zu Leid thun, das ihm gehört; das ist der Berggeist. Die alten Hirten lassen keine Gelegenheit vorübergehen, wo sie folgende wahre Geschichte von ihm erzählen können: „Es war einmal ein junger Hirt, der verließ häufig die Heerden seines Vaters, um den Gemsen auf den Schneefeldern und Felsen der nächsten Alpen nachzustellen. Eines Tags kletterte er zwischen tiefen Abgründen umher, da brach ein heftiger Sturm aus der Schlucht. Dichter Hagel fuhr auf ihn herab, so daß er Gesicht und Hände verbergen mußte. Er kauerte am Fuß eines Felsen nieder, wo er vor Erschöpfung, vor Hunger, Durst und Kälte fast vergangen wäre. Da kam auf einmal der Berggeist auf einem heftigen Windstoß daher gebraust und kreischte ihn mit drohender Stimme an: „Freches Menschlein! wer hat Dir erlaubt, Thiere von meiner Heerde zu tödten? Ich jage nicht nach den Kühen Deines Vaters, was verfolgst Du meine Gemsen? Für dießmal will ich es Dir noch verzeihen, aber es ist das letzte Mal. Hüthe Dich!“ Und im Augenblick hörte der Sturm auf, die Sonne schien wieder warm und mild. Der junge Mensch ging ganz still wieder zu seiner Heerde hinab und hat seitdem nie wieder gejagt. Es ist nicht zu läugnen, daß in dieser Sage eine köstliche, wahrhaft antike Einfalt liegt, und daß sie am sichersten wirkt, die Hirten von der Gemsjagd zurückzuhalten, wodurch sie die Sorgfalt für ihre Heerden vernachlässigen. Sie gewinnt aber unendlich, wenn sie ein schöner alter Mann zwischen diesen Bergen und Felsen in der so poetischen romanischen Sprache erzählt. Auch die Alpenbewohner hatten, wie die andern Menschen, ihr goldenes Zeitalter, das in innigster Beziehung mit der Natur ihres Landes und mit ihren Geschäften stand. Damals, sagen sie, waren die Kühe noch ungeheuer groß und gaben so viel Rahm — denn von Milch war damals die Rede noch gar nicht — daß sie in großen hölzernen Trögen gemolken werden mußten, in die jede Kuh durch eine Thür getrieben wurde. In einem Augenblick war der Trog voll. Durch einen Zapfen wurde der Rahm abgelassen und dann eine andere Kuh in den Trog getrieben. Fülkte sich dieser zu hoch an, so schwamm die Kuh in ihrem eigenen Rahm und der Senn setzte sich in einen Kahn, um die Kuh zu melken. Da geschah es denn einmal, daß ein Senn nicht Acht auf sein Geschäft gab und die Kuh mit der Schwanze den Kahn umstieß, so daß der arme Mensch in den Rahm fiel und gleich darin erstickte. Die Mädchen von der Alp und aus seinem Dorf beklagten seinen Tod mit Trauergesängen und suchten seinen Leichnam umsonst auf Bergen und auf Felsen. Nach einigen Tagen aber wurde Butter gemacht in dem Butterfaß, das so hoch war wie ein Thurm, und da blieb der todte Senn an dem Butterschlägel hängen. Man legte ihn in eine Höhle, wo sich die Bienen angebaut hatten und wo jede der Zellen so groß war wie ein Stadtthor.

Die Hirten haben sich eine Mythologie, ich möchte sagen eine Poesie gemacht, die in den einsamen Tagen, Wochen und Monaten ihres Lebens auf den Hochalpen

Digitized by Google

ihr ganzes Gemüth beschäftigt und ausfüllt. Durch diese unschuldige Phantasmagorie erhalten sie es wach, munter und sinnreich. Ohne sie würden diese Leute wohl in die Dummheit, Rohheit und in die Laster unserer deutschen Hirten in der Niederung verfallen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Kette.

(Beschluß.)

Nach einigen Monaten war der frühere Zustand hergestellt; Iwanowitschs Kräfte waren wiedergekehrt, und das Verhältniß zwischen Vater und Sohn schien das alte, entfernte bleiben zu sollen, indem es sich durch eine große, zurückgebliebene Reizbarkeit des erstern nicht besser zu gestalten versprach. Im Gegentheil wurde es schlimmer und schlimmer; des Sohns gemessene Zurückhaltung schien den Vater nur mehr und mehr zu erbittern; jener hatte denn auch mit seiner aufbrausenden Jugend und seinem wachsenden Selbstgefühl einen harten Kampf zu bestehen, und so geschah es, daß die vorige, unheilbringende Scene sich eines Tags wiederholte. Dieses Mal mischte sich aber in des Sohnes Zorn über die Mißhandlung ein eigenes Entsetzen, ja Mitleid mit dem Vater. Er warf sich vor ihm auf die Kniee und flehte, beschwor ihn, sich nie wieder so weit zu vergessen, daß er die Hand gegen sein Kind erhebe. Der Vater war halb gerührt, halb ärgerlich über seine eigene Rührung und über das Selbstgefühl des Sohns, über die Wichtigkeit, die er dieser Scene beizumessen schien. „Was!“ rief er ihm heftig entgegen; „soll ich nicht die Macht, das Recht haben, den unbeugsamen Trotz eines Kindes zu strafen? glaubst Du Dich bedeutend genug, Dich ihr entziehen zu dürfen? was predigst Du mir hier Moral und Mäßigung? Bist Du nicht mein Geschöpf? Was wärst Du, wenn ich Dir nicht meinen Namen geliehen hätte? Ein Nichtswürdiger, ein Leibeigener!“ Des Knaben Zorn flammte auf, er griff mit dem Instinkt des Mannes an seine Seite, als suche er ein Schwert. Der Vater fuhr auf bei der Bewegung. „Aus meinen Augen!“ rief er ihm zu, der Sohn ging, aber er beschwor die Leute seines Vaters, ihn nicht zu verlassen, die Nacht bei ihm zu bleiben; er that es mit Thränen der Angst; sie versprachen es, und er schien etwas beruhigt zu gehen.

Iwanowitsch legte sich nieder; lange noch blieb der Kammerdiener heimlich in dem anstoßenden, halb geöffneten Zimmer; endlich, da er seinen Herrn ruhig schlafen hörte, ging er, selbst vom Schlafe übermannt, zu Bette. Es war schon hoher Tag, als er erwachte; der Jüngling trat eben in sein Zimmer. „Ihr seyd ruhig hier?“ sagte er entsetzt; „wo ist mein Vater?“ — „Er hat noch nicht geklingelt, er ist noch nicht erwacht,“ antwortete der Kammerdiener entschuldigend. „Noch nicht? Und Ihr seyd nicht bei ihm geblieben! Oeffnet sein Zimmer, rasch!“ Der Kammerdiener stand auf und suchte nach den Schlüsseln umher. „Es ist ja nicht verschlossen,“ sagte er endlich, da er sie nicht finden konnte. „Es ist verschlossen!“ rief der Jüngling heftig aus; „kommt!“ Er sprang ihm an die Thüre, aber wiewohl sie wirklich nicht verschlossen schien, war sie doch, eine ungewöhnliche Erscheinung, fest von innen verriegelt. Es war schon geraume Zeit über die Stunde, wo Iwanowitsch gewöhnlich aufzustehen pflegte; sie riefen — es erfolgte keine Antwort. Des Jünglings Angst schien mit jedem Augenblick zu steigen; er ließ den Schlosser, den Zimmermann kommen und die Thür einschlagen; zitternd stürzte er über ihre Trümmer zum Bette seines Vaters; die Vorhänge hingen tief herab und — es war leer. Fragend staunten alle sich an, aber des Knaben Blicke irrten verzweifelnd im Zimmer umher; da entdeckte sein von der Angst geschärftes Auge eine Spalte in der Wand und eine verborgene, allen unbekannte, nur angelehnte Tapetenthür; er riß sie auf; man sah in einen schmalen, dunkeln Gang, in den das Licht des Tages nur gleichsam fremd und schüchtern drang. Er stürzte hinein, aber seine Leute wollten ihm nicht folgen und suchten ihn durch alle möglichen Vorstellungen zurückzuhalten; ein panischer Schrecken hatte alle ergriffen. Der Jüngling gebot Licht zu bringen; ungern erwartete er es, ergriff hastig die Laterne, hieß seine Leute ihm nachgehen und eilte voran; es konnten nicht zwei Personen in dem engen Raume, der sie wie ein Grab umfing, neben einander gehen; einzeln bewegte sich der bange Zug; es ging Treppe auf, Treppe ab; endlich hörten die kleinen, hin und wieder zerstreuten Stufen auf und der Weg senkte sich fortgesetzt. Sie schritten die schmalen Tritte hinab; die Laterne brannte, vermuthlich durch die eingeschlossene Luft, gedämpft, trüb und unsicher; da stieß des Jünglings Hand an ein Hinderniß — eine Thür lag vor ihm; mühsam drängte er sie auf; ihre ungewohnten Angeln knarrten scharf und verwundend, wie ein Schrei aus alter, erstorbener Zeit, durch die tiefe Stille, und er trat in die Gruft seiner Ahnen unter der Kapelle. Aber beim nächsten Schritt stolperte sein Fuß über einen im Wege liegenden Gegenstand; er bückte sich, ihn zu beleuchten — es war der Leichnam seines Vaters! Er stand erstarrt. Seine Begleiter sprangen hinzu und wollten ihn aufheben, aber ein Hinderniß zog die Leiche wieder nieder; die goldene Kette, welche er seit seiner Krankheit trug, war es, die sich mit dem einen Ende in die Spalte eines Sargs geklemmt hatte. Der Deckel wurde geöffnet, sie los zu machen; man erkannte den Sarg der verstorbenen Frau

Digitized by Google

von Iwanowitsch. Der Sohn verbarg sein Gesicht in seinen Händen und stürzte fort. Der Leichnam wurde an das Tageslicht gebracht; alle Versuche, ihn wieder zu beleben, blieben umsonst; er schien sich mit der Kette erdrosselt zu haben.

Der Jüngling ließ ihn neben seiner ersten Frau begraben und verließ auf immer das Gut seiner Väter. Er reiste nach Petersburg und brachte seinem Bruder jene Kette mit, die sie unter sich theilten und die ein Erbtheil in der Familie blieb, an dem beide Linien sich noch spät als Verwandte erkannten, denn beide lebten in ihren Kindern fort; ihrem Wappen fügten sie die zerrissene Kette hinzu, und die nie getrübte Eintracht beider Brüder ging sprichwörtlich auf ihre spätesten Nachkommen über, von denen einer mir — so schloß der Erzähler — die Hälfte der sonderbaren Kette gezeigt hat, deren verhängnißvollen Ursprung Niemand mehr mit Bestimmtheit nachzuweisen vermag.

Korrespondenz-Nachrichten.

Alexandrien, April.

Hitze. Egyptische Kultur.

Den Hauptzweck meines hiesigen Aufenthalts, mich in den orientalischen Sprachen zu üben, kann ich, wie ich nachgerade einsehe, hier nur höchst unvollkommen erreichen. Ich bin zu sehr von Europäern umgeben, die lieber französisch oder italienisch, als griechisch, arabisch und türkisch sprechen. Auch ist es fast unmöglich, mit hiesigen Arabern zusammenzukommen, weil sie sich dadurch erniedrigt glauben, wenn sie einen Nichtmahomedaner in ihrem Hause aufnehmen. Ich werde deshalb so bald als möglich von hier abreisen, um entweder in Kahira oder in einem Dorfe in der Nähe den Sommer zuzubringen. Freilich werde ich in Kahira noch mehr von der unaufhörlichen Hitze leiden, als hier, wo die Meeresluft die Temperatur etwas erniedrigt; doch auch hier kann man schon jetzt nicht mehr das Zimmer verlassen, so oft die Südwinde wehen, die Chamsin genannt werden. Vor einigen Tagen hatten wir diesen erstickenden Wind; ich litt während desselben außerordentlich an Kopfschmerzen und Augenweh, auch war der Thermometer bis auf 21 Grad gestiegen. Im Vergleich mit Kahira ist dies allerdings noch erträglich, denn wie man mich versichert, erreicht dort der Thermometer oft den 35sten Grad. Wenn man aber so wie ich gewohnt ist, sich im Monate April noch hinter dem Ofen zu wärmen, darf man sich mit Recht über die hiesige Witterung beklagen. Doch muß ich mich glücklich preisen, wenn ich in der heißesten Mittagsstunde die armen Soldaten exerzieren sehe; und wozu dient ihnen diese europäische Disziplin? etwa um ihr Vaterland zu vertheidigen? nein, um entfernte unabhängige Länder unter türkischen Scepter zu bringen, um ihre eigenen arabischen Brüder im Innern oder in Abyssinien einem fremden Stamme zu unterwerfen und dann der harten Tyrannei gegen ihre eigenen Landsleute als Werkzeuge der Erpressung zu dienen. Auch haben sie nicht einmal die Hoffnung, sich durch ausgezeichnete Tapferkeit emporzuschwingen; so wenig als ein Nichtadeliger in manchen Ländern Deutschlands, kann hier ein Araber eine bedeutende Stelle im Staate bekleiden; die Türken allein sind Herrn im Lande, und sie sehen mit demselben Uebermuthe auf ihre arabischen Glaubensgenossen herab, wie diese auf Europäer. Unlängst war ich Augenzeuge, wie ein türkischer Unteroffizier einen Esel von einem arabischen Eseltreiber haben wollte; dieser versagte ihn unter dem Vorwande, er müsse einen europäischen Herrn abholen; denn so sehr sich auch die Eseltreiber um verdergehende Europäer drängen, so ungern leihen sie ihre Esel einem Türken, weil sie schon zum voraus wissen, daß sie nicht dafür bezahlt werden. Der Unteroffizier aber fragte nicht lange, sondern schlug den armen Eseltreiber hart und ritt seines Weges fort; als dieser ihm nachlief, ward er zu Boden geworfen, mit Füßen getreten und auf Befehl des Unteroffiziers von zwei vorübergehenden Soldaten ergriffen und auf die Hauptwache geführt; hier saß ein türkischer Offizier zu Gericht, und ohne sich lange um die Streitsache zu bekümmern, fragte er seinen Landsmann, welche Strafe wohl der Angeklagte verdiene, und auf sein Begehren gab er ihm selbst 20 Prügel. Dies sind ungefähr einen Begriff von der hiesigen Justiz, so wie überhaupt von der Civilisation, so gedibet man sich auch in Europa den egyptischen Pascha denken mag; allerdings finden Sie hier mehr Bildung, als in den meisten übrigen Ländern des Orients; doch alles ist nur äußerlich, während das Innere der Egypter sowohl, als höchst wahrscheinlich des Pascha selbst, so roh und gemein als nur möglich ist. Sie sehen allerdings wie in Europa ziemlich gut marschirende Truppen, indessen bewegen sie sich wie Puppen, ohne Kraft und Geist. Der Pascha besitzt etwa 90.000 mehr oder weniger regulirte Soldaten; es werden in diesem Augenblicke vier große Linienschiffe in dem hiesigen Zeughause gebaut, vier prächtige Fregatten werden schon längst von den Wellen getragen, nebst zwölf starken Briggs und drei Korvetten. Doch ist dies alles nichts mehr als eitler Prunk; denn wenig würden diese Rüstungen nützen, wenn die gegenseitige Eifersucht der europäischen Mächte verschwände und eine derselben dieses schöne Land erobern dürfte, und gegen mahomedanische Nachbarn sind sie höchst überflüssig. Um übrigens diese Truppen zu unterhalten und sie von Europäern, die größtentheils nie in ihrem Leben ein Gewehr getragen, unterrichten zu lassen, um die Mannschaft sowohl als die Kriegsschiffe zu bewaffnen, und um jene Armee ebenfalls von Ausländern kommandiren zu lassen, die, sobald sie sich bereichert, mit ihrem Gelde den Pascha verlassen, muß nothwendigerweise der Eingeborne gänzlich ausgesogen werden. Und wozu führt dieser eitle Schimmer, wenn das Land dadurch in unglaubliche Armuth gestürzt wird? Noch würden vielleicht alle diese ungeheuren Kosten bestritten werden können, wenn fleißige Arbeiter diesem gesegneten Boden alle seine Kräfte entlockten; doch wer wird wohl einsältig genug seyn, sich viel anzustrengen, wenn zur Erndtezeit die Früchte seiner Arbeit in fremde Hände fallen? besser ist es daher, in träger Unthätigkeit, die Beine übereinander gekreuzt, mit einer langen Pfeife in dem Munde und einem Rosenkranze in der Hand mühsige Stunden zu leben. Unendlich reicher und mächtiger wäre dieses Land, wenn Jeder für sich und sein Haus Saamen ausstreuen könnte, und mit wahrem Heldenmuthe würde dann gewiß Jeder zu den Waffen greifen, wenn es gälte, sein Eigenthum in seinem Vaterlande zu vertheidigen; freudiger würden sie dann unter dem Rufe Allah gegen den Feind anbrüllen, als wenn sie mit der Marseillaise oder Parisienne zu Felde zieben, während der allerhärteste Despotismus auf ihnen lastet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 138.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 10. Juni 1831.

Was in der Zeiten Widerhall
Jemals ist trefflich gewesen,
Das wird immer einer einmal
Wieder auffrischen und lesen.

Goethe.

Der altfranzösische Reineke Fuchs.

Von D. L. B. Wolff.

Erster Artikel.

Jahrelang haben unsere deutschen Literatoren und Forscher dem Ursprung des altfassischen Schalksknechtes Reinele Fuchs nachgespürt, ohne zu einem besondern Resultat zu kommen, und jezt, da schon seit einiger Zeit sich eine neue Quelle eröffnet hat, bekümmert sich Niemand recht darum, und selbst diejenigen, denen darum zu thun seyn müßte, lassen sie links liegen. Aus dem Morgenlande hat man die Urgroßeltern von Heinrich von Altmars lustigem Zöglinge holen wollen, denn der Deutsche gibt sehr oft dann nur etwas auf Dinge, wenn sie weit her sind. Daß aber die nächsten Verwandten des spitzbübischen Fuchses in Frankreich zu Hause seyen, daran scheint, beinahe absichtlich, Niemand zu denken, um dem deutschen Patriotismus nicht zu nahe zu treten. So lange die Schätze der französischen Bibliotheken entweder gar nicht, oder doch nur Auserkohrnen zugänglich waren, so lange gefiel es den Geiehrten unseres Vaterlandes, wenn sie auf den altfassischen Fabelroman zu reden kamen, auch mit einer gewissen Vornehmheit zu bemerken, es gebe ebenfalls eine französische Bearbeitung dieses Gegenstandes; jezt hingegen, wo Alles offen da liegt, und es von vielfachem Interesse selbst für Laien wäre, eine Vergleichung anzustellen, aus der sich erwiese, wie der Germane, und wie der Gallier eine und dieselbe Idee auffasse und durchführe, jezt fällt es Keinem ein, nicht einmal denen, die sonst das Wort zu führen und oft an sich zu reißen pflegten, auch nur darauf hinzudeuten, geschweige denn eine ausführliche Darstellung zu liefern. Eine solche darf denn auch der Verfasser dieser Zeilen, wenigstens für jezt, nicht versprechen, denn es gebricht ihm hier an Raum wie an Zeit, aber eine angenehme Unterhaltung glaubt er dem theilnehmenden Leser in diesem flüchtigen Entwurfe bringen zu können, und eine angenehme Unterhaltung ist, seiner Meinung nach, zu Zeiten von größerem Werthe als eine gelehrte Abhandlung.

Durch die Bemühungen des verdienstvollen und fleißigen, leider für die Wissenschaften zu früh verstorbenen, französischen Gelehrten Méon, ward im Jahre 1826 eine Ausgabe der altfranzösischen Fabelromane, welche die Geschichte und die Schalksstreiche des Meister Fuchs enthalten, in vier Bänden besorgt. Das Interesse für die schöne Literatur des Mittelalters scheint in Frankreich noch geringer zu seyn als in Deutschland, wenigstens las man in überrheinischen Blättern damals fast gar nichts über diese doch eigentlich wichtige Erscheinung, und da es aus diesem Grunde an Anregung fehlte, so sind auch nur wenig Exemplare herüber zu uns gekommen und in unsere Bibliotheken gewandert, wo sie ungestört ihr Plätzchen behaupten, bis irgend ein Neugieriger vielleicht einmal den Staub abbläst und einen Blick hineinwirft, aber abgeschreckt von dem alten Französisch, das nicht viel mehr mit der zierlichen Sprache du grand siècle de Louis XIV.

Digitized by Google

gemein hat, als höchstens die Nasenlaute, sie schnell wieder an ihren alten Ort stellt. Wollte er sich die Mühe nicht verdrießen lassen, sich nur ein wenig hinein zu arbeiten, so würde bald eine reiche Ausbeute von Schalkheit ihm, Witz, Humor, Ironie und Regeln der Lebensklugheit ihn überschwänglich belohnen. Schon um der treffenden Sprichwörter willen, die ihm auf jeder Seite begegnen würden, verdient der alte Roman eine nähere Bekanntschaft, denn selbst bei Lokman, Bidpai, Aesop, und herunter bis auf Lafontaine und Gellert, finden sich die Aussprüche praktischer Philosophie nicht besser eingekleidet und körniger wiedergegeben als eben hier.

Ich glaube jetzt die Aufmerksamkeit des Lesers hinlänglich gespannt zu haben, und will ihn daher auch nicht länger wie einen Tantalus vergeblich nach dem Apfel schmachten lassen, sondern ihm lieber die angenehme Frucht vom Baume der Erkenntniß, der jedoch diesseits des Paradieses wächst, gleich abgeschält und ausgehülst überreichen.

Mehrere altfranzösische Dichter haben die Geschichte des listigen Fuchses, gleichsam die Weltgeschichte im Kleinen, behandelt, Anfangs, wie es scheint, nur in Bruchstücken und ohne eigentlichen Plan. — Ich denke mir, zu einem Ganzen gestaltete es sich auf folgende Weise. Im Mittelalter zogen bekanntlich im Lande Frankreich die Herrn von der lustigen Wissenschaft, Magister, die sich selbst provoirten, die Trouvères und Jongleurs nämlich, vorzüglich die letzteren, von Schloß zu Schloß und ergötzten und unterhielten Ritter und Damen weidlich durch Recitirung von interessanten Geschichten und Sagen, vorzüglich aus den Kreisen Arthurs und Karls des Großen, welche der Neigung der Zeit huldigten und schmeichelten. Aber schon damals waren die Menschen, wie sie jetzt sind und immer seyn werden: sie liebten die Veränderung und es verdroß sie nicht, wenn die Heldenthaten der Paladine, die Erzählungen von treuer, mitunter unglücklicher Minne, oder die Wunder der Heiligen abwechselten mit der Darstellung derber, handbackener, aber witziger Schwänke, wie sie die gesunden mittelalterlichen Magen vertragen konnten. Da kam denn eines Tages ein aufgeweckter Jongleur auf den Einfall, sich nach andern Schauspielern umzusehen, die freilich nicht so ganz leicht zu finden waren; denn Ritter und Damen, Mönche und Nonnen, Bürger und Bauern, Studenten und Handwerker hatten schon das Ihrige redlich thun müssen; er aber wußte doch Rath und engagirte sich den listigen Fuchs und dessen Vetter, den gefräßigen Wolf, nebst deren weitläuftigster Sippschaft, als ambulante Gesellschaft. Das Ding gefiel und die Kunde davon verbreitete sich bald im ganzen Land; jeder neue Jongleur sollte Aehnliches liefern, denn die praktische Nutzanwendung schimmerte durch und zum Allegorisiren ist der Mensch desto mehr geneigt, je ungebildeter er ist. — Wußte nun der neue Spielmann auch nichts Fremdes, so wußte er sich doch zu helfen und dichtete Neues, Eigenes, es dem schon Vorhandenen so gut, als er konnte, anschließend. So entstanden die verschiedenen Theile des jetzigen Romans, branches genannt, alle aus derselben Wurzel entspringend, aber durch verschiedene Pfropfreiser veredelt oder verschlechtert, je nachdem der Gärtner (der Dichter) das Ding zu behandeln verstand, oft sich in großer Aehnlichkeit begegnend. Später, als der Kreis des Thierreiches durchwandelt war, und fast jedes Thier sich hatte gefallen lassen müssen, vom Fuchs überlistet und geprellt zu werden, schlummerte die Satire nicht mehr so bewußtlos in diesem Gedicht, sondern trat vorzüglich da, wo dem Reineke menschliche Gewänder, bald Pilgerkleider, bald Mönchskutten, bald der Mantel eines Spielmanns, bald das Schurzfell eines Färbers umgehängt wurden, schärfer und deutlicher und mehr nach den einzelnen Punkten der Lebensscheibe zielend, hervor. Ganz zuletzt war die Fabel nur ein Rahmen noch, und die Satire ward fast zum Pasquill, einzelne Menschen und Innungen, besonders geistliche Ordnungen, auf das Bitterste und Bissigste geißelnd und verfolgend.

Daher kommt es denn, daß das französische Epos vom Fuchs nicht das Werk eines Einzelnen, sondern Vieler ist, von denen bei weitem nicht alle ihre Namen der Nachwelt hinterlassen haben. Nur über wenige dieser Verfasser ist etwas Näheres bekannt; wir werden sie seiner Zeit nicht unberührt vorüber ziehen lassen, und wenden uns jetzt vor allen Dingen der Form und dem Inhalte zu. Das ganze Gedicht zerfällt, wie wir bereits bemerkten, in Kapitel, Aeste (branches) genannt, deren Ueberschrift nicht immer genau, oft nur theilweise den Inhalt derselben angeben. Sie sind durchgängig in achtsylbigen Knittelversen geschrieben, von denen je zwei und zwei mit einander reimen, wobei jedoch männliche und weibliche Reime ohne Ordnung abwechseln, doch herrscht die Anzahl der erstern beträchtlich vor. Sie sind im Ganzen leicht gefügt, wozu freilich die Formen der Sprache, die eben anfängt, sich aus dem niedern Latein loszureißen, und die vielen betonten Endungen, die ihr eigenthümlich sind, das Ihrige beitragen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Reisebilder vom Genfersee.

(Fortsetzung.)

Wenn man über Aigremont hinaus ist, kommt man ins große Ormontthal, das zwei Gemeinden hat, die obere und die untere. Jedem, der dahin kommt, rathe ich, die Mühe nicht zu scheuen und auf den Chamoisaire

Digitized by Google

oder Gemsenberg zu steigen. Die Aussicht ist da oben überraschend schön und ganz neu. Hier gewahrt man nicht, wie an so vielen berühmten Stellen der Schweiz, große Seen und weit hingebreitete Länder; nein, die Aussicht ist viel enger, aber unendlich mannigfaltig und reich an lieblichem, romantischem Reiz. Zu den Füßen liegt das gekrümmte Ormonnthal und weiterhin das Mosesthal, zwischen beiden unzählige kleine Wohnungen. Gegen Westen stehen die hohen Felsenzähne oder Thürme von Ai und Maven, und zeichnen sich scharf auf dem Himmelsblau; mehr nördlich ziehen sich drei Bergketten hin, eine nach dem Greyerzer Land und Freiburg, die andere nach Geffenay und die höchste nach dem Berner Oberland. Südöstlich hat man die Diablerets, die Dent du midi und die Dent de Morcles mit ihren Schneehäuptern vor sich stehen, und über sie hinaus hebt sich noch der große St. Bernhard, der Mont Rosa und ganz im Süden der Montblanc mit seiner Familie heraus. Wenn man sich an diesen hohen Häuptern müde gesehen hat, so lasse man seine Augen ausruhen in den freundlichen Thälern, oder an den hellen Häusern von Plambuit, oder an der lieblichen Kirche von Sapey, oder an den Ruinen von Aigremont, oder an den tausend reinlichen kleinen Wohnungen, die sich weitenweit an den Berg lehnen, an den Bächen und Flüßchen hinziehen. Wenn man die Menge Häuser sieht, so sollte man meinen, das Land sey sehr bevölkert; dem ist aber nicht so. Jede Familie hat drei bis vier Häuser, die Wohlhabenderen acht bis zehn; sie sind aber alle so klein und leicht gebaut, daß man sie mit den Filzhütten der Nomaden vergleichen könnte, die für kurze Zeit an einer Stelle aufgeschlagen und nach einigen Wochen wieder abgebrochen werden, weil die Hirten mit ihrem Vieh weiter ziehen. Schaut man von unten nach diesen Bergmassen hinauf, die sich hier von allen Seiten zusammendrängen, so kommt einem alles unordentlich, rauh und wild vor, sieht man sie aber von der Höhe an, so zeigt sich überall die schönste Eintheilung und Ausstattung. Die segenspendende Gotteshand hat auch den höchsten Felsenspitzen gute Pflanzen und Kräuter für zahme oder wilde Thiere gegeben, denn da, wo die Hausziege sich nicht mehr hingetraut, geht, klettert und springt die Gemse noch mit Sicherheit. Dieß Land, das von unten felsenstarrend, von Waldströmen zerrissen und in ewigem Schnee begraben scheint, gewährt von der Höhe einen ganz andern Anblick, da begreift man, daß es ein Land ist, wo Milch und Honig fließt.

Ueber die Entstehung des Namens Ormont geben mancherlei Sagen. Einige behaupten, vor alten Zeiten sey hier bei dem Flüßchen Grande-Eau ein Goldbergwerk gewesen. Andere meinen, der Name komme in seiner Wurzel von Or, was im Romanischen Bär bedeutet, und Mont, Berg. So viel ist gewiß, daß es hier einst Bären genug gegeben hat, kommt doch noch heutzutage mancher vor, wenn es recht kalt ist. Die Grafen von Gruyères ließen das Land zuerst anbauen und vereinigten es dann mit ihrem Besitzthum. Als diese Familie ausstarb, nahmen es die Berner in Besitz. Die Reformation drang schon 1526 ins Land, wo Farel von Genf die neue Lehre predigte. Bemerkenswerth ist, daß unter den Bernern das Land all seine alten Freiheiten und mündlich überlieferten Rechtsgebräuche, so wie das Recht behielt, in erster Instanz nach ihnen zu erkennen. Diese patriarchalische Gewohnheit hatte jedoch auch ihr Unangenehmes und Mißliches. Als daher im Anfang unseres Jahrhunderts das hohe und niedere Ormont mit dem übrigen Pays d'Enhaut von Bern weg an Waad kam, thaten die Einwohner freiwillig auf ihr ungeschriebenes Recht und ihre alten Freiheiten Verzicht und unterwarfen sich dem allgemeinen Landrecht des Kantons.

Die Einwohner führen beinahe ein Nomadenleben. Ihre Besitzungen sind so zerstückelt und in kleine Theile getrennt, daß sie mit ihrem Vieh und aller fahrenden Habe im fortwährenden Wandern von einem Grundstück auf das andere begriffen sind; denn schnell sind die kleinen Weiden abgefressen; daher kömmt es auch, daß das kleine und gering bevölkerte Gebiet über zehntausend Wohnungen hat. Im hohen Sommer besieden die Leute ihre Gemeindeweiden und bewohnen da enge und unbequeme Hütten. Sie genügen jedoch diesen Naturmenschen, die nur wenig Bedürfnisse haben. Alle Augenblicke begegnet man im Lande Familien, die von einer ihrer kleinen Besitzungen zur andern ziehen. Die Weiber tragen eine Wiege mit dem kleinsten Kind auf dem Kopf, ein Milchgefäß unter dem Arm und Arbeitszeug in den Händen. Diese Gebirgsbewohner leben in ewigem Streit mit den Elementen, mit Lawinen, Bergstürzen, wilden Gebirgsströmen, mit der heftigen, langandauernden Winterkälte, mit den häufigen kühlen Regen im Sommer, mit den dichten Nebeln im Herbst und Frühling, denen sie nichts entgegenzusetzen haben als Muth, Kraft, Ausdauer und Geduld bei immer frohem Sinn. Dabei ist ihre Nahrung ziemlich gering: nichts als Käs, Molken, Milch, Kartoffeln und an Feiertagen ein Stückchen gesalzenes Fleisch. Ein oder zweimal im Jahr wird ein grobes, aber nahrhaftes Brod aus Roggen- und Bohnenmehl gebacken; um es zu erhalten, hängt man es in den Rauch und es wird dadurch so fest wie Stein. Es schmeckt aber in Milch gebrockt sehr gut, besonders wenn man den Alpenappetit dazu bringt. Die Ziegen liefern genug Haare, um Alt und Jung darein zu kleiden; daraus wird ein grober, dicker Zeug gewoben, den beide Geschlechter tragen. Ihre Beschäftigungen sind auch sehr einfach, denn sie bestehen nur in Butter- und Käsmachen, in Aufziehung des Viehs, im Anbau von ein Bischen Getreide und Gemüs. Dabei führen sie jedoch die Art

Digitized by Google

meisterlich und zimmern sich ihre hölzernen Häuser selbst. Auch gute Büchsenmacher sind sie, was weniger zu verwundern ist, wenn man bedenkt, daß sie die besten Gemsjäger in der ganzen westlichen Schweiz sind und mit großer Genauigkeit schießen. Mit Festigkeit und Stärke des Charakters eine sie Geistesgegenwart und Fröhlichkeit. Es gibt nichts Neugierigeres als diese Leute, und keine unermüdlicheren Fragen; man kann sie aber auch fragen, und man erhält gewöhnlich treffende und selbst geistreiche Antworten von ihnen. Bei alle dem stecken sie aber noch voll Vorurtheilen; so wie Fremde Bleistift und Papier zum Zeichnen blicken lassen und sich niedersetzen, um eine Gegend aufzunehmen, so ist es gleich um alles Vertrauen geschehen und man sieht sie ungern im Land, denn Jedermann hält sie für Spione, die gekommen sind, das Land auszukundschaften und dem Feind zu verrathen. Wenn diese Leute von keiner Leidenschaft und von keinem Vorurtheil aufgeregt sind, so zeigen sie sich freundlich, zuvorkommend und dienstfertig; ich will aber Niemanden rathen, sie zu beleidigen, sich Vertraulichkeiten mit ihren Mädchen und Frauen zu erlauben oder Stolz gegen sie blicken zu lassen. Einem Berner jungen Herrn, dem der Patrizier im Kopf steckte, und der vergaß, wer er war, ging es übel, und er wird wahrscheinlich in seinem Leben keine Reise mehr ins Ormonthal machen wollen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Alexandrien, April.

(Fortsetzung.)

Arabische Hochzeitfeier.

Genug für heute von der Politik Mehemed Ali's. In dessen Geheimnisse ich übrigens in so kurzer Zeit noch nicht sehr eingeweiht werden konnte. Ich schildere Ihnen eine arabische Hochzeitfeier, wie ich dieselbe vor einigen Tagen selbst gesehen. Wohl ist Ihnen bekannt, daß in den meisten Ländern des Orients nie ein junger Mann in Gesellschaft von Frauenzimmern kommt; sobald ein Fremder in ein arabisches Haus tritt, stehen sich die Mädchen in ihr Frauengemach zurück, und nur vor Verwandten oder ganz vertrauten Freunden ihres Vaters erscheinen sie, jedoch das ganze Gesicht bis auf die Augen verschleiert; nur die Füße sind nackt und der Busen ziemlich nachlässig bedeckt. Auch sprechen sie wenig oder gar nicht in Gegenwart eines Fremden. Man hat hier gar keinen Begriff von dem süßen Reize, den zwei junge Europäer verschiedenen Geschlechts in einem traulichen Gespräche finden. Wenn ein Vater oder eine Mutter ihren Sohn zu vermählen wünschen, so besieht letztere das Mädchen, das die Gattin ihres Sohnes werden soll, und sucht dann den Sohn nach ihr lüstern zu machen. Sind die Eltern beiderseits einig — denn weder der Sohn, noch die Tochter werden um ihre Einwilligung gefragt und können, ohne sich je gesehen oder gesprochen zu haben, einander weder genehm, noch abgeneigt seyn — so wird des Abends im Hause der Tochter eine Mahlzeit veranstaltet, und der Bräutigam überreicht der ihm immer noch unbekannten Braut einen Trauring. Während der Verlobungszeit, die gewöhnlich zwei bis drei Monate, selten länger als ein halbes und nie über ein Jahr dauert, besucht der Bräutigam zuweilen seine Braut; doch sieht er sie immer nur verschleiert und in Gegenwart ihrer Mutter. Am Hochzeitage versammeln sich alle Freundinnen im Hause der Braut, um ihre Toilette recht elegant zu machen, und vorzüglich, um ihre Haare mit besondern Ceremonien zu flechten. Gegen Mittag wird zuerst vor dem Kadi der Ehekontrakt geschlossen, und dann in der Moschee vor dem Priester der Eid der ehelichen Treue geschworen. Da der Bräutigam seine Braut nie unverschleiert gesehen, so muß er schwören, daß er stets seine Pflicht als Gatte gegen sie erfüllen werde, selbst wenn sie alle möglichen Leibesfehler hätte. Dann geht jeder nach Hause; die junge Frau wird von ihren Gespielinnen ungekleidet, die dabei einen Zirkel um sie bilden und siebenmal im Ring herum tanzen. Nach dem Nachmittagsgebete — denn wie Sie wohl wissen, beten die Mohamedaner fünfmal täglich, und jedesmal ruft der Moschedeiener auf dem Thurme die Stunde aus — geht man zu Tische und der neue Gatte darf neben seiner Gemahlin, die aber noch nicht entschleiert ist. Play nehmen und sich frei mit ihr unterhalten, bis endlich die Sonne untergegangen ist und mit ihr die lästigen Gäste sich nach und nach zurückgezogen haben; nun fällt endlich der Schleier, und heil dem Manne, der dann seine Frau seiner Hoffnung entsprechend findet. Ist er in seiner Erwartung getäuscht, so muß er ihr einen Scheidebrief geben, oder, was noch leichter ist, eine andere Frau dazu nehmen. Weder aber der armen Frau, die von ihrem Manne verstoßen und dadurch ein Gegenstand der allgemeinen Verachtung wird; und nicht minder bejammernswerth ist eine, die ihr Gatte trotz seiner Abneigung gegen sie nicht entläßt, die aber eine geliebte Nebenbuhlerin an ihrer Seite dulden muß. Wie lange noch wird das schöne Geschlecht auf einem großen Theil des Erdbodens so behandelt werden! Hier zu Lande findet man indessen wenig Männer, die mehrere Weiber haben, und die Ursache ist ganz einfach die, daß die Leute schon zu arm sind, um eine einzige Frau mit ihren Kindern zu ernähren; und da die Vielweiberei für ein Zeichen des Wohlstandes angesehen wird, so hüten sich selbst die wenigen Vermittelten, sich dadurch zu verrathen, um nicht bald ausgeplündert zu werden. Mehr als die Hälfte der Araber nährt sich blos von Zwiebeln und Bohnen und besitzt weiter nichts, als einige Lumpen, um sich zu bedecken, und manchmal eine Decke von Stroh, um darauf zu sitzen und zu liegen. Die meisten kleinen Kinder sind ganz nackt, und sehr oft beobachtet man armen Müttern, die ein nacktes Kind auf der Schulter tragen und ein anderes an der Brust hängen haben. Ueberhaupt fällt das Auge hier meist auf nicht sehr ergötzliche Gegenstände; hier sieht man Männer, die mitten auf dem Markte sich gegenseitig die Haare schneiden und den Bart rasiren, dort Weiber, die sich selbst oder ihre Kinder auf öffentlicher Straße von Ungeziefer reinigen. Ich bediene mich des europäischen Ausdrucks Haare schneiden, obschon der Kopf ganz kahl geschoren oder rasirt wird; nur oben auf dem Scheitel bleibt ein langer Busch stehen, der bis zu dem Nacken reicht und unter dem kleinen, rothen Käppchen, Fes genannt, das mit einem großen weißen Tuche umwunden, den Turban bildet, vorsteht.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 60.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 139.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 11. Juni 1831.

— Mit jedem Schritte
Beut die schimmernde Blumenwelt voll neuer
Wunderformen im reichsten Schmelz ein neues
Zaubergemälde.

Matthissen.

Reisebilder vom Genfersee.

(Fortsetzung.)

Steigt man den Chamosaire herab, so kömmt man in das enge, trauliche Betthal, wo vier kleine Seen nahe bei einander liegen. Es gibt nichts Lieblicheres und Reizenderes. Der größte wird der grüne See genannt, weil sein Wasser die Farbe der nahestehenden Bäume und Gebüsche wiedergibt. Er ist fast ganz rund und mag ungefähr zweitausend Schritt im Umfang haben. Hier ist der Lieblingssitz der phantastischen Sage, hier wohnt und dichtet sie unermüdlich zwischen dunkelnden Bäumen und Gebüschen, über und in dem Wasser, in der tiefen Stille, in der Einsamkeit und in den geheimnißvollen Schatten der Nacht. Hier kommen all die luftigen Wesen zusammen, die in Gebirgen, auf Felsen und in den Gletschern wohnen, und es ist ein ewiges Weben und Weben an dem Ort. Ehemals — und das haben eine Menge Leute selbst gesehen — wohnte hier ein weißer Drache, der mit seinen mächtigen Flügeln die Wellen schlug. Vielleicht war es ein Schwan, der sich auf diesen einsamen See verirrt, und dem es in der ewigen Kühlung so wohl war, daß er der Heimkehr vergaß. Andere erzählen: die Grafen von Aigremont haben in Krieg mit den Wallisern gelegen, eine junge Gräfin dieses Stamms sey deßhalb sehr um ihre Ringe, Spangen und Kleinodien besorgt gewesen und, um sie auf jeden Fall in Sicherheit zu bringen, auf den Gedanken gekommen, solche in ein eisernes Kistchen zu verschließen und dieses in den See zu versenken. Bis auf den heutigen Tag komme sie alle Monate im Mondschein, gehe am Ufer hin und her, um zu sehen, ob das Kistchen noch da sey. Auch Feen wohnten einst bei diesem See, sie sind aber schon lange weggezogen. Sie waren fast ganz wie die Erdenmädchen, nur hatten sie schwarze Haut, Füße ohne Fersen und so lange dichte Haare, daß sie sie als Mantel umnehmen konnten. Junge hübsche Sennen und Bauernbursche waren den vornehmen Damen eben nicht zuwider. So hatte auch eine dieser Feen einen Hirten aus der Gegend geheirathet. Da war sie aber schlecht gefahren, und man muß sich wundern, daß sich eine Fee nicht besser vorgesehen. Denn der Hirt war brutal und jähzornig und entblödete sich eines Tags nicht, die Fee tüchtig durchzuprügeln, was freilich erschrecklich ist. Sie aber nahm ihn wie eine kleine Puppe beim Schopf und schleuderte ihn in den See, wo er am tiefsten ist. Darauf erzählte sie den andern Feen in der Gegend, was die Männer da für schlechte Bursche seyen, und die Damen zogen gleich darauf weg, so daß es jetzt hier gar keine Feen mehr gibt. Seitdem aber das Fräulein von Aigremont da am Rand umgeht und der Grobian drinnen liegt, fürchten sich die Einwohner vor dem grünen See, und Nachts wäre keiner hinzubringen.

Vom Chamosaire stiegen wir wieder ins Ormontthal zurück; ehe wir aber unten ankamen, brachte uns der Führer auf einen Punkt — er heißt der St. Triphonberg — wo man zwischen zwei mächtigen Bäumen einen zauberischen Anblick

Digitized by Google

hat, der wie in einen grünen Rahmen eingefaßt ist. Welches Wunderbild! Zunächst die Rhone mit ihren Inseln und Armen, und die Menge großer Dörfer an ihren Ufern. Auf der einen Seite Niederwallis von Martigny bis Boveret, wo sich der Strom durch das weite Alpenthor durchwälzt und in zwei mächtigen Armen in den See mündet. Ferner hin der ganze reizende Seespiegel des Leman vom Einfluß der Rhone bis Coppet. Aus fernem Westen zieht sich der lange Jurawall wie eine dunkelgrüne Mauer vor. Dieß sind die großen Massen, zwischen denen sich das Einzelne in den anmuthigsten Formen hinstellt und aufbaut. Von den Buchten, die so schön geschweift ins Land schneiden, geht das Auge zu den Vorgebirgen über, die mehr oder weniger scharf in die Fluth vorspringen. Dann wechseln Felder mit Wäldern, Weiden mit Felsen. Einen auffallenderen Kontrast gibt es nicht, als links die reinen Felsen und Schneehäupter der savoyischen Alpen, die sich immer kühner übereinander erheben und deren blendendweiße Silberzelte tief in das Himmelsblau hineintreten, und rechts gegenüber der Jura, auch ein langer Herr Philister, dunkel und trüb, wiewohl nicht ohne hübsche Linien. Ueberall ist das Wildschöne mit dem Lachenden und Angebauten gemischt. Es zeigt sich ein immerwährendes Fortschreiten und Uebergehen von den lachenden Gründen, auf denen ewiger Frühling liegt, zu der ernstern Waldnatur, über der die Felsen emporstehen, und über ihnen die ewige Schneeregion, wo alles Leben aufhört. Wenige Stellen in der Welt, vielleicht gar keine, stellt diese Uebergänge in einem so reizenden Bild dar als der Genfersee mit seinen Umgebungen. Aber da kömmt eine Wolke von Westen her. In einem Augenblick breitet sie sich aus und verhüllt mit ihrem Nebeltuch die ganze herrliche Schöpfung mit allen Farben und Lichtern. Die ganze magische Phantasmagorie verschwindet hinter dem Vorhang. Da reißt er wie der Vorhang im Tempel und rollt sich an den Bergen auf. Durch den Riß lacht das schöne Bild wieder herein und wird immer größer, immer frischer, immer heller, bis es wieder dasteht, wie die Geliebte nach der Versöhnung.

Nach einer Stunde kamen wir wieder ganz in die Niederung; das reizende Gebirgs- und Hirtenland, das wir bisher durchwandert, lag nun hinter uns, und wir waren wieder auf der breiten, staubigen Landstraße. Die Erinnerung an jene einfachen, reinen Sitten da oben, an das Patriarchenleben und seine Sagen, an die großartige Natur wird mir immer bleiben und, aufrichtig gesprochen, sie ist meinem Gemüthe inniger und lieber geworden, als alle spätern Schweizerreisen durch berühmtere Gegenden.

Nun kamen wir nach Aigle, das ein alter Flecken ist. Auf einem nahen Hügel liegt das alte Schloß in Trümmern, das einst so bedeutend war. In den Kriegen Karls des Kühnen gegen die Schweizer zogen zahlreiche Haufen italienischer Soldaten über den großen St. Bernhard, um die burgundischen Heere zu verstärken. Die Berner wollten dieß verhindern, und, wie immer, gut von Spionen bedient, drangen sie bei Nacht rasch durch das Ormonthal nach Aigle, wo in einer Nacht zweihundert Lombarden im Schloß Aigle bei dem Herrn von Torrent Aufnahme gefunden hatten. Ihr Angriff auf das Schloß war unwiderstehlich, und die armen Lombarden, die später wohl bei Grandson oder Murten umgekommen wären, fanden hier ihren Tod. Kein einziger kam davon. Durch den Frieden von 1476 erhielten die Berner Aigle, das als Schlüssel von Wallis und vom St. Bernhard sehr bedeutend ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der altfranzösische Reineke Fuchs.

(Fortsetzung.)

Der Ursprung des Gedichts, oder richtiger sein Anfang und die Vollendung eines großen Theils desselben reicht nach meiner Ansicht bis in den Anfang oder spätestens bis in die Mitte des zwölften Jahrhunderts hinauf, und ich muß in dieser Annahme von dem eben so gelehrten als geistreichen Roquefort abweichen, der in seiner Abhandlung über den Zustand der Poesie in Frankreich während des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts (Paris 1821, S. 161) ohne Weiteres die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts feststellt. Hier mein Beweis. An mehreren Stellen des Gedichtes, vorzüglich Vers 2605, 2633, 3408 und 14, 8537, *) ist ausdrücklich von Priesterfrauen die Rede, ohne alle Ironie und Satire, ganz ehrlich, wie von einer Sache, die sich von selbst versteht. Im Jahre 1074 wurde das Cölibat durch Gregor VII. auf dem Concil zu Rom eingeführt; geben wir nun auch zu, daß es voller hundert Jahre bedurfte, ehe diese strenge Satzung in Frankreich allgemein angenommen war (was sich jedoch in dem gehorsamen Frankreich wohl bezweifeln läßt), so folgt daraus, daß das Gedicht vor dem Jahre 1174, also gewiß um die Mitte des zwölften Säculums verfaßt worden ist, da sich in jenen Branchen nirgends eine Anspielung auf die bald nach dem Cölibat entstehende Konkubinenaushülfe der Priester findet, die doch den satirischen Jongleurs und Trouvères, welche keine

*) E la fame au provoire estoit
Enmi sa cort où buschetoit, V. 2605.
Sa fame li a demandé,
Quel vent nous mène et quel oré? V. 2653.
Là Prestre a lá noise oie.
Si escrie son clers Gilain
Et sa fame et son chapelain. V. 3408 et 14.
J'emporte ses vestemens toz,
Se il velt demain chanter messe,
Praigne la chainse a la prestresse. V. 8537.

Digitized by Google

Gelegenheit vorbeischlüpfen ließen, die Geistlichen zu necken und zu quälen, ein wahrhaft mundrechter Bissen gewesen wäre. Zur Verstärkung diene noch Folgendes: Sautier de Coinsy, Prior in Vie sur Aisne, ein sehr beliebter nordfranzösischer Legendendichter, der 1236 starb, spricht in mehreren seiner frommen Erzählungen (Contes dévots) vom Roman du Renart wie von einem weitverbreiteten Buche. Er sagt ausdrücklich in seinen 1233 geschriebenen Miracles de la vierge, seine Erzählungen würden den frommen Leuten angenehmer seyn als die Geschichten vom Fuchs, und an einer andern Stelle erzählt er, dieser Roman sey so beliebt, daß sich die Leute einzelne Scenen daraus malen ließen und ihre Zimmer damit schmückten; ja den Priestern wirft er sogar vor, sie sorgten in ihren Gotteshäusern nicht so eifrig für das Bild der lieben Frau, als in ihren Wohnungen für eine Abbildung des Herrn Isegrimm (Name des Wolfs im Roman, der auch in den altfassischen Reineke Fuchs übergegangen ist) und seiner Gemahlin *).

Gehen wir nun zum Roman selbst über. Er enthält 30,362 Verse in 32 Kapiteln, branches genannt. Ihm folgen spätere Umarbeitungen, oder Erzählungen in demselben Gewande, die aber, wie wir bereits oben bemerkten, bestimmtere Zwecke haben und für's Erste nicht hieher gehören. Die Kapitel erzählen sämmtlich die Schalkstücken des Meister Fuchs bis auf drei oder vier, in welchen auch von Schwänken anderer Thiere die Rede ist. Folgendes ist der Inhalt der ersten Branche **): Der Dichter beginnt damit, daß er einen Herrn, dem er dient, anredet und ihm sagt, er (der Seigneur) habe zwar schon viele Lieder gehört, von Paris und Helena, Triſtan und Isalde, so wie andere Fabeln und Heldensagen, aber nichts vom Fuchs (Renart) und dessen lapgem Kriege mit Isengrin; das wolle er ihm nun gleich erzählen. Er habe in einem Schranke ein Buch gefunden, das hieß Aucupre ***), in welchem unter andern Geschichten auch diese, die er nun sogleich mittheilen werde, gestanden habe. Nach diesem Prologe beginnt er nun die Erzählung: Als Gott Adam und Eva aus dem Paradiese vertrieb, gab er ihnen eine Ruthe, mit der sie in das Meer schlagen sollten, wenn sie etwas brauchten. Adam that das, und es sprang ein Schaaf heraus; nun dachte Eva, wenn sie noch ein Schaaf mehr hätten, das wäre doch besser, nahm also die Ruthe ihrem Gatten aus der Hand und schlug ebenfalls, jedoch etwas hart und täppisch, und es sprang ein Wolf heraus, der das Schaaf auf der Stelle fortschleppte. Nun schlägt Adam wieder und es erscheint ein Hund, der jenem das Schaaf abjagt und ihn zur Flucht zwingt. Adam und Eva sorgen nun auf diese Art wechselsweise für ihren Haushalt; Adams Thiere werden zahm, Evas Thiere bleiben wild, oder, wie sich der Dichter naiv ausdrückt, die Evaner verwilderten, die Adamer wurden zahm. Unter den so geschaffenen Thieren war der Fuchs (le gorpil (vulpes)), der sehr wild war, ein rothes Fell hatte und durch seine List alle Thiere, so viel er deren fand, betrog. Dieser Gorpil bedeutet den Renart, der so viele Schalksstreiche wußte. Alle Schalksknechte werden seitdem Renart genannt, denn Renart und Gorpil sind sich ganz gleich. Der Oheim des Renart ist Isengrin, der Wolf, ein Räuber, derselbe, der das Schaaf des Adam stahl; deshalb nennt man mit Recht jeden Räuber Isengrin. Die Frau des Isengrin heißt Hersent; sie ist die Schwester der Füchsin Richout; beide sind Spitzbübinnen, Betrügerinnen, wenn die eine Katze ist, so ist die andere Mieze (se l'une est chate, l'autre est mite); sie geben einander nichts nach, und so machen es Onkel Isengrin und Neffe Renart auch. Sie thun zwar sehr freundlich mit einander, aber sie gönnen einander nichts aus Neid und Geiz.

Hier findet es der Dichter passend, moralische Betrachtungen einzuschieben, nebst einer Nutzanwendung des Inhaltes, daß Neid die Wurzel alles Uebels sey, und was weiter daraus folgt, besonders daß die, welche große Renten haben, großes Uebel damit thun. Dann geht er zu der Bemerkung über, man solle sich nicht wundern, daß er von diesen Thieren spreche, wie von andern Leuten; erzählen die Nachbarn doch von einer Eselin, welche gesprochen habe. Es folgt nun ein ausführlicher Bericht von Bileams Eselin, worauf denn plötzlich der Leser und Zuhörer in medias res, in die Schilderung von Renarts Schelmstreichen, die er seinem Oheim Isengrin spielt, geführt werden.

Wir geben nun im Folgenden diese Streiche nach der Ordnung der Branchen oder Kapitel durch.

(Beschluß des ersten Abschnitts.)

*) En leurs moustiers ne font pas faire
Si tost l'image nostre Dame,
Com font Isengrin et sa fame,
En leur chambre où ils reponnent.

**) Sie führt die Ueberschrift: De Renart et d'Ysengrin com il iuirent de la mer. Von Renart und Ysengrin, wie sie aus dem Meere kamen.

***) Wahrscheinlich ein Buch von der Jagd, oder überhaupt Fabeln von Thieren. Aucupre kann von aucep aus und von accipiter abgeleitet werden, ganz nach denselben Grundsätzen wie Aunfours von Alphonsus, was seine Richtigkeit hat.

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Juni.

Schieferecks Rechenmaschine. Vorträge über das Allma von Deutschland.

Ich erwähnte in meinem letzten Bericht der von Herrn Schierer erfundenen Rechenmaschine. Ich habe seitdem Gelegenheit gehabt, diese Maschine noch näher kennen zu lernen und mich von der Zweckmäßigkeit derselben zu überzeugen, denn der Erfinder zeigte solche in einer der letzten Sitzun-

Digitized by Google

gen des physikalischen Vereins vor und führte mehrere Exempel damit aus, die ihm von Anwesenden vorgelegt wurden. Die Resultate, die man mit dieser Maschine erlangt, erregen nun so größeres Erstaunen, da dieselbe ganz einfach ist und die einzelnen Ziffer nicht versetzt werden können, indem sie alle auf einer einzigen Scheibe geschrieben sind. Was aber vorzüglich die Bewunderung der Kenner auf sich zog, war die Leichtigkeit, womit der Logarithmus jeder Zahl bis auf fünf Decimalstellen, und umgekehrt die Zahl zu jedem Logarithmen durch die Maschine angegeben wurde. Mittelst einer kleinen, bei der Maschine anzubringenden Vorrichtung kann indessen die Angabe der Logarithmen noch um zwei Decimalstellen weiter erzielt werden.

In zwei diesem Vereine gehaltenen Vorträgen über das Klima von Deutschland fort, den Faden dieser Vorträge da wieder anknüpfend, wo er am Schlusse seiner letzten Vorlesung stehen geblieben war, theilte er über die Verhältnisse des Nebels folgende Bemerkungen mit: Einer der nebelreichsten Orte in den niedriger liegenden Gegenden Deutschlands ist Hamburg, wo man im Mittel 52 Nebeltage des Jahrs zählt. In Stuttgart kommen deren im Durchschnitt jährlich 39 vor. Die Gegend von Berlin hat wenig Nebel; auf Kopenhagen aber kommen, nach einem vierjährigen Mittel, 30 Nebeltage für jedes Jahr. — Häufiger als in den tiefern Gegenden sind die Nebel auf den Bergen, deren höchste Spitzen nur, wie z. B. die des Ortelos in Tyrol, frei davon sind. Am häufigsten und stärksten gewahrt man dagegen diese Erscheinung in den engen Hochgebirgsthälern des ekkengenannten Landes. — Wie hinsichtlich anderer meteorischer Verhältnisse, so zeigt sich auch in Betreff der Nebel viel Uebereinstimmung in allen niedern Gegenden Deutschlands. So sind hier unter allen Breitegraden in den kältern Monaten die Nebel häufiger, stärker und anhaltender, als in den wärmern; und nur in dem Punkte weicht das südwestliche Deutschland von dem nördlichen ab, daß dort der Herbst, hier der Winter die nebelichste Jahreszeit zu seyn scheint. Es geht dies wenigstens als Resultat aus den an sieben verschiedenen Orten angestellten Beobachtungen hervor. — Weniger Nebel hat überall das Frühjahr, die wenigsten aber der Sommer. In dieser Jahreszeit gehören, besonders im nordteutschen Binnenlande, Nebel zu den seltenen Erscheinungen. — Sind außer dem Wasserdunste noch andere Materien im Nebel enthalten, so nennt man ihn Heideraud (Heerrauch) und Moordampf. Beiderlei Erscheinungen müssen von einander getrennt werden. Der Heideraud kommt nur im Sommer, an Abende heißer Tage vor. Der Moordampf entsteht dadurch, daß im nordwestlichen Deutschland, besonders in Westphalen, Torflager oft in der Ausdehnung von ganzen Quadratmeilen angezündet werden, um das Land auf diese Weise, besonders für den Anbau von Buchweizen, urbar zu machen. Viele meinen, daß der also entstandene Moordampf nur in den vom Orte des Brandes nicht weit entfernten Gegenden sich zeige. Allein sowohl das Zusammentreffen der Zeit des Brennens mit der Zeit, wo viele Jahre lang der Dampf an fernen Orten, wie z. B. zu Leipzig, bemerkt worden, als auch die Richtung des Windes und das Aufsteigen der Wolkenmassen, die Rauchsäulen ähnlich sind, haben Clöpius überzeugt, daß hier sowohl an entfernten Punkten sichtbare, durch Menschenhände erzeugte Moordampf vom Höheraufe unterschieden werden müsse. So zeigt sich, wenn in Leipzig, jener Moordampf jedesmal einen bis zwei Tage nach dem Anfang des gemeinigtlich im Mai und Juni stattfindenden Anbrennens von Torfstagern; im Westphalen selber aber gewährt zu dieser Zeit die Sonne oft den Anblick einer dunkelrothen Scheibe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Alexandrien, April.

(Beschluß.)

Ausflug nach Kairum.

Ich schließe mit der Beschreibung einer kleinen Reise von hier nach Kairum, einem Dorfe, vier Stunden von hier, die ich vor einigen Tagen mit einem Freunde machte, um den Sohn des berühmten Herrn Botta, der, nachdem er Asien und Amerika durchreist hat, nun einige Zeit in Cemmar, wo eine toppische Garnison ist, zubringen will, so weit zu begleiten. Wir ritten auf Eseln bis zu dem sogenannten viereckigten Hause, etwa 14 Stunden von hier, dann stiegen wir in den Nachen des Herrn Pedemonte, königlich sardinischer Generalkonsuls, der und daselbst erwartete. Der Nordwind war so stark, daß wir in zwei Stunden den Weg auf dem Kanale zurückgelegt hatten. Bekanntlich ist dieser Kanal eines der schönsten Werke des jetzigen Pascha. Er nimmt seinen Anfang in Machmudie, einem in der Nähe von Alexandrien gelegenen Dorfe, und erstreckt sich bis Daphne, einen an den Ufern des Nils, zehn Meilen weiter als Kairum, liegenden Flecken; folglich verbindet dieser Kanal Alexandrien mit Kahira und Rascheb oder Rosette. Sobald wir in Kairum angekommen waren, verließ uns Herr Botta, der den guten Wind benutzen wollte, um schnell nach Kahira zu schiffen. Wir besuchten das Landgut des Herrn Pedemonte und mehrerer anderer Europäer, die hier zwar nur elende Hütten, aber große, wohlgebaute Gärten und Felder besitzen, d. h. vom Pascha zu Lehn genommen haben. Ich ergötze mich sehr an dem frischen Grün, das man in der Nähe der Stadt vergebens sucht, und zum erstenmale athmete ich eine belebende Frühlingsluft, die mein ganzes Wesen neu belebte; noch hatte ich in diesem Jahre mich nicht am erheiternden Anblick der grünenden Natur geweidet, noch hatte ich mich nicht an Blumen und Blüthenduften erquickt, und die blühenden, reichbewässerten Wiesen, von sustigen Vögeln durchstreift, gossen heilenden Balsam in meine Brust. In jeder andern Jahreszeit bietet übrigens diese Gegend wenig Angenehmes dar, denn das Land ist ganz flach und nirgends ist, selbst in der weitesten Entfernung, auch nur ein Hügelchen sichtbar; auch fehlt hier, wie allenthalben in diesem Lande, ein munteres, wackeres Bauernvolk, denn die diesigen Bauern sind gar zu ernst und finster, und leider gar zu elend.

Auflösung der Homonyme in Nr. 153:
Lager.

Räthsel.

Zwei Brüder, bekannt in der ganzen Welt.
Sehen Manchem haben sie's Leben vergällt.
Und um zu verfänglichen das wilde Paar,
Bringt ihm Hekatomben man täglich dar.
Doch werden sie heut nur dem Opferer gut,
Denn täglich erneuert sich ihre Wuth.

Als guter Koch ist der eine bekannt,
Der andre wird richtig ein Schlucker genannt.
Wenn Futter der erste nur an sich rafft,
Befriedigt den andern oft Wissenschaft;
Doch trinkt er mit Lust auch ein gut Glas Wein;
Dem ersten schenket man nimmer ein.

Der erste, behauptet man, pflege zu schrei'n,
Der andre leidet nur stille Pein;
Und daß du den ersten zum Schweigen gebracht,
So ward für den andern das Stillen erdacht.
Und wen die Gebrüder noch nie gepflagt,
Dem ist ein großer Genuß versagt. J. G. M.

Beilage: Kunstblatt Nr. 46.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 140.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 13. Juni 1831.

Nie Eroberern, Fürsten nie
Beugtest du ein Sklavenknie,
Beugt es jetzt der Liebe.

Schiller.

Die Legitimität der Liebe.

Der Sturm zerknickt die Blüthen
Mit wilder Mörderlust,
Und Leidenschaften wüthen
Rings in der Menschen Brust.

Die schönen Bilder bleichen
Von Lieb' und Liebestreu,
Und in der Erde Reichen
Erstirbt die fromme Scheu.

Die Riesenschwerter blinken
Hervor aus dunkelm Schrein,
Vor ihren Streichen sinken
Die Throne zitternd ein.

Doch deinen Thron, o Minne,
Zerstört nicht Sturm, noch Stahl,
Mit ungebeugtem Sinne
Hältst du dein Ideal!

Du folgst zu manchem Hügel,
Der theure Helden birgt,
Schaffst der Begeist'rung Flügel,
Versöhnst, wo man sich würgt.

Wenn Freiheit, zornentlodert,
Nach kühnen Zielen schweift,
Und innre Sehnsucht fodert,
Was nie der Mensch begreift;

Wenn, um das Recht zu schützen,
Das Unrecht mit sich schaart,
Und wenn in Wetterblitzen
Der Gott sich offenbart:

Da trittst, ein Seraph milde,
Du in den Bruderstreit,
Und deckst mit deinem Schilde
Die Menschheit, frech entweiht.

Du sprichst die alten Worte,
Die jede Zeit gehört,
Wenn auch die heil'gen Horte
Oft Gaukelei zerstört.

Du sänftigst die Despoten,
Der Volksverführer Schwarm,
Den Trännenden, den Todten
Nimmst du den tiefen Harm.

Du hauchst in blasse Leichen
Den neuen Lebensgeist,
Der aus des Irrthums Reichen
Den Pfad zur Wahrheit weist.

Münch.

Ueber einige merkwürdige merikanische Bäume und das Alter der Bäume überhaupt.

Das englische Magazine of natural History enthält den folgenden interessanten Brief eines Philadelphiers, den wir mittheilen und einige Bemerkungen daran anknüpfen.

„Der nordamerikanische Minister-Resident in Merike, Poinsett, hatte im Jahr 1827 der philosophischen Gesellschaft zu Philadelphia einen Strick zugesandt, der ihm als das genaue Maaß des Umfangs einer Cypresse in der Umgegend von Oaxaca mitgetheilt worden sey. Der Mann, von dem er den Strick bekommen, verdiente alles Zutrauen und hatte, seiner Versicherung nach, das Seil selbst und so sorgfältig als möglich um den Stamm gelegt. Die außerordentliche Länge dieses Stricks gab indessen natürlich zu einigem Zweifel an der Genauigkeit des Maaßes Anlaß, und der Bibliothekar der Gesellschaft wurde beauftragt, an Poinsett zu schreiben, um Näheres über die Sache zu erfahren. In der Antwort auf diesen Brief vom sechsten September 1827 heißt es: Da Sie die ausnehmende Dicke der Cypresse in Zweifel zu ziehen scheinen, so schrieb ich deßhalb ein Paar Worte an einen Engländer, der vor Kurzem von Oaxaca zurückgekehrt ist; ich schließe seine Antwort bei."

Merike 5ten Sept. 1829.

„Ihrer Aufforderung gemäß, theile ich Ihnen mit, was ich an der ungeheuren Cypresse von Oaxaca beobachtet habe, welche schon so manchen Reisenden mit dem größten Erstaunen erfüllt hat.

Dieser merkwürdige Baum steht auf dem Gottesacker von Santa Maria de Tesla, ein halb Dutzend engl. Meilen von Oaxaca, an der Straße von Guatimala über Tehuantepec. Um die erwähnte Kirche stehen noch fünf bis sechs alte Cypressen, die an Dicke den gleichfalls berühmten Cypressen von Chapultepec oder Tmiquilpan im Staate Mexico gleichkommen. Der größte Baum, von dem hier die Rede ist, steht innerhalb der Mauern, welche die Kirche der heil. Jungfrau umgeben, und er ist es, der durch seine ungeheure Dicke die Aufmerksamkeit aller Reisenden auf sich zieht. Die Eingebornen nennen ihn Sabino. Im verflossenen Mai habe ich unter seinem Laubdache gefrühstückt und seinen Umfang mit dem Strick oder Lasso meines Pferdes, den ich deßhalb mitgenommen hatte, gemessen. Fünfmal reichte mein Lasso herum und am Ende blieb noch eine halbe Vara übrig. In Oaxaca wieder angekommen, maaß ich den Lasso; er war neun Varas lang, und somit schätze ich den Umfang des Baums mindestens auf 46 Varas (117 französische Fuß und zehn Zoll), weil ich wegen der die und da befindlichen Unebenheiten etwas abgezogen hatte. Der größte Baum bei Chapultepec hat etwa siebzehn Varas (43 franz. Fuß) im Umfang, und die übrigen Cypressen von St. Maria bei Oaxaca sind ungefähr ebenso stark oder etwas schwächer. Die Höhe jenes größten Baumes schätze ich zu 120 engl. Fußen. Im Verhältniß zu seiner Dicke ist seine Laubkrone nicht groß; ja sie ist kleiner als bei den andern Bäumen umher, die doch bei weitem nicht so stark sind. Trotz dem scheint seine Vegetation noch in voller Kraft zu stehen und es ist nicht ein abgestorbener Ast daran zu bemerken. Den ungeheuren Aesten nach, die aus dem Stamm entspringen, sollte man denken, und dieser Gedanke drängt sich einem bei allen sehr großen Bäumen dieser Art auf, er bestehe aus zwei, drei verwachsenen Bäumen. Ich kann übrigens nicht anders glauben, als daß es ein einziger Baum ist, denn die Rinde läuft ohne Unterbrechung rings um den ungeheuern Stamm" *).

„Von den Indiern in der Nachbarschaft wird dieser Baum sehr verehrt; ja sie sollen ihm früher förmlich Opfer dargebracht haben. Cortez erwähnt seiner in seiner Geschichte der Eroberung von Oaxaca als eines der größten Wunder, die ihm je vorgekommen; sein ganzes kleines europäisches Heer habe sich unter seinem Schatten bergen können."

„So ungeheuer dick dieser Baum ist, so sollen doch, nach vollkommen glaubwürdigen Berichten, an der Straße von Guatimala bei der alten Stadt Palanque, die jetzt in Trümmern liegt, Cypressen stehen, die ebenso dick, oder wohl noch dicker sind."

Richard Erter.

„Ward beschreibt in seiner merikanischen Reise die oben erwähnten Bäume von Chapultepec folgendermaßen."

„In den Gärten von Chapultepec fällt einem vor allen Dingen die prachtvolle Cypresse in das Auge, Montezumas Cypresse genannt. Dieser Baum war 1520, als Montezuma auf dem Throne saß, vollkommen ausgewachsen **), und er muß daher jetzt zum wenigsten vierhundert Jahre alt seyn. Dabei ist er aber noch jugendlich frisch. Der Stamm mißt 41 Fuß im Umfang, der Baum ist aber so majestätisch hoch, daß die ganze ungeheure Masse ausnehmend leicht emporstrebt. Betrachtet man ihn genauer, so scheint er aus drei Bäumen zu bestehen, die mit den Stämmen innig zu Einem verwachsen sind. Noch besser aber gefiel uns eine zweite Cypresse; sie ist zwar etwas schwächer — sie mißt blos 38 Fuß im Umfang — aber ebenso alt, ebenso herrlich, und eine leichte Biegung, die der Stamm in der Mitte hat, gibt ihr ein gar zierliches Ansehen." — —

(Der Beschluß folgt.)

*) Dieß beweißt nichts, denn wenn Bäume oder Zweige zusammenwachsen, so schließen sich endlich die Rinden vollkommen an einander an und bilden eine Fläche, wie bei einem einfachen Baume.

**) Ward will damit sagen, dieser Baum sey bereits zu Montezumas Zeit von auffallender Größe gewesen, denn die sogenannten arbres exogènes (s. unten), zu denen die Cypresse gehört, werden fortwährend dicker, bis sie absterben.

Digitized by Google

Reisebilder vom Genfersee.

(Fortsetzung.)

Eine gute Stunde von Aigle liegt Roche, wo der berühmte Haller lange als Salinendirektor lebte. Hier schrieb er seine Physiologie und seine berühmte Naturgeschichte der Schweizerpflanzen. Wenn ich an einen Ort komme, wo sich ein ausgezeichnetes Talent entwickelt hat, so sehe ich mich gleich nach Allem um, was bedeutenden Einfluß auf sein Gemüth gehabt haben dürfte. So fand ich früher in Zürichs lachenden Umgebungen, was Geßner'n zu begeistern vermochte; in dem heimlichen und musterlosen Einsiedeln entdeckte ich die Quelle von Zwinglis strengem Fanatismus und von Paracelsus wunderlicher Exaltation. In Oberrieden wurde es mir klar, daß Lavater nur Gedanken der Tugend und Menschenliebe haben konnte. Nur die Quelle seiner nicht menschenfreundlichen Physiognomik fand ich da nicht. — Hier in Roche lebte Haller mitten in einer reichen, herrlichen Natur, in einem unsäglichen Ueberfluß, wo die Erzeugnisse aller Himmelsstriche in kleinen Räumen bei einander stehen. Lappländisches Klima und Pflanzen findet man neben den Gletschern der Diableréts, in Montreux und Clarens am Genfersee hingegen ist sicilisches Klima, und sicilische Pflanzen kommen da zu Reife und Gedeihen. Es ist mir daher begreiflich, daß Haller hier zwischen romanischen Bergen und Alpen vorzugsweise zur Botanik hingezogen wurde und seine schon gemachten großen Studien in dieser Wissenschaft noch erweiterte und vervielfachte. Hier lebte er als Weiser in großer Einfalt und herzlicher Freundschaft mit den Einwohnern, die ihn weit und breit kannten und über Alles hoch hielten. Im Jahr 1764 besuchte ihn Saussure von Genf, und recht anziehend ist, was er über Haller in Roche sagt: „Ich fand ihn in seiner bescheidenen, kleinen Wohnung, und er empfing mich mit der gastlichsten Freundlichkeit; er war wohl auch froh, sich einmal nach Herzenslust über seine Lieblingsstudien unterhalten zu können. Gleich schob er alle seine Geschäfte bei Seite, und die acht Tage lang, wo ich bei ihm bleiben mußte, waren wir keinen Augenblick getrennt. Damals war ich nicht älter als vierundzwanzig Jahre. Ich habe seitdem manchen interessanten Mann in Nähe und Ferne gesehen, nie aber seines gleichen. Es wäre vergeblich, die Hochachtung, die Bewunderung, ja ich möchte fast sagen die Anbetung auszudrücken, die er mir einflößte, und die sich in den langen Jahren der Abwesenheit nicht vermindert hat. Welche Mannigfaltigkeit, welche Tiefe, welcher Reichthum von Ideen, und dabei welche Bescheidenheit! Sein Gespräch war nicht jenes schnelle Strohfeuer — wie bei Voltaire — das schnell und hell aufflammt, sich aber ebenso schnell wieder legt, sondern eine milde, tief eindringende Wärme, die immer wirkt und den Zuhörer zu der Höhe des Sprechers emporhebt. Wenn Haller sich seines Uebergewichts gegen unser Einen bewußt war — und wie hätte er es nicht sein sollen? — so verstand er es doch meisterlich, Alles zu vermeiden, was andern weh thun mußte. Wurde ihm ein, wenn gleich flacher und ungegründeter, Einwurf gemacht, so antwortete er mit dem größten Gleichmuth darauf und bemühte sich mit unwiderstehlicher Freundlichkeit, Zweifel zu heben, neue Ideen zu entwickeln, neue Ideenwege zu eröffnen u. s. w. Nie sprach er ab, nie war er schneidend in seinen Urtheilen und Meinungen. Nur dann war er streng und ernst, wenn etwas gegen Religion und Sitten anging. Jene glücklichen acht Tage, die ich bei Haller verlebte, werden nie aus meiner Seele weichen. Seine Worte begeisterten mich nicht nur zum fortgesetzten Studium der Naturwissenschaften, sondern auch zu allem Guten, Schönen und Rechten. In der Nacht schrieb ich fleißig auf, was ich am Tage von ihm gehört und gelernt hatte. Endlich verließ ich Roche mit wahrem Schmerz. Des edeln Mannes Wohlwollen für mich hörte nur mit seinem allzufrühen Tod auf."

Von Roche nach Villeneuve kommt man über die Felder, wo die Römer unter ihrem Konsul Lucius Cassius die große Niederlage erlitten, die den siegenden Tigurinern und ihrem tapfern Feldherrn Divico den Weg nach Italien eröffnete. Nun zog eine ungeheure Menge Cimbern, Teutonen und Helvetier über die Alpen nach dem schönen Sonnenland Italien hinab, immer weiter. Schon zitterte die ewige Stadt vor ihnen, denn ihre Bürgerkriege hatten sie von Soldaten entblößt und erschöpft: da rettete sie Marius in den Ebenen von Vercelli. In dieser reizenden Gegend ist jeder Stein mit Blut getränkt. Bei Villeneuve liegt auch das Schlachtfeld, wo die Oestreicher im 13ten Jahrhundert mit den Savoyern um den Besitz des Waadlands kämpften. Peter, Graf von Savoyen, blieb Sieger, und drei Jahrhunderte hindurch besaß er das schöne Land, das sich aber unter der damaligen savoyischen Hoheit, unter einer freisinnigen Verfassung und Repräsentation wohlbefand.

Wie der Weg von Ber hierher durch einen herrlichen Hügelgarten ging, durch schöne Dörfer unter dichten Nußbäumen, an krystallenen Quellen und Bächen weg, links der große Strom und seine Burgruinen, rechts eine hohe, waldige Bergwand: so reizend ist er auch von Villeneuve nach Chillon, nur macht ihn da die Aussicht des Sees, des lachenden waadländischen Gestades und der großartigen Felsenmassen an dem gegenüber stehenden Ufer Savoyens noch schöner und reicher an imposanter Mannigfaltigkeit.

Das Schloß Chillon wurde gewiß nicht zur Verschönerung des Landes hergesetzt; demungeachtet ist sein Anblick ungemein anmuthig, und es steht da wie eine schöne Sage aus ferner, ferner Zeit, die sich in den blauen Wellen spiegelt. Die Herren von Savoyen bauten es

Digitized by Google

gleich nach dem Beginnen ihrer neuerrungenen Herrschaft auf einer Felseninsel, die unweit vom nördlichen Ufer liegt. Es wurde eine Feine, aber feste Twinge, um Staatsverbrecher da aufzubewahren. Rund herum läuft eine Mauer mit festen Thürmchen, Warten und Schießscharten, um jeden Angriff von außen abzuwehren. Im Innern hat es nur wenig Raum; enge Gänge, eine ungeheure Küche, wo die innere Wache am Feuer versammelt war, und gewundene Treppen haben nichts Merkwürdiges, desto mehr aber sein unterirdisches, in Felsen gebauenes Gewölbe, wo die Gefangenen verwahrt wurden. Sieben dicke gothische Bogensäulen tragen die Wölbung; unten an jeder ist ein dicker eiserner Ring, an dem die Gefangenen in Ketten angelegt wurden. Um das Gefängniß flutet der See, der über sechs Fuß höher ist, als der Grund des Gewölbes. „Hier hat der See gegen tausend Fuß Tiefe," sagt Lord Byrog in seinem trefflichen Gedicht: der Gefangene von Chillon. Die Poesie hat ein Bedeutendes hinzugethan. Ich kann versichern, daß das Wasser kaum neunzig Fuß tief ist. Immer aber hört man die Wellen an der Felsenwand branden, ja wenn das Wasser im Juli und August recht hoch ist und heftiger Ostwind (Bise) geht, so schlagen die Wellen zu dem einzigen, engen, kleinen Fenster hinauf, durch das spärliches Licht in das Verließ fällt. Klettert man aber auf den Stufen, welche die Gefangenen mit ihren Nägeln in den Felsen gekratzt haben, hinauf zu der Lücke, so thut sich einem ein wunderschönes Bild dicht über der Wasserfläche auf, denn da liegen die reizenden Ufer mit ihren Bergen um den See gebreitet und spiegeln ihr Grün in seinem Dunkelblau. Es ist mir nie ein schrecklicherer Gegensatz vorgekommen; denn wenn man sich recht dreht, so kann man mit einem Auge die reizende Zauberwelt, und mit dem andern das furchtbare Gewölbe mit seinen Pfeilern, Ringen und Ketten sehen. Als ich einsam und still zwischen den dicken Säulen herumging, die so manches Ach des Jammers und der Verzweiflung gehört, kam ein kleiner Vogel durch das engé Fenster in das Gefängniß und flog nach seinem Nest, das er in einer dunkeln Ecke gebaut hatte; ein freiwilliger Gefangener! Auch ein hübsches Blümchen sproßte in den Felsenritzen des Fensters. Mich hatte das niedliche Kind des Schloßpförtners herumtergeführt, und ehe ich wieder hinaufging, zeigte es mir ein kleines Gemach, mit alten, wurmstichigen Balken, Rollen, Leitern und andern Werkzeugen, und sagte mit lächelndem Mund dabei, dies sey die Marterkammer gewesen. Des Kindes Lächeln that mir von allem am wehsten, und ich eilte die bruchige Treppe hinauf, über die Zugbrücke weg, ins Freie.

(Schluß des ersten Abschnitts.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Juni.

(Fortsetzung.)

Vorträge über das Klima von Deutschland.

Hiernächst zu den Gewittern übergehend, glaubt Clarius auf den Grund angestellter Beobachtungen und mit Rücksicht auf die Beschaffenheit der verschiedenen Gegenden, den Satz aufstellen zu können, daß im Allgemeinen die Gewitter in den nordteutschen Küstengegenden am seltensten, in den übrigen deutschen Landstrichen aber um so häufiger sind, je südlicher sie liegen, weil die Gebirge die Bildung dieser Erscheinung vorzüglich begünstigen. Demnach kommen z. B. in Hamburg, im jährlichen Durchschnitt, nur 10 bis 11 Gewitter vor; in Stuttgart dagegen 20 bis 21 und zu Regensburg, südlich von München, 21 bis 22. Eine sonderbare Ausnahme von dieser Regel macht die Stadt Sagan in Niederschlesien, wo sich beiläufig 28 Gewitter im jährlichen Durchschnitte zeigen, obgleich der Ort ziemlich weit von Gebirgen entfernt und nicht einmal in der Nähe eines bedeutenden Flusses liegt. Fast überall in Deutschland hat wohl der Juli die meisten Gewitter. Sonst sind die Frühlingsmonate daran reicher, als die des Herbstes. Die Wintergewitter offenbaren sich bei uns in der Regel nur durch einen einzigen heftigen Schlag, und sind häufig mit Stürmen und Schneeschauern verbunden. Der Zug der Gewitter ist in den meisten Gegenden von Deutschland so, daß sie am häufigsten von West- Südwest und Nordwest heranstemmen. Die in Osten aufsteigenden Gewitter sind im Allgemeinen viel seltener, aber auch in der Regel heftiger. — Wir übergehen, was C. hierauf noch über Frosttage, sodann über veränderliche, trübe und heitere Tage sagt, um und zu dem Schlusse des ersten Hauptabschnittes seiner Vorträge zu wenden, wo er von den glänzenden Meteoren sprach. Er begreift darunter das Wetterleuchten, und gibt zwar als wahrscheinlich zu, daß es ebenfalls eine elektrische Erscheinung sey, jedoch will er, daß man es von dem Leuchten der Blitze eines entfernten Gewitters streng unterscheide. Ueberall in Deutschland, bemerkt der Redner, gewahrt man das Wetterleuchten, in Folge starker Gewitter, so ziemlich gleichmäßig, vielleicht etwas häufiger jedoch innerhalb der Gebirge, im Ganzen genommen aber nur selten. Die Sichtbarkeit der Nordlichter hängt allerdings von der geographischen Breite der respektiven Länder ab; ins dessen zeigen sich dieselben doch in den nördlichern deutschen Gegenden eben nicht viel öfter, als in den südlichern, unstreitig, weil der Unterschied der Polhöhe zwischen beiden nicht von großer Bedeutung ist. Ueberhaupt waren während des letzten Jahrzehents die Nordlichter in Deutschland selten, in frühern Zeiten aber desto häufiger. So hatte Beckmann in Karlsruhe während der Jahre 1779 bis 89 deren vierundsiebenzig beobachtet. Das schönste Nordlicht aber, das man seit Menschengedenken in Deutschland sah, war das vom 7. Januar dieses Jahres. Noch seltener als Nordlichter sind Feuerkugeln; was aber die Sternschnuppen betrifft, die C. für Feuerkugeln im Kleinen hält, so waren solche, nach seiner Ansicht, größtentheils tellurischen, elektrischen Ursprungs, und zeigen sich daher auch im Ganzen am häufigsten in den gewitterreichern Gegenden. Seinem zu Anfange seiner Vorträge gemachten Versprechen gemäß, stellte unser Klimatologe nunmehr noch eine Vergleichung zwischen dem Klima Deutschlands und dem der benachbarten Länder an. Hierzu wählte er fürs erste die Schweiz und Italien. Hinsichtlich der Schweiz bemerkte C. nur in Kürze, daß wohl in keinem Lande Europas Temperatur und Witterung so veränderlich, als hier, sey, für längere Zeiträume jedoch die dortige Temperatur der in Deutschland im Ganzen so ziemlich gleichkomme. Hinsichtlich Italiens machte er vorzüglich auf den Umstand aufmerksam, daß im Verhältniß des Unterschiedes der Breitegrade in seinem Lande Europas die Temperatur, ganz im Gegensatze mit Deutschland, so verschieden sey, wie dort; denn betrage z. B. in Wien, das noch um einen Grad südlicher von Hamburg, als Neapel von Turin liege, der Unterschied der allgemeinen Mitteltemperatur nur 1 bis 2° R., so könne man, nach der deßfalls angestellten Beobachtung, den Unterschied zwischen den beiden zuletzt genannten Orten in dieser Rücksicht zu 4° R. annehmen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 61.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 141.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 14. Juni 1831.

Es öffnen sich furchtbare Spalten,
Wo der Tod aus tausend Ecken ihm winkt
In gräulichen Nebelgestalten,
Und der Knappe wagt sich muthig hinab,
Und steigt entschlossen und finstre Grab.

Körner.

Die Minen von Kornwallis.

Nicht selten bringt das wirkliche Leben Ereignisse, schauerlicher als die düstersten Gebilde der Einbildungskraft, und unendlich ergreifender. Was wir im folgenden erzählen, hat sich im Jahr 1812 in den westlichen Minen von Kornwallis zugetragen und wird die Leser an eine der kleinen Geschichten unsers Hebels erinnern.

In jener erzreichen Gegend waren die Schachte so nahe an der Meeresküste angelegt worden, daß die Stollen sich an vielen Orten unter dem Meere selbst fort erstreckten. Wenn die armen, in den Eingeweiden der Erde begrabenen Bergleute zur Zeit der Rast auf den Erzhaufen ausruhten, so war ihre einzige Unterhaltung, daß sie dem Pfeifen des Windes, dem Brüllen der Wogen lauschten, die, wenige Klafter über ihren Häuptern, am Gestade zerschellten. Stiegen sie aus ihren Grüften empor, so lag ein wildes, ödes Thal vor ihren Blicken; ringsum eine karge Natur, überall schwarze Erzhaufen, die Gräbern glichen, nicht den Gräbern, auf die Wehmuth und Freundschaft Blumen gepflanzt hat, sondern dem Grabe des Verbrechers, wohin nie ein menschliches Wesen die Schritte lenkt, wo nur Dornen und Disteln wuchern. Aber diese Einöde wimmelte von Menschen jeden Alters; kleine Kinder wie abgelebte Greise tummelten sich in reger Geschäftigkeit, und trotz der traurigen Natur, trotz der harten Arbeit, war ihnen das Leben süß, denn fröhlicher Gesang füllte die Luft und scholl herauf aus den Eingeweiden der Erde. Dieses mühselige Graben und Suchen nach Schätzen muß doch einen eigenen Reiz für des Menschen Herz haben; denn die Arbeiter ziehen einen kleinen Antheil an dem Metall, das sie selbst entdecken, also einen unsichern Gewinn, einem bestimmten, guten Lohne vor.

In den ersten Tagen des August 1812 befuhr einer der Aufseher der Mine Poldice, der Kapitän William genannt, zur gewohnten Stunde das Werk, um die Arbeit zu beaufsichtigen. Bereits hatte er die tiefsten Theile der Mine besichtigt und war mit seiner Runde beinahe zu Ende, da kam er zu einer Grube, in der nur zwei Bergleute arbeiteten; sie lag etwa zwanzig Klafter unter dem Boden. Wie bei allen Gewerken, so findet sich auch in einer Mine gewöhnlich einer, der verständiger und unterrichteter ist als seine Kameraden und dadurch eine Art Orakel wird. Pascoe, der eine der ebengenannten Arbeiter, war ein alter Bergmann, den man in der ganzen Gegend wegen seiner Lustigkeit und seiner angenehmen Unterhaltung, die er mit unendlichen Geschichten zu würzen wußte, gerne hatte. Er war in seiner Jugend Seemann gewesen und hatte die ganze Welt gesehen. Die Bergleute, die Tage und Nächte lang fast ganz allein in der Erde zubringen müssen, sind natürlich große Liebhaber von Geschichten; Pascoe war ein wahrer Schatz für sie, und wer an seiner Seite arbeiten durfte, fühlte sich glücklich. Vor Kurzem war die Schlacht von Salamanka vorgefallen, und Kapitän William wollte, ehe er

Digitized by Google

hinaufging, noch ein wenig mit dem alten Bergmann schwatzen, der auf seinen Wanderungen auch in Spanien gewesen war. — Häufig gibt das Schicksal dem Menschen, der seinem Untergange entgegengeht, einen Wink, der ihn retten würde, wenn er darauf achtete. Mehr als einmal fühlte William einen seltsamen Drang, sich zu entfernen, und schon wandte er sich zur Leiter, um hinaufzusteigen und nach Hause zu gehen, wo ein geliebtes Weib seiner wartete. Aber die Neugierde siegte, und er betrat die Stelle, wo die beiden Bergleute eben ihr Mahl einnahmen; er steckte sein Grubenlicht in die Wand, setzte sich neben Pascoe und hieß den zweiten Arbeiter, Pascoes Sohn, hinaufgehen. Die Bergleute sind sehr abergläubisch und wollen öfters Ahnungen haben, die sie vor bevorstehendem Unglück warnen. Der junge Mensch behauptete später, als er auf Befehl des Kapitäns aus der Mine gegangen, sey es ihm vorgekommen, als sehe dieser ganz verstört aus, und er habe ihn zu seinem Vater sagen hören, er wisse nicht, was es mit ihm sey, aber ein Traum, den er die Nacht zuvor gehabt, mache ihm viel zu schaffen. Er habe geträumt, er liege tief in der Erde begraben und höre die Wogen über sich brausen, das Licht aber in seiner Hand brenne dabei immer fort.

William war im blühendsten Mannesalter und seit Kurzem mit einem jungen hübschen Mädchen verheirathet. Jedermann liebte ihn wegen seiner Freundlichkeit, und seine bergmännischen Kenntnisse hatten ihm die Achtung seiner Obern erworben. Er wohnte am Abhang der Küste und hatte hier, trotz der Stürme und des schlechten Bodens, einen kleinen Garten angelegt, von wo aus er den ganzen Distrikt, den er zu beaufsichtigen hatte, übersah. Hier hatte auch immer sein Weib seiner Heimkehr. Lange waren die Beiden durch die innigste Liebe verbunden, ohne Aussicht, sich je am Ziele ihrer Wünsche zu sehen, da erhielt William unerwartet die Stelle, die ihm erlaubte, die Geliebte heimzuführen, und überglücklich zogen sie in das einsame Gehöfte, in das nur selten ein Fremder einsprach. Hie und da nahm ein Reisender ihre Gastfreundschaft in Anspruch, und in der wilden Natur, die ihn hier umgab, ahnete er wohl schwerlich, welch glückliches Paar unter dem bescheidenen Dache wohnte. Die öde Küste bot nicht den mindesten Reiz, nicht die mindeste Abwechslung; nur dann kam Leben in diese todte Landschaft, wenn Abends im Winter ein Schiff, das von der Strömung an diese gefährliche Küste geschlendert wurde, Nothsignale gab; deutlich hörte man den Angstruf der Schiffbrüchigen, und Tags darauf schwammen die Trümmer des Wrags am Strande. Aber für William, der ganz seinem Berufe lebte, war auch dieses Schauspiel verloren; sein höchstes Glück dagegen war, wenn unter der Arbeit die Stunde herankam, wo er wieder nach Hause durfte; dem Armen, der nach langem Irren im glühenden Sande fern die einsame Palme an der Quelle gewahrt, kann das Herz nicht freudiger pochen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber einige merkwürdige merikanische Bäume und das Alter der Bäume überhaupt.

(Beschluß.)

Wir kennen also aus dem Vorhergehenden genau die Größenverhältnisse von zwei ungeheuren Cypressen in Mexiko; die eine, nach Montezuma genannte, im Staate Mexiko, mißt 41 Fuß im Umfang, also etwa dreizehn Fuß im Durchmesser; die andere, die bei Oaxaca, hat 117 Fuß, zehn Zoll im Umfang und fast 37½ Fuß im Durchmesser. Wir suchen nun auszumitteln, wie alt diese Bäume seyn mögen, und sehen dabei vorerst voraus, daß sie nicht aus mehreren zusammengewachsenen Stämmen bestehen.

Als der älteste Baum, den man kennt, wird in den geographischen Werken der von Adanson beobachtete Baobab oder Affenbrodbaum vom grünen Vorgebirg angeführt. Dieser außerordentliche Baum hatte dreißig Fuß im Durchmesser, als der berühmte französische Naturforscher ihn maaß und beschrieb. Dreihundert Jahre zuvor hatten englische Reisende eine Inschrift in den Stamm gegraben. Adanson fand sie wieder, nachdem er dreihundert Holzschichten weggenommen; er maaß sodann, wie viel diese Schichten zusammen waren und wußte somit, um wie viel der Baum in diesen drei Jahrhunderten dicker geworden war. Da ihm anderseits bekannt war, in welchem Verhältniß die jungen Bäume dieses Geschlechts wachsen, so entwarf er nach diesen Momenten die folgende Tabelle, zu Folge welcher dieser Baobab fünftausend Jahre alt wäre.

Mit Einem Jahr hat der Baum 1 — 1½ Zoll Durchmesser.

—	20 Jahren	—	1 Fuß
—	50	—	2 —
—	100	—	4 —
—	1000	—	14 —
—	2400	—	28 —
—	5150	—	30 —

Gegen diese Berechnung läßt sich mit Grund nicht viel einwenden; denn die ersten und die letzten Glieder der Progression sind ja durch unmittelbare Beobachtung bekannt.

Was die amerikanische Cypresse (Cupressus distichs) betrifft, so ist uns leider nur das erste jener wesentlich nothwendigen Elemente bekannt, etwas aber läßt sich immerhin daraus schließen. Aus Michaux's Geschichte der amerikanischen Waldbäume wissen wir, daß diese Cypresse langsam wächst; die ältesten, die in der Gegend von

Digitized by Google

Paris vorkommen, sind vor etwa vierzig Jahren gepflanzt und haben nicht mehr als eilf bis zwölf Zoll im Durchmesser. Ueberdieß muß man voraussehen, daß sie mehrere Jahre in der Baumschule gestanden hatten, ehe sie gepflanzt wurden. Das Wachsthum dieses Baumes kann also allerhöchstens auf einen Fuß Durchmesser in fünfundvierzig Jahren angeschlagen werden. Nimmt man nun an, der Baum wachse nach diesem Verhältniß gleichmäßig fort, so ergäbe sich für Montezumas Cypresse ein Alter von 585, für die von Oaxaca ein Alter von 1687 Jahren. Es braucht aber kaum bemerkt zu werden, daß diese Zahlen bei weitem zu gering sind, weil das Wachsthum mit jedem Jahr, im Maaße, als das Alter des Baums zunimmt, schwächer wird.

Mit fünfundvierzig Jahren mißt die amerikanische Cypresse so viel im Durchmesser als der afrikanische Baobab mit zwanzig. Nach diesem Verhältniß läßt sich annehmen, daß Montezumas Cypresse zweimal so alt ist als ein Baobab von vierzehn Fuß Durchmesser, also gegen 2000 Jahren, und daß die Cypresse von Oaxaca bei weitem älter ist als der von Adanson beobachtete Baum; denn letzterer maaß blos dreißig Fuß im Durchmesser, während die Cypresse, die doch langsamer wächst, siebenunddreißig einen halben Fuß mißt.

Durch diese Rechnung ergäbe sich für die Cypresse von Oaxaca ein Alter, zu welchem wohl schwerlich der Bestand der ganzen jetzigen Schöpfung hinaufreicht. Es ist also wahrscheinlich, daß diese ungeheuern Bäume aus mehrern, gleich Anfangs zusammengewachsenen Stämmen bestehen, wie dieß denn z. B. am bekannten Kastanienbaum vom Aetna nachgewiesen worden ist.

Letzterer ist innen hohl, und so ließ sich denn durch den bloßen Augenschein leicht darthun, daß er mehrfach ist; aber die mexikanischen Cypressen sind so gut erhalten, daß sich hier ein ähnlicher Beweis nur mittelst eines Durchschnitts oder durch vielfache Beobachtungen an jungen Bäumen dieser Art unter ähnlichen Verhältnissen führen ließe. Ist die Cypresse von Oaxaca einfach, Einem Keime entsprossen, so ist sie sicherlich so alt, als die gegenwärtige Welt, so ist sie ein mächtig in die Sinne fallendes Denkmal aus einer Zeit, über welche die Gelehrten noch durchaus nicht im Reinen sind.

Wer sich nie besonders in den Naturwissenschaften umgesehen hat, wird sich vielleicht wundern, wie man einem Baum ein so langes Leben zuschreiben kann; ein, höchstens zwei Jahrhunderte, meint man, wäre genug; lebe ja sogar der Elephant, der Baobab der Thierwelt, nicht viel über ein Säculum hinaus; aber der Botaniker weiß dieß anders. Die meisten Bäume, und darunter auch diejenigen, von denen wir in diesem Aufsatze gesprochen haben, gehören zu der Klasse derjenigen, deren Wachsthum dadurch geschieht, daß sich jährlich Holzschichten oder Ringe außen, zwischen Rinde und Holz anlegen. Ferner verarbeiten die Blätter und die Wurzelfasern, die sich alljährlich frisch erzeugen, die Nahrungsstoffe der Pflanze fortwährend ganz gleichförmig. Die Vegetabilien unterscheiden sich also von den Thieren wesentlich dadurch, daß sich bei den Gewächsen die zum Leben unumgänglich nöthigen Organe fortwährend neu erzeugen, während die Thiere weder Magen, noch Herz, noch Lunge wechseln und unausbleiblich dem Tode anheimfallen, sobald aus irgend einem Grunde eines dieser vornehmsten Lebensorgane seine Verrichtungen einstellt. Man muß überdies einen Baum als ein vielfaches, aus so vielen Individuen, als er Knospen hat, bestehendes Wesen ansehen; ungefähr wie eine Polypenmasse aus einer unendlichen Menge zusammengehäufter Individuen besteht. Nach allem diesem kann man mit Recht schließen, daß das Alter, zu welchem die Bäume gelangen können, keine Grenze hat, und daß sie nur durch das Abreißen von Hauptästen, worauf innere Fäulniß des Stammes folgt, oder durch andere rein zufällige Ursachen zu Grunde gehen. Zum Ueberfluß hat die Erfahrung vielfältig bewiesen und beweist es noch täglich, daß manche vom Glück begünstigte, von des Menschen Hand verschonte Bäume mächtige Reiche und die ältesten Denkmale der Geschichte überleben. Ein mächtiger Baum ist das wahre Sinnbild der wahren Stabilität, das Emblem eines Staats, der in innerer Kraft beharrend, still, unmerklich fortwächst, während in seinem äußern Leben Blatt, Blüthe und Frucht in ewigem Wechsel den Kreislauf der Natur beschreiben. Im Walde der Geschichte steht bis auf diese Stunde manche gigantische Cypresse; aber Aller Stamm ist hohl, nur das Grün der Schmarotzerpflanze deckt die dürren Aeste, und der Rest der alten herrlichen Laubkrone steht, ein ärmlicher Strauß, über einem großen Grabe.

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Juni.

(Beschluß.)

Wissenschaftliche Vorträge. Theater.

Ich komme jetzt wieder auf Dr. Wagners Vorträge über die Naturgeschichte des Wassers zurück, wovon ich bereits in meinem letzten Berichte einige Bruchstücke, der Einleitung entlehnt, mitgetheilt habe. Heute werde ich etwas aus dem ersten Abschnitte mittheilen, worin der Redner die Beweise zusammenfaßt, die es außer Zweifel stellen, daß zu verschiedenen Epochen die Erdoberfläche durch das Wasser bedeutende Veränderungen ihres Gestalts erfahren hat. Zu dem Ende entwickelte Dr. W. die Geschichte der Versteinerungen sowohl insbesondere als vollkommenerer Geschöpfe, bis zu den Menschenskeletten hinauf, und stellte sodann vornämlich eine Menge

Digitized by Google

Notizen über jene antediluvianischen Thiere mit, wovon von Zeit zu Zeit mehr oder weniger unversehrt erhaltene Exemplare unter dem Polareise gefunden worden sind. — Was die verstümmerten Menschengestalte betrifft, so theilt Dr. B. die Ansicht derjenigen, welche glauben, daß solche wirklich ein neuer antediluvianischer Zeit angehören. keineswegs. Für seine Meinung aber, daß solche neuern Ursprungs sind, führt er den Umstand an, daß sich jene Versteinerungen bloß in Gesellschaft von noch jetzt existirenden See- und Landconchylien vorfinden, und zwar vorzüglich in einem Tuffstein, der noch heute täglich durch das Meer abgesetzt wird. Auch habe man ja bisher noch keine dem Affengeschlechte angehörigen alten Versteinerungen entdeckt, da doch diese Thierart, ihrer Bildung nach, dem Menschen am nächsten stehe. Somit werden die Hypothesen vollkommen unhaltbar, nach denen schon vor der letzten großen Fluth, die unserer Erde ihre jetzige Gestalt gegeben, Menschen dieselbe bewohnt haben sollen. — Was die Auffindung eingefrorner Thierkörper in den Polargegenden betrifft, so hält der Redner die allgemeine Meinung des Volks in Sibirien, es seyen jene Körper, namentlich die der Mammuths, noch mit frischem und hintendem Fleische bekleidet gewesen, für eine offenbare Uebertreibung, wozu die Thatsache Anlaß gegeben, daß man an den Knochengerippen noch Fleischtheile gefunden, die durch den Frost erhalten worden. So spricht Jelbrand von einem Kopfe, dessen Fleisch verdorben, und Joh. Bernh. Müller von einem Stoßzahn, dessen Höhlung mit einer dem geronnenen Blute ähnlichen Masse angefüllt war. Unter allen Entdeckungen der Art, welche Dr. B. erzählt, ist wohl folgende die merkwürdigste, die zwar vielen, doch wohl nicht allen Lesern bekannt ist. Im Jahr 1799 gewarrte ein tungusischer Fischer an der Küste des Eismeers, bei der Mündung der Lena, mitten unter Eisschollen einen unförmlichen Block, den er nicht genauer zu erkennen vermochte. Im darauf folgenden Jahre sah er die nämliche Masse etwas freier liegen, konnte aber noch nicht errathen, was sie eigentlich seyn mochte. Gegen Ende des nächsten Sommers war die eine Seite eines Thiers mit einem Stoßzahn ganz deutlich aus dem Eise hervorgetreten. Jedoch erst nach Ablauf des fünften Jahrs, wo das Eis in jenen Gegenden außerordentlich schmolz, ward die ungeheure Masse auf eine Sandbank der Küste gewogen. Im März 1804 nahm der Fischer dem Thiere die Stoßzähne aus, die er für 50 Rubel verkaufte. Bei dieser Gelegenheit wurde eine rohe Zeichnung von dem Thiere entworfen. Allein erst zwei Jahre später wurde Adams, der, als Adjunkt der Petersburger Akademie, den nach China als Gesandten reisenden Grafen Golowkin begleitete, zu Jakuta von der ganzen Sache unterrichtet. Adams begab sich nunmehr an Ort und Stelle, wo er das Thier schon sehr verstümmelt fand. Die Jakuten aus der Nachbarschaft nämlich hatten das Fleisch in Stücke zerschnitten, um ihre Hunde damit zu füttern; auch hatten wilde Thiere davon gefressen. Indessen fand man doch das Skelett, mit Ausnahme eines Vorderfußes, noch ganz vor. Die Wirbelsäule, ein Schulterblatt, das Becken und die Ueberreste der drei Füße hielten noch durch ihre Bänder zusammen und waren theils weise mit der Haut bekleidet; das fehlende Schulterblatt aber fand man in einiger Entfernung wieder. Der Kopf war mit eingetrocknetet Haut überzogen. Ein wohlerhaltenes Ohr zeigte einen Haarbüschel; auch konnte man den Augapfel noch unterscheiden. Das Gehirn befand sich noch im Schädel, war aber eingetrocknet; die untere Lefze war angefressen, und unterhalb der zerfreterten Oberlefze blickten die Kiefer durch. Der Hals war mit einer langen Mähne versehen. Die Haut war theils mit schwarzen steifen, theils mit zarten Haaren von röthlicher Farbe bedeckt. Der übrig gebliebene Theil des Thiers war so schwer, daß zehn Mann denselben nur mit Mühe fortbringen konnten. Im feuchten Boden rings umher fand man, nach der Angabe von Adams, mehr als dreißig Pfund der so eben beschriebenen Haare, welche die Eidsvären beim Fressen des Fleisches zerstreut hatten. Das Thier war ein männliches Mammuth; seine Stoßzähne, die Adams zu Jakutsk wies der an sich brachte, waren 9 Fuß lang, der Kopf aber, ohne dieselben, wog über 300 Pfund. Adams sammelte mit der größten Sorgfalt alles, was von diesem in seiner Art einzigen Zeugen einer ältern Schöpfung übrig geblieben war, der russische Kaiser aber kaufte ihm dieses kostbare Denkmal um die Summe von 8000 Rubel ab und ließ es bei der Akademie zu Petersburg in Verwahrung nehmen. — Schließlich bemerkt nun noch Dr. B., daß man die Art und Weise, wie die Thiere in das Eis gekommen, und der Lage, worin ihre Körper gefunden worden, zu ersennen vermöge. So befand sich das hier erwähnte Exemplar in einer aufrechten Stellung, worauf sich ergibt, daß das Wasser, gegen das es angekämpft, plötzlich zu Eis erstarrte. Aehnliche Bewandtniß hatte es mit andern Exemplaren, die theils in eben dieser Stellung, theils in einer schwimmenden Lage gefunden wurden.

Bevor wir vom physikalischen Vereine scheiden, wollen wir noch einer Vorlesung des Dr. Winterstein erwähnen, die einen Gegenstand betraf, der gewiß größere Aufmerksamkeit als bisher verdient. Der Vortrag handelte von dem Einfluß der Farben und der Dauer ihres Effekts auf das Auge. Die Erläuterungen, die W. darüber ertheilte, waren mit interessanten Versuchen begleitet; die Materie selber aber konnte in der einen ihr bisher gewidmeten Sitzung noch nicht erschöpft werden, weshalb wir der Fortsetzung dieser Vorträge mit desto größerer Erwartung entgegensehen, als eine genauere Untersuchung dieses Gegenstandes zu wichtigen Resultaten, besonders für Aerzte und Maler, führen muß.

Bekanntlich hat die diesjährige Abrechnung der Gesellschaft unserer Theater-Actionäre ein sehr unglückliches Resultat gewährt. Indessen hat das in der letzten Versammlung dieser Actionäre niedergesetzte Comité zur Untersuchung des Zustandes dieses Instituts und zur Erforschung der Mittel, wie dem jährlich anwachsenden Defizit vorzubeugen wäre, bis jetzt, wie man vernimmt, noch keine Sitzung gehalten. Es wird demselben auch schwer fallen, ernstliche Reformen ins Werk zu setzen, denn das Uebel liegt zu tief; und so lange man durch Kontrakte gebunden ist, einzelnen Schauspielern Gagen zu bezahlen, die mit dem Ertrag der Theaterabende, an welchen Dramen gegeben werden, ganz außer Verhältniß stehen, wird das Defizit immer anwachsen. Die Oper kann sich in Frankfurt halten, auch wenn sie starke Gagen zahlt und ausgezeichnete Gastspieler gut honorirt, denn unser Publikum ist anfangs- und musikliebend. Aber die Tragödie, das Lustspiel, die weinerliche Komödie, ja selbst die Farce ziehen nicht an. Im letzten Theaterjahr ertrug die Oper allein beynahe so viel, als alle übrigen Zweige des Bühnenkunstbaums. Die Lindner ist freilich jetzt die erste deutsche Schauspielerin, aber dabei bleibt doch das Haus, wenn sie spielt, sehr oft leer. Man kann daher den Actionären nur zurufen: Wollt Ihr, die Kunst zu ehren, Mimen bestellen, die mehr kosten, als einbringen, so laßt Euch das Defizit nicht schrecken; es ist unvermeidlich.

Beilage: Kunstblatt Nr. 47.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 142.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 15. Juni 1831.

— Wer den Besten seiner Zeit genug
Gethan, der hat gelebt für alle Zeiten.

Schiller.

An Karl Seydelmann,

von

Wolfgang Menzel.

Weil Du, der Kunst Heros, doch fromm der Natur nur gehuldigt,
Dankbar mit reicher Gunst hat Dich beschenkt die Natur.

* * *

Deine Manier, sie hat noch keiner erkannt, denn in jedem
Andern Charakter zeigst ihn Du, und niemals Dich selbst.

* * *

Fruchtbar werden in Dir die verborgensten Keime der Dichtung,
Daß sich der Dichter in Dir neu sieht, und doch nur sich selbst.

* * *

Studium hütet Dich vor dem Uebermuth der Naturkraft,
Vor der Schule Manier wahrt Dich die sichre Natur.

* * *

Was nur Garrick gethan, und was nur Lessing durchdacht hat,
Hast Du wie Lessing durchdacht, hast Du wie Garrick gethan.

Künstler fehlten uns nicht, doch sehr hat die Kunst uns gemangelt.
Echter Künstler, in Dir neu wird lebendig die Kunst.

* * *

Hundert Mimen verstehn nur sich zu zeigen im Kunstwerk,
Immer das Kunstwerk nur hast Du in Dir uns gezeigt.

* * *

Glücklich der Dichter, dem, so wie Du, ein Mime geworden,
Denn in Deinem Triumph fehlte der seinige nie.

* * *

Weil Du der Dichtkunst dienst, so dient Dir wieder die Dichtkunst,
Machst Du uns schöner das Stück, schöner auch zeigt es Dich selbst.

* * *

Aber des Mimen Kunst ist vergänglich, nur ewig die Dichtkunst,
Drum in den Marmorvers grab' ich, o Mime, Dein Bild.

* * *

Und verwitterte Namen und Bild und jeglich Gedächtniß,
In der Regel der Kunst dauert unsterblich Dein Geist.

Digitized by Google

Mittheilungen aus Sizilien.

Von J. Baumann.

Bemerkungen über die Insel im Allgemeinen.

Die Insel Sizilien, die größte im mittelländischen Meere, ist durch die achtzehn Miglien lange und zwei bis drei Miglien breite Meerenge von Kalabrien getrennt, von dem sie, der Sage nach, einst durch ein Erdbeben sich losgerissen haben soll. Die Entfernung von Afrika beträgt ungefähr achtzig Miglien. Der Umriß der Insel bildet, wie die Karte zeigt, ein ungleichseitiges Dreieck, daher der alte griechische Name Trinakria. Drei Vorgebirge bezeichnen die drei äußersten Punkte dieses Triangels; sie heißen jetzt Capo del Faro, nordöstlich gegen Italien, Capo Passaro, südöstlich, und Capo di Marsala, südwestlich gegen Afrika gelegen. Der Umfang der Insel beträgt nach neuern Messungen 156 geographische Meilen, ihr Flächeninhalt 587 Quadratmeilen. Die Zahl der Einwohner gibt Kapitän Smyth auf 1,645,000 an.

Sizilien ist sehr gebirgig. Auf der Nordseite läuft fast parallel mit der Küste die Gebirgskette der Nebrodes, jetzt Monti di Madonia genannt, deren höchster Gipfel 610 Toisen erreicht. Sie stößt nach Italien hin mit dem peloritischen oder neptunischen Gebirge zusammen, das sich vom Capo del Faro längs der Ostküste hinabzieht bis Taormina, und dessen erhabenste Spitze der Monte Scuderio ist. An diese Gebirgsreihe stößt der Aetna, der höchste Berg der Insel. Von da an läuft, in südlicher Richtung, das hyblaische Gebirge hinunter bis Syrakus. Auf der Westküste erhebt sich der Monte S. Giuliano, bei den Alten unter dem Namen Eryx bekannt. Im Innern der Insel fußen Berge an Bergen, dergestalt, daß die dazwischen liegenden Thäler alle äußerst schmal sind. Die ausgedehntesten Ebenen sind die von Milazzo und Palermo, an der Nordküste, die von Catania, an der Ostküste, und endlich die von Terra nuova, an der Südküste.

Nach einer aus den Zeiten der Sarazenen herstammenden und im Lande immer noch gebräuchlichen Eintheilung, zerfällt Sizilien in drei Provinzen, in das Val di Demona, Val di Noto und Val di Mazzara, von denen das erste einen Theil der nördlichen und östlichen, das zweite den südöstlichen, das letzte den übrigen Theil der Insel begreift. Die Hauptstadt ist Palermo, wo der Statthalter und die zur Regierung niedergesetzten Kollegien, auch der Erzbischof oder Primas von Palermo ihren Sitz haben.

Vor nicht langer Zeit hatte Sizilien noch keine fahrbaren Verbindungswege, jetzt aber führt eine schöne Straße an der Nordküste von Messina nach Palermo, eine andere an der Ostküste hinab nach Catania, und von da wieder eine mitten durch die Insel nach der Hauptstadt, von der aus wieder eine nach der Westküste und eine andere nach der Südküste laufen. Nur Syrakus, obgleich sich da ein großer Theil des sizilianischen Adels aufhält, steht mit seinen Nachbarstädten noch in keiner andern Verbindung zu Lande, als durch elende Saumwege, die sich oft vielfach scheiden und in Wald, Gestrüpp und weiten Steinfeldern fast verlieren.

Die Fruchtbarkeit des Bodens, trotz der schlechten Urbarmachung, ist außerordentlich. Um Messina, Catania, Palermo und andere Städte steht fast das ganze Jahr über Alles üppig in Blüthe und Frucht; Reben, Orangen, Zitronen, Feigen, Cactus, Agrumen, Granaten, Oliven und Palmen stehen da in wundervoller Pracht; auf den blühenden Ebenen weiden zahlreiche Heerden; im Innern der Insel prangen die Thäler und Bergseiten mit verschiedenen Arten von Weizen, und ist dieser geerndtet, so werden erst Hanf, Flachs, Mais, Linsen und allerlei Hülsenfrüchte gebaut. Das abgedroschene Weizenstroh wird um eingepfählte Aloestämme aufgehängt und dient nachher zu Fütterung der Zugochsen. Die Städte und Paesi stehen alle auf den höchsten Gipfeln der Berge und gewähren einen ganz eigenen Anblick.

Stiefmütterlich von Neapel behandelt, seufzt Sizilien unter dem Drucke eines zahlreichen und mit vielen Vorrechten begabten Adels. Künste und Wissenschaften liegen völlig darnieder, die Volksbildung ist aufs Höchste vernachlässigt, und die Einwohner leben in der gröbsten Unwissenheit und im finstersten Aberglauben. Einen Beweis für Letzteres dürfte die Beschreibung eines Madonnenfestes geben, auf die ich in diesen Mittheilungen kommen werde; eine Scene, die mich schaudern machte, um so mehr, da sie in der Hauptstadt selbst stattfand. Uebrigens kann man den Sizilianer weder der Raubsucht, noch der Betrügerei anklagen, was Reisende dennoch öfter schon gethan; vielmehr habe ich allenthalben, in Städten und auf dem Lande, an den Küsten und im Innern der Insel, treue, ehrliche Menschen gefunden.

Ueber Siziliens frühere Geschichte ist uns wenig bekannt; ein Riesengeschlecht soll die Insel zuerst bewohnt haben. Ihren jetzigen Namen erhielt sie von den Sikulern, die von Italien herüberschifften, aber nicht lange im alleinigen Besitze blieben; denn schon im fünften Jahrhundert vor Christus sehen wir das Eiland unter drei Völkerschaften getheilt, unter Griechen, Karthager und unter die ins Innere gedrängten Sikuler. Bei ihrer aristokratischen Verfassung gelangten die Sizilianer schnell zu einem hohen Ansehen, bis herrschsüchtige Große ihr Glück zerstörten, und durch Kriege, zahlreiche Verwüstungen und mannigfaltigen Wechsel seiner Regenten, das herrliche Land, das einst die Kornkammer des weltbeherrschenden Roms war, zu dem elenden Zustande herabsank, in dem wir es jetzt erblicken. Und doch bedürfte es, bei der ungemeinen Fruchtbarkeit des Bodens, un-

Digitized by Google

ter einem so schönen Himmel nur einer weisen und väterlichen Verwaltung, um sich schnell wieder empor zu schwingen zum blühendsten Reiche. Wie traurig, daß im Gegentheil seine Beherrscher es nur immer tiefer herabdrücken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Minen von Kornwallis.

(Fortsetzung.)

William war völlig in das Gespräch mit Pascoe vertieft, da hörten sie auf einmal ein dumpfes Geräusch, wie wenn Erde in der Nähe einstürzte. Sie brachen ab, warfen erschrocken einen raschen Blick durch die Felsspalten und sahen dann einander an. Das Geräusch glich fernem Donner oder dem Brausen der Luft vor einem Sturm; es dauerte aber nur wenige Augenblicke und Alles wurde wieder still. „Das sind die Leute, die drüben in der Mine arbeiten," sagte der Alte, nachdem er aufmerksam gelauscht. William schien derselben Meinung und sie setzten ihr Gespräch wieder fort. Die Mine, in der sie sich befanden, eine der ältesten in Kornwallis, wurde schon seit Jahrhunderten bebaut. Das Geräusch, das sie vernommen, rührte davon her, daß die Erde etwa zehn Klafter unter ihnen einzustürzen anfing; es war hier eine alte Grube im Gestein, in der man schon längst nicht mehr arbeitete und von der Niemand etwas wußte; diese öffnete sich langsam zu einem Schlunde, der die Unglücklichen verschlang. Das Geräusch ließ sich wieder und stärker hören, und nun fühlten sie, wie der Boden unter ihnen wich; das Entsetzen riß sie empor, aber schon war es zu spät. Das Getöse wurde immer furchtbarer; sie sahen ringsum Decke und Wände des Stollens wanken, als erschütterte sie ein Erdbeben. In der Todesangst liefen sie umher, schrieen laut um Hülfe, aber Menschenhände vermochten sie nicht mehr zu retten. Der Boden, der sich bisher allgemach gesenkt hatte, stürzte plötzlich ein und das Erdreich zwischen dem Ort, wo sie gesessen, und der alten Aushöhlung schoß pfeilschnell wie eine Lawine in die Tiefe und riß die beiden Unglücklichen mit, während ihre in die Wand gesteckten Grubenlichter fortbrannten und zu dem Entsetzlichen leuchteten. Der Abgrund, in den sie gestürzt, war über fünfzig Klafter tief und halb mit Wasser gefüllt; noch einmal rangen sie in ohnmächtiger Verzweiflung um ihr Leben, noch ein Angstruf — die Stimme des Alten scholl lauter herauf als die seines Unglücksgefährten — und Alles war todtenstille.

Pascoes Sohn, dem der Kapitän befohlen, auf der Mine zu gehen, und der sich langsam entfernte, bemerkte zuerst das Unglück; eben stieg er ruhig die Leiter hinauf und befand sich etwa fünfzig Fuß über der Stelle, wo er die Beiden zurückgelassen. Als das Getöse, das er sich nicht erklären konnte, aufgehört hatte, rief er sie mit lauter Stimme an, was es gegeben habe, und wunderte sich, als er keine Antwort erhielt, da er doch unter sich ihre Lichter in der Wand stecken sah; er meinte übrigens nicht anders, als sie sitzen noch bei einander. Er stieg also weiter und weiter in dem Todesschlunde hinauf, nicht ahnend, in welcher Gefahr er schwebte; da er indessen immer noch keine Antwort erhielt, drehte er sich endlich ganz um und sah nun das Entsetzliche; aber der Abgrund war nur oben vom zweifelhaften Schimmer der beiden Lichter beleuchtet, in einer gewissen Tiefe lag schwarze Nacht, und nur hin und wieder unterbrach ein Stein, der in das Wasser fiel, die gräßliche Stille. Einmal war es ihm, als höre er eine Stimme — die seines Vaters, wie ihm däuchte — um Hülfe rufen; ungesäumt stieg er nun vollends hinauf, um die Bergleute zusammenzurufen.

Williams Weib harrte mit Unruhe der Heimkehr ihres Gatten, denn Essenszeit war längst vorüber; sie dachte, ein ungewöhnlicher Vorfall halte ihn länger als sonst auf, und setzte sich an das Fenster, von wo sie die Gegend um die Mine übersehen konnte. Auf einmal sah sie, wie ein Mensch mit Geberden der Angst und gräßlichem Geschrei heraustam, wie im Augenblick ein Haufe von Bergleuten ihm umringte; sie stürzte sogleich aus dem Hause und lief athemlos der Stelle zu, wo der Haufen stand; da sah sie Aller Blicke, in denen sich Schreck und Entsetzen malten, auf sie sich richten, aber Keiner hatte das Herz, ihr zu sagen, was vorgefallen war; es hieß, ein Felsstück sey in die Mine gefallen und sperre einen Stollen, weßhalb ihr Mann nicht heraus könne; man wolle aber sogleich Hülfe schaffen. Der Mensch ist wohl Herr seiner Worte, aber daß sich ein erschütternder Eindruck nicht in seinen Züge male, das steht selten in seiner Gewalt, und so las denn die Wittwe in den Blicken voll Mitleid, die an ihr hingen, alsbald das Schlimmste. „Mein Vater!" rief der junge Mensch mit verstörtem Gesicht; „rettet meinen Vater!" Aber man hörte kaum auf ihn; Aller Augen richteten sich auf die Frau; denn alle, die Kinder sogar fühlten, daß eines Weibes Schmerz noch tiefer, unauslöschlicher ist als der eines Sohnes. Zitternd lief sie an den Rand des Abgrunds und rief hinab: „William, William, das also ist Dein Grab!" Alle fühlten sich tief erschüttert; sie gaben einander das Wort, Alles zur Rettung ihres Kapitäns zu versuchen, griffen zu ihren Werkzeugen und stürzten auf verschiedenen Wegen unter die Erde. Die Frau blieb horchend an der Oeffnung stehen; die fernen Töne von den schweren Hacken und den Steinen, die in das Wasser rollten, schlugen nur schwach an ihr Ohr, aber was sie dabei empfand, ist unbeschreiblich. „Habt Acht, daß ihm nichts geschieht!" rief sie; „um Gotteswillen, daß die Steine nicht auf ihn fallen! Seht Ihr ihn?

Digitized by Google

rührt er sich? schafft die Erde an seinem Kopf weg, damit er athmen kann!“ Die Vergleute arbeiteten diesen ganzen und die folgenden Tage; aber vergeblich; ja man mußte sogar die traurige Hoffnung aufgeben, die Leichen zu finden; nicht als ob man geglaubt hätte, sie seyen zu tief verschüttet, sondern man meinte, das Wasser, in das sie gefallen waren, werde sie schnell verzehren; denn das mit dem Mineral geschwängerte Wasser sollte diese Eigenschaft haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Notizen über Benjamin Constant.

In der öffentlichen Situng der Gesellschaft für christliche Moral zu Paris las neulich einer der Vicepräsidenten, Kulmann, einen Lebensabriß Benjamin Constants vor, worin weniger die öffentliche, allgemein bekannte Laufbahn, als vielmehr der Bildungsgang und der Privatcharakter des großen Redners besprochen werden. Wir theilen das Interessanteste davon mit.

Wer Benjamin Constant blos aus seinen Schriften kennt, wer ihn nur auf der Rednerbühne gesehen hat, wie er, ein unerschütterlicher Verfechter der Rechte seiner Mitbürger, unter Geschrei und Schimpfreden ruhig seine Bahn ging, wie er die Ueberzahl mit der Macht seiner Logik oder seinem beißenden Spotte aufwog, wie gerade durch Unterbrechungen seine Kraft und sein Feuer wuchs, wie er Tag für Tag kämpfte, Tag für Tag besiegt, beschimpft wurde; wer ihn gesehen hat, wie er alt, schwach, fast blind, seine verletzte persönliche Ehre im Zweikampf rächte, wie er sein ganzes Leben lang in Bächern, in Journalen, in gesetzgebenden Versammlungen, in Privatcirkeln gegen Unrecht, Unterdrückung, Mißbräuche aller Art ankämpfte — auf den muß Benjamin Constant den Eindruck eines strengen, ja fast wilden Charakters gemacht haben; aber dieser Mann, der so eisern war, wenn es sich von Sachen des Volks handelte, der sich nie durch gesellschaftliche Rücksichten, nie durch Freundschafts-, ja nie durch Familienverhältnisse bestimmen ließ, dieser fonds de Romain war nicht nur ein weicher, sanfter Mensch, sondern nicht leicht wird Jemand mißtrauischer gegen sich selbst seyn, und er war so schüchtern, daß er oft fast unbeholfen erschien. Diese Schüchternheit, mit der er bis in das höchste Alter zu kämpfen hatte, war, wie sein ganzer Charakter, Folge seiner Erziehung. Sein Vater, General in holländischen Diensten, war ein Mann von Geist und von edlem Charakter, aber bei einem weichen Gemüth äußerst scheu und zurückhaltend; sorgt vor seinem Sohn ließ er seinen Gefühlen nicht freien Lauf. Alle diese Eigenschaften trug der Vater in vollem Maße auf seinen Sohn über.

Constant war am 25. Oktober 1767 zu Lausanne geboren; in der Stadtkirche, einem seiner Familie zugehörenden Landgut in der Nähe der Stadt, verlebte seine Kindheit. Seine Geburt hatte seiner Mutter das Leben gekostet. Er stammte von zwei Familien, die gleich ausgezeichnet durch Talent und Muth waren, die Beide Verfolgungen zu erdulden gehabt hatten. Von des Vaters Seite stammte er von jenem Hauptmann Constant, der in der Schlacht bei Ivry Heinrich IV. das Leben rettete, dabei verwundet wurde und vom Könige den ehrenvollen Wahlspruch erhielt: in arduis constans. Er mußte Frankreich verlassen, weil man ihm Schuld gab, er habe eine Republik gründen wollen. Von der Mutter Seite war er ein Nachkomme Antons von Chandieu, des eifrigen protestantischen Predigers und Freundes Heinrichs IV., dieser Mann wurde vom König blutig zu Gesandtschaften gebraucht, verhaftet, weil er nächtliche Versammlungen gehalten, von Anton von Bourbon befreit, und zog, um dem Schwerdt des Fanatismus zu entgehen, mit zwanzig andern protestantischen Predigern drei Wochen nach der St. Bartholomäusnacht nach Genf. Andere wären eitel auf solche Ahnen gewesen; aber Constant hielt es erst 1824, als seine Feinde in ihrer Erbitterung ihm sogar das französische Bürgerrecht streitig machen wollten, für nöthig, zu beweisen, daß seine Ahnen schon den Herzogen von Burgund und Kaiser Karl V. mit Auszeichnung gedient hatten.

Doch zurück zu seinen Jugendjahren. Denken wir uns den jungen zehnjährigen Freiheitsapostel fristet, gepudert, mit Aile de Pigeon, in einem engen französischen Kleide, mit kurzen Beinkleidern, den Degen an der Seite; denken wir uns den Neuerer im Alter der Ausgelassenheit zum Ceremoniel verdammt, den Zerreißmeister aller Fesseln zur Sklaverei eines Hofes verurtheilt; kein Wunder, daß er es den Höfen nachgetragen hat. In dem beschriebenen, für sein Alter so gar nicht passenden Kostüm führte ihn sein Vater zuerst nach Paris, und kurze Zeit darauf an den Brüsseler Hof. Man kann sich leicht vorstellen, wie bange dem jungen Menschen, der nachgerade zum Bewußtseyn seiner seltenen Eigenschaften erwachte, in dieser verkünstelten Welt seyn mußte; als er das der Erlaubniß erbielt, eine Reise nach England zu machen, fühlte er sich so wohl wie der junge Adler, der zum erstenmale seine in der Gefangenschaft greß gewachsenen Flügel versucht. Sein Vater hatte ihm nur erlaubt, nach London zu gehen; er aber durchstreifte auf eigene Faust ganz England auf einem kleinen Schimmel. Nie führte er sich glücklicher als bei dieser ersten abenteuerlichen Anfahrt in die Welt. Auf der Universität Edinburg, wohin er sich nun begab, begann dieser reiche Geist, sich ernsten Studien zu widmen. Ein alter Professor dieser Universität hatte vor noch nicht zwei Jahren die Freude, den liebenswürdigen, schaltbaften Studenten, der mit bewundernswürdiger Sicherheit mit den tiefsinnigsten Theorien in Politik, Religion und Philosophie umging, wie mit Schulaufgaben, in Silberbaar und im Ruhmestranze wiederzusehen. In Erlangen vollendete er seine Studien. Diese mannigfaltige Bildung trug nicht wenig dazu bei, seinem Geist vielseitig zu entwickeln und ihn in literarischer, wie in politischer Hinsicht von Nationalvorurtheilen zu reinigen: zu Genf, Edinburgh, Erlangen, Paris hatte er aus den Hauptanstalten europäischer Bildung geschöpft und seinen Geist daran gestärkt.

Mit siebzehn Jahren finden wir ihn wieder in Genf, und nun lebte er zu Colombier bei einer befahrten Frau. Madame Charrier, einer beliebten Romanschriftstellerin, die sich ganz aus der Welt zurückgezogen hatte. Oft noch spät in der Nacht saß er bei seiner alten Freundin und besprach mit ihr die ernstesten Gegenstände, die höchsten Interessen des Menschen, und diese Unterhaltung zog er allen Vergnügungen vor, zu denen er die reichste Gelegenheit gehabt hätte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 62.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 143.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 16. Juni 1831.

— Ueber Schreck und Graus
Reißt das verjagte Weib der Liebe Kraft hinaus.

R. Corneille.

Die Minen von Kornwallis.

(Fortsetzung.)

Nicht lange nach diesem Ereigniß stellte man den Bergbau in den tiefen Stollen der Mine ein, ein Theil der Bergleute zog weg, um anderwärts Arbeit zu suchen, und mit der Zeit dachte man nicht mehr an den Unglücksfall. Bald sah es ganz anders im Thale aus: nach wie vor streckten die Felsen ihre Häupter stolz in die Luft, nach wie vor schlug die Brandung an ihren Fuß; aber die Werke der Menschenhand, und mit ihnen Leben und Wohlstand, waren verschwunden. Die Wittwe lebte nun allein in ihrem einsamen Hause, dem einzigen in der ganzen Gegend, das einiges Ansehen hatte, denn die andern waren blos Hütten der Bergleute und Fischer. Sie war noch jung und schön, wollte aber das Haus ihres Gatten nicht verlassen, und lebte ganz ihrem Schmerze. Den Garten ließ sie verwildern, und er ertrug fortan nichts mehr, wie die ganze, sonst so belebte Gegend. Man bemerkte, daß sie den Platz, wo das Unglück geschehen war, mied und sich lieber am felsigen Gestade aufhielt. Hier saß sie stundenlang und sah den Fischern am Strande zu. Nach fünf so elend hingebrachten Jahren wurde ihr ein solches Leben endlich zur unerträglichen Last; da kam ein noch junger Mann, mit Namen Andrews, der nicht unwohlhabend war, in die Gegend und warb um sie. Sie heirathete ihn, blieb aber mit ihm im Hause ihres ersten Mannes am Abhang des Bergs. Doch sah man wohl, daß ihr kein neues Glück erblüht war, denn eine trübe Wolke lag beständig auf ihrer Stirne wie über ihrem Herzen, und die aufrichtige Liebe ihres zweiten Mannes vermochte sie nie zu zerstreuen.

So mochten zehn oder zwölf Jahre seit dem erzählten Unglücksfall verflossen seyn, da nahm man den Bergbau in dieser Gegend, und so stark wie früher, wieder auf. Manche der alten Bergleute, die immer gerne hier gewesen waren, zogen sich wieder her. Da man den Bau in der Richtung der alten Grube, wo die beiden Bergleute versunken waren, fortzusetzen gedachte, so mußte man das Wasser, das sich hier gesammelt hatte, auspumpen, und damit kam man auch endlich zu Stande. Da fand man den Leichnam des alten Pascoe und später den des unglücklichen Kapitäns, aufrecht, ganz in der Stellung, die er nach dem Sturze haben mußte; der Körper war aber nicht verwest, sondern ganz vollkommen erhalten, und dies rührte eben von dem Wasser her, von dem man geglaubt hatte, es werde die Leichen schnell verzehren. Er sah ganz natürlich und durchaus nicht wie ein Mensch aus, der hart mit dem Tode gekämpft hat. Als das erste Erstaunen vorüber war, schafften ihn die Männer, die ihn gefunden, hinauf, und nicht lange, so liefen die Bergleute in Schaaren herbei, um ihren alten Kapitän zu sehen. Man berathschlagte, was zu thun sey, und sie beschlossen, den todten Mann in die Behausung seiner Wittwe zu tragen.

Der zweite Mann und seine Frau saßen in ihrem

Digitized by Google

Zimmer, da hörten sie einen verworrenen Lärm, der näher und näher kam, endlich laute Stimmen; noch wußten sie nicht, was das zu bedeuten habe, da ging die Thüre auf, ein Trupp Bergknappen kam herein und legte den todten Mann dem lebendigen zu Füßen. Die Frau warf zuerst einen schmerzlichen Blick auf leztern und stürzte dann auf den Leichnam nieder. Die Zeugen dieses außerordentlichen Auftritts versicherten, es sey schauerlich anzusehen gewesen, wie die Frau mit den Händen, mit den Haaren des Todten gespielt, wie sie Gesicht und Augen eines Wesens geküßt, das seit zwölf Jahren eine Beute des Grabes war. Ein großer Schriftsteller sagt, es sey etwas Furchtbares um des Weibes Liebe; aber erhaben, groß erschien hier in ihrer Unzerstörbarkeit die Liebe, die dieses Weib über einen der größten Schauder der menschlichen Natur spielend weghob. Ganz anders war dem lebenden Mann zu Muth; in düsterem Schweigen stand er da, er wollte nicht laut werden lassen, was er als zweiter Mann dabei empfand, aber diese Beweise inniger Zärtlichkeit, diese leidenschaftliche Liebe, die da wieder hell aufloderte, nachdem er längst geglaubt, sie sey todt und begraben, schnitten ihm tief ins Herz. Wo ist auch der Mann, der es gleichgültig mit angesehen hätte, wie sein Weib den Mann ihrer ersten Liebe herzt und küßt? „William, mein William," rief sie und faßte krampfhaft die Hand des Todten; „so habe ich Dich denn wieder! Gott in seiner unendlichen Güte hat Dich mir wieder gegeben als Trost in meinem Leiden. Ja, ja, es wird meinen Schmerz lindern!" Der Mann konnte dieß nicht länger mit ansehen und wollte seine Frau wegführen; aber sie sträubte sich und sagte, sie seyen zehn lange Jahre getrennt gewesen, das Grab habe seine Beute wieder hergeben müssen, und so wolle sie nicht von ihm weichen. Dann sprach sie in abgebrochenen Sätzen, als erzählte sie dem Todten: seine alte Mutter sey vor Kummer gestorben ... das Kind, das sie habe, sey kurze Zeit nach seinem Tode zur Welt gekommen. Dieser letzte Gedanke schien einen zweiten zu wecken; sie stand plötzlich auf und eilte aus dem Zimmer. Die Freunde und Neugierigen, die schaudernd dem Auftritt beigewohnt hatten, suchten, da sie sahen, was sie begann, ihr abzureden, sie zurückzuhalten. Aber sie war taub gegen allen Zuspruch; in der gewaltigen Aufregung, in der sie sich befand, hätte keine Gewalt ihren Willen gebrochen; sie zog ihr einziges Kind, eine Tochter von etwa eilf Jahren, ins Zimmer, hieß sie neben dem Leichnam niederknieen und sagte ihr, dieß sey ihr Vater. Aber das Kind schauderte schreiend zurück und wollte durchaus seine Hand nicht in die kalte Hand des Todten legen; sie kannte keinen Vater als ihrer Mutter Mann; was war ihr dieser todte Körper? nichts als ein Gegenstand des Grauens, des Abscheus; sie konnte, so rief sie, sie wollte ihn nicht lieb haben. „Aber sein Gesicht," sagte die Frau einmal um das andere, „ist ganz wie sonst; sieh, die Würmer haben seiner geschont!" Wie viel sagen diese wenigen Worte! Wir wissen nicht, wenn wir haben noch nie die Erfahrung gemacht, wie lange uns Liebe und Sehnsucht an den geliebten Gegenstand fesseln würden, den uns der Tod geraubt, wenn nicht der Geier der Verwesung sich auf ihn niederließe; würde der Gatte das Weib, die Wonne seiner jungen Jahre, vergessen, wenn das Lächeln, das im Augenblicke des Todes um ihre Lippen schwebte, darauf haftete, wenn nicht die furchtbare Hand der Zeit in ihren Zügen wühlte? wollte eine Mutter das Kind, das sie verloren, nicht immer um sich haben, würde sie nicht den kalten, aber unvergänglichen Körper fort und fort ans Herz drücken, wenn es nur wäre, als schliefe es und könnte jeden Augenblick erwachen? So dachte und fühlte wohl auch das arme Weib. „Großer Gott!" sagte sie, „ganz so war er, da er starb;" nun ging vor ihrem Innern die kurze Seligkeit vorüber, die sie an seiner Seite gelebt, bis zu jenem Tage, da der Traum das Bild des Todes vor seine Seele geführt, und er mit der Ahnung, was seiner warte, zum leztenmale Abschied nahm, und ihre Thränen strömten von Neuem.

(Der Beschluß folgt.)

Mittheilungen aus Sizilien.

(Fortsezung.)

Der Aetna.

An der Ostküste Siziliens, nordwestlich von Catanea, erhebt sich der 10,874 Fuß hohe und über 60 Miglien im Umkreise haltende Aetna, von den Einwohnern der Insel Monte Gibello genannt. Finstere Rauchwolken, die ununterbrochen dem riesenhaften Feuerherde entsteigen, und bald in Gestalt einer Säule sich erheben, bald in ungeheuern Massen um den fast beständig beschneiten Gipfel sich lagern, lassen ihn in einer Entfernung von mehreren Tagreisen schon erkennen. Nördlich vom peloritschen und westlich vom hyblaischen Gebirge, nach Süden von der Ebene von Catanea und nach Osten vom Meere begrenzt, ragt er in Gestalt eines kolossalen Kegels hoch über all seine Umgebungen empor, nach seinem Gipfel hin öde und kahl, tiefer hinab aber mit Städten und Dörfern besezt, um die herum auf schwarzen vermitterten Lavaströmen paradiesische Gärten blühen. Eine Menge größerer und kleinerer Kraterhügel, die besonders an seinem südlichen Abhange, wie junge Knospen aus einem Stamme, aus ihm hervorgebrochen sind, bezeichnen die Stellen, wo die fürchterlichen Eruptionen alle stattgefunden haben, die das, was Natur und Menschenfleiß gebaut, so oft schon wieder zerstörten und tief unter geschmolzenes Gestein begruben. Der Ausbruch im Jahre

Digitized by Google

1669, durch den der Monte Rosso, der größte unter allen diesen Nebenkratern, bei dem Dorfe Nicolosi sich gebildet, zerstörte durch seinen ungeheuern Lavastrom allein neunzehn blühende Dörfer und den fünften Theil der schönen Stadt Catanea. Und solcher Ausbrüche, die jedoch nicht alle so bedeutend waren, zählt man bis jetzt schon gegen achtzig. Dessen ungeachtet ist der Aetna das Paradies Sizilieus; es ist, als wollte die Natur ihre Verwüstungen unter Blüthen verbergen und durch tausendfältige Früchte dem Menschen auf einmal wieder ersetzen, was sie ihm von Zeit zu Zeit zerstört.

Nach Professor Daubenys Ansicht gehören die vulkanischen Berge Sizilieus, die an der südlichen Grenze des peloritischen Gebirges beginnen und über Lentini und Syrakus sich hinabziehen bis zum Cap Passaro, zwei verschiedenen Perioden an: diejenigen, welche mit Kalkgebirgen wechseln, einer antediluvianischen, dagegen die, so den größten Theil der aus dem Aetna geflossenen Lava umfassen, einer postdiluvianischen. Die Ebene von Catanea ist diluvischen Ursprungs. Alle Beobachtungen, die ich während meines Verweilens in dieser merkwürdigen Gegend gemacht, lassen mir nicht den mindesten Zweifel mehr übrig, daß der Aetna einst eine Insel gewesen, wie es der brennende Stromboli unter den, der Nordküste Siziliens gegenüber gelegenen liparischen Inseln jetzt noch ist, und daß er erst in Folge langer Zeit, vermittelst allmähliger Ausdehnung seines Umfangs durch Ausbrüche, von denen keine geschichtliche Kunde zu uns gelangt ist, mit dem peloritschen und hyblaischen Gebirge zusammengestoßen. Die Gründe hiefür anzuführen und gehörig auseinander zu setzen, würde mehr Raum erfordern, als diese Blätter gestatten. Die Fabel, daß die Cyklopen Berge auf Berge thürmten, um den Olymp zu erstürmen, bis Zeus die Frevelthaten durch seine Blitze niederschlug und unter Trümmer begrub, ist eine schöne allegorische Darstellung des durch gewaltige Auswürfe höher und immer höher sich auftürmenden Aetna, der in gleichem Maße auch an Umfang gewinnen mußte. So verstehe ich auch unter dem Riesen Polyphem, der, wie der Name schon andeutet, mit so starker Stimme um die Gebiete seufzte, daß er weit durch Kalabrien hinauf gehört wurde, nichts anderes, als den Aetna selber, unter Galathea dagegen das Meer, und unter Acis einen Fluß, der in dieses sich ergoß, bis der Eifersüchtige mit einem Stein ihm die Stirn zerschmetterte, das heißt, bis er von einem Ausbruche des Aetna verschüttet wurde. Das Blut des Acis, von dem Virgil und ältere Dichter schon reden, fließt zu dieser Stunde noch und beweißt für die gegebene Ansicht. Wenn man nämlich von Catanea hinaufschifft, vorüber am Hafen des Ulysses, so sieht man in der Nähe der kleinen Stadt Aci Reale aus einer Lavawand, die senkrecht über den Meereswogen sich aufthürmt, in einer Höhe von beinahe hundert Fuß ein von Ocher geröthetes Wasser herausfließen und über die Wand hinabrinnen in die See; und dieses halte ich für einen Ueberbleibsel des verschütteten Flusses. Ueberhaupt lebt in den allegorischen Darstellungen der Alten, die gewiß alle aus der Natur geschöpft sind, mehr Wahrheit, als wir oft wähnen; nur liegt gar vieles uns zu fern, um es richtig deuten zu können. Was endlich die Cyclopen selber betrifft, so glaube ich mit Signor Gemelaro, der, in Nicolosi wohnend, schon bei dreiundzwanzig Jahren lang den Feuerberg beobachtet und mehrere seiner Ausbrüche trefflich beschrieben hat, daß sie die ersten Bewohner am Aetna gewesen, dahin gelockt vielleicht durch die üppige Vegetation, die auf der verwitterten Lava treibt, und daß sie wahrscheinlich, in Ermangelung von Hütten oder Häusern, in Grotten gelebt haben, deren bei jedem Ausbruche einige sich bilden. Tradition und Poesie erhoben sie nach und nach zu einem Riesengeschlechte, das endlich sogar den Götterbeherrscher entthronen wollte. Und waren die Blitze Jupiters, wodurch sie unter den Trümmern des Berges begraben wurden, vielleicht furchtbare Ausbrüche des Aetna? Wenigstens lassen sie sich so deuten.

Es war ein milder, heiterer Novemberabend, als ich von Syrakus herauf wieder nach Nicolosi zurückkam, wo ich einige Wochen früher schon sechs Tage zugebracht hatte, ohne den Aetna ersteigen zu können. Der alte Gemelaro, einer der trefflichsten Männer, die ich je kennen gelernt, nahm mich mit aller Freundschaft wieder auf und prophezeite mir günstiges Wetter. Ich ließ daher gleich meinen Führer, Maestro Antonio, rufen und alles zum frühen Aufbruch für den kommenden Morgen durch ihn besorgen. Der Gedanke, nach wenigen Stunden auf der Spitze des Aetna zu stehen, beschäftigte mich ohne Unterlaß, bis Antonio an meiner Thür pochte. Es war gegen zwei Uhr nach Mitternacht, der Himmel hing voll glänzender Sterne und rothe Feuersäulen stiegen, abwechselnd mit lichtgrauen Rauchwolken, die wie Riesengeister durch die stille Nacht nach Osten zogen, aus dem donnernden Berge auf. Eine Gesellschaft Engländer, die schon von dem zwölf Miglien entfernten Catanea heraufgekommen war, ritt, von vielen Führern und Treibern begleitet, unter fürchterlichem Lärm und Schellengeklingel eben durch das Dorf. Wir schlossen uns dem Zuge an, verließen ihn aber bald wieder, weil wir leichter und schneller, als die Maultiere mit ihren Reitern, über die zerrissenen, scharfen Lavatrümmer, über die der Weg von Nicolosi aus bis hinauf in die Waldregion führt, hinwegschritten. Ich wollte eines Pferdes, obgleich es allgemein gebräuchlich ist, mich darum nicht bedienen, weil ich, die Fahrt über die Meerenge abgerechnet, die ganze Reise, von der Universität München an, zu Fuß gemacht hatte, und daher einen Werth darauf setzte, auch den Aetna so zu er-

Digitized by Google

steigen. Mit einer Laterne in der Hand, schritt mein Führer mir voran, ohne Unterlaß mich ermahnend, bedachtsam ihm nachzufolgen, bis wir nach ungefähr einer halben Stunde in die Waldregion gelangten, wo der Weg zwar steiler, aber etwas besser wurde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Notizen über Benjamin Constant.

(Fortsetzung.)

Constant hat in Manchem sehr große Aehnlichkeit mit Voltaire, und zufällig auch in einem äußern Verhältniß: beide beförderten eine Stelle, die für den einen so wenig paßte, als für den andern. Sein Vater war in Brüssel mit dem Herzog von Braunschweig sehr bekannt geworden, und erhielt von ihm eine Stelle an seinem Hof für seinen 21jährigen Sohn. Durch einen Roman, Adolph, in welchem er den eintönigen Cirkel und die Etikette, die schwer auf ihm lastete, persiflirte, machte er sich die Hofleute zu Feinden, und die Herzogin von Braunschweig machte ihm vollends das Leben sauer, indem sie ihm eine ihrer Hofdamen, Fräulein von Schramm, zur Frau gab; dies Verhältniß konnte er nicht lange ertragen, daher trennte er sich bald förmlich. Zu dieser Zeit lernte er auf sehr romantische Weise eine Verwandte des Fürsten Hardenberg kennen, die der Himmel ihm bestimmt zu haben schien; er liebte sie leidenschaftlich und sagte ihr damals in jedenfalls Ahnung voraus, was auch immer für Hindernisse dazwischen treten könnten, wo und wann er sie wiedersehen möge, sie müsse die Seinige werden; nach einer vierzehnjährigen völligen Trennung führete er sie wirklich zum Altar. Ihre treue Hand lag auf seinem Herzen, als es nach einer dreiundzwanzigjährigen glücklichen Ehe zu schlagen aufhörte.

Während seines Aufenthalts zu Braunschweig war die französische Revolution ausgebrochen; sein Vater war dadurch in den Stand gesetzt, als Nachkomme vertriebener Protestanten, seine Rechte als französischer Bürger geltend zu machen; er that dies zu Dole i. J. 1791. Alsbald nahm Benjamin seine Entlassung vom Hofe — er war nun fünfundzwanzig Jahre alt — und langte nach einem kurzen Aufenthalt in Genf, wo er zum erstenmal Frau v. Staël kennen lernte, am 5. Prairial i. J. II. zu Paris an. Als er durch die Stadt fuhr, begegnete er neunzehn Gendarmen, die man auf Karren zum Tode führte. Es war drei Tage nach der Insurrektion vom ersten Prairial, dem letzten Versuch von Robespierres Partei. Als dieser Versuch durch den Eifer der jungen Leute, welche dem Convent zu Hülfe kamen, gescheitert war, verhaftete man die Deputirten, die im Verdacht der Theilnahme standen, und die Gendarmen, die sich dazu hatten brauchen lassen: diesen Gendarmen nun begegnete er. Im Hotel angekommen, vernahm er das ganze Ereigniß, dessen letzten Auftritt er eben vor Augen gehabt. Es waren verschiedene Militärkommissionen niedergesetzt, um die verdächtigen Conventsmitglieder zu richten. Man steckte ohne Unterschied Alles ein, was Terrorist hieß, d. h. Alle, die dem Wohlfahrtsausschuß zu Robespierres Zeit Geborsam geleistet. Man sprach von nichts als von großen Maßregeln, von Hinrichtungen. Deportationen; man donnerte gegen die Journalisten, die in einem andern Sinn als dem jetzt herrschenden geschrieben hatten. Die Glieder des Convents hatten gleich nach dem Siege nichts Eiligeres zu thun, als einander anzugreifen, sich gegenseitig verhaften oder auslaufen zu lassen. All dies wollte nun den republikanischen Ideen unsers Reisenden nicht ganz entsprechen. Da er aber überall sagen hörte, es gebe kein anderes Mittel, die Republik zu retten, so sagte er nichts und sah zu, so ärgerlich er war und so große Lust er hatte, sich in die Angelegenheiten zu mischen.

„Im Salon der Mad. Staël, in deren Gesellschaft ich mich oft befand," so erzählt er selbst in seinen fragmentarischen Memoiren, „bewegten sich zu jener Zeit vier, fünf verschiedene Racen: Mitglieder der gegenwärtigen Regierung, deren Vertrauen die Staël gerne gewonnen hätte; ein Paar Ueberreste der gestürzten Regierung, die ihren Nachfolgern ein Dorn im Auge waren; sämmtliche zurückgekehrte Adelige, deren Anstreren in ihrem Salon ihr schmeichelte und sie ärgerte zugleich; Schriftsteller, die seit dem 9. Thermidor wieder Einfluß gewonnen hatten, und das diplomatische Korps, welches vor dem Wohlfahrtsausschuß frech, während es gegen denselben konspirirte. Unter dem Geschwätz und den Intriguen dieser verschiedenartigen Völkchen kam ich mit meinem naiven Republikanismus sehr in die Klemme. Sprach ich mit der siegreichen republikanischen Partei, so hieß es, den Anarchisten müsse man die Köpfe abschlagen und die Emigranten ohne viele Umstände niederschießen; trat ich zu dem kleinen Häuflein verkappter Terroristen, die den Sturz überlebt hatten, so hieß es, man müsse die neue Regierung, Emigranten und Fremde mit Stumpf und Styl ausrotten; öffnete ich mein Ohr den gemäßigten, sittlichen Ansichten der Schriftsteller, welche die Rückkehr zu Sittlichkeit und Gerechtigkeit predigten, so mußte ich beim zweiten Satze hören, Frankreich könne ohne einen König nicht bestehen, und dies klang mir gar garstig. So wußte ich denn nicht recht, was ich mit meiner Begeisterung für die Republik anfangen sollte."

Frau v. Staël, die, nach ihrer thätigen, erfinderischen Menschenliebe, durch ihre Verbindung mit den Conventsgliedern die Rückkehr aller ihrer Freunde nach Frankreich anstrebte — dieser Freunde, die, wie B. Constant sagt, während des Kaiserreichs einstimmig meinten, Napoleon habe ganz recht daran gethan, eine so thätige und damit so gefährliche Frau zu entfernen — Frau von Staël wurde verdächtig und aus Paris verbannt. Als B. Constant im Verein mit Herr von Staël sich bemühte, die berühmte Frau zu vertheidigen, wurde auch er verdächtig. Man mußte lachen, wenn er erzählte, er habe damals noch so wenig von der Welt gewußt, daß es ihm eines Tags in den Sinn gekommen sey, einen Brief in eine Zeitung einrücken zu lassen, worin er sein Ehrenwort gab, daß Frau von Staël eine Republikanerin sey; er meinte nicht anders, als die Regierung und ganz Frankreich werden sich mit diesem Ehrenwort beruhigen. Frau v. Staël reiste ab und ließ sich in der Schweiz, eine Meile vom Schlosse ihres Vaters nieder, damit sie, ohne ihn in Verlegenheit zu bringen, ihre flüchtigen Freunde bei sich aufnehmen könnte. Sie gab jedem Zuflucht, der dem Schaffot entkam. Oft und viel brachten ihre Emissäre Leute ein, die sie durch List oder Bestechung aus den Kerkern befreit hatten. Dieses Kommen und Gehen, verkleidete Boten, die bei nächtlicher Weile Gerettete brachten, andere, die Vorschläge zu neuen Rettungen zu machen hatten — dies Alles machte das Haus der Staël gleichsam zu einem Zauberschloß, aus dem eine gute Fee gute Geister zum Kampf mit den Geistern der Finsternis entsendet. B. Constant hielt fortwährend zu Pferd thätigster Gehülfe bei diesen Zauberwerken, an denen Geist, Muth und Menschenliebe gleich großen Antheil hatten.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 48.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 144.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 17. Juni 1831.

Schön ist's, vom Aetnas Haupt des Meeres Plan
Voll grüner Eilande, und die Fabelauen
Siciliens und Strombolis Vulkan,
Beglänzt von Phöbus ersten Strahl zu schauen.

Matthisson.

Mittheilungen aus Sizilien.

(Fortsetzung.)

Bekanntlich wird der Aetna in drei Regionen abgetheilt. Die unterste oder Regione colta reicht hinauf bis zu dem 2119 Fuß über der Meeresfläche gelegenen Kloster S. Nicolo dell' Arena und prangt mit den vielen Dörfern, Städten und paradiesischen Gärten, von denen ich früher geredet. Gleich über dem Kloster beginnt die mittlere oder Regione nemorosa, in der nichts mehr gebaut wird. Ein dichter Wald von Eichen, zwei bis drei Miglien breit, zieht sich, gleich einem Kranze, um den ganzen Berg herum, seine Majestät ungemein erhöhend. Darüber endlich liegt die dritte oder Regione nevosa, den größten Theil des Jahres hindurch mit Schnee und Eis bedeckt. Kein Baum, kein Strauch, kein Kraut, außer einer mir unbekannten Art von Saponaria und einem Astragalus, von Rafinesque Astragalus etnensis benannt, keimt in diesem öden Gefilde, wo Asche und ungeheure Lavamassen, gleich Gletschermauern übereinander geschoben und aufgethürmt, des Feuers furchtbare Macht beurkunden.

Bei der sogenannten Ziegenhöhle, einer kleinen Grotte am Ende des Waldes, angelangt, machte mein Führer aus zusammengelesenen Reisern ein Feuer an, bei dessen wohlthätiger Wärme wir etwas ausruhten und uns mit Wein und Brod für den bei weitem beschwerlichern Theil des Weges stärkten. Im Osten fing es an zu dämmern, die Sterne funkelten blässer und röthliche Lichtstreifen zuckten schon über das jonische Meer herein, als wir wieder aufbrachen. Bald tauchte auch die glühende Sonnenkugel, der Erde Rand mit Gold umsäumend, aus den flammenden Wassern empor; ein purpurfarbner Schein sprang von den Berggipfeln nieder in alle Thäler und Tiefen, und in wenig Augenblicken lag das herrliche Eiland hell und licht, wie ein Zaubergarten, vor meinen Augen aufgeschlossen da. Wenn ich je so unglücklich würde, daß die Welt mir verleiden sollte, so will ich dieses Sonnenaufgangs mich erinnern, und ich weiß, meine Seele wird sich wieder aufheitern und ich werde mich wieder mit dem Leben versöhnen.

Bald über zerrissene Lavaströme, bald über Schneefelder, bald über weite Aschenstrecken, wo der Fuß tief einsank, uns hinaufarbeitend, erreichten wir gegen zehn Uhr die Casa di Gemelaro, eine kleine, auf einer Ebene unter dem Aschenkegel des großen Kraters zum Schutze und zur Bequemlichkeit der Aetnabesteiger erbaute Hütte, nach Kapitän Smyth 9292 Fuß über der Meeresfläche erhaben. Bis hieher kann man auf Maulthieren kommen, der übrige Theil aber muß zu Fuß gemacht werden. Die Sehnsucht, auf der Spitze zu stehen und hinabzuschauen in den furchtbaren Feuerschlund, aus dem unter schrecklichem Krachen eine Rauchmasse die andere emporjagte, ließ mir keine Ruhe, und wir brachen nach kurzer Rast, ohne die Engländer zu erwarten, wieder auf.

Hat man von dieser Hütte aus eine Strecke von

Digitized by Google

ungefähr einer Viertelstunde über Eis und Schnee zurückgelegt, so steht man endlich am Fuße des großen, fast senkrecht sich aufthürmenden, schwarzen Aschenkegels, aus dem allenthalben erstickende Schwefeldämpfe ausströmen, oft so heiß, daß man es mit der Hand kaum einige Sekunden lang vor einer solchen Oeffnung auszuhalten im Stande ist, daher denn auch der Schnee hier gleich wieder zu kleinern und größern Bächen schmilzt, die tiefe Einrisse in die lockere, mit ausgeworfenen Steinen gemengte Asche machen und wildrauschend an den jähen Seiten herabstürzen. Das Ersteigen dieses Kegels ist äußerst beschwerlich, aber ein Genuß, wie vielleicht die ganze Erde keinen schönern gewähren mag, lohnt, besonders an einem so heitern Tage, wie der war, an welchem ich hinauf kam, endlich die überstandenen Mühen. Eine Aussicht, die zu beschreiben keine Sprache Worte hat, bietet den Augen sich dar. Sizilien, vom Meere rings umflossen, im Süden die Inselgruppe von Malta, im Norden die liparischen Inseln und Kalabrien, gen Westen die Küste von Afrika, wie ein Nebelgebilde den glänzenden Wellen entsteigend, nach Osten das offene jonische Meer, mit weißbesegelten Schiffen auf seinem blauen Rücken — das Alles liegt vor den Blicken entfaltet da, und es tömmt einem vor, wenn man eine Weile hingeschaut auf dieses Riesengemälde, als löße man sich allmählig von der Erde ab, bis plötzlich unter entsetzlichem Krachen eine finstere Wolke aus dem furchtbaren Feuerschlunde auffährt und einen mit Nacht und Schrecken umhüllt.

Ich hatte schon über eine Stunde auf der Spitze des Aetna gestanden, als der englische Kapitän, dessen Gesellschaft in der Casa die Gemelaro zurückgeblieben war, daselbst ankam, einen Blick in den Krater warf und — wieder hinunter ging, ohne sich nur im Mindesten umzusehen. Im Herabsteigen fand ich seine Tochter, ein zartgebautes Mädchen von ungefähr siebzehn Jahren, bald ohnmächtig auf einem Lavastück sitzen. Sie hatte dem Vater folgen wollen, war aber vor Mattigkeit nicht weiter gekommen, als etwas über die Hälfte des Aschenkegels hinauf. Ich trug sie, da mein Führer einen andern Weg eingeschlagen hatte und mir schon weit vorausgeeilt war, mühsam hinunter in die Hütte, wo der alte Kapitän schon längst wieder bei den Uebrigen am Feuer saß, und nicht einmal aufstand, als ich mit dem halbtodten Kinde hereinkam. Erst nach einiger Zeit, da sie sich schon ziemlich wieder erholt hatte, trat er zu ihr und erkundigte sich nach ihrem Befinden. Ich habe sie einige Monate später in Rom wieder gesprochen, wo sie mir für die Rettung ihres Lebens dankte. Von der ganzen Gesellschaft verstand Niemand weder ein Wort italienisch, noch französisch, noch deutsch. Um so reisen zu können, muß man wirklich Engländer seyn.

Es war gegen drei Uhr, als ich mit meinem Führer die Casa di Gemelaro verließ, und zeitig gelangten wir wieder hinab nach Nicolosi, wo ich bei meinem herrlichen alten Freunde den schönsten Tag meines Lebens mit einem heitern Abend beschloß.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Minen von Kornwallis.

(Beschluß.)

Nun meinte der Mann, jezt sey es endlich Zeit, diesem Auftritt ein Ende zu machen; er erklärte mit ernster Miene, länger dulde er es nicht mehr; Jahrelang habe er sich alle Mühe gegeben, den Schmerz seiner Frau zu lindern und die traurige Erinnerung an ihren harten Verlust und jenes gräßliche Ereigniß zu verscheuchen; lange habe er gehofft, dieß werde doch endlich gelingen; aber nun sehe er wohl, daß die wiederaufgebrochene Wunde stärker blute, als je, und sich nicht wieder schließen werde, daß der Lebende vergeblich seine Zärtlichkeit an ein Weib verschwende, das den Todten im Herzen trage. Aller Augen hingen am Manne, während er so sprach; man sah, er war heftig bewegt, tief gekränkt. Seltsam, daß ein lebendiger Mensch auf einen Leichnam eifersüchtig seyn kann! Als Andrews ausgesprochen hatte, beugte er sich zu seiner Frau nieder, die immer noch neben dem Todten saß, und sagte ihr ein Paar Worte ins Ohr, die Niemand verstand, die aber sie zu erschüttern schienen; sie sah ihn aufmerksam an, sein Gesicht war finster, drohend; dann stand sie langsam auf, nahm ihr Kind bei der Hand und ging aus dem Zimmer. Die Verwandten fühlten nun wohl, daß sein Augenblick zu verlieren sey; ließ man den Leichnam da, der für sie einmal wie lebendig war, so gab es nichts als häuslichen Unfrieden und unnützen Kummer. Was hatte der leblose Körper in der lebendigen, bewegten Welt zu schaffen? Man trug ihn still in ein oberes Zimmer und erwies ihm hier dieselbe Ehre, als wäre er eben erst gestorben; aber von Trauer und Schmerz war keine Rede, nicht Eine Thräne wurde vergossen; war es doch schon so lange her, daß man ihn verloren, hatte man ihn doch so gut als vergessen. Dem zweiten Mann vollends war er von jeher blos ein Fremder gewesen, und er faßte sich ein wenig, als er den Schmerz seiner Frau nicht mehr mit ansehen mußte. Nach einer Pause erklärte er mit allem Anstande, sein Wille sey, daß Kapitän William dieselbe Ehre erwiesen werde, als wäre er sein Bruder. Aber nun sezte ein neues Verlangen seiner Frau seine Geduld wieder auf eine harte Probe: sie wollte durchaus, der Leichnam solle auf ihr Bett gelegt werden; in diesem selben Bette hatte sie an der Seite ihres ersten Mannes geschlafen, sein Haupt hatte auf diesem selben Kissen ge-

Digitized by Google

ruht; es geſchah, da es bereits Nacht war, denn der beſchriebene Auftritt hatte lange gedauert. Der Mann kam auf einen Augenblick ins Zimmer, da ſah er, wie ſeine Frau oben und unten am Bett Lichter aufgeſtellt und Blumen umhergeſtreut hatte; er blieb kalt und gleichgültig, aber von Stunde an war er auch nicht mehr zu vermögen, daß er in dieſem Zimmer ſchlief. Drei Tage darauf wurde Williams Leiche, begleitet von einer ungeheuren Menge Volks, zur Ruhe gebracht. Andrews wohnte der Leichenfeier bei, trug aber kein Trauerzeichen. William wurde bei einer Kirche, hoch oben auf den Felſen, nach deren grauem, weithin ſichtbaren Thurm die Matroſen bei Tage ſteuern, begraben.

Nach drei Jahren ſtarb auch Andrews und wurde am ſelben Orte beerdigt. Der Schmerz der Wittwe über dieſen neuen Verluſt war nicht ſo tief, nicht ſo bitter als der erſte, und nach und nach hörte ihr kleines Haus auf, eine Wohnung des Jammers zu ſeyn. Ihre Lieblingsbeſchäftigung war jetzt die Pflege ihres Gartens; er war Williams Freude geweſen und er hatte täglich, wenn er aus der Mine kam, darin gearbeitet. Auch in der Erziehung ihres Kindes fand ſie Troſt und ein ſüßes Glück; jetzt konnte ſie mit ihm vom Vater ſprechen, wie gut, wie freundlich er geweſen, wie ſchnell ihr ganzes Glück ihr entriſſen worden, wie groß Gottes Barmherzigkeit ſey, daß er ihr ihn auf ſo kurze Zeit wieder geſchenkt, und ihre Thränen frömten auf das Geſicht ſeines Kindes, deſſen Thränen ſich mit den ihrigen miſchten.

Die Fiſcher, die an der Küſte kümmerlich ihr Leben friſteten, vergaßen ſelten, auf ihrem Gange in die Stadt etwas von ihrem Fange auf der Wittwe Schwelle zu legen; die Bergleute begegneten ihr immer mit vieler Achtung und warfen, wenn ſie am Hauſe vorübergingen, einen theilnehmenden Blick auf ihr einziges Kind, das zu einem hübſchen, aber zärtlichen Mädchen heranwuchs; die Weiber im Weiler fanden, daß ſie ihrem Vater ſehr ähnlich ſehe, meinten aber eben darum, es könne ihr nie gut gehen, denn ſie habe unter einem Unglücksſtern und in gar zu großem Jammer das Licht der Welt erblickt.

Das Reh.

Ein Jüngling ging zu jagen
Mit ſeinem Hund allein,
Als es begann zu tagen,
Tief in den Wald hinein.

Da raſchelt's in den Sträuchen,
Vorüber fliegt ein Reh,
An Weiße zu vergleichen
Dem friſchgefallnen Schnee.

Und huſch! mit Windesſchnelle
Folgt Jägersmann und Hund,
Bis es an einer Quelle
Faſt trutzig ſtille ſtund.

Doch wie gelähmt die Glieder,
Der Jäger inne hält,
Und auf den Boden nieder
Ihm ſeine Büchſe fällt.

Denn an des Brünnleins Rande,
Im friſchen, kühlen Gras,
Im ſilbernen Gewande
Die ſchönſte Jungfrau ſaß.

Die ſchlanke Hindin ſtrecket
Sich ihr zur Seite hin,
Und ſchmeichelt ihr und lecket
Die Hand der Schützerin.

Die Dogge ſchmiegt ſich zitternd
An ihres Herren Fuß,
Ein höh'res Weſen witternd,
Dem es ſich beugen muß.

Die Maid mit ſanfter Frage
Sieht nun den Jäger an:
„Was hat, o Jüngling, ſage,
Dir dieſes Thier gethan?“

Der Waidmann bebt und wendet
Beſchämt die Blicke ab,
Vom Sonnenglanz geblendet,
Der ihr Geſicht umgab.

Und als er wieder ſchauet,
Da iſt die Stätte leer;
Der Jüngling blickt, ihm grauet,
Er jaget niemals mehr.

Doch immer zieht's ihn, immer
An dieſen Ort zurück:
Die Jungfrau ſieht er nimmer —
Verſchwunden iſt ſein Glück.

Auguſt Schnetzler.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Notizen über Benjamin Conſtant.

(Beſchluß.)

Nicht lange, ſo war die Konſtitution vom Jahr III. verfaßt, debattirt und angenommen; aber während der Debatten kam eine wichtige Frage zur Sprache. Der Convent hatte das Beiſpiel der conſtituirenden Verſammlung vor Augen, die hatte mit anſehen müſſen, wie ihr Werk in Trümmer geſchlagen wurde, weil ſie nicht auf dem Platze geblieben war, es zu ſchützen; er kam alſo auf den Gedanken, neue Wahlen an-

Digitized by Google

zuordnen, um sich permanent zu machen, und lange, bevor er schlüssig werden konnte, wie er dies sein Werk setzen solle, war dieser Plan in ganz Paris herum und brachte Alles in Aufruhr. B. Constant wurde vom Strudel der großen Coterie mit fortgerissen, und ließ in einem Blatte drei Briefe gegen den Plan der Conventsglieder drucken, ganz, oder doch theilweise permanent zu bleiben. Diese Briefe machten uns glaubliches Aufsehen; man wünschte ihm in allen Salons Glück, alle Weiber liebkosten ihn, aber nur zu bald wurde er inne, daß er Unrecht gehabt, daß der Convent im Jahr 1795. ganz wie der kaiserliche Senat 1815, ein Damm gegen die Versuche der Anhänger des alten Regime sey, und daran konnte er vollends nicht mehr zweifeln, als eine Gesellschaft von Schriftstellern ihm eines Tags durch einen Abgeordneten begückwünschen und aufordern ließ, mit ihnen zur Wiederherstellung des Königthums thätig zu seyn. „Diese Aufforderung," sagt er selbst, „brachte mich außer mir. Ich ging nach Hause und flüchte den Salons, den Weibern, den Journalisten und aller Welt, wer nicht zur Republik auf Leben und Tod schwor. Ich wußte damals noch nicht, daß es im Grunde in Frankreich keine Republikaner gab als mich und wer vom Königthum den Strick fürchtete." — Um das Uebel wieder gutzumachen, das er wider Willen angerichtet, arbeitete er mit Louvet eine Art Widerlegung seiner Briefe aus, die letzterer in einer Rede zur Unterstützung zweier Decrete vom 5. und 13. Fructidor anbringen sollte. Nach achtundvierzigstündiger Arbeit begab sich Constant, müde und matt, in den Convent, um seinen Triumphd zu genießen; aber kaum hatte Louvet ein Paar Sätze vorgebracht, so erscholl der Saal von Lachen und Pfeifen. Der wahre Verfasser drückte sich trübselig in die Ecke der Tribüne, und in der Gesellschaft seiner Bekannten hieß es allgemein, Louvet habe nie so schlecht gesprochen.

Dies waren B. Constants erste Schritte auf der politischen Laufbahn; schon hier verrieth sich seine unerschütterliche Anhänglichkeit an die Freiheit, der er sein Leben geopfert hat. Ja, die Liebe zur Freiheit wurzelte so tief in seinem geraden, guten, stolzen Herzen, daß er ihr gewissermaßen nicht unrecht hätte werden können, wenn er auch gewollt hätte. Er liebte sie, als Greis wie als Jüngling, am Hofe wie unter dem Convent, unter dem Directorium wie unter dem Kaiser, unter den Bourbons wie unter Ludwig Philipp, er kämpfte für sie einmal wie das andere; er bedurfte der Freiheit wie der reinen Himmelsluft. Unter der Schreckensherrschaft fand er sie nirgends; da gab er seine Reactionspolitiques und seine Effets de la terreur heraus, um von der Freiheit feierlich alle Schuld an den Verbrechen, deren Motiv oder Vorwand sie war, abzuwälzen. Ueberhaupt war ein tiefer Abscheu vor gewaltsamen Maßregeln von jeher herrschender Charakterzug bei ihm, und dies gibt seinem politischen Apostelthum durchaus Einheit und Consequenz. Im Triumvirat, in das ihn Bonaparte berief, war er eines der kräftigsten Glieder der Minorität, welche das, was die Revolution errungen, gegen den Mann vertheidigte, der bereits als ihr Universalerbe aufzutreten begann. Der Republicanismus der strengsten Männer unterlag, der seinige blieb unerschütterlich; er ließ sich von den Triumphen des ersten Consuls weder einschüchtern, noch blenden, und wurde nicht umsonst mit Daunou, Chenier, Ginguené und andern von ihm aufgestoßen.

Constant theilte bald das Loos der Staël und folgte ihr in die Verbannung nach Deutschland; um diese Zeit übersetzte er Wallenstein, und in der geistreichen Vorrede dazu ist Alles enthalten, was seitdem Klassiker und Romantiker in ihrem langen Kampfe vorgebracht haben. Im Jahr 1808 erhielt er Erlaubniß, wieder nach Paris zu kommen, und verband sich nun mit dem Weibe, welches das Schicksal ihm bestimmt hatte und das seiner so würdig war. Bald kehrte er wieder mit ihr nach Deutschland zurück, an das ihn mehr als ein Band fesselte. Er brachte zwei Jahre in Göttingen zu; er arbeitete hier an seinem Lieblingsbuche, dem Werk „über die Religionen." und kam in genaue Berührung mit Kreuzer, Blumenbach, Heeren, Sartorius. Zu Ende 1813 gab er zu Hannover sein Werk sur l'Esprit de conquête et d'usurpation heraus. Zu einer Zeit, wo Frankreich noch im Rausche des Ruhmes taumelte, entwickelte er in diesem Buche die politische Philosophie und die liberalen Ideen, zu deren Verbreitung wohl Niemand so viel beigetragen hat, als er, und die jetzt die eigentliche Grundlage der konstitutionellen Regierungsform sind.

In Hannover lernte er Bernadotte kennen, und dieser verlieh ihm den Orden vom Polarstern; er hat aber dies Spielzeug nie getragen. Im Jahr 1814 im April kam er wieder nach Paris und fand da eine Familie auf dem Throne, der er vergeblich begreiflich zu machen suchte, daß eine Macht nur dann bestehen kann, wenn sie sich auf die wahren Interessen der Völker stützt und mit dem Gange der Zeit Schritt hält. Dies entwickelte er in einer Reihe von Artikeln im Journal des Debats, da sandete Napoleon plötzlich im Golf Juan. Allgemein bekannt ist die muthige Protestation, welche am Tage von Napoleons Einzug in Paris in jener Zeitung stand; aber das weiß nicht Jedermann, wie groß Benjamin Constants Unwillen, wie tief seine Verachtung war, als er sah, daß er allein einem Thron vertheidigte, dem Alles feig den Rücken kehrte. Sein Tage nachher, nicht den andern Tag, wie es gewöhnlich hat, trat er, nicht vor den halbstarrigen Despoten, der wieder beginnen wollte, wo er es gelassen, sondern vor den großen Geist, der Frankreich gegen die Invasion sechzehn wollte und sich nach Rath und Hülfe umsah, um dem Lande die Institutionen zu sichern, welche es verlangte. Wer wollte Benjamin Constant tadeln, wenn er dabei, den Lockungen der Gewalt mißtrauend, zu Lafayette, der ihm das Orakel der Freiheit war, sagte: „Wenn ich einen Schritt von meiner Bahn mache, so winken Sie mir, und ich zerreiße meine Bande." Gab es wohl unter denen, die ihn verdammten, viele, welche die Vorsicht so weit getrieben hätten?

Wir folgen dem großen Publizisten nicht auf die Rednerbühne, die er 1819 zuerst betrat und bis zu seinem Tode nicht mehr verließ. Die Dienste, die er hier der Sache Frankreichs geleistet, sind zu bekannt; aber das müssen wir herausheben, daß er, so sehr er die Popularität liebte und nach ihr rang, dieselbe nie zum Schemel der Eitelkeit gemacht hat; nein, er liebte sie um ihrer selbst willen, sie war ihm der einzige Lohn für seine Anstrengungen, der einzige Ruhm seines Lebens. So groß auch seine Anhänglichkeit an dieses Königthum der Meinung sein mochte, nie opferte er ihm seine politischen Grundsätze auf. Wer diesen großherzigen, offenen Mann, diesen wahren Volksmann gekannt hat, wer weiß, wie sehr er alle Rechte achtete, wie fern er von jedem Geburtsstolz, wie innig seine Ueberzeugung von der Gleichheit aller Menschen war, der weiß auch, daß seine Theorien Ausflüsse seines innersten Gemüths, keine egoistische Berechnung waren.

Kurz vor seinem Tode war ihm noch eines der schönsten Schauspiele vorbehalten, deren ein Freund der Freiheit genießen kann: er sah die Masse für das Recht, die Armuth für die Ordnung in den Waffen, und die Mäßigung im Gefolge des Siegs.

Beilage: Literaturblatt Nr. 63.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 145.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 18. Juni 1831.

— Ob der Wein im Becher recht,
Das nur ist's, wofür ich athme.

Platen.

Der Nektar.

Brich dein Gelübde, nicht zu trinken!
'S ist Sünde, hältst du diesen Schwur!
Laß Arzt und Pred'ger strafend winken!
Ich kenne besser die Natur.

Wir waren Engel einst und tranken
Aus Eden's Quell Unsterblichkeit,
Doch nicht genug — und durstig sanken
Wir in das Sandmeer dieser Zeit.

Drum denke stets, woher wir stammen,
Im Wein fließt hier der Quell des Lichts!
Trink' ich den Tod in seinen Flammen,
Willkommen Tod! es schadet nichts.

Nur auf dem Kirchhof nicht — im Garten,
Wo wir einst schwärmten, senkt mich ein!
Dort will ich, gnäd'gen Spruchs zu warten,
Im Morgenroth begraben seyn.

Dort werft ins Grab mir nach den Becher,
Daß ich vertrink' die lange Zeit:
Der Staub ist durstig, wie der Zecher,
Der euch dann träumend thut Bescheid,

Wenn ihr in lauen Frühlingsnächten
Euch tanzend über'm Sarge dreht,
Bis um die Asche des Gerechten
Der Wind der Auferstehung weht.

Und kommt mein Liebchen mit zum Sange,
So fliegt mein Staub zum Mond hinauf,
Und bei der Stimme Seelenklange
Steh ich in frischer Jugend auf.

P. A. P.

Mittheilungen aus Sizilien.

(Fortsetzung.)

Syrakus.

Golden sank die Sonne hinter dem honigreichen Hybla hinab, ihre letzten Strahlen röthelten des jonischen Meeres ruhige Spiegelfläche und ein sanfter Wiederschein sprang über die felsige Küste herein, als ich den Boden betrat, wo einst das alte Syrakus, mit anderthalb Millionen Einwohnern bevölkert, glänzte. Erreicht war nun das Ziel meiner Reise, gestillt der jahrelangen Sehnsucht heißes Drängen, mit klopfendem Herzen stand ich da und schaute mich um in dem weiten, öden, leeren Raume und — sah nichts! Ich hatte gehofft, ungeheure Ruinen zu finden, und fand nur ungeheure Steinbrüche, aus denen die Massen zum Bau der Stadt gehoben worden. Ein weißer, dürrer Kalkfels, blos hin und wieder mit wenig Erde bedeckt, dehnt sich stundenweit aus, und nur was in diesen gehauen worden, steht, in halbverwischter Form, noch da. Es ist, als wären tausend und

Digitized by Google

aber tausend Hände beschäftigt gewesen, jeden Stein der auseinander gefallenen Stadt vom Grunde wegzuräumen, so sehr hat die Zeit alles zerstört. Während Roms Ruinen noch Jahrhunderte lang mit Staunen erfüllen werden, ist von Syrakus längst schon alles bis auf wenige schwache Spuren verschwunden, so daß man zweifeln möchte, ob denn solcher Glanz und solche Größe je hier geherrscht habe.

Syrakus, von Archias, einem Herakliden aus Korinth und Anführer einer griechischen Kolonie, im Jahre 781 vor Christus auf der Insel Ortygia gegründet, wuchs unter günstigen Umständen schnell zu einer blühenden Stadt, deren rasch zunehmende Bevölkerung bald eine Erweiterung ihrer Grenzen nöthig machte. Akradina, Tyche und Neapolis wurden nach und nach angelegt, bis endlich die Epipolis, auf der Spitze des Berges, als äußerster Punkt angenommen und die kolossale, aus fünf Abtheilungen bestehende Stadt mit einer Mauer, die fünf und eine halbe geographische Meile im Umfang hatte, umzogen wurde. Ihr Umriß bildete ein beinahe gleichschenkliches Dreieck, dessen Basis am Meere hinlief, dessen beiden Seiten aber auf den Rändern eines nackten Felsens, der in Gestalt einer umgestürzten Pyramide da liegt, sanft steigend sich hinanzogen. Akradina, nördlich von Ortygia am Meere gelegen, war der berühmteste Theil; alle Schriftsteller des Alterthums vereinigen sich, die Pracht und den Glanz seiner Tempel und Paläste zu preisen. Jetzt ist alles ein ödes Steinfeld, wo nur einige Mönche in einem elenden Kloster hausen. — Südlich, gegen die Syraka hin, einen weiten, vom Flusse Anapus durchzogenen Sumpf, von dem Syrakus seinen Namen erhalten, lag Neapolis, mit dem großen, in Felsen gehauenen Theater, in dem jetzt eine, von einer alten Wasserleitung getriebene Mühle klappert. Hier wurde einst der Retter der Freiheit, Timoleon, mit Jubelgeschrei empfangen, wenn er, um über wichtige Dinge zu entscheiden, in die Versammlung kam. Neapolis war der fruchtbarste Theil der Stadt, und noch jetzt blühen daselbst um einige armselige Hütten die herrlichsten Gärten, mit allem, was der Süden nur Schönes hat, prangend. Neben dem Theater, am südwestlichen Ende der ungeheuern Steinbrüche, befindet sich das berüchtigte Ohr des Dionys, eine ungefähr achtundzwanzig Fuß hohe und gegen vierzig Fuß lange, pyramidenförmig in den Felsen gehauene und in Gestalt eines S sich windende Höhle, die, obwohl sie nichts weniger gewesen seyn mag, als das, wofür man sie jetzt ausgibt, doch zu einem gewissen Zwecke, der aber schwerlich mehr wird ausgemittelt werden können, gedient haben muß. Wenn man nur ganz leise in ihr spricht oder am Eingange blos ein Stück Papier zerreißt, so verursacht dieß schon ein lautes, lange andauerndes Geräusch, das endlich in einem zitternden Summen erstirbt. Am entgegengesetzten Ende der Steinbrüche will man in zwei über einander gebauten Grabstätten die Gräber Archimed's und Timoleons gefunden haben, und weiter nach Osten liegt, neben der Kirche di S. Giovanni, der Eingang in die großen Katakomben. Ueber der Syraka, in einer Entfernung von fast zwei Miglien, stehen auf einem beackerten Hügel noch zwei Säulen vom berühmten Tempel des Jupiter Olympius, dessen Statue nach dem Siege über die Karthager mit einem goldenen Mantel geschmückt wurde, den aber der Tyrann Dionys, unter dem Vorwande, daß er dem Gotte im Winter zu kalt und im Sommer zu schwer sey, wieder herunternehmen und schmelzen ließ. Auf der Spitze der Felsenpyramide, da, wo die Ruinen der Festung Euryalos, der summa arx, liegen, überschaut man mit einem Blicke den ganzen weiten Raum, den die glänzende Stadt einst eingenommen, so wie auch die Felder und den Hafen, wo die Karthager, Athener und Römer ihre Heere und Flotten, die sie gegen Syrakus ausgesendet, bis die letztern es nach einer dreijährigen Belagerung endlich überwanden, aufgestellt hatten. Hier vielleicht hat auch Marcellus gestanden, als er nach Einnahme der Stadt, die er der Plünderung Preis gegeben, die syrakusische Welt überschaute, ein Anblick, der ihm mitten im stolzen Gefühle seines Sieges Thränen auspreßte.

Das heutige Syrakus, mit ungefähr 20,000 Einwohner, liegt auf der von zwei Häfen eingeschlossenen und durch einen Damm mit dem festen Lande verbundenen Insel Ortygia, gegenüber dem Vorgebirge Plemmyrium, auf dem noch einige Ruinen eines athenienſischen Schlosses zu sehen sind.

Die Stadt, mit starken Festungswerken umgeben, hat ungefähr zwei Miglien im Umfange, und ist, wie der verstorbene Ritter von Landolina gegen Reisende, die Syrakus besuchten, mehrmals sich ausgedrückt haben soll, ein Erdwinkel, der zur tiefsten Barbarei herabgesunken ist, wo man Bücher und Bibliotheken vergebens sucht. Das Sittenverderbniß hat hier den höchsten Grad erreicht, so daß arme Mütter ihre Töchter, oft noch im Kindesalter, gedrückte Männer ihre Gattinnen, gleichsam auf offenem Markte, den reichen Wollüstlingen feilbieten. Inzwischen heiligt man sich wieder durch Prozessionen, indem man oft durch eine einzige für ein halbes Leben Ablaß gewinnen kann.

Die Alterthümer, die sich noch auf der Halbinsel finden, sind die in die Mauern der Domkirche verflochtenen vierundzwanzig dorischen Säulen des ehemaligen Tempels der Minerva, dann im Hause eines Privatmanns einige Säulenreste des Dianentempels, dessen Cicero in seiner Rede gegen den Prätor Verres erwähnt, endlich noch ein Stück des Marmorbafens, jetzt Porto piccolo genannt. Das Museum bewahrt unter anderm die herrliche Bildsäule der Venus Kallippygos und einen schönen Aeskulap. Die

Digitized by Google

aus der Mythenzeit so berühmte Quelle der Arethusa fließt dicht neben dem Castel in den fast zirkelrunden, beinahe sechs Miglien im Umkreise haltenden, großen Hafen, und ist den ganzen Tag über mit einer Schaar schreiender Waschweiber besetzt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Naturgeschichtliche Miszellen.

In den letzten Sitzungen der Pariser Akademie der Wissenschaften wurden einige Abhandlungen vorgelesen, deren Resultate auch ein größeres Publikum interessiren möchten.

Beltrami berichtete über eine zweiköpfige Eidechse. Dieses merkwürdige Thier fand am 2. Oktober 1829 ein Apotheker im Roussillon. Es gelang ihm in kurzer Zeit, es so zu zähmen, daß es auf seine Stimme ging und aus seiner Hand fraß; stellte man es in die Sonne, so kam es ruhig aus seinem Behälter heraus und sonnte sich. Es fraß blos lebende Insekten; todte nahm es nie an. Die Eidechse gab bald ihre Bedürfnisse sehr bestimmt zu erkennen: hatte sie blos Durst und man bot ihr etwas zu fressen, so leckte sie es blos ab; dies bedeutete, daß sie zu trinken verlange; hatte sie blos Hunger, so peitschte sie das Wasser, das man ihr bot, mit dem Schwanze; dies bedeutete, daß sie fressen wolle. Die beiden Köpfe fraßen zumal, wenn das Thier die Nahrung frei und ungehindert fassen konnte; wurde die Speise hingelegt, so zeigten sich beide gleich gierig; gab man sie aber blos einem Kopf, so bewegte sich der andere lebhaft und suchte sie an sich zu reißen; war aber einmal einer satt, so verlangte der andere nichts mehr, wenn er auch nichts gegessen hatte, ja ließ die Speise liegen; bot man aber dem letztern zu trinken, so trank er für den andern, der nun, wenn seines Kameraden Durst gestillt war, seinerseits auch nicht weiter trinken mochte. Aus diesen Umständen läßt sich vorläufig schließen, daß das Thier zwei Speiseröhren, aber blos Einen Magen hat. Es hat fünf Füße: vier, die wie bei allen andern Eidechsen gebildet und gestellt sind; der fünfte aber sitzt zwischen beiden Köpfen, oben, wo die beiden Hälse zusammenstoßen; er hat neun dicht an einander stehende, in der Größe sehr ungleiche Zehen; wenn vollends ein zehnter vorhanden wäre, so hätte der einzige Fuß zwei vollständige Tatzen. Dieser mittlere Fuß folgt abwechselnd dem Willen beider Köpfe. Köpfe und Hälse sind vollkommen von einander getrennt, ganz gleich groß und durchaus regelmäßig gebildet; die dunkelblaue Haut ist sehr fein und hat kleine weiße und gelbliche Punkte. Der Apotheker stellte wegen des strengen Winters den Behälter mit der kleinen Mißgeburt jede Nacht in sein Bett; eines Morgens fand er denselben umgeworfen und die Eidechse erstickt; er hatte sie fünf Monate gehabt.

Cuvier erstattet Bericht über eine Abhandlung von den Mitteln, die giftigen Schlangen von den unschädlichen zu unterscheiden. Es ist dieß nicht blos wissenschaftlich von Bedeutung; namentlich für die Bewohner wärmerer Länder ist es von großer Wichtigkeit, daß sie die Schlangen, welchen man ungestraft nahe kommen kann, und diejenigen, die man fliehen muß, unterscheiden lernen. Schon seit langer Zeit suchen die Naturforscher ein äußeres, in die Augen fallendes Merkmal; es gelang ihnen aber bis jetzt nicht, eines zu finden, das keine Ausnahme litte. So lange man noch nicht sehr viele Schlangen beobachtet hatte, meinte man, die unschädlichen unterscheiden sich von den giftigen dadurch, daß jene Schuppen auf dem Kopfe haben. Dem ist aber nicht so; denn die giftigsten Arten, die Klapperschlangen, die Naias u. a. haben dergleichen Schuppen so gut als die unschädlichsten Ottern. Später sah man den beweglichen Kiefer, in dem vorne der bekannte große, mit einem Kanal versehene Giftzahn sitzt, für ein untrügliches und immer noch leicht zu beobachtendes Zeichen an; und allerdings sind alle Schlangen, die solche Zähne haben, sehr giftig; aber seit einigen Jahren hat man eine ganze Schlangenfamilie entdeckt, deren Kiefer so viele Zähne hat und so unbeweglich ist als bei unsern gemeinen Ottern, in dem aber vorne ein kleiner, nicht in die Augen fallender, mit einem Kanal versehener Zahn sitzt, der wirklich Gift ergießt. Dieses Merkmal war indessen immer noch, obgleich schwerer, auszumitteln; nun aber fängt man an zu glauben, daß auch dieß nicht mehr hinreicht. Verschiedene Beobachter versichern nämlich, den Biß mancher Schlangen, die vorne im Kiefer lediglich keine durchbohrten Zähne haben, giftig gefunden zu haben; man mußte also die gefährliche Waffe anderswo im Munde suchen. Man fand auch bald bei manchen Ottern, welche in die eben berührte Klasse gehören, nicht vorne im Kiefer, sondern hinten, längere, stärkere Zähne als die andern, die manchmal mit einer Rinne versehen sind, welche, wie die Röhre im Zahn der Vipern, dazu dienen könnte, eine giftige Flüssigkeit in die Wunde zu führen, und der deutsche Anatom Schlegel hat bei manchen dieser Thiere wirklich eine besondere Drüse entdeckt, deren Kanal mit jenem gefurchten Zahne in Verbindung steht. Nimmt man nun aber auch an, daß diese hintern Drüsen wirklich Gift absondern, wie die aber den gewöhnlichen vordern Giftzähnen der eigentlichen Giftschlangen liegenden Drüsen, so werden doch die mit jenen versehenen Schlangen ungleich weniger gefährlich seyn, als diejenigen, denen die Giftzähne vorne im Maule sitzen. Den Menschen könnten jene nur dann gefährlich verletzen, wenn sie einen Finger oder sonst et-

Digitized by Google

nen Theil fassen, der bis hinten in den Mund reicht; während die gewöhnlichen Giftschlangen alle Theile, die sie nur mit der Spitze ihrer Kiefer streifen, vergiften. Jene hintern Zähne dienen wahrscheinlich blos dazu, die Thiere, welche die Schlangen lebendig verschlingen, rasch zu tödten, damit sie von denselben nicht innerlich verletzt werden; zur Vertheidigung gegen äußere Feinde sind sie nicht wohl geeignet.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

Eine St. Simonistische Disputation.

Wenn man Sonntags eine so große Menge Menschen zu dem geräumigen Saale hineilen sieht, wo die St. Simonisten ihre religiösen Versammlungen halten, so könnte man Anfangs glauben, diese bald politische, bald geistliche Sekte zähle eine außerordentliche Menge von Anhängern; allein in einer so großen Stadt mischt sich die Neugierde und das Bedürfniß nach ungewöhnlicher Unterhaltung in Alles, und wenn die Damen irgendwo erscheinen, so kann man sicher darauf rechnen, daß die Herren auch nicht fehlen werden. Für die Damen aber ist die St. Simonistische Lehre eine wahre Galanterie; sie sollen bürgerliche und politische Individuen werden, oder vielmehr halbe Individuen, zur Ergänzung der männlichen Individuen. Ein Hofrath oder ein Minister, wesen es sei St. Simonistischen Wörtern noch Hofräthe und Minister gibt, würde also eine Verschmelzung des bei uns so genannten Hofraths oder Ministers mit der Frau Hofräthin oder Frau Ministerin seyn; beide Individuen zusammen würden den Hofrath oder den Minister ausmachen, und es würde fast eine Beleidigung seyn, die weibliche Hälfte des Hofraths oder des Ministers mit dem Titel Frau Hofräthin, Frau Ministerin zu begrüßen. Man erblickt daher auch viele Damen bei den Sonntagsversammlungen der St. Simonisten; aber die Zudrerinnen von den Anhängerinnen zu unterscheiden, fällt schwer; manche wollen vermuthlich erst prüfen, ehe sie entscheiden. Vielen Menschen ist es auch tröstlich, nach der neuesten Umeinanderfesung aller Uebel unsers gesellschaftlichen Zustandes in Europa, die glänzenden Versprechungen anzuhören, welche die St. Simonisten uns machen, und das Gemälde zu betrachten, welches sie von einer St. Simonistischen Gesellschaft entwerfen. Welches Paradies, wenn einmal ganz Frankreich St. Simons Lehre angenommen haben wird! Kein Dummkopf wird dann mehr reich seyn, kein Müßiggänger das Vermögen seiner Vorfahren verprassen können. Jeder wird nach seinen Verdiensten belohnt, nach seinen Fähigkeiten angestellt werden. Arbeit und Leistung werden der Maßstab seyn, nach welchem Jeder empfangen wird. Da die St. Simonisten eine neue Ordnung der Dinge einführen wollen, so haben sie sich auf viele Einwürfe gefaßt machen müssen, und weil ihnen daran gelegen ist, diese zu widerlegen, so haben sie angefangen, in ihren öffentlichen Versammlungen denjenigen, die ihnen Einwürfe machen wollen, Rede zu stehen und ihre Grundsätze gegen alle Anfechtungen zu vertheidigen. Dadurch sind diese Versammlungen sehr anziehend geworden; denn die Angreifer sind oft geistreiche Leute, die das Sonderbare in der St. Simonschen Lehre auf eine witzige Art darstellen und die Lehrer auf ihrem Predigerstuhle verlegen machen. Das Merkwürdigste dabei ist, daß das Publikum, welches herbeigeeilt ist, um die St. Simonisten zu hören, eben so gern die Widersacher anhört und ihnen Beifall gibt, so daß die St. Simonisten zuweilen in ihrem eigenen Lemvel geschlagen werden. Diesen sonderbaren Auftritt sah ich neulich Sonntags, als ein gewisser Simon, ein Arzt, auftrat, um einen Vortrag über die St. Simonistische Lehre zu halten. Der Redner gerieth in übertriebenen Eifer und wollte beweisen, wie er sagte, daß St. Simon von Gott gesendet gewesen sey, wie Moses, Jesus u. a. Diese seyen durch Propheten angekündigt, überhaupt ihre Sendung durch Andere vorbereitet worden. St. Simons Sendung haben die französischen Philosophen des 18ten Jahrhunderts vorbereitet. Diese sonderbare Aeußerung erregte allgemeines Staunen unter den Zuhörern. Ich wünschte mir Glück, daß wir nicht in Spanien waren; denn leicht hätten einige Alguazils erscheinen und uns alle vor das heil. Gericht führen können. Simon, der Arzt, wäre unfehlbar mit dem San Benito bekleidet und lebendig verbrannt worden. In Frankreich aber hat man dergleichen nicht zu befürchten; der Mann führete also ganz ungestört seinen Satz aus. Als er aber fertig war, stand einer der Zuhörer auf und sagte ganz höflich: Hätte der Redner gesagt, St. Simon sey ein tiefer Denker, ein Philosoph, ein Reformator der gesellschaftlichen Ordnung gewesen, so hätte man die eben gehaltene Rede sehr gut begriffen. Wie man aber St. Simon einen von Gott Gesendeten nennen kann, ist unbegreiflich; denn wo ist im ganzen Leben St. Simons von irgend einer Offenbarung die Rede? was haben überhaupt seine politischen Lehren mit der Offenbarung zu thun?

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 139:

Hunger und Durst.

Homonyme.

Weißt du, wo im stillen Raume
Mit dem Herzensfreund, im Traume,
Und mit Gott der Bürger spricht?
Ruhe herrsche im Bereiche!
Weh, wenn Zank im kleinen Reiche
Den gebotnen Frieden bricht!

Weißt du, wo allein im Zanke
Reift als Fruchtkern der Gedanke,
Draus der Baum des Rechtes sprießt?
Heil, wenn in bewußtem Streben
Sich Vernunft ins frische Leben
Von beredten Lippen gießt!

Wehe, wenn die laues Tadler
Und die allzufeinen Köpfe
Ein beauemes Band umschlingt;
Wenn der im besternten Kleide
Stets, nebst einer kleinen Freude,
Appetit nach Hause bringt!

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 12.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 146.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 20. Juni 1831.

Am Himmel geschehen Zeichen und Wunder
Und aus den Wolken, blutigroth,
Hängt der Herrgott den Kriegsmantel runter.

Schiller.

Curiosa aus vorigen Jahrhunderten.

Von Kometen und andern Himmelszeichen.

Wer im Jahr 1830 oder 31 auf der Erde den Sturz von Königen und Fürsten und die unruhigen Bewegungen der Völker, dazu die Seuche aus Asien, und zu gleicher Zeit am Himmel die wagirenden Kometen und feurigen Nordlichter und andere Meteore beobachtet, dem fällt kaum mehr bei, daß man sonst zwischen jenen irdischen und diesen himmlischen Phänomenen einen nahen Zusammenhang fest geglaubt habe, noch weniger läßt er sich dadurch in Schrecken und Furcht setzen. Wie sehr dergleichen Erscheinungen am Himmel ehedem die Menschen beunruhigt haben, und was Alles an und in denselben der Aberglaube erblickt hat, davon kann sich die gebildete Welt des neunzehnten Jahrhunderts kaum eine Vorstellung mehr machen. Einigermaßen können wir aber unsern Lesern zu derselben verhelfen, wenn sie es sich nicht verdrießen lassen wollen, folgende Betrachtung eines Gelehrten aus dem lezten Jahrzehend des siebzehnten Jahrhunderts, Namens Wiedemann, sich ein wenig näher zu besehen; vielleicht finden sie dabei mehr kurzweilige Unterhaltung, als, wie es auf den ersten Anblick scheinen möchte, langweilige Mühe.

„Ein Komet oder Schwanzstern ist nicht ein Klumpen etlicher Planeten, wie Anaxagoras und Democritus gemeint haben; auch nicht ein Fixstern, der zuweilen von seiner unsichtbaren Höhe in den untern Himmel herabkomme und zum Kometen werde, hernach wieder hinaufsteige und nicht mehr gesehen werde, wie Seneca, Camerarius, Cardanus ꝛc. davorgehalten; auch nicht ein Planet, der stets bei der Sonne sey und nicht gesehen werde, als bis er aus den Sonnenstrahlen zuweilen hervorkomme, wie Pythagoras fabuliret; noch viel weniger eine Verbrennung und Zunichtewerdung eines himmlischen und im Anfang von Gott erschaffenen Gestirns, wie sich der jüngere Vossius träumen läßt (denn er schreibt, wenn dermaleinst unsere Erde am jüngsten Tage im Feuer untergehen werde, so würden die Leute, so auf andern Gestirnen wohneten, auch einen Kometen sehen, gleichwie wir einen Schwanzstern sehen, wenn sie ihren jüngsten Tag haben); sondern er ist entweder eine feurige und trockene Dunst- und Dampfversammlung, welche die Sonne und andere Gestirne aus der Erde in die oberste Luft gezogen und daselbst gleichsam gedörrt und zulezt gar angezündet haben; der Meinung ist Aristoteles; oder er ist eine, aus den Planetenkörpern, sonderlich der Sonne, zusammengefahrene und von derselben erleuchtete Himmelswolke. Dieser Meinung sind die neusten und berühmtesten Himmelserforscher, wie es der weltberühmte Herr Ehrhard Weigel zu Jena in seinem Himmelsspiegel weitläuftig ausgeführt hat. — Ob man nun zwar solche erschreckliche Himmelszeichen zu allen Zeiten gesehen, und vor alten Zeiten mehr, als die Geschichtschreiber aufgezeichnet haben, so haben sie sich doch absonderlich im jezigen Jahrhundert gar merkwürdig hervorgethan, und ist insonderheit zu verwundern, daß sie mit denen, die im vori-

Digitized by Google

gen Säculo gesehen worden, der Zeit und Gestalt nach gar nahe übereinkommen. Denn gleichwie Anno 1506, 1517, 1556, 1558, 1572, 1577, 1580 ꝛc. schreckliche Kometen am Himmel gestanden sind, also haben sie sich im jetzigen Säculo fast um ebendieselbigen Zeiten eingefunden, gleich *als wenn sie das, was jene angedeutet, vollends ausführen wollten.* Denn Anno 1607 war ein kleiner, und 1618 ein großer und erschrecklicher Komet zu sehen, die beide Vorboten des höchst schädlichen dreißigjährigen Kriegs waren. Auf die beiden von 1652 und 1661 ist ein blutiger Türkenkrieg erfolget. Was auf die von 1672 und 1677 erfolget, und sonderlich was der erschreckliche große mit sich gebracht, der 1680 im Nov. und Dec. und im Jan. bis in den Febr. des Jahrs 1681 die ganze Welt erschreckt hat und dessen Strauß fast den fünften Theil des Himmels einnahm, ist theils noch unvergessen, theils noch unter Händen. Denn die hin und her entstandenen Pesten, der Tod hoher Häupter, der 1683 angefangene Türkenkrieg, die 1684 vorgenommene grausame Reformation in Frankreich, sind traun keine geringen Veränderungen gewesen, und ziehen dieselben noch immer mehr und mehr nach sich. Und solches haben die nachfolgenden unterschiedlichen Wundersterne gleichsam *bestätigen* sollen: wie denn 1681 im Nov. und Dec. ein röthlicher Stern mit einem weißen Strauß ohngefähr drittehalb Ellen lang gesehen worden; und 1682 den 1ten Jan. ist ein Komet fast *in Gestalt eines Sarges* am Himmel ostwärts zu sehen gewesen. Den 10ten Febr. desselben Jahres hat sich ein Komet von gar ungewöhnlicher Gestalt zu Leopoldstadt in Ungarn sehen lassen: er war von Gestalt wie ein großer heller Stern, nicht feurig, sondern weiß wie der Mond, hatte einen Schweif, dem Augenmaaß nach ohngefähr zwanzig Ellen lang, nicht gerade, sondern krumm und schlangenförmig, darinnen Pfeile zu stecken schienen; am Ende theilte sich der Strauß in sieben Pfeilgestalten, wobei auch zugleich zwei Kronen, zwei Türkenköpfe und Halbmondsfiguren erschienen, *wodurch das türkische Blutbad gleichsam handgreiflich vorgemalt wurde.* Diesem folgte im selben Jahr im August ein anderer Komet, der bei den Füßen des großen Bären stund, wie ein großer Stern anzusehen, mit einem zwei Ellen langen Strauß. — Anno 1686 den 16ten August ist zu Helsingör ein Wunderstern gesehen worden, wie ein Stern von sonderlicher Größe und Klarheit, der zu beiden Seiten lange Strahlen geschossen, an denen ein runder Schild gehangen, in dessen Mitte sich ein runder Spiegel präsentiret, der überaus hellglänzend gewesen. — Hieher gehören auch andere ungewöhnliche Feuerzeichen und wunderbare Bildungen, die sich neulicher Zeit in der Luft begeben. Anno 1682 den 22ten Mai früh zwischen 2 — 3 Uhr sind feurige Strahlen vom Himmel gefallen, die sich in der Luft wie Schlangen gekrümmt. 1681 im Sept. soll sich zu Stockholm eine Feuerkugel in der Luft haben sehen lassen, die sich eröffnet und darinnen diese Worte gar deutlich zu lesen gestanden: das Ende ist da! Auch wollte man bazumal einen Säbel in klarer Luft gesehen haben. — Anno 1682, zu Ende Mais, haben sich bei Hannover zu Nacht allerhand feurige Zeichen: türkische Säbel, abgehauene Köpfe, Kriegsfahnen, zum Erstaunen der Anschauer hervorgethan. — Anno 1684 den 24ten Jan. Abends erschien der Mond in einer wunderbaren Kreuzgestalt; nämlich der Mond, der erst voll gewesen, war etwa eine Stunde aufgegangen, als man einen schönen weißen Strahl von demselben bis auf die Erde gehen sah, und eben einen solchen auch so weit über sich. Durch den Mond ging in die Quer ein eben so breiter Streif, als der Mond war, und machte um den ganzen Himmel fast einen Zirkel, so daß diese beiden Striche in dem Mond ein schönes Kreuz präsentirten. Ueber dem Mond stand ein lichtscheinendes Wölklein in Gestalt eines halben Mondes, fast wie die Türken im Wappen führen. Dieses Wunderzeichen hat man zu Leipzig und andern Orten fast drei Stunden angeschaut, bis es nach und nach vergangen, als der Mond höher kommen. Es scheint fast, als wenn Gott den christlichen Potentaten hiedurch hätte wollen zu verstehen geben, daß sie im Namen des gekreuzigten Jesu wider den türkischen Mond streiten sollten, fast als wie vom ersten christlichen Kaiser Konstantin erzählt wird, daß er über der Sonne am hellen Tage ein Kreuz gesehen, mit der Beischrift: In hoc vince, da er wider den römischen Tyrannen Marentius zu Felde ziehen sollte. — Und wer hat nicht bisher mit Verwunderung gehört von Sturm, Schiffbruch, Ueberschwemmungen, Blut und Mord?

„Denn Frankreich hat jetzund ein Japan aufgebauet.
Darin man Feuer, Mord und Greuelthaten schauet.
Und da man nichts mehr hört als Zetermordgeschrei!“

(Der Verfasser meint damit die unmenschliche Verfolgung der Hugenotten und die nachherige Verwüstung der Pfalz).

Aus Obigem geht hervor, daß man aus jeder ungewöhnlichen Erscheinung am Himmel etwas zu machen wußte, es mochte nun ein Ereigniß in der Menschenwelt darauf folgen oder nicht: denn im letzten Falle mußten sie zur Bestätigung vielleicht längst vorausgegangener Ereignisse dienen; und so konnte es nicht fehlen, der Komet oder das Meteor hatte jedesmal Recht.

Mittheilungen aus Sizilien.

(Fortsetzung.)

Das Theater, wo ich die Gabrielle von Estaffa hörte, ist klein, aber besitzt einige hübsche Szenen, vom alten Politi, an den ich Empfehlungen hatte, gemalt. Das Geklatsch und Beifallrufen, womit man die Prima

Digitized by Google

Donna, ein Weib von ungefähr sechsundzwanzig Jahren, am Schlusse jeder Arie überhäufte, konnte wohl ihrer Schönheit, nicht aber ihrem Gesange gelten. Indessen wurde die Gabrielle doch nicht so schändlich mißhandelt, wie die Donna del Lago, die ich einige Tage früher in Catania gehört hatte. Mit weniger Anstand habe ich in meinem Leben nichts, selbst keine Bauernkomödie, aufführen sehen.

Am Abend vor meiner Abreise besuchte ich noch die Quelle der Lyane, wo die Papyrusstaude wächst. Sie entspringt ungefähr sieben Miglien westlich von der Stadt und fließt, mit dem Anapus vereinigt, in den großen Hafen. Es ist aber nicht wahr, daß der Papyrus nur dort allein vorkomme, ich habe ihn auch, nur nicht in dieser Vollkommenheit, in einem Teiche bei einer einsamen Mühle, gegenüber der alten Augusta, nicht fern von der felsigen Meeresküste, gefunden, und ein Führer, Mästro Giacinto, der in Taormina mit mir herumging, versicherte mich, daß er auch am Ufer des Cantarosluſſes, des Onobola der Griechen, wachse.

Der Morgen war rein und klar, über Meer und Land wehte das rosige Licht des jungen Tages, als ich Syrakus wieder verließ. Lange saß ich noch auf den Gräbern des Archimed und Timoleon, überschaute noch einmal all die Szenen der einstigen Größe und nahm dann für immer Abschied von ihnen, indem ich zu mir selber sprach: „Du hast dich so lange und so heiß gesehnt, und nun warst du da und trägst nichts davon, als ein verwundetes Herz.“

Palermo.

Palermo, die schöne und große Hauptstadt Siziliens, von den ältesten griechischen Kolonien gegründet, liegt an der Nordküste der Insel, im Mittelpunkt eines weiten und tiefen Meerbusens. Nordwestlich, in geringer Entfernung, starrt der Monte Pellegrino, auf dem der Karthager Hamilkar drei Jahre lang gegen die Römer sich vertheidigte, mit rauher, dürrer Felsenstirne zum Himmel, während nach Süden und Osten hin fast immer blühende, von einem herrlichen Gebirgskranze umschlossene Ebenen sich ausbreiten. Ich kenne in Italien und dem übrigen Sicilien keine Gegend, die mich so angesprochen, wie diese. Mögen Tausende das Weichbild Neapels preisen, Palermos kräftige Natur gefällt mir besser. Eine groteske Pflanzenwelt, wie sie das nahe Afrika erzeugt, blüht um die schöne Stadt und wechselt an den hohen Bergseiten mit schroffen kahlen Felsabhängen, während auf der andern Seite das offene tyrrhenische Meer unabsehbar sich ausdehnt.

Palermo ist wohlgebaut und ein reges, buntes Leben herrscht unter seinen 150,000 Einwohnern. Der Toledo, der in gerader Richtung vom Meere aus nach der monrealischen Ebene zu die Stadt durchschneidet, geziert mit den schönsten Palästen und den reichsten Kaufmannsladen, ist täglich bis tief in die Nacht mit glänzenden Equipagen und mit Spaziergängern aus allen Klassen angefüllt. Auf der Piazza della Marina hört man alle Abend Militärmusik, und am Hafen, aus dem ein Wald von Masten aufsteigt, herrscht Tag und Nacht ein wildes Drängen und Treiben. Da sitzt auch der Erzähler und unterhält für einige Kupfermünzen von früh bis spät die Müßigen mit allerlei Geschichten aus den Ritterzeiten und der Feenwelt, und läßt sich nicht stören durch den ungestümen Deklamator, der neben ihm seine Verse herunterdonnert, noch durch den seinen Improvisatore, der durch witzige Einfälle seinen Zuhörern das Zwergfell erschüttert. Etliche hundert Bettler von jedem Alter, die, außer einem schmutzigen Lumpen, den sie um die Mitte des Leibes geworfen, nichts auf dem verbrannten Leibe tragen, rennen wie besessen durch alle Gassen, oder liegen ausgestreckt im Staub und Koth da und halten, jämmerlich winselnd, einem die Hand entgegen, ohne den hin und her rollenden Equipagen aus dem Wege zu gehen. Ich kannte einen Mann, über 70 Jahr alt, der täglich, bei heißem Sonnenschein wie bei frostigem Regen, vom frühen Morgen bis spät in die Nacht auf dem nämlichen Flecke lag, nackt, wie Gott ihn erschaffen, und oft so beschmutzt, daß man ihn kaum als einen Menschen erkannte. Ein wohlgemästeter Domspasse, mit dem ich eines Tags bei dem Alten vorüberging, antwortete mir auf meine Frage, wie so etwas geduldet werden könne, ganz gelassen: „Ach, mein Herr, wir sind an dergleichen Dinge hier gewöhnt.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London. Juni,

Paganini. Rapsiren auf der englischen Bühne.

Sie haben wohl längst durch die Zeitungen erfahren, wie Paganini hier aufgenommen worden ist. Statt auf eigene Spekulation zu kommen und sich an irgend einen achtbaren Banker adressiren zu lassen, bei dem er sich hätte Raths erholen können, gab er sich einem französischen Spekulanten Laporte, dem jetzigen Regisseur der italienischen Oper, in die Hände, der es zur Bedingung machte, daß er für die Benutzung des Lokals ein Drittel der Einnahme erhalten sollte; weil Paganini überall doppelte Preise erhalten hatte, so sollten dieselben auch hier verdoppelt werden, obgleich das Opernhaus eines der größten Theater in der Welt ist, und der Preis für die Plätze von 5 Schillingen bis auf anderthalb Guineen steigt. Das Publikum war freilich neugierig, den großen Meister zu hören; schon seit Jahren war der Continent von seinem Rufe erschollen; Laporte hatte schon seit drei Monaten den ehrlichen John Bull durch gut bezahlte Journalartikel bearbeiten lassen, und schon steckte dieser die Hand in die Tasche, um den theuren Eintrittspreis zu entrichten. da erhoben sich die Times nebst einigen Zeitungen zweiten Rangs gegen diese Besteuerung des Publikums. „Wir haben uns lange genug von Europa wegen unserer Verschwendung an auswärtige Sänger, Geiger und Tänzer auslachen lassen; es ist Zeit, daß wir einlenken; wollen Paganini und Laporte sich mit den ge-

Digitized by Google

wöhnlichen Opernpreisen bezahlen, gut; wo nicht, so seyen leere Bänke ihr Lohn.“ Dies that seine Wirkung; es wurden nicht über vier Logen gemiethet, und nach Parterrebillets war gar keine Nachfrage. Nun wurde das angekündigte Konzert verschoben, weil der große Meister unpäßlich geworden sey, und die Italiener sprengten überall mit den klägsichsten Geberden aus, ihr unvergleichlicher Mann sey entschlossen, den rothen Josin Boll für seine Großheit zu züchtigen und, ohne sich hören zu lassen, wieder abzureisen. Ob dieses Gerücht von Paganini selbst veranlaßt war, weiß ich nicht, aber es blieb ohne Wirkung; man war noch zu sehr mit der großen Reformfrage und den Parlamentswahlen beschäftigt, und suchte sich zu trösten. Auch die Kunde, daß sich der Künstler mit Laperte entzweit habe, ward mit Gleichgültigkeit vernommen; da wurde der 3. Juni für das erste Konzert Paganinis anberaumt, und zwar zu den gewöhnlichen Preisen; zu gleicher Zeit erschien in allen öffentlichen Blättern ein demüthiges Schreiben des Künstlers, worin er alle Schuld an der verschobenen Beutelschneiderei auf seine Rathgeber warf. Wer der Mann war, nicht so schnell vergessen, und an besagtem Abende waren Parterre und Gallerie bei weitem nicht voll und die Logen so gut als gar nicht besetzt; auch der Stand ein sehr großer Theil der Zuhörer aus Tonkünstlern und Schülern. Wenn man indessen viel erwartet hatte, so übertraf das Geleistete doch alle Erwartung, und die hohe Bewunderung, die jetzt von allen Seiten geäußert wird, das Zeugniß fast aller Künstler, daß alles bisher Gesagte bei weitem hinter der Wahrheit zurückbleibe, daß es nicht bloße Kunstfertigkeit sey, womit der außerordentliche Mann in Erstaunen setze, sondern ein poetischer Geist, der sich auf nie gehörte Weise in Tönen ergieße, wird ihn gewiß in seinen künftigen Konzerten für den schlechten Anfang entschädigen.

Wir haben in diesem Augenblicke nicht weniger als fünf Theaterbühne auf den verschiedenen dießigen Bühnen, deren Heldt Napoleon ist; eines derselben ist besonders wegen der prachtvollen Dekorationen merkwürdig. Der Umstand erhöht dadurch Bedeutung, daß er eine Sinnesänderung hinsichtlich dieses außerordentlichen Mannes in der Nation erkennen läßt, obgleich das Geschieht noch in voller Blüthe ist, das ihn einen Räuber und Mörder gescholten und ohne Gewissenöscrupel hat morden sehen.

In Folge des allgemeinen Sparsystems, zu welchem unsere Regierung sich gedrungen fühlt, entzog man auch den zehn Mitgliedern der königlichen Literaturgesellschaft die kleine Pension von 100 Pfund, die sie bisher genossen; es war dies die einzige Ausgabe zu Beförderung der Literatur, welche sich das Kabinet von St. James je zu Schulden kommen lassen. Aber die Times haben ihre kräftige Stimme gegen diese elende Knickerei erhoben, worauf denn Graf Grey dem berühmten Coleridge angekündigt hat, daß ihm seine Pension bis zu seinem Tode ausbezahlt werden solle.

Paris, Juni.

(Beschluß.)

Eine St. Simonistische Disputation.

Der Redner antwortete, aber nicht zum besten; er hatte Mühe, seinen Satz auch nur mit Scheingründen zu belegen. Es wurde dem Gegner mehr Beifall gezollt, als dem Redner; denn man klatscht hier wie im Schauspiele und das Ganze artet in eine geistige Unterhaltung aus. Als der ungläubliche Satz wegen der Offenbarung durchgeführt worden war, unternahm der Redner, die Einwürfe zu beseitigen, die gegen St. Simons gesellschaftliche Ordnung gemacht worden sind. Er wiederholte mehrmals, der Grundsatz der St. Simonisten sey: Stelle Jeden nach seinen Fähigkeiten, vergelte Jedem nach seinen Werken. Sie lassen sich angelegen seyn, zu thun, was Gerechtigkeit und Vernunft gebieten; bei den jetzigen Völkern fällt dies ganz verkehrt aus. Nicht nach Verdienst stellt und belohnt man den Bürger in unsern Staaten, sondern Geburt, Zufall, Gunst machen aus ihm einen reichen oder einen armen, einen angesehenen oder einen niedrigen, einen mächtigen oder einen nichtsbedeutenden Mann. Die St. Simonisten wollen eine umfassliche Ordnung der Dinge anbahnen. Alles erworbene Gut soll Gemeingut werden, und aus der Masse desselben soll Jeder nach dem Grade seiner Tüchtigkeit besoldet werden, ohne Rücksicht auf sogenanntes Erbrecht. Also, bemerkte der Redner, ist es falsch, zu behaupten, die St. Simonisten wollen eine gänzliche Gütergleichheit einführen; es ist im Gegentheil ihr Grundsatz; die Güter müssen ungleich vertheilt werden, nämlich nach dem persönlichen Verdienste eines Jeden. Hier nahm wieder einer aus der Versammlung das Wort und sagte: Da die Gütervertheilung nach dem Verdienste eines jeden Bürgers geschehen soll, so muß doch Jemand da seyn, welcher über den Grad dieses Verdienstes urtheilt und entscheidet, ob er ein Einkommen von 30,000 Franken oder von 500 Franken verdient. Dieses ist die Sache des Religionsstifters, antwortete der Mann auf der Rednerbühne. Aber, fuhr jener fort, wie kann das Verdienst eines Jeden dem Vater von 30 Millionen Kindern bekannt seyn? Dieser Einfall erregte in der ernsthaften Gesellschaft allgemeines Gelächter und wurde sehr beklatscht, worüber der Mann auf der Rednerbühne etwas böse wurde. Da das Beifallklatschen ihm zu lange dauerte, so sagte er etwas bitzig: Nun, wenn Sie aufhören zu klatschen, so werde ich antworten. Dies that er auch; allein das Publikum war nun einmal durch den „Vater von 30 Millionen Kindern“ in lustige Stimmung gesetzt; es war vorbei mit dem Ernste; die Widerlegung des Redners wurde nicht sehr beachtet, und im Grunde ließ sich nicht weiter auf den phantastischen Einfall antworten, denn er hatte den Nagel auf den Kopf getroffen. Was läßt sich in der That Läppischeres denken, als daß ein Mann über das Verdienst eines jeden Gliedes der Gemeinde urtheilen und dasselbe vergelten soll? Wo ließe sich ein solcher Mann finden? Er müßte ja die Vorsehung selber seyn. Und wie läßt sich über das Verdienst und die Geistesfähigkeiten eines Menschen urtheilen, ehe er dieselben durch eine Reihe von Thaten bewundert, ehe er folglich schon einen Theil seiner Laufbahn in der bürgerlichen Gesellschaft zurückgelegt hat! Wer würde ferner Lust haben, sich große Mühe zu geben, wenn das von ihm erworbene Gut nicht den Seinigen, für welche er sorgt, zu Gute kommen soll? Entweder wäre man wie die Mönche in einem Kloster leben, welche sich auf den Ahr verlassen und sich um nichts bekümmern, oder man würde unter einem spartanischen Gesetzgeber, das heißt unter der Ruthe des Despotismus stehen. Dazu ist aber das jetzige Geschlecht nicht aufgelegt. Der Grundsatz der St. Simonisten ist also eine Träumerei, die unausführbar ist und nicht einmal das Verdienst der Neuheit hat; denn mehrere kleine Gemeinden oder Dorfschaften, die in Nordamerika neu angelegt worden sind, haben etwas Aehnliches versucht, wenigstens was das gemeinschaftliche Zusammenlegen der Güter betrifft. Allein was in einer kleinen, eben erst zusammenretterretenden Gemeinde bis zu einem gewissen Grade ausführbar ist, läßt sich auf ein durch Gesetze, Gebräuche und Herkommen regiertes großes Volk nicht anwenden, und obschon die St. Simonisten sehr gut die Uebel unsers jetzigen Zustandes in Europa anzugeben wissen, so sind sie doch sehr ungeschickt in den Heilmitteln, die sie vorschlagen; sie würden das Uebel noch ärger machen.

Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 64.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 147.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 21. Juni 1831.

Wie sie tüngeln, die Plassen! Wie angelegen sie's machen,
Daß man komme, nur ja plappre, wie gestern so heut!
Schüttet mir nicht die Plassen; sie kennen des Menschen Bedürfnis!
Denn wie ist er beglückt, plappert er morgen wie heut!

Goethe.

Mittheilungen aus Sizilien.

(Fortsezung.)

Um den Leser mit dem Charakter und dem Geiste der Palermitaner, so wie der Sizilianer überhaupt, bekannt zu machen, will ich das Madonnafest beschreiben, von dem ich im Eingange dieser Mittheilungen Erwähnung gethan. — Ich saß in meinem Zimmer, mit naturhistorischen Gegenständen beschäftigt, als Herr Grohmann, an den ich empfohlen war, zu mir kam, um mich zu einem Spektakel, wie er sagte, abzuholen. Es war bereits dunkel, als wir die Lokande verliessen. Durch alle Gassen zogen Prozessionen, jede von zwei oder drei Dudelsäcken, einigen Castagnetten und einem Feuerwerker, der alle vier bis fünf Minuten eine Rakete in die Luft steigen ließ, angeführt. Links und rechts standen Buden an Buden, mit Liqueurs und einer Art süßen Backwerks, das die Palermitaner Pietra fenola nennen, zierlich angefüllt. Die Dudler dudelten, die Castagnetten klapperten, die Raketen knallten, die Prozessionsgänger schrieen ihre Rosenkränze und die Liqueurverkäufer brüllten ihr „O che bello liquore!“ wie rasend den Vorüberziehenden in die Ohren. Auf dem Fleischmarkte wurde gekocht, gebraten und gebacken, als hielte ganz Palermo offene Tafel, und vor der Kirche S. Francesko standen, von Fackelträgern umringt, die Galawagen der Senatoren, die der Madonna immaculata alljährlich an diesem Abend zweitausend Gulden zum Geschenke bringen. Gegen eilf Uhr hörten die Betzüge auf, aber der Lärm und der Tumult dauerte noch mehrere Stunden lang fort. Das war die Vorfeier des Festes. — Am andern Morgen früh fing das Spektakel von Neuem an. Der Toledo war mit Menschen so angefüllt, daß man sich kaum hindurch drängen konnte, und alle Fenster und Balkone mit Damen besezt. Gegen zehn Uhr begann die große Prozession von der Kirche S. Francesko aus nach der Kathedrale. Voraus zieht die Jugend, paarweise, mit Besen in der Hand, und von ihren Lehrern begleitet. Ihr folgen verschiedene adelige Brüderschaften, barfuß, in grauen oder weißen Ueberhemden, die mit einem ledernen Gürtel um den Leib zusammengeschnallt werden, und mittelst einer Kapuze, in die zwei Löcher zum Herausſehen geschnitten sind, das ganze Gesicht verhüllen. Nach ihnen kommt eine Abtheilung Militär, dann ein Heer von buntgekleideten Bedienten, die vor dem prächtigen Wagen des Vicekönigs, dem der hohe Senat und alle übrigen Staatsbeamten folgen, mit Fackeln einhergehen. Nach einer Blechmusik, die einen eigens zu diesem Feste komponirten Marsch spielt, ziehen die verschiedenen geistlichen Orden auf, dann kommt der Erzbischof, mit allen Insignien seiner Macht und Würde, und hinter ihm tragen vierundzwanzig Männer auf einem vergoldeten Altare das schwere silberne Madonnabild, mit Edelsteinen reich geschmückt und von unzähligen Kerzen umleuchtet. Von Zeit zu Zeit wird mit einem Glöckchen ein Zeichen gegeben, worauf der Altar nieder-

Digitized by Google

gelassen wird und so lange stehen bleibt, bis die Besessenen, meistens Weiber aus der niedern Volksklasse, die sich fürchterlich geberden, wenn sie in die Nähe des Bildes gebracht werden, geheilt sind *). Der Madonna folgt wieder eine starke militärische Bedeckung und hintendrein, in langen Zügen, der Pöbel, betend, singend und „viva!“ schreiend. Brennende Fackeln, von zwölf bis fünfzehn Fuß Länge, so dick, daß sie ein Mann kaum umspannen kann, und so schwer, daß die Träger alle zehn Schritte wechseln müssen, schließen, von halbnackten Burschen geschleppt, den Zug. Sie bestehen aus langem Rohr und lodern in furchtbarer Flamme auf, und fällt von Zeit zu Zeit ein brennendes Stück herab auf die nachstürmende Menge, so entsteht allgemeines Gelächter, und die Damen auf dem Baltone stimmen mit ihrem „O che bello!“ ein. — In der Kathedrale angelangt, wird die Heilige auf ein hohes, mitten in der Kirche aufgeschlagenes Gerüste gestellt, wo sie acht Tage lang zur Andetung ausgesetzt bleibt, und dann unter denselben Ceremonien wieder nach S. Francesko zurückgebracht wird. Das Wetter sey, wie es wolle, sie muß auf die bestimmte Minute wieder fort, sonst bleibt sie Eigenthum der Dompfaffen und ist für den heiligen Franciskus auf ewige Zeiten verloren. — Während in der Kirche gesungen und geräuchert wird, ergözt sich das Volk draußen an den aufgestellten Fackeln, deren Träger nun großen Ablaß gewonnen haben, bis alle hinunter gebrannt sind; dann fangen die kleinen Prozessionen, mit derselben Musik, wie ich sie oben beschrieben, wieder an und dauern bis spät in die Nacht fort. Drei bis vier solcher Züge stürmen durch verschiedene Kirchthüren auf einmal herein, und je näher sie dem Bilde rücken, desto kräftiger blasen die Dudler und desto ungestümer wird mit den Castagnetten geklappert, während die Nachzügler aus vollem Halse ihr „viva!“ rufen, bis der sie begleitende Geistliche Stille gebietet. Dann werfen sich alle auf die Knie und sprechen Wort für Wort eine Art von Verschwörung nach, die er siehend ihnen vorschreit, und die allemal mit dem Ausrufe: „viva la Santa Madonna! Viva il Jesu Christo! Viva la Santa Trinita!“ endigt. Ist dieß geschehen, so gehen alle sündenfrei auseinander, während wieder andere kommen. Am auffallendsten treiben es die sogenannten Büßer, die barfuß, mit einem langen Stricke um den Hals, einer Dornenkrone auf dem Haupte und einem schwarzen Kreuze in den Händen, daherziehen, Adelige und Bettler durch einander, und unter fürchterlichen Grimassen die vom Priester vorgesprochenen Formeln nachschreien. Wer die verzerrten Gesichter nicht selbst gesehen, kann sich keinen Begriff von dieser religiösen Raserei machen. — Endlich wird der Tag mit Essen und Trinken beschlossen.

Dieß ist die treue Beschreibung des Festes der Madonna immaculata in Palermo, und dergleichen Feierlichkeiten findet man in Sizilien häufig. Können die Bachanalien der verschrienen Heiden wilder und wüster gewesen seyn?

(Der Beschluß folgt.)

*) Palermo besitzt überdieß noch eine eigene Kirche, la Santa Zita, zum Teufelaustreiben.

Hebals Gesicht.

Eine französische Vision.

Es ist unverkennbar, daß sich in dem durch die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts entgeistigten Frankreich die Gemüther wieder einer tiefern Ansicht der Natur und der Geschichte zuneigen, und die Erscheinung ist für die jetzige Entwicklung Frankreichs und der Welt von großer Bedeutung. Seit sich unser Gesichtskreis so sehr erweitert hat, machen wir es nicht mehr wie der Politikus in frühern Jahrhunderten, von dem wir in unserer gestrigen Nummer gehört haben; wir betrachten nicht mehr das Firmament darum, ob da oder dort ein Potentat das Zeitliche segnen, oder der Türk einmal wieder christliche Erde mit Blut düngen werde: wir konstruiren die Zukunft aus der Vergangenheit, und unsere prophetische Phantasie stedt nicht eher still als am Zielpunkt der Geschichte. Die Franzosen versuchen sich nun auch in diesem Fache, und je mehr die folgende Probe modern-französischer prophetischer Politik, worin nach unsern Begriffen Mystik und Nichtmystik, Poesie und Prosa seltsam gemischt sind, in vieler Hinsicht an manches Deutsche dieser Art erinnert, desto interessanter scheint uns etwas, das unverkennbar den Stempel der Originalität trägt. Wir theilen übrigens von dieser Vision Hebals des Herrn Ballanche, der sich schon durch mehrere politische und philosophische Schriften bekannt gemacht hat, nur das mit, was er in der jetzigen Schöpfung sieht; wo er sich in den Höhen der Mystik verliert, können wir ihm kaum mehr folgen; wenn aber auch im Mitgetheilten dem Leser nicht Alles deutlich seyn sollte, so wird ihm beifallen, daß auch deutsche Mystik ihrer Natur nach nicht immer sehr klar ist, und daß eine Uebersetzung nicht klarer seyn darf als das Original.

* * *

Ein junges, neues Europa wird hervorgehen aus den Trümmern des alten Europa, das noch immer veraltete Satzungen gleich einem durchlöcherten Mantel umhüllen. — Ein scheinbarer Unglauben droht allem Glauben den Untergang; aber strahlender, herrlicher wird die Religion des menschlichen Geschlechts wiedergeboren wer-

Digitized by Google

den. Und ihre Wiedergeburt hebt an mit dem Augenblick, wo das Mittelalter im letzten Todeskampfe den letzten Seufzer ausgehaucht hat; denn die Wiedergeburt ist das Kind des Todes.

Steht nicht geschrieben: „Ich will mein Gesetz in euer Inwendiges graben und in euer Herz schreiben?“ Und hat Christus nicht gesagt: „Ich habe noch andere Schafe, die sind nicht aus diesem Stalle?“

All die mannigfachen Aeußerungen menschlicher Ueberzeugung strahlen allgemach zu einem Symbole zusammen; dieses schafft sich still, mitten unter den furchtbaren Stürmen, welche die Völker der Erde rütteln, und bereits klingt hie und da ein Ton, als Verkünder dieses künftigen Wahrzeichens, in den Schall der Glocke, welche dem Mittelalter zu Grabe läutet.

Hebal fragt nichts nach dem Geisterwesen, nach der Magie und dem Aberglauben im Gewande der Wissenschaft, die am Schlusse eines Religionscyklus sich an des Glaubens Statt möchten geltend machen. Wohl weiß er, daß das Menschengeschlecht aber keiner neuen Religion brütet; er weiß, das in Christi Lehre Alles ist, daß Christi Lehre Allem Worte gegeben hat. — Nein, alle Gemeinden der Christen führt der Entwicklung Gang nothwendig zusammen zur katholischen Einheit; die Zeit ist gekommen, wo alle Ketzereien bekennen werden, ihr Wesen sey Stückwerk. Laßt euch nicht irren, daß in der Hauptstadt der Weltkultur das Zeichen der Verhüßung gehöhnt worden ist: das Kreuz der Civilisation wird herrschen über die Welt.

Griechenland, Belgien, Polen haben nach der Freiheit verlangt, welche den Kindern des Glaubens verheißen ist, und sieht, was für Wunder sie gewirkt haben! Wird Fama der Palmen der Unsterblichkeit genug haben für so viele Helden?

Eine Stimme, das brünstige Gebet eines ganzen Volkes, das nach der Bluttaufe verlangt, dringt in die Höhen des Himmels zu Christi Mutter: „Möge Polen, das dich seine Königin nennt, möge Polen, das so oft die starke Schutzwehr der Christenheit war, wieder aufblühen im Schatten des heiligen Evangeliums, möge es der eherne Schild der Freiheit der Völker werden! Heilige Jungfrau! wenn der Allmächtige in seiner unerforschlichen Weisheit beschlossen hat, daß unser christliches Land, deinem Sohne gleich, den Märtyrertod erleide, so möge sein Ruhm Theil haben am ewigen Ruhme der Welt!“

Da sieht Hebal Sagunt und Saragossa, die Thermopylen und Missolonghi, die Felsen von Caledonien, und im zerrissenen, blutenden Polen das traurige Ende einer schönen Geschichte und den Beginn einer neuen. — Ja, zum zweitenmale wird die Weltkultur gerettet werden!

Wird Italien seine Unabhängigkeit nicht wieder erringen, wird der iberischen Halbinsel das Gesetz des Fortschreitens fort und fort fremd bleiben? Die ewige Stadt weiß wohl, daß ihr ein neues Reich verheißen ist, und das römische Priesterthum wird verkünden, welche Traditionen es in seinem Schooße bewahrt.

Die Völker werden nicht mehr nach Eroberersaune oder den Grillen der Staatskunst zusammengepfercht werden. Drei Grenzen wird man als die Marken verschiedener Völker erkennen: Sitte, Sprache, gesonderte Länderstrecken; und diese natürlichen Grenzmarken werden der umfassenden Einheit des Menschengeschlechts, durch die Weltreligion vermittelt, keinen Eintrag thun. — All die Bande zwischen Mensch und Mensch im Großen, all die Bande zwischen Völkerfamilien schlingen sich wieder, wie in der Urzeit, und dies ist das untrügliche Wahrzeichen einer vollendeten Wiedergeburt.

Und Rußland wird aufhören, eine europäische Macht zu seyn: es wird ihm die Sendung werden, Asien aus dem Schlafe zu rütteln. — Wie lange noch wird Oestreich an den Ufern der Brenta und des Po lagern? — England wird die letzten Hüllen der gewaltigen Puppe sprengen. — Wie Frankreich, will Europa handeln gleich Einem Mann, und wenn die Zeit kommt, wird die ganze Welt es wollen. — Ein neuer Vorhang ist aufgerauscht, das letzte Siegel ist zerbrochen, und die Vergangenheit predigt die Zukunft. — Da läßt sich eine Stimme hören: „Wer weiß, was zukünftig ist?“ und eine andere Stimme spricht: „wer weiß, was vergangen ist, weiß, was zukünftig ist.“

Also Europa erbaut sich von Neuem auf, und ein Blitz des Lebens zuckt durch die ganze Schöpfung. Das Blut, das auf Golgatha vergossen worden, verkündet endlich, daß es keine Todesstrafe mehr gibt, daß der Krieg ein Werk der Ruchlosigkeit ist, und die Stellvertretung wird zur Liebe.

Das Gesetz gründet sich auf die Einheit des menschlichen Wesens. — Die Christusreligion vollbringt ihre Entwicklung; sie herrscht über die Welt, aber ihr Reich ist ein Reich des Friedens. — Das Christenthum, in sich selbst eins geworden, erfüllt seine Verheißungen in allen seinen Traditionen, die da sind Traditionen für das gesammte Menschengeschlecht. — Die Perfektibilität fließt aus der Wiedergeburt.

Das Abendland siegt. Der Orient rührt sich und erwacht aus dem starren Schlafe. — Der Islamismus unterliegt im Kampfe. — China sogar erhebt sich zum Fortschritte. — Der Ganges wird frei. — Ueberall in der Welt überstrahlt des Dogmas Glanz des Mythus trübe Lichter, et les traditions resplendissent par dela les condescendances des symboles.

Digitized by Google

Der Klingelbeutel.

Nach einer Kirche sehnt' ich mich,
Am Leib und Seel' beschädigt.
Der Pfarrer klagte bitterlich
In einer langen Predigt;
Die hat dermaßen mich gerührt,
Daß ich gesunden Schlaf verspürt,
Von Seelenangst entledigt.

Ich nickte bald gar sänftlich ein,
Doch währete das nicht lange,
Da scholl das Kirchenbeutelein
An einer langen Stange;
Es klingelt, klingelt immerfort,
Der Pfarrer hört sein eigen Wort
Nicht, vor dem hellen Klange.

Ich hielt's am Ende nicht mehr aus
Und schlich durch's offne Thörchen.
Und als ich stand im Felde draus,
Da zupft' ich mich am Ohrchen:
Ei, ei! du junges Dichterlein,
Mußt nicht so ungeduldig seyn,
Hast gar ein fein Gehörchen!

Und hast du's besser denn gemacht,
Mit deinem Versestümpern?
Hast Manche schon zu Schlaf gebracht,
Dich segnen manche Wimpern.
Nur Eines störet ihre Ruh':
Es klingelt, klingelt immer zu
Der eiteln Reime Klimpern.

Adolph Stöber.

Korrespondenz-Nachrichten.

Straßburg, Juni.

Ueber den deutschen Sinn der Straßburger.

In unserm alten Straßburg erschallt noch immer das deutsche Wort fast von allen Lippen, und auch den deutschen Sinn hat die ehemalige Reichsstadt zum Theil treulich bewahrt. Der alte Bürgerstamm ist noch nicht ausgestorben, und dieser hat noch deutsches Mark in sich; besonders unsere handfesten Schiffer, Gärtner und Fleischer sind ganz von deutschem Schrot und Korn und entschiedene Feinde der „welschen" Windbeutelei. Indessen finden sich auch im Bürgergestande Manche, die auf Vielseitigkeit und feine Sitte Anspruch machen; bei diesen mischt sich schon Französisches ein. Es ist wahrhaft lächerlich, zu sehen, wie diese eingefleischten deutschen Philister sich abmühen, die französische Gelenkigkeit sich anzueignen; trotz aller Anstrengung will es ihnen doch nicht gelingen, das welsche Reis auf den deutschen Ast zu pfropfen. In ihren Gesprächen kommen bald französische, bald deutsche Sätze vor, oft sogar sprechen sie einen ganzen Satz französisch und fügen sodann die deutsche Uebersetzung hinzu, oder umgekehrt, wobei man sich kaum des Lachens enthalten kann. Gehen wir aus unter den sogenannten gebildeten Ständen um, so ist es auffallend, daß in der Regel die Katholiken dem französischen Wesen und Worte den Vorzug geben, während die Protestanten am treuesten ihrem alten Deutschland anhängen. Dies findet seine Erklärung zum Theil und vorzüglich darin, daß die protestantische Jugend in unserm Gymnasium erzogen wird, wo die Liebe zur Deutschheit und deutschen Literatur genährt wird; während die Katholiken ihren Unterricht im Collège erhalten, einer Anstalt, welche den deutschen Sinn planmäßig zu ersticken sucht. Wir haben hier ein Unterhaltungsblatt, das wöchentlich zweimal erscheint, jedesmal fünf, sechs deutsche Gedichte zum Besten gibt und nur Protestanten zu gewöhnlichen Mitarbeitern hat. Was übrigens, im Vorbeigehen gesagt, den ästhetischen Geschmack und die Kenntniß der neuern deutschen Literatur bei uns betrifft, so ist man fast in Allem um ein Decennium und mehr zurückgeblieben. Die meisten jener Gedichte sind in der Manier Bürgers, Höltys, Matthissons u. a. verfaßt; Uhland ist noch immer nicht genug bekannt und geliebt; noch immer hat seine einfachrohrende Dichtung ihren wohlthätigen Einfluß auf den Geschmack nicht genugsam ausgeübt. Deutsche Kunst und Wissenschaft finden ihre meisten Verehrer bei und unter den protestantischen Theologen; auch hat sich bei diesen die deutsche Derbschrötigkeit noch ziemlich erhalten, während die Studenten der übrigen Fakultäten gar keinen Begriff davon haben. Unter jenen Deutschgesinnten befinden sich manche, die in ihrer Vorliebe für das alte Vaterland so weit gehen, daß sie von französischem Leben und französischer Sprache ganz und gar nichts wissen wollen; sie bewahren sich vor allem Einflusse von Seiten der Franzosen. Diese Einseitigkeit hat sich indessen durch die Begeisterung, welche die Julirevolution in allen Herzen anfachte, fast gänzlich ausgeglichen. In diesen Deutschgesinnten bildet die Mehrzahl unserer vornehmen Jünglinge den schneidendsten Gegensatz. Diese wirklich etelhaften Windbeutel affektiren den entschiedensten Haß gegen alles Deutsche; Viele sind deutsch erzogen und haben deutschen Sinn mit der Muttermilch eingesogen, und nun suchen sie diesen Sinn, wie Gift, von sich abzutreiben. Zu dieser vornehmen Verachtung aller Deutschheit gesellt sich natürlich ein unbedingtes Erfassen aller französischen Sitte; es gehört zu dem feinen Ton, französisch zu sprechen und französisch zu tändeln. Mir selbst sind unter meinen ehemaligen Schulgenossen einige bekannt, die sich in dieser Koketterie gegen alles Deutsche gefallen; ich weiß, daß ich ihnen kein größeres Aergerniß geben kann, als wenn ich sie in einer vornehmen Gesellschaft deutsch anrede, und oft bin ich boshaft genug, es zu thun. Ueberigens gelingt es den Wenigsten, sich französische Leichtigkeit und Liebenswürdigkeit anzueignen. Diese Franzosenkunstlümler können indeß bei einem allgemeinen Urtheil über die Sinnesweise der Straßburger nicht in Erwägung kommen; denn so wie sie verlogs ihre Muttersprache verläugnen, so sehen sie auch ihre Vaterstadt mit vornehmen Seitenblicken über die Achsel an und sind gar nicht mehr als Straßburger zu betrachten. Der Kern der biesigen Bürgerschaft ist und bleibt deutsch; er steht noch als ein Gebrümmer der alten, reichsstädtischen Kraft da; deutsch ist seine Sprache, Denkweise und Empfindungsart. Und wie könnte dies anders seyn? haben wir doch noch so viele Denkmale deutscher Kunst, und vor allen unsern Münster, der wie ein frommer, getreuer Wächter den französischen Land von uns entfernt und in seinem grauen Ernst an die deutsche Kraft mahnt, die ihn selbst, den Riesenstein, geboren hat. Ja, so gerne wir Elsäßer dem französischen Staat angehören, und so wacker wir auch für ihn kämpfen würden, so bleibt doch gewiß, daß, wenn wir einmal die Deutschen in politischer Hinsicht beneiden hätten, die Bande, die uns an Frankreich knüpfen, ziemlich lose würden.

Beilage: Kunstblatt Nr. 49.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nº. 148.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 22. Juni 1831.

— Was bedeutet's, daß wir Narren der Natur
So furchtbarlich uns schütteln mit Gedanken,
Die unsre Seele nicht erreichen kann?

Shakespeare.

Geisterglauben.

Aus den Mittheilungen des Grafen von O...

Von Dr. Nürnberger.

.... Der Graf war bei diesen Worten aufgestanden und ging in unruhiger Bewegung, als wenn er einen innern Kampf kämpfe, mit starken Schritten im Zimmer auf und nieder. Er blieb endlich vor mir stehen, und, indem er mir die Hand mit feierlicher Miene auf das Haupt legte, rief er: „Freund! lassen Sie mich die Worte Hamlets brauchen; ja gewiß! es gibt Dinge zwischen Himmel und Erde, von welchen sich unsere Philosophie nichts träumen läßt. Vergebens wollen Sie mir die Möglichkeit von Geistererscheinungen wegraisonniren; ich weiß Ihren Einwendungen das Zeugniß meiner Sinne entgegenzusetzen." — „Und doch werden Sie mich nicht zu Ihrem Proselyten machen. Ich streite Ihnen einen beständigen, übersinnlichen Bezug zwischen der materiellen und einer Geisterwelt nicht ab; aber ich läugne das Vorhandenseyn eines sinnlichen Vermögens, um uns dieses Bezuges bis zur Augenscheinlichkeit zu bemeistern. Diese Fähigkeit liegt gar nicht im Bereiche der fünf Sinneninstrumente, mit welchen der menschliche Organismus ausgerüstet ist; ja, ich getraue mir, a priori darzuthun, daß dieselbe davon ausgeschlossen bleiben mußte, um den menschlichen Normalzustand nicht zu beeinträchtigen." — „Diese Redensart verstehe ich nicht ganz," unterbrach mich der Graf hier mit einigem Unwillen; „wollen Sie damit die Möglichkeit des Eintretens ganz außerordentlicher Zustände und Verhältnisse im unausgelernten und unauslernbaren Menschenleben in Abrede stellen, wodurch eine Abweichung von Regeln bedingt wird, die ich nur nicht in einer Allgemeinheit ohne alle Ausnahme gelten lassen will? Gehen Sie mir mit einer solchen Anmaßung. Aber ich weiß: als Kind ist man abergläubisch; als Jüngling und Mann gefällt man sich in der Starkgläubigkeit, und als gereifter Mann kehrt man mit einer etwas geläuterten Interpretation zu jener früheren, unabweislichen Ansicht zurück. Der beste Bürge für eine Geisterwelt, die zu dicht an die Grenzen der Sinnlichkeit streift, als daß sie dieselben nicht jeden Augenblick überschreiten könnte, würde mir, wenn ich nicht das Zeugniß meiner Sinne für mich hätte, der geheime Schauer seyn, dessen sich noch Niemand erwehrt hat, wenn er dieser Grenze nahet. Sind Sie frei davon?" — „Ich gestehe Ihnen, und ich bin dieses Geständniß der Wahrheit schuldig, die ich höher als den Sieg in einem Meinungskampfe anschlage, daß auch ich von einer solchen geheimen Empfindung fremdartiger Unbehaglichkeit beim Berühren dieses Gegenstandes nicht frei bleibe; aber ich meine, daß ein Unterschied gemacht werden müsse zwischen dem Mitbeben unseres Innern bei dem Anschlage gewisser Akkorde, und der Fähigkeit sinnlicher Perception der geheimen Ursache dieser innersten Bewegung. Kein ...." Der Graf ließ mich nicht ausreden. „Ich habe," rief er, „auch abgesehen von dem Vorfalle aus meinem eigenen Leben,

Digitized by Google

den ich Ihnen sogleich erzählen werde, zu merkwürdige Erfahrungen über die Fähigkeit des menschlichen Geistes gemacht, im Zustande der Exaltation die Normalgrenze desjenigen zu überschreiten, was gewöhnlich seinen Bereich bildet, um Ihnen beizustimmen. Als ich mich, während der spätern Regierungsjahre der Kaiserin Maria Theresia, in Wien befand, war auch der bekannte Doktor Gaßner daselbst anwesend, ein Mann von einem wahren Feuergeiste, dessen Kräfte, in das Geheimniß der Zukunft einzudringen, bei mir über allen Zweifel erhaben sind. Die Kaiserin, eine Dame, deren kalter Verstand keinerlei Art von Täuschung zugänglich war, lächelte über ihn und hörte ihm gleichwohl mit demjenigen geheimen Interesse zu, dessen man sich bei Berührung der Grenze zwischen dem Sinnlichen und Uebersinnlichen unmöglich erwehren kann. Ihre Tochter, die Erzherzogin Maria Antoinette, war damals mit dem Dauphin versprochen, und im Begriffe, den glänzendsten Königsthron Europas zu besteigen, als sich Gaßner in einem Cercle befand, bei welchem auch ich gegenwärtig war. Die Kaiserin richtete, auf diese Veranlassung, lächelnd die Frage an ihn: „Nun, mein lieber Gaßner, glauben Sie, daß meine Antoinette glücklich werden wird?“ Meine Augen waren auf ihn gerichtet, und nie werde ich sein plötzliches Erbleichen bei dieser unerwarteten Anrede vergessen. Alle Schrecken ahnenden Vorgefühles einer grausen Zukunft, und zwar mit einem Ausdrucke der Gewißheit, der mich schaudern machte, mahlten sich auf diesem Gesichte. Gaßner verzuchte sich zu sammeln, und indem er den allgemeinen Ausdruck für dasjenige, was sich seinem Geiste eben veroffenbarte, endlich gefunden zu haben glaubte, begnügte er sich, der Kaiserin tieferschüttert zu erwiedern: „*Ihro Majestät, es gibt Kreuze für alle Schultern.*“ — „Ich mochte damals vierundzwanzig Jahre alt seyn,“ fuhr der Graf fort, „und lebte in Wien, unter dem Vorwande einer Anstellung bei unserer Gesandtschaft, die nur meine gesellschaftlichen Ansprüche vergrößerte, ohne mir den Zwang irgend einer Beschäftigung aufzulegen, lediglich meinem Vergnügen. Meine ganze Zeit war der Zerstreuung gewidmet, auf welche ich, aus einem Grunde, den ich nachher anführen werde, doppelten Anspruch zu haben glaubte; meine Standes-, meine Vermögensverhältnisse, meine Gestalt und kräftige Jugend begünstigten mich: ein Fest, eine Herrlichkeit drängte die andere. Oestreichs Kaiserstadt erfreute sich damals der Segnungen des Friedens, welchen Fürst *Kaunitz* dem Staate mit fester Hand zu erhalten wußte, und das Aufblühen aller Zweige des Nationalwohlstandes gab dem Luxus ein neues Leben. Aber mitten in diesem Strudel von Genüssen ward ich oft von dem unheimlichen Gefühle einer innern Leere überfallen: die Weltfreuden sind unvermögend, die bodenlose Tiefe des Geistes zu erfüllen; man wird voll davon, aber nicht satt. Ein gewisser Hang melancholischen Ernstes, dessen Wurzel tief mit meinem Innersten verwachsen war, und der genährt wurde durch jenen nachher zu erzählenden Vorfall, brach mitten unter diesen Betäubungen hervor, und ich mußte einen volleren Zug aus dem unreinen Becher thun, um mich zu einem neuen Rausche einzuschläfern. So gewiß ist es, daß dem menschlichen Gemüthe schon ursprünglich eine höhere Richtung inwohnt, welche von demselben zwar eine Zeitlang verkannt werden kann, auf welche es aber nothgedrungen immer wieder zurückkehren muß, da das Correktiv in ihm selbst enthalten ist. Dieß ist die übersinnliche Tendenz, der schon oben erwähnte beständige Bezug zu der uns umringenden Geisterwelt, die mit unserm ganzen Wesen verschmolzene Ahnung einer höhern Bestimmung. Die feinen Fäden dieses Bezuges, wenn auch nicht immer gleich fühlbar, sind gleichwohl unzerreißbar, und oft lüpft sich plötzlich der Vorhang, der für uns zwischen zwei Welten gehangen hatte. Ich sollte die Erfahrung davon machen.

Unter den Bekanntschaften, welche ich in Wien gemacht hatte, und die mich wegen einer gewissen Sympathie der geheimsten Neigungen näher interessirten, befanden sich der Abbé von Sinzendorf, Sohn einer der vornehmsten Familien des Kaiserstaates, und der Graf von Westerloo *), Flamländer von Geburt, Kapitän in der kaiserlichen Helledardiergarde. Der Abbé hatte, ohne sich dadurch zu besondern Menagements verbunden zu glauben, die Anwartschaft auf den Kardinalshut, welche sein Vater für ihn von einem Engländer, Namens Strickland, erkauft hatte, der eine Anstellung bei dem Könige von Polen zu benutzen verstanden hatte, um sich die polnische Nomination zu verschaffen. Dieser Strickland war ein Intrigant erster Größe, eine Eigenschaft, unter welcher sein Ruf so sehr gelitten hatte, daß er vorzog, Sinzendorfs Geld zu nehmen, als sich, trotz aller seiner Prätensionen, in Rom, wo die Konkurrenten ein köstliches Talent zeigen, einander auszustechen, abgewiesen zu sehen. Ich habe ihn sehr im Verdachte, daß er bei der nachher zu erzählenden Intrigue die Hand im Spiele gehabt habe, um den Abbé verdächtig zu machen. Letzterer war ein junger Mann, den der jovialste Leichtsinn nicht um den tiefern Ernst des Gemüthes betrogen hatte, ja, der einer gewissen Schwärmerei fähig war, welche ihn, gleich wie mich, oft mitten im lautesten Gelage überraschte. Ich liebte ihn deßwegen fast leidenschaftlich, und er ding, schon nach einer kurzen Bekanntschaft, mit gleicher Innigkeit an mir. Ueber diese Eigenschaft verwandter Gemüther, einander schon aus der Ferne, gleichsam magnetartig, anzuziehen, wäre auch viel zu reden; mir ist dieß gegenseitige stille

*) Man hat keinen Anstand genommen, Namen zu nennen, welche durch nächstens erscheinende Memoiren ohnedieß bald zur Oeffentlichkeit gekommen seyn würden.

Digitized by Google

Verständniß, oft aus Blick und Miene, aus bloßer Betonung oder einzelnen Gesprächswendungen, immer als etwas sehr Wunderbares vorgekommen. Den Abbé hatte ich am ersten Abende unseres Zusammentreffens bei einem Grafen von Paar erkannt, gleichwie er mich, und wir waren seitdem fast unzertrennlich. Hätte es aber über Materien, in welchen wir verschieden dachten, auch wirklich zu Diskussionen zwischen uns kommen können, so würde der vermittelnde Einfluß „unsers Kapitäns," wie wir den Herrn von Westerloo scherzweise nannten, hingereicht haben, um den gestörten Frieden wieder herzustellen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mittheilungen aus Sizilien.

(Beschluß.)

Palermo bietet dem aufmerksamen Reisenden viel Stoff zu Beobachtung dar. Der Fischmarkt, auf dem ich mich täglich herumtrieb, ist reich an interessanten Szenen, eben so die Marina, ein herrlicher Spaziergang am Meere, der in den Zaubergarten der Flora führt, wo die schöne Welt immer zahlreich sich einfindet. Auf dem Fleischmarkte, wo in ungeheuern Kesseln gekocht wird, verzehrt der Bettler Nachts, was er am Tage zusammengebracht, und legt sich dann, jedes Obdachs entbehrend, in den ersten besten Winkel zum Schlafen nieder. Eine Hauptnahrung der ärmern Volksklasse machen die Caktusfrüchte aus oder die sogenannten indianischen Feigen, die an den Straßenecken haufenweise aufgeschüttet sind, und wobei ein Bursche hinter einem Tische steht, der mit bewunderungswürdiger Fertigkeit so viele immer vorweg abschält, als der Hungrige zu verschlingen im Stande ist. Der Geschmack der Frucht ist süßlich und etwas fade, aber gegen den Durst ist sie ein treffliches und zugleich ganz unschädliches Mittel.

Palermo hat eine stark besuchte Universität, deren Geist aber nicht weit her ist. Der bekannte Abbate Ferrara, der gelehrteste Mann in Sizilien und, wie die Sizilianer behaupten, in der ganzen Welt, hält Vorlesungen über Mineralogie und Chemie in einem Hörsaale, wo unmittelbar vorher Theologie gelesen wird. Auf dem Lehrstuhle der Gottesgelahrtheit sitzend, spricht der Mann über Säuren und Basen, über Reagentien und Niederschläge, ohne das Mindeste von all diesen Dingen, ja ohne nur irgend etwas von einem chemischen Apparate um sich zu haben. Die Zuhörer sperren die Mäuler auf und erstaunen gewaltig, wenn sie hören, daß der Chemiker aus Schwarz Weiß zu machen im Stande sey, und auf Jedes Angesicht liest man den Wunsch, die Teufelskunst doch mit Augen ansehen zu können. So ungefähr sieht es auch in allen übrigen Fächern aus. — Ich hatte von Oken den Auftrag, alles Naturhistorische, was seit dreißig Jahren in Sizilien im Druck erschienen, zu kaufen, und wandte mich deshalb an Abbate Ferrara. Er diktirte mir nach einer Vorlesung mit großem Pompe und in Gegenwart aller seiner Schüler dreizehn Werke, die er geschrieben, meistens, wie ich später in Neapel zu erfahren Gelegenheit hatte, kleine und sehr gehaltlose Broschüren, worüber seine Zuhörer aber so aufgeblaht waren, daß mehrere von ihnen mich fragten, ob Deutschland wohl je einen Mann besessen, der so viel geschrieben habe? — So viel ich mir auch Mühe gab, so konnte ich doch bei allen Buchhändlern Palermos von den dreizehn Werken nichts auftreiben, als den Guida de' Viaggiatori in Sicilia, den ich nicht Lust hatte zu kaufen, und so bestand denn Alles, was ich an naturhistorischen Schriften aus Sizilien brachte, in einem Hefte eines Journals, worin Dr. Cocco, ein junger, rüstiger und talentvoller Mann in Messina, sechszehn neue Spezies von Fischen beschrieben hat. Nicht einmal Rafinesque konnte ich bekommen. Dagegen dürfte es jedem Buchhändler ein Leichtes seyn, mit Gebetbüchern und allerlei geistlichen Traktätchen ein großes Schiff zu beladen.

Es war am zwanzigsten December, am Tag vor meiner Abreise, als ich noch einen Ausflug auf den Monte Pellegrino, den Mons Ereta der Alten, machte. Eine schöne, mit vielen Kosten angelegte Kunststraße führt über den rauhen, zackigen Felsen hinauf nach der vielbeschriebenen Grotte der heiligen Rosalie. Die Sonne brannte heiß, Bienen und Schmetterlinge flogen von Blume zu Blume, und zahlreiche Heerden weideten um das einsame Kloster. Auf allen Punkten des Berges, besonders aber bei der auf dem Rande seines nördlichen Abschusses von Schiffern erbauten Halle, bietet sich die herrlichste Aussicht dar. Landeinwärts thürmen sich Berge über Berge bis hinaus an die Westküste der Insel, wo der gewaltige Eryx sein Haupt erhebt; rechts unten liegt das schöne Palermo, mit seinen glänzenden Lustschlössern und paradiesischen Gärten; vorwärts, nach Norden, wogt ein blaues, unabsehbares Meer, dessen Wellen in einer Tiefe von beinahe zweitausend Fuß sich brechen, und von wo herauf beständig ein hohles, dumpfes Brausen zu dem Ohre dringt. „Ocean, du Ungeheuer!"

Der Morgen war hell und klar, als ich mit meinen Kisten an Bord eines Handelsschiffes ging, um nach Neapel überzusetzen. Eine bunte Gesellschaft trieb sich auf dem Verdecke herum, während die schweren Anker gelichtet wurden und wir mit vollen Segeln in die See stachen, Siziliens herrliche Küsten immer ferner erblickend, bis das Auge nichts mehr sah, als Wasser und Himmel.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juni.

Cholera. Sanitätsordon. Choleraliteratur. Influenza. Betreffende Todesfälle. Mumien.

Die Furcht vor der Cholera nimmt sich nicht mehr so gespensterhaft aus, wie noch vor einigen Monaten. Die Vor-

Digitized by Google

beugungsmaßregeln unserer Regierung und mehr noch die Gewißheit, daß die intensive Kraft der Seuche im Verhältniß je mehr sie sich nach Westen erstreckt, abnimmt, geben unsern ängstlichen Gemüthern wieder Muth. Zwar lauteten bis vor Kurzem die direkten und offiziellen Nachrichten aus Warschau noch gräßlich genug, die Sterbeliste war außerordentlich und verhältnißmäßig weit größer, als die Tabellen besagen, da wir noch keine Berechnung über die Todesfälle unter der jüdischen Bevölkerung der polnischen Hauptstadt besitzen. Polen mußte zu jeder Zeit, um wie viel mehr zu dieser, die günstigste Station für eine Krankheit werden, welche aus der Unreinlichkeit ihre Hauptnahrung zieht. In den engen, übervölkerten Quartieren der Juden, die fast in jeder polnischen Stadt die Mehrzahl der Einwohnerschaft, wo nicht sie allein ausmachen, muß, nach allen Berichten, die Cholera mit doppelter Wuth verheeren. Alles dies haben wir hier nicht zu befürchten. Bis auf einige feuchte Kellerwohnungen, sind die Berliner Quartiere verhältnißmäßig luftig und gesund. Unser Sanitätsordon ist mit Umsicht gezogen und wird mit möglicher Strenge gehandhabt. Freilich hat es schwer gehalten, in den ärmlichen Grenzflecken, deren Bewohner, von Memel bis Ratibor, wo nicht die polnische Sprache, doch polnische Sitte und Lebensweise erhalten haben, geräumige Lokale zu Quarantäneanstalten ausfindig zu machen, und noch schwerer, den Soldaten längs dieser weiten Grenze nur erträgliche Quartiere zu verschaffen; Offiziere und Gemeine erdulden auf diesen ruhmlosen Stationen mehr Strapazen als im Felde, und ihre Lage soll bemitleidenswerth seyn. Welcher Preis wäre indessen zu theuer, wenn wir dadurch die Seuche von dem westlichen Europa wirklich abhielten!

Indeß sind unsere Aerzte immerfort uneinig, ob die Cholera durch Berührung ansteckt oder nicht. Die große Mehrzahl hier ist für Bejahung der Frage, und die offizielle polizeiliche Ansahne hat diese Meinung nunmehr sanktionirt. Sie stützt sich auf die Erfahrung, daß die Krankheit bisher die großen Handelsstraßen verfolgt und ein Sanitätsordon Petersburg davor bewahrt hat. Dagegen wird nun behauptet, ihre instinktartige Richtung sey nicht nach Petersburg gegangen und die Aerzte, welche Cholerakranke behandelt, haben hundertfältige Erfahrungen, daß die nächste Berührung von Kranken und Leichen keine Wirkung hervorgebracht habe. Sey es aber auch ein Fluidum, auf segelnden Wolken herübergekommen, die von keinen Bajonetten aufgehalten werden, der Gedanke eines Kordons gewährt doch schon Beruhigung, und wie viel macht hier der Gedanke aus! Auch wenn sie, ein Verpestes Gespinst, berührungsfrei durch kommen, die hier genügende Verauftaltungen getroffen. — Es gibt bei uns schon eine eigene Choleraliteratur, die an den Buchladen neben den polnischen Sensenmännern prangt; auf dem Theater hat man schon, sehr unsichtlicher Weise, von ihr gesungen und gewitzelt, und endlich ist (bei Mittler) eine offizell approbirte Brochüre erschienen, welche den Bürger über die Verhaltungsweise instruirt. Die Symptome sind indeß so detaillirt und schreckenerregend angegeben, daß zweifelhaft ist, ob der Schrecken nicht übler wirrt, als die Weisung günstig. Hier fühlt man schon Stechen in der Brust, Wadenkrämpfe, man erbricht sich länger, als man erwartet, und trägt sich bereits herum mit Geschichten von namhaften Kranken, welche an allen Zeichen der Cholera leiden oder sie überstanden haben auf eine oder die andere Weise. Ihr Korrespondent ist ein Feind aller Gerüchte und glaubt diesmal recht zu haben, wenn er nichts glaubt. An Incident-Mateis fehlt es hier so wenig als in England. Diese haben ganze Reihen Soldaten beim Frühlingsmanöver sich stundenlang erbrechen, andere todtstraft sich in die Büsche stehlen sehen; Kasernen sind gesperrt und den Soldaten ist es aufs strengste untersagt, den Bürgern zu erzählen, was drinnen vorgeht u. s. w.

Die Berliner Phantasie beschäftigt sich aber auch mit erfreulichen Fictionen. Sie wissen von der katarrhalischen Krankheit, die, vom beständigen Westwind dieses Frühlingwetters veranlaßt, wirklich ausbrechender Natur scheint und, ausgehend von Rußland her, die Küsten des baltischen Meeres entlang kommend, uns überzogen hat. Für das, was sonst Schnupfen, Erkältung, Flußfieber hieß, hat man den besser tönenden Namen Influenza hervorgesucht. So spaßhaft, wie einige das Uebel ansehen, ist es nicht. Es klopft Thür um Thür an, streckt Alt und Jung danieder, heftiger, dauernder als ein gewöhnliches Schnupfenfieber, da es mit Brustentzündungen, Schwindel, auch Erbrechen verbunden ist; es wüthet in den Familien, den Bureaus und auf den Theatern, und wenn man auf Berlin 30.000 Kranke der Art rechnet, ist das eher zu wenig als zu viel, indem von den 200.000 Einwohnern und drüber nur sehr wenige werden verschont geblieben seyn; auch hat es, wo es Gerüchten vorgriffen, ausbrechen in solchen Schrecken veranlaßt, daß selbst Familien aus Polen sich abhalten lassen, nach Berlin zu kommen. So weit das Uebel; unsere Phantasie aber sieht in der Krankheit ein Palladium. Es gratulirt sich, wer die Influenza gehabt, denn sie sey ein Präservativ gegen die Cholera, eine Abart derselben, eine Impfung des Peststoffes, uns vor dem ungeregelten Wüthen desselben zu bewahren. Ich weiß nicht, ob unsere Aerzte den süßen Traum unterstützen.

Gewiß ist, daß die Zahl der Sterbenden größer als gewöhnlich ist, es sind auch mehrere unbezweifelt an der Influenza gestorben; nur daß ein kleiner, trostender Umstand hinzugetreten ist: das Alter. Sie rafft besonders Männer zwischen sechzig und siebenzig Jahren hin. Unter den namhaften ist der Tod des als Kinderschriftsteller rühmlich bekannten Wilmsen allgemeines Bedauern erregt. Er war einer unserer trefflichsten Geistlichen, dem eine geübte Gemeinde, die er sich zum Theil selbst durch seine persönlichen Eigenschaften erst geschaffen, mit rührender Theilnahme anhing. In Religionsunterricht und für das Erziehungswesen hat er in seiner Parochie sehr wohlthätig gewirkt, Schulen gegründet, verbessert, und namentlich durch Trennung der weiblichen und männlichen, so wie der Katechumenen nach den gebildeten und nicht gebildeten Ständen einen bedeutenden Fortschritt im Religionsunterrichte begründet. Diese Trennung wurde ihm Anfangs übel ausgelegt, als wolle er auch in der Religion nach Ständen theilen, und liberale Philanthropen und pietistische Orthodoxen erklärten sich dagegen. Es ist indeß einleuchtend, daß in einer Stadt wie Berlin, bei einer so sehr verschiedenen Bildung, auch der Religionsunterricht, soll er in der That wirksam seyn, von verschiedenen Standpunkten der Auffassung und Darstellung ausgehen muß. Der Erfolg sprach sich glänzend aus für den Neuerer, die größere Zahl der Geistlichen ist hier längst seinem Beispiele gefolgt, und weder das Christenthum hat dadurch verloren, noch ist ein aristokratischer Sinn dadurch in Berlin gefördert worden. Der alte Schleiermacher einiger Prediger, die, wenigstens im Sinn der Orthodoxie als ihrer Bequemlichkeit, den Katechismus „ablehren“ unbekümmert darum, daß der Religionsunterricht in seiner Darstellungsweise, nicht die Religion in ihrem Wesen, sich den Forderungen der Zeit fügen müsse, welche eher der Erweckung eines christlichen Geistes nachtheilig seyn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 13.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 149.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 23. Juni 1831.

— Wie auch Kriegsstürme verwandelt den Erdkreis,
Freie zu Sklaven gemacht und Reiche zu Dürftigen, ihr nur
Habt hier Spanier, habt hier Britten und Gallier beherbergt,
Ruhig und fern dem Getöse der Welt, an den Grenzen der Menschheit.

Platen.

Sitten und Leben in den Pyrenäen.

(Fortsetzung von Nr. 125.)

Vierter Abschnitt.

Je mehr sich das Pyrenäengebirg nach Westen abdacht und verflacht, desto dichter und mächtiger wachsen die Eichen. Im Barétousethal stehen nur noch Hügel an den Seiten, und von da bis zum Ocean sind die Pyrenäen nicht mehr. Umsonst suchte man kühne Felsen, Bergstürze und majestätische Tannen, die sich im Süden immer fern hatten von Menschenwohnungen, als wären ihnen diese zu ärmlich und winzig. Dafür stehen da dichte Gruppen von Eichen und dicker Buchsbaum, ganz in der Ebene aber Fruchtbäume, die reichliches Obst liefern. Diese niedrigen Berge unterliegen der zerstörenden Gewalt des Gewichts nicht, sondern stehen durch ihre bescheidene Höhe, durch ihre leise Erhebung und durch eine kräftige Vegetation für immer fest und unerschütterlich. So allein war es ihnen möglich, dem wilden, furchtbaren Pyrenäengeist — einem gar bösartigen Wetter Rübezahls — zu entgehen und eine freundliche und friedliche Heimath für die Menschen zu werden.

Die Einwohner finden auch ihr Land sehr schön. Mir haben diese Leute sehr gefallen mit ihrer Traulichkeit, die gleich weit entfernt ist von zudringlicher Frechheit wie von dummer Beschränktheit. Hier ist sie nur Folge natürlicher und gutmüthiger Zuthulichkeit und einer Art von Erkenntlichkeit gegen die Fremden, die das Thal besuchen, auf welches die Einwohner so stolz sind. Sie sind gewaltige Frager, und dieß beweißt gerade ihre Herzensgüte. Leute, die etwas zu verbergen haben, sind auch gegen andere zurückhaltend und fragen Niemanden, damit man sie nicht wieder fragt. Mehr denn fünfmal erkundigte ich mich bei den mir begegnenden Männern, Frauen, Mädchen und Kindern nach der Straße, die ich recht wohl wußte, blos um ein Gespräch mit ihnen anknüpfen zu können. Alle antworteten mir freundlich und nannten mich dabei Freund. Mit dieser offenen, lachenden Natur wäre Tücke auch in gar zu schreiendem Widerspruch. In dem anmuthigen Thal mußten anmuthige Menschen wohnen, und unter diesen fand sich auch eine Menge hübscher Mädchen, gesprächig und freundlich und schalkhaft dabei. So war die Idylle vollständig.

Oestlich von dem Barétousethal liegt ein ganz verschiedenes Land mit andern Sitten und anderer Sprache, eine Verschiedenheit, die einen ganz andern Stamm beweißt. Ein Gebirgsstrom trennt die von den Pyrenäen angeschwemmten Felder von den Landes, der französischen Wüste Saara, die sich von diesem Strom bis zum Adour erstreckt, wo er sich in die Gironde mündet. Nach der Wüste wendeten wir uns nicht, sondern nach dem baskischen Land, das außer den Landstraßen, wo der Handel hin- und hergeht, und den Badeorten nur wenig bekannt ist. Für den Getreidebau taugt es nicht, wohl aber zur Viehzucht, denn es hat gute Weiden. In dieser Armuth

Digitized by Google

des Bodens liegt gerade ein Hauptgrund, warum sich hier Freiheit, Sprache und Sitten so lange erhalten haben.

Bei Chamouni lebten vor einigen Jahren noch zwei Albinos, die Europa weit und breit durchstrichen haben. Sie stammten aus dem Land und von eingebornen Aeltern. Dieselbe sonderbare Erscheinung fand ich nun auch am Fuß der Pyrenäen. Neben meinem Gasthof, genannt Posada de Sol in Saint-Jean-Pied-de-Port war eine Gewürzkrämerbude. Hier sah ich zwei große und wohlgebaute Mädchen von ungefähr siebzehn oder achtzehn Jahren mit ihrem jüngern Bruder aus- und eingehen, die ganz jenen Fancigypschen Albinos glichen: weiße Haare und Augbraunen, sehr bleiche Gesichtsfarbe, rosenrothe Iris im Auge, das sehr kurzsichtig und gegen das Licht empfindlich ist. Ihre Eltern stammten beide aus dem Navarrischen und hatten noch vier andere Kinder, die, wie Vater und Mutter, ganz den andern Landesbewohnern glichen. Hier, wie in dem übrigen Europa, sind die Aerzte über die Ursache dieser sonderbaren Abweichung von der Natur nicht einverstanden. So viel ist gewiß, daß sie nur in Thälern und am Fuß hoher Gebirge vorkömmt. Darum findet man Albinos am Fuße der Anden, auf dem Isthmus von Panama, in den Gebirgen des innern Afrikas und auf der Insel Ceylon. In solchen hochliegenden Ländern berühren sich die Extreme der Menschenrace: Menschen, ausgezeichnet durch Größe, Stärke, Energie und Gewandtheit, neben Cretins, Albinos und Kröpfen.

Jean-Pied-de-Port ist der Centralpunkt mehrerer in verschiedenen Richtungen laufender Thäler, die sich bis an die Grenze erstrecken. Die Stadt liegt an der Straße von Frankreich nach Spanien und hat sehr malerische Umgebungen. Da immer französische Garnision im Fort liegt, so ist die französische Sprache nicht, wie in den andern baskischen Städten, fremd und ausländisch.

Ich war schon lange im baskischen Land und suchte noch immer die so berühmte Race der rein bewahrten Eingebornen. Ueberall suchte ich nach dem Urvolk, das sich weder mit den Westgothen noch mit den Mauren mischte, die im Land zu Haus waren. Im Navarrais fand ich die Weiber ziemlich hübsch, von weißer Haut, aber ziemlich klein, also von gewöhnlicher Art. In der Meinung, daß ich noch nicht in dem eigentlichen baskischen Land, sondern nur auf dessen Grenze sey, ging ich mehr ins Innere. In den Thälern Soule und Maulson fand ich eine andere mir unbekannte Sprache, das reine Baskische. Indessen war es mir doch noch zweifelhaft, ob das Volk hier nicht später eingewandert sey und die Sprache blos von den ursprünglichen Landesbewohnern angenommen habe. Die Gesichtszüge waren nicht so schön und eigenthümlich, die Menschen schienen mir überhaupt nicht so körnig, stark und leicht, als ich mir sie gedacht hatte. Darum ging ich noch tiefer ins Land. Auch das Bidouzathal befriedigte mich nicht. Endlich fand ich die wahren Basken in dem weiten Landstrich, der an der Nive liegt. Ich hätte gern in der Gesichtsbildung die generischen Züge des asiatischen Volks gesehen, das in ferner, unbekannter Zeit hier landete und die Gegend bevölkerte. Die Basken sind nicht so groß wie die Bearner, dafür ist ihr Körperbau stärker und gedrungener und ihre Muskeln hervortretender, etwa wie bei den Tyrolern, mit denen sie überhaupt in gar mancher Beziehung Aehnlichkeit haben; hervorspringende Züge, leichter, gewandter Gang. Zu dem Allen hilft noch ihre Kleidung, wodurch ihre natürliche Leichtigkeit noch mehr herausgehoben wird. Denken Sie sich eine kleine blaue Mütze, etwas auf die Seite gesetzt, doch mehr nach vorne, weniger zum Schutz gegen Sonne und Regen, als zur Zierde. Durch diese Mütze bekömmt das Gesicht noch mehr Leben, was ganz zu der Erinnerung an die Phönizier paßt, die unstreitig das abentheuerlichste, unternehmendste und interessanteste Volk des Alterthums waren. Ihre kleine Jacke ziehen sie fast nie an, sondern hängen sie über eine Schulter, wodurch ihre nackten, schön geformten und nervigen Arme besser zum Vorschein kommen. Fast alle Schiffsvölker und Anwohner des Mittelmeers haben diese Gewohnheit, denn sie müssen immer bereit zur Arbeit seyn. Dazu tragen sie kurze Beinkleider, die nie am Knie gebunden werden, sondern es ganz in freier Bewegung lassen. Vom Knie an sind die Beine ganz blos und zeigen kräftige, elastische Muskeln. Schuhe tragen sie nicht, sondern eine mit dünnen Stricken zusammengebundene Beschuhung von Bast, worin sich der Fuß sicher und leicht bewegt. Ein breiter, karmosinrother Gürtel von Wolle oder Seide hebt diese einfache Volkstracht, die übrigens an viel Aehnliches in Italien erinnert. Die Frauentracht nähert sich der in den benachbarten französischen Provinzen; sie wechselt auch oft wie Weiberfinn. Nur Eins haben sie eigenthümlich, nämlich ein dunkelblaues oder blendendweißes Tuch, das oben auf dem Kopf festgesteckt ist und über die Schultern herabhängt; es liegt etwas sehr Reizendes in dieser Tracht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geisterglauben.

(Fortsetzung.)

Westerloo war einige Jahre älter als wir und hatte eine Gesetztheit des Charakters, die uns oft behaupten ließ, wir haben einen Flamländischen Phlegmatiker vor uns; aber unter dieser frostigen Hülle verbarg er eine Herzensschwärmerei für das Höchste, Beste und Wahrste, die nur den Moment erwartete, um sich zu offenbaren. Er war in der That ein sehr achtenswerther junger

Digitized by Google

Mann, namentlich aber ausgerüstet mit einem gewissen kalten Muthe, der, ohne die Gefahr muthwillig zu suchen, sich in derselben bewährte. Er hatte mir bei mehreren schlimmen Händeln, in welche ich durch Leichtsinn verwickelt worden war, die wichtigsten Dienste geleistet, und wenn ich dieselben äußerlich nur nach dem Maßstabe jugendlicher Frivolität schätzte, so wußten wir doch im Innersten beide recht gut, wie wir mit einander daran waren.

In diesen Verbindungen und gemeinschaftlichen Genüssen war ein reizender Sommer verstrichen, und der wolkenschwerste, melancholischste Herbst, den ich noch erlebt hatte, folgte einer langen Reihe schöner Tage. Mich stimmte dieser Kontrast besonders trübe. Für gewisse Temperamente ist die Färbung des Gemüthshimmels meistens von der heitern Bläue des Sternenhimmels abhängig, der über uns hängt; und ich habe den Einfluß eines Sonnenstrahls, der mit energischem Lichte durch Wolkenschleier brach, und umgekehrt, die Wirkung eines grauen Nebels, der zwischen mir und den Sternen hing, oft tief genug empfunden. Lassen wir's. — Je finsterer die trüben Herbsttage mein Gemüth stimmten, um so begieriger suchte ich Zerstreuung. Wir hatten uns vorzüglich das Kaffeehaus eines gewissen Sonnenfels im nördlichsten Winkel des Prater zu unsern Abendversammlungen ausersehen, welches, trotz seiner einsamen Lage, damals stark besucht wurde. Der Wirth war ein außerordentlich gewandter Mensch, wie vielleicht so bald kein Kaffetier wieder geboren werden wird; er schien hundert Augen, hundert Hände zu haben; jedem seiner Gäste ward geschafft, was gerade er verlangte, und die Forderungen an den verschmitzten Sonnenfels waren oft ganz besonderer Art. — In einem der hintern Säle des weitläuftigen Gebäudes ward Bank gehalten, und zwar fast permanent, da die Hasardspiele sonst unter strenger polizeilicher Aufsicht standen, die Abgelegenheit dieses Ortes aber die Ungestraftheit begünstigte. Ungeheure Summen sind hier verloren und gewonnen worden, und leider waren ich sowohl als Sinzendorf und Westerloo von der Tollheit, hier Gesundheit und Vermögen zuzusetzen, nicht frei geblieben.

Es war Ausgangs Novembers, an einem besonders kalten, unfreundlichen Herbsttage, als wir uns alle drei wieder einmal hier zusammengefunden hatten und mich das Spiel nach Mitternacht außerordentlich zu begünstigen anfing. Ich hatte bereits eine sehr bedeutende Summe gewonnen und war, durch diese unerwartete Wendung kühn gemacht, auf dem Punkt, die höchst ansehnliche Bank zu sprengen. Westerloo, ohne selbst zu spielen, stand bei mir und beobachtete einen der Croupiers sehr aufmerksam, in dem er, wie er mir hernach gestand, trotz eines, ihn fast unkenntlich machenden, schwarzen Pflasters über dem rechten Auge, den oben erwähnten Strickland zu erkennen geglaubt hatte. Dieser Mensch war wirklich fast widerlich wegen des auffallenden Antheils, den er, aller Spielbecorum zuwider, an der Bank nahm, und wegen der giftigen Blicke, die er mir bei meinem steigenden Glücke zuwarf. Ich hatte indeß wenig Augen dafür, ja kaum für den Gewinn selbst, da eine andere Erscheinung meine ganze Aufmerksamkeit fesselte. Es war dies ein ältlicher Mann in ganz schwarzem Anzuge, mit einem blassen, aber wunderbar interessanten Gesichte, von dessen Ausdrucke ich keinen Begriff geben kann: alle Leidenschaften schienen darin gewühlt und es wieder verlassen zu haben; nichts war übrig geblieben als der Schein milder Resignation, oder vielmehr gütiger Herablassung zu weniger Erfahrnen. Er spielte ebenfalls nicht selbst, schien sich aber für mich zu interessiren, zumal da mich, Anfangs meines Eintretens in den Salon, ein besonderer Unglücksstern beim Spiel verfolgte. Hinter mich tretend, flüsterte er mir zu: „Besetzen Sie die Dame.“ Sie gewann. „Biegen Sie.“ Die Dame gewann wieder. Dabei sah er in ein Spiel Karten, welches er in der Hand hielt, und schien seinen Rath auf eine Art von Berechnung zu gründen. Genug, wie wunderbar es klingt, alle Karten, die er mir sachte zuraunte, gewannen, und, was bei meiner damaligen jugendlichen Heftigkeit vielleicht noch wunderlicher war, ein Blick in sein Auge verhinderte mich, seine Indiscretion übel zu nehmen, dergestalt, daß ich seinem ersten Vorschlage fast mechanisch nachgab. Das Einschlagen machte mich natürlich noch folgsamer, und ich dankte mein Glück und den Haufen Gold, den ich bald vor mir sah und den er für seine Person sehr gleichgültig zu betrachten schien, lediglich seinem Rathe. Das Geheimnißvolle in diesem Vorgange und in der Physiognomie des Unbekannten, den ich mich hier noch nie gesehen zu haben erinnerte und von dem auch Westerloo, auf meine Frage, nichts wissen wollte, spannte mich eben so sehr, als der Gang des Spiels selbst, welches sich immer mehr zu meinem Vortheile erklärte, so daß die Augen aller Anwesenden nur auf mich gerichtet waren, und ich, wie gesagt, schon im Begriffe stand, das verhängnißvolle „va banque!“ auszusprechen. Der oben erwähnte, schwarz bepflasterte Croupier ward unterdeß immer unruhiger, und verließ endlich unter dem Vorwande einer Uebelkeit, die er auf den überheizten Saal schob, die Tafel. Kaum aber war er einige Minuten entfernt, als plötzlich in einer Ecke des Salons, und zwar, wie es sich nachher ausgewies, vom glühenden Ofen aus, in welchen die Hand eines Böswichtes, vielleicht des Croupiers selbst, mehrere, Gott weiß auf welche Art bereit gehaltene, gefüllte Bomben geschoben hatte, eine fürchterliche Explosion erfolgte. Der Ofen sprang, der Kronleuchter ward zer-

Digitized by Google

schmettert, der glänzend erleuchtete Saal ward plötzlich in tiefe Finsternis gehüllt, und Alles stob mit einem Schrei des Schreckens und Entsetzens.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juni.

(Fortsetzung.)

Wilmsen. Körner. Schmalz. Grano. Censurwesen.

Wilmsen war einer der fruchtbarsten Kinderschriftsteller. Sein angenehmes, leichtes Talent der Darstellung ist bekannt; das Glück, welches seine Schriften im Buchhandel gemacht, ist beispiellos für Deutschland. Jede hat mehrere Auflagen erlebt, sein Brandenburgischer Kinderfreund sogar sogen weit über hundert. Demungeachtet hinterläßt er, dem Vernehmen nach, kein Vermögen. Er verstand es nicht, seine Rechte gegen die Buchhändler geltend zu machen. In England würde er als Millionär gestorben seyn. Die Ausfälle der Pietisten gegen seine Erziehungsschriften waren weniger bitter, als man von dieser Seite erwarten durfte, weil der persönliche Charakter des Mannes auch sie zu einer gewissen Achtung und Schonung zwang, was viel ist, sehr viel. Sein Leichenbegängniß gehört zu den stillseierlichsten und rührendsten, die man hier gesehen.

In höherm Alter und von dürftem Rufe, starb der gewesene Oberfinanzrath Körner, der Vater des Dichters. Der Greis hat uns noch ganz vor seinem Tode mit werthvollen Dokumenten aus der Blüthezeit der deutschen Poesie beschenkt. Seltsamer Weise sollte sein Ruf als Mäcen und Freund Schillers erst durch den Heldenmuth seines Sohnes populär werden. Auch waren es nur Namen und Verdienste des Dichters von Leier und Schwerdt, die den trefflichen Mann in preußische Dienste brachten. Sein Charakter war in Berlin sehr geachtet. Doch hat er vorgezogen, auf unserm Kirchhofe zu ruhen. Der Ort im Mecklenburgischen, wo Theodor Körner fiel und leider die ihm gepflanzte Eiche nicht fortkommen will, ist von der Familie zum Familiengräbniß erwählt worden. Schon ruht Körners Schwester, die vor mehreren Jahren starb, ein ausgezeichnetes Wesen, daselbst neben ihrem Bruder, an dem sie mit schwärmerischer Innigkeit hing. In diesem Ausgenblick wird die Leiche des Vaters, nach seinem Willen, eben dahin geführt. Hofrath Fr. Förster hat dies traurige Geschäft übernommen. So viel bekannt, lebt von der ganzen edlen Familie nur noch die Mutter. — Zweiundsiebzig Jahr alt, starb auch der Professor und geheime Justizrath Schmalz, nur zu bekannt durch einen traurigen Federkrieg, welcher etwas mehr Bedeutung hatte als die gewöhnlichen unter den deutschen Gelehrten. Auch in letzter Zeit hatte er einigemal wieder das Schlachtroß bestiegen, doch mit wenigem Glück. Als er sich zu Gunsten Don Miguels vernehmen ließ, wurde er in derselben Arena, die er erwählt, der Allgemeinen Staatszeitung, arg aus dem Sattel gehoben. Sein Charakter, der gar nicht ohne liebenswürdige Seiten war, ließ ihn indessen die Wunden, in Schimpf und Glimpf beigebracht, leicht verschmerzen. Trotz seines Alters zeigte er sich allzeit fertig und immer wieder frisch bei der Hand. Neben Grundsätzen, die man bei ihm füglicher als bei den spanischen Absolutisten ferne vil nennen kann, war er bis an seinen Tod ein rüstiger Physiocrat. Er hielt sich seit geraumer Zeit zu den Pietisten, die ihn jedoch nicht als ganz voll passiren ließen. Populäre Leichtigkeit zeichnete seinen Vortrag als akademischer Lehrer aus; er sprach über alle Materien frei, leicht und geschickt, man meinte auch, daß er, bis auf die Medizin, über alle Wissenschaften lesen könne. Eine eigentlich wissenschaftliche Gründlichkeit ging ihm dabei freilich ab, aber es muß auch solche akademische Lehrer geben, als Gegenpole zur deutschen Tiefsinnigkeit, und für den Neuling, der erst Geschmack an einer Wissenschaft bekommen soll, war er ein nicht zu verachtender Lehrer. Das Geschlecht der alten Universitätsprofessoren, die für jede Seite in ihrem Heft eine Anekdote notirt haben, stirbt allmählig aus. Schmalz gehörte noch zu den Rudera davon, und das beste war, daß er seinen Witz nicht notirt, sondern immer zur Hand hatte, wenn denn auch dieselbe Anekdote im Semester sich ein Paar Mal wiederholte. Er wurde seiner Zeit wohl zu arg mitgenommen; so schlimm, als seine Gegner ihn machten, war er nicht, wenigstens trug die Eitelkeit mehr Schuld, als böse Intentionen. Durch ein besonderes humanes Wesen und Gefälligkeit des Umgangs suchte er bei Allen, die mit ihm in nähere Berührung kamen, den schlimmen Eindruck wieder auszutilgen. Er war wohlthätig und hat bei manchem andern Guten, auch einen Freitisch für arme Studirende gestiftet.

In derselben Zeit, aus der Schmalzens Ruf herstammt, hatte der einige Tage nach ihm mit Tode abgegangene Geheimerath Grano sich den seinigen verschafft. Als preußisches Mitglied der Centraluntersuchungskommission in Mainz ist er wenigstens in Deutschland genannt worden. Als man ihn dort nicht mehr brauchen konnte, erhielt er als Censor der wissenschaftlichen Angelegenheiten in Berlin eine Anstellung, welche ihn Allen, mit denen er in Berührung gekommen, hinlänglich und nicht zu seinem Vortheil bekannt gemacht hat. In einem durch Schulbildung und wissenschaftliche Bestrebungen ausgezeichneten Staate konnte nicht füglich ein beschränkterer Kopf zur Führung eines so wichtigen Amtes gefunden werden. Dies wurde auch von den Behörden vollkommen anerkannt, indeß man hoffte auf eine baldige Erledigung der Beschwerden in der Art, wie sie wirklich eingetreten ist. Die Grundsätze, nach denen er bei der Censur verfahren, grenzen ans Lächerliche, und die Zeitungsschreiber, welche besonders darunter leiden mußten, haben, wie verlautet, eigene Akten gesammelt, die, wenn sie einst gedruckt werden, keinen deutschen Thron, wohl aber das deutsche Zwergfell erschüttern werden. *)

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Grano war einigemal von einigen jungen Schriftstellern, die ein Tageblatt herausgaben, mißhandelt worden, aber glaubte es doch zu seyn. Seitdem suchte er in jeder Poesie einen Nebensinn und setzte die Dichter nicht wenig in Verlegenheit, wenn er mit grämer Miene an den Rand der Korrektur schrieb: „Was ist der Sinn von diesem Gedicht?“ — Besonders argwöhnisch war er gegen alle Märchen. „Ich bitte, wir die geheime Tendenz dieses Märchens anzugeben, ich verstehe sie nicht.“ Da er nun überhaupt sehr wenig in literis verstand, so hatten die Dichter nicht geringe Mühe, ihm etwas handgreiflich zu machen, was ihnen selbst nicht klar war. Man erzählt, daß er selbst den Abdruck des Goetheschen Märchens von den Irrlichtern und Schlangen einmal verweigert habe, weil Niemand in Berlin ihm den Sinn desselben begreiflich zu machen wußte.

Beilage: Kunstblatt Nr. 50.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 150.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 24. Juni 1831.

— Ich werde, diese Herrn
Sind ob dem Vorfall so verwundert, daß
Sie ihren Witz verschlingen.

Shakespeare.
Der Sturm.

Geisterglauben.

(Fortsetzung.)

Ich war von dem Luftdrucke in eine Ecke geschleudert worden, und als der Wirth nach einigen Minuten mit Kerzen in das Gemach stürzte, bot sich mir das wunderlichste Schauspiel dar. Westerloo, der bei dieser Ueberraschung die kalte Besonnenheit, die ihn auszeichnete, bewährt hatte, lag mit gezogenem Degen und ausgebreiteten Armen über dem Goldhaufen, der meinen Gewinn bildete, um denselben vor den Angriffen von Execros zu schützen, als deren Werk er, wie er mir nachher erzählte, die Explosion betrachtet hatte; mein Unbekannter aber stand, aufrecht und vollkommen unbeschädigt, mit gekreuzten Armen in einiger Entfernung, und schien den Vorgang als etwas ganz Gewöhnliches zu betrachten. Ich konnte die Augen von dem ruhigen, hohen Ausdrucke dieser blassen Gestalt, die ich nunmehr erst genauer zu betrachten anfing, gar nicht abziehen. Der Mann mochte ein Fünfziger seyn; blaß, aber keinesweges bleich, noch schwarzes Haar, mit einem leisen Anflug von Grau; es war, ich wiederhole es, etwas ganz Eigenthümliches, Geheimnißvolles über dieser Erscheinung verbreitet. Der etwas kältere Westerloo selbst theilte, wie ich in seinem Gesichte las, diese Empfindung mit mir; indeß störte dieselbe seine gute Laune nicht. „La pièce est finie!“ rief er, den Ingenieur Megret bei Karls XII. Falle parodirend, „allons souper.“ In der That fühlten wir Alle das Bedürfniß; und da sich auch der Abbé Sinzendorf, der ebenfalls mit dem bloßen Schreck davon gekommen war, wieder zu uns fand, so ward, wie tief es auch schon in der Nacht war, beschlossen, in einem unbeschädigt gebliebenen Seitenzimmer das Abendessen einzunehmen, wozu ich meinen Unbekannten lud, der die Einladung, wider mein Erwarten, auch ohne Umstände annahm. Die in Folge des Vorfalls im Hause entstandene Unruhe war durch die Gewandtheit unseres Wirthes unterdeß auch schon wieder gestillt; der Bankier war vielleicht im Herzen froh, durch diese Peripetie meinem fatalen „va banque!“ entgangen zu seyn, und wenn dieß die Absicht bei dem höllischen Anschlage gewesen ist, so war sie wenigstens ohne große Nachwehen erreicht, da sich zuletzt ergab, daß Niemand bedeutend verletzt worden sey, und sich Alles auf einige zerschmetterte Spiegel, Kronleuchter u. s. w. reducirte. Bekannt ist übrigens über die eigentliche Veranlassung nie etwas geworden. Wohl aber gab die Katastrophe Stoff zu unserer Unterhaltung beim Souper, die dadurch von vorne herein einen düstern Charakter erhielt. Der Abbé wollte eine Ahnung von einem bevorstehenden Unglücksfalle gehabt haben, welche durch die Explosion in Erfüllung gegangen sey; Westerloo erzählte aus dem reichen Schatze der Erfahrungen eines vielbewegten Lebens mehrere ähnliche Vorgänge; ein Husarenoffizier nur, ein Verwandter von Sinzendorf, der noch mit uns speiste, machte den Zweifler und forderte, zumal nachdem er einige Gläser Champagner getrunken

Digitized by Google

hatte und das Gespräch sich immer mehr zur Nachtseite der Natur zu wenden begann, das ganze Geisterreich in die Schranken. Unser Unbekannter, der sich im Gespräch blos Doktor nennen ließ, saß lautlos dabei und lächelte den kecken Husaren nur zuweilen mit einem ganz eigenthümlichen Ausdrucke an, bis mir plötzlich sein oben erwähntes Kartengeheimniß, welches ich über dem nachherigen Vorfalle fast vergessen hatte, einfiel und ich ihn über einen, für Spieler so interessanten Gegenstand befragte. „Was uns umgibt," erwiederte er sehr bescheiden, „ist Geheimniß; aber es gibt Momente im Menschenleben, wo sich und dieses Geheimniß williger erschließt, und ich darf vielleicht behaupten, daß manche Individuen dieser Begünstigung vorzugsweise genießen. In dem Augenblicke, als ich Ihnen, Herr Graf, diesen Abend den Rath gab, eine bestimmte Karte zu besetzen, hatte ich durch einen eigenthümlichen Mechanismus, über den ich nicht immer, und vielleicht am allerwenigsten zu meinem eigenen Vortheile, Herr bin, die vollständigste Gewißheit, daß dieselbe in Ihrer Hand gewinnen werde. Ich habe mich viel mit der Kabbala und noch mehr mit der Natur beschäftigt, und bin in manche ihrer Heimlichkeiten eingedrungen. Sie tragen zum Beispiele da," fuhr er, gegen mich besonders gewendet, fort, „einen schönen brasilianischen Diamanten am Finger, der aber sehr an Werthe gewinnen würde, wenn er vollkommen fleckenfrei wäre. Hegen Sie das Vertrauen zu mir, den Ring auf einige Zeit in meine Hände zu geben, so mache ich mich anheischig, diese Flecken wegzubringen, was einem Dritten nicht leicht gelingen wird." Dieser Ring war, wie ich des Folgenden wegen hier einschieben muß, eine Gabe der Gräfin von Braunheim, des liebenswürdigsten, geistreichsten Geschöpfes, und die ich das Glück gehabt haben würde, mein zu nennen, wenn sie nicht durch eine Brustkrankheit in der Blüthe ihrer Jahre weggerafft worden wäre. Sie hatte mich mit demselben beschenkt, und er trug, unter jenem Diamanten, ihr Bild en miniature, von ihr selbst mit unbeschreiblicher Zartheit gemalt und sie darstellend, als sie schon gegen ihre Krankheit kämpfte und der ganze Ausdruck des Leidens ihrer Physiognomie einen eigenthümlichen Zauber verlieh. Der bald nachher erfolgte Tod der Gräfin hatte mich, wie ich schon oben angedeutet habe, noch empfänglicher gegen die Zerstreuungen Wiens gemacht, in welchen ich Vergessenheit zu finden hoffte. Ich ward jetzt schmerzlich an diesen Verlust erinnert, und sollte es bald noch ernster werden. Mit den Flecken des Diamanten hatte es übrigens seine Richtigkeit, indeß war er ein Familienkleinod. Die Gräfin hing, ich darf es wohl sagen, mit schwärmerischer Zärtlichkeit an mir; und wenn ihr der Tod, als das Scheiden von einem Leben, welches für sie mit tausend Reizen geschmückt war, überhaupt sauer wurde, so litt sie doch besonders durch die Trennung von mir. Ich befand mich auf dem Schlosse Braunheim in Schwaben, als sie starb; ich habe an ihrem Todtenbette gestanden, und der Blick und Händedruck, mit welchen sie Abschied von mir nahm, hätten mich darauf vorbereiten sollen, daß dieser Abschied nur ein einstweiliger sey, wenn die Jugend nicht zu reich an Kräften des Leichtsinns wäre, um selbst einen solchen Blick richtig zu verstehen. — Kehren wir's einstweilen, um zu unserem Doktor zurückzukehren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Sitten und Leben in den Pyrenäen.

(Fortsetzung.)

Ich bedauerte oft, daß ich gar nichts von der baskischen Sprache verstand, um mich mit den Frauen unterhalten zu können, zumal das Kosen mit ihnen gar angenehm seyn muß, wiewohl die Sprache rauh und hart klingt. Ihr Schnürleib ist übel geformt und muß den Busen früh entstellen, eine Sitte, die um so mehr auffällt, da ihre übrige Kleidung ihre Formen und Umrisse ganz frei läßt und ihnen freie Bewegung gestattet. Ihr Gang ist leicht und anmuthig, wodurch sich schon ihr guter Bau kund thäte, wenn er auch nicht so vortheilhaft durch die Kleidung hindurch spräche. Dazu denke man sich einen lebhaften, feurigen, fast spanischen Blick und blühende Gesichtsfarbe. Ehe ich von diesen liebenswürdigen Geschöpfen scheide, muß ich noch etwas zu ihrer Bezeichnung erzählen. Ich stand auf dem Balkon der Posada del Sol, die auf einem ziemlichen Platz liegt. Aus dem Nachbarshaus zur Rechten trat ein Mädchen, um in das Nachbarshaus zur Linken des Gasthofs zu gehen. Ich erinnere mich nicht, je etwas Lieblicheres gesehen zu haben: das Mädchen war etwa vierzehn Jahr alt, aber vierzehn Jahr im Süden, die recht gut siebzehn Jahren in Deutschland gleich kommen; schon verkündigten ihre Formen die nahende Reife, aber auch das Kind zeigte sich noch in den unbefangenen Bewegungen. Beim Heraustreten aus ihrem Haus erblickte sie mich auf dem Balkon und bemerkte, daß mein Blick mit Wohlgefallen auf sie fiel. Sie schlug gleich die Augen nieder, aber anstatt die wenigen Schritte unter dem Balkon weg in das Nachbarshaus zu gehen, machte sie einen Bogen um mich her. Es gehörte all meine Aufmerksamkeit und mein scharfes Gesicht dazu, um zu bemerken, daß sie aus der Entfernung nach mir schielte, um zu sehen, ob ich noch nach ihr blicke. Endlich hatte sie den Bogen fast beschrieben, da wurde ihr doch meine Neugierde lästig, sie fing an zu laufen, um ins Haus zu kommen, konnte es aber doch nicht lassen, vor dem Eintreten einen vollen Blick zu mir herauf zu werfen. Darin lag kindliches Lächeln und Wohlgefallen, und zugleich ein

Digitized by Google

Bischen Tücke und Spott. Ich vergesse diese Mischung auf dem lieblichen blühenden Gesicht und in den herrlichen Augen nicht. Die zwei Tage lang, wo ich noch in dem Gasthof blieb, gab ich mir alle Mühe, das Mädchen wieder zu sehen, aber umsonst; sie ging nicht mehr aus.

Die Basken waren und sind zum Theil jezt noch die geschicktesten Seeleute für den Fang der Wallfische und Stockfische. Diese Eigenschaft ist ihnen wohl von ferner Zeit und vom Stamm her geblieben, und so zu sagen angeerbt. Denn in Ermanglung aller besseren und gründlicheren Kunde halte ich mich fest an die uralte Tradition, welche die Basken von den Phöniziern abstammen läßt, deren karthagische Abkömmlinge unter Hannibal nahe daran waren, der rohen, wilden und aller Schönheit entblößten römischen Herrschaft ein Ende zu machen.

Der P. Sanadon hat in drei Theilen ein Werk in spanischer Sprache über den baskischen Adel herausgegeben; sonst ist wenig über dieß interessante Volk geschrieben. Da es nicht an der großen europäischen Land- und Reisestraße liegt, so wird es wenig besucht und ist fast vergessen. Die Franzosen, die doch nahe genug sind, bilden sich ein, Basken wohnten nur in einigen wilden, abgeschiedenen Pyrenäenthälern, weil ihrer auf der Nordseite des Gebirgs nur wenige sind, desto mehr aber jenseits, denn die spanischen Provinzen Navarra, Biscaya, Alava und Guipuscoa sind alle von Basken bewohnt, so daß sie eine Oberfläche von tausend Quadratmeilen einnehmen, was sechsmal mehr beträgt, als was Basken in Frankreich bewohnen. So viel ist gewiß, durch seinen rein erhaltenen Stamm, durch Schönheit, Sitten und Sprache, desgleichen durch seinen oft bewiesenen Muth zeichnet sich dieß Völkchen vor allen seinen Nachbarn aus und verdiente näher untersucht zu werden. Mir ist es angenehm, bis zum Schluß dieser Bemerkungen bei ihnen zu bleiben und sie noch aus verschiedenen Gesichtspunkten zu betrachten. Vielleicht reizt dieß einen meiner Landsleute jenseits der Alpen und des Rheins, dieß Land mit deutscher Gründlichkeit und Unbefangenheit zu durchreisen. Möge er aber nicht ohne tüchtige Vorbereitung über phönicische und karthagische Geschichte, Alterthümer und Sprache hierherkommen.

Nahe bei der Grenze liegt die spanische Abtei Roncevalles oder Ronceval, im Französischen Roncevaux genannt. Ihr größtes Interesse verdankt sie der Erinnerung an Roland, von dem die ganzen Pyrenäen voll Sagen und Kunden sind. Ich ging durch das Lusardethal nach dem Thal Karlos. Da liegt auf dem Berggrat ein dichter Buchenwald, und eine Viertelstunde weiter hinab die Abtei Roncevalles, oder noch spanischer Ronceval. Den großen, weiten und festen Klostermauern sieht man an, daß ihre Bewohner nicht sterben, und daß die Erbauer in diesem Sinne gearbeitet haben. Jezt sind nur neun Mönche darin, vom Orden der großen Augustiner. Um mir einen Begriff von ihrem Reichthum zu geben, erzählte mir mein Führer, wenn die Mönche von Roncesval durch ganz Spanien bis nach Cadix gehen, schlafen sie alle Nacht in einem ihnen zugehörigen Kloster. Hier ist Roland in vollem, ich möchte sagen jungem Angedenken. Eine Viertelmeile von der Abtei, in einer Ebene, wo das Dorf Burguette liegt, war die Schlacht, wo der Paladin fiel. Die Mönche legen große Wichtigkeit auf einige alte Waffen, die der Held geführt haben soll. So zeigen sie zwei eiserne Kugeln, die drei bis vier Zoll im Durchmesser haben; sie sind mit kurzen, aber starken Ketten an einen dicken, zwei Fuß langen Stiel festgemacht. In einer starken und geschickten Hand war dies allerdings eine fürchterliche Waffe; jeder Schlag mit diesen Eisenkugeln war tödlich. Ferner zeigt man eine Eisenstange, so dick wie ein Arm und so lang wie ein großer Stock, die Rolanden auch zur Waffe gedient haben soll; es gehören aber Riesenkräfte dazu, sich ihrer zu bedienen. Roland muß wirklich ein Riese gewesen seyn, wenn ihm der eiserne Handschuh gehört hat, der auch als ihm zugehörig gezeigt wird. Das Geschick hat über Roland sonderbar gewaltet; bei Ariost wie hier auf dem klassischen Boden von Ronceval mischt sich Scherz und Laune in sein tragisches Ende. So zeigen sie im Kloster unter andern die rothen Sammtpantoffeln und karmoisinrothen Kamaschen, die dem Erzbischof Turpin gehört haben sollen. Mein Cicerone behauptete ganz trocken, Turpin sey einer der ersten Aebte des Klosters und Rolands Geschichtschreiber gewesen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

Theaterwesen.

Kriminalprozesse, der Tod Gregoires, die Kunstausstellung im Louvre, die Eröffnung der deutschen Oper, die Wiedereröffnung der französischen, manche Neuigkeiten der andern Bühnen, dies wären seit einem Monate die Tagesbegebenheiten in Paris. Man kann kaum begreifen, wie bei dem großen politischen Schauspiele, das vor unsern Augen vorgeht, die Theaterdirektoren noch den Muth haben, so viele Kosten aufzuwenden, um das Publikum herbeizulocken; noch weniger ist es zu begreifen, wie es in der jetzigen Zeit, wo fast alle Unternehmen den Druck der übrigen Zeitumstände empfinden, noch Leute gibt, die daran denken, neue Theater in Paris zu eröffnen, obschon die ältern alle mögliche Mühe haben, sich aufrecht zu halten, oder sich aus ihrem Schuldenschlamm herauszuarbeiten. So hat unlängst ein solcher kecker Spekulant eine Ankündigung drucken lassen, worin er die Vortheile der Anlegung eines Theaters am Eingange der St. Antoinevorstadt, auf dem Platze der ehemaligen Bastille, auseinander sezt. Der Mann rechnet sehr gut aus, wie viel so und so viel Zuschauer per Tag am Ende des Monats oder des Jahrs ein-

Digitized by Google

bringen, wie doch sie die täglichen Kosten am Ende des Monats oder des Jahrs belaufen, und welcher Ueberschuß in der Kasse bleiben werde. Leider aber hat die Erfahrung längst bewiesen, daß die Wirklichkeit mit dergleichen Berechnungen selten übereinstimmt, und daß die Hunderte von Zuschauern, oft man täglich erwartet, wohl auf dem Papiere stehen, aber nicht so leicht in den Saal hineingebracht werden können. Ein sogenanntes Molièretheater, das sonst vorhanden war, ist wieder aus seinem Schutte erstanden. Auch im Palais royal hat eine Gesellschaft ein kleines Schauspiel an dem nordwestlichen Ende des großen Gebäudes veranstaltet, welches schon das Théâtre français an dem südwestlichen hat. Derselbe Saal hat ehemals der Montansierischen Truppe gedient und war hernach ein Kaffeehaus geworden, in welchem jeden Abend Musik gemacht wurde und sehr zweideutige Gesellschaft zusammenkam, besonders die allzugefälligen Schönen aus den Dachstübchen des Palais royal. Diese Wirthschaft, die eben keine Schule der guten Sitten war, hat ein Ende genommen, und nun sollen die Darstellungen kleiner Vaudevilles wieder beginnen, ob mit mehr Glück oder mit mehr Sittlichkeit, wie das musikalische Kaffeeschenken, wird sich bald ausweisen. Die komische Oper war abermals ins Stocken gerathen, ist aber jetzt wieder flott, und mit Hülfe der neuen Oper Zampa, einem Nachdrucke des Don Juan mit Herold'scher Musik, gelingt es ihr, das laue Publikum wieder ein wenig zu beleben. Sie bedarf aber noch mancher Zampas, um glänzenden Erfolg zu haben. Von der großen Oper hat die Regierung ihre Hand abgezogen, weil man es unter jetzigen Umständen nicht für räthlich hält, eine blos zum Vergnügen dienende Anstalt mit mehr als einer Million Franken jährlich zu unterstützen, während Volk und Volksdeputirte verlangen, die Regierung solle haushälterisch zu Werke gehen und nicht mehr ausgeben, als unumgänglich nöthig sey. Die Oper wird also nun eine Privatunternehmung, bekommt aber wahrscheinlich noch immer von der Regierung sowohl als von der Stadt einige Zulage, ohne welche ein so kostspieliges Schauspiel unmöglich fortgesetzt werden könnte, besonders in der jetzigen Zeit. Man hat den Saal wieder aufgerichtet, und in diesen Tagen ist derselbe wieder eröffnet worden, und zwar mit Rossini's Wilhelm Tell, den man aber von vier Aufzügen auf drei reducirt hat, was durch besonders mehrere Ballettänze weggefallen sind. Eine Oper in vier Aufzügen, so schön sie auch seyn mag, ist doch für das zerstreute Pariser Publikum zu lang; lieber hat es, statt einer Oper mit Ballet, zuerst eine Oper und hernach ein Ballet. Wahrscheinlich hat Rossini in diese Verkürzung gewilligt und selbst die auszumerzenden Stücke angegeben, die nun glücklicherweise schon herausgegeben und bekannt sind, und also nicht mehr untergehen können. Um jetzt die Oper in gutem Gange zu erhalten, müßte Rossini für dieselbe noch einige Opern schreiben, oder irgend ein anderer Tonkünstler sich durch neue Opern auszeichnen. Es fehlt aber leider an dramatischen Tonkünstlern in Frankreich; Auber ist fast die einzige Stütze der Oper; von Boieldieu hört man nichts mehr; die Lumpigkeit, womit das Publikum seine Operette „die beiden Nächte" aufgenommen, scheint ihm verdrossen zu haben. Daran hat er gewiß Unrecht. Das Publikum wünscht ja seinlich eine Operette wie „Johann von Paris", den „Kalifen von Bagdad" und die „weiße Dame" von ihm zu bekommen und dadurch Gelegenheit zu erhalten, ihm wie zuvor Beifall zu zollen. Eine Oper von Meyerbeer, Robert le diable, besitzt die Oper nun schon seit drei oder vier Jahren, und immer hindert etwas die erste Aufführung; sie ist wieder auf das Ende des Sommers verschoben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berlin, Juni.

(Fortsetzung.)

Stellung der Censoren.

De mortuis, heißt es zwar, **nil nisi bene**, aber das **cum grano salis** hat doch auch seine Kraft in doppelter Bedeutung. Sanft ruhe Cranes Asche und mit ihr seine Grundsätze! Sie waren revolutionär für Preußen, wenn man unter Revolution eine Umkehrung dessen versteht, was bis dahin bestand und galt. Die Anklage trifft nicht seine persönlichen Grundsätze, von denen ich nichts weiß, nur die Logik seines Verstandes und Muthes. Viele unserer Censoren sind die braavsten Männer von der Welt — es sollen sich sogar äußerst liberal gesinnte darunter befinden — nichtsdestoweniger sind sie unerbittliche Catonen, nicht gegen freie Meinungen, sondern gegen jeden Ausdruck, der irgendwo oben Mißfallen erregen könnte. Ich bringe durch die Berliner Censur das allernette Raisonnement, jakobinische Tiraden, allenfalls einen Panegyricus auf die Republik, eine Aufforderung zu einer Pulververschwörung, den Plan, eine Legion Königsmörder zu stiften, alles, versteht sich, in allgemeine Phrasen eingekleidet. Dagegen unterliegt die Thatsache, daß ein benachbarter Potentat gestern einen grünen Rock angehabt, einer unendlichen Prüfung; sage ich Jacke, wo offiziell Rock gebraucht wird, so wird unbedenklich gestrichen. Die Censoren sehen, wie alle deutschen Gelehrten, zu entfernt vom öffentlichen, vom Leben der höhern Kreise. Aus unlautern Quellen, auf Nebenwegen suchen sie zu erfahren, was am Hofe gilt, sie spüren nach der Laune, welche gerade herrscht, und was sie erhascht haben, halten sie fest. Zur Unzeit angebrachte Verweise verrücken das ganze System eines grundehrlichen Mannes, dem nur Verstand und Muth gebricht. So hatte ein besserer Censor vor langer Zeit herausgebracht, daß Spontini bei Hofe sehr viel gilt; seitdem streicht er mit unerbittlicher Consequenz alles gegen Spontini Gesagte. Die Julirevolution hat darin nichts für ihn geändert, und noch heute läßt er, obwohl Spontinis Einfluß längst gesunken und der der Legitimität auf andere Weise gehegen ist, jeden Angriff gegen diese durch, als gegen den Generalmusikdirektor, der ihm nun durchaus einmal **sacrosanctus** dünkt. Stumpfgelehrte lassen sich leicht einschüchtern, imponiren. Dadurch entsteht in den Literaturfehden eine Art Faustrecht. Der Stärkere, der imponiren kann, hat keine Injurien zu fürchten, der Censor streicht sie; der Schwächere kann sich an die Gerichte wenden. Bei einer notorisch strengen Censur ist es unbegreiflich, welche persönlichen Angriffe in den kleinen Blättern hier durchgelassen werden. Auf diese Ausfälle, aber nur auf diese, können sich die Gegner der Preßfreiheit berufen, die in ihr den Keim alles Revolutionären erblicken; aber eben darauf können sich die Freunde derselben stützen. Was hilft eine Censur, welche nur den Privilegirten, und zwar den zufällig Privilegirten, schützt? Gerade mit der Preßfreiheit — und sie ist es allein, welcher Preußen vor der Hand zur Ergänzung seiner administrativen Verfassung bedarf — würde, wichtigern Interessen weichend, diese jammervolle Schmälerung rasch von selbst verschwinden. Der Bildungszustand des Landes verbürgt uns, daß die politischen Contensionen mit Wissenschaftlichkeit und Mäßigung geführt würden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 65.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 151.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 25. Juni 1831.

Unter des Laubdachs Hut
Wer gerne mit mir ruht,
Komm geschwinde, geschwinde, geschwinde!
Hier nagt und sticht
Kein Feind ihn nicht,
Als Regen, Wetter und Winde.

Shakespeare.
Wie es euch gefällt.

Sitten und Leben in den Pyrenäen.

(Fortsetzung.)

Von dem Ausflug nach Roncesval kehrte ich über den Astoa-Biscar oder den Eselsrücken zurück, denn so heißt der Berg nach seiner Gestalt. Nahe bei Chateau-Pignon zeigte mir mein Führer eine Ruine, die er Rolandshospital nannte. Bis hieher schlug sich der tödtlich verwundete Paladin sieghaft durch eine Unzahl von Feinden, hier verließ ihn das Leben. Nahe bei dieser Stelle quillt ein Brunnen, den die Leute Rolands wegen für heilend und wohlthätig halten und daher häufig von seinem Wasser trinken. Ich schöpfte mir einen Becher voll und leerte ihn auf des Helden und seines Sängers Wohl.

Ich hielt mich jezt immer auf der Handelsstraße von Saint-Jean-Pied-de-Port nach Spanien; sie läuft durchaus auf dem Berggrat weg und ist unstreitig eine der schönsten, die ich in den Pyrenäen gefunden. Von Chateau-Pignon aus übersieht man das ganze Becken von Saint-Jean-Pied-de-Port. Die Sonne schien scharf und blendend auf das Dorf Locarré und auf das nahe Schloß des wackern Generals Harispe, der auch jezt wieder mit einem Truppenkorps hier an der spanischen Grenze steht (Mai 1831). Alles trat reizend aus dem grünen Grund der Landschaft heraus. Von oben gesehen, verflachen sich alle die kleinen Unebenheiten des Bodens; alle benachbarten Thäler laufen mit dem Hauptgrund in ein schönes Ganze zusammen, und darauf sind bunte Felder und Häuser ausgesäet. Bei Orrisson, einer Schenke, sind mehrere geringe Mineralquellen, welche die Landleute im Juli und August mit gutem Erfolg gegen Magenbeschwerden und Schwindsucht trinken. Dazu fügen sie Molken aus den benachbarten Hütten. Durch diese mäßige und erfrischende Lebensart, durch gesunde Luft und Ruhe heilen sie die Uebel, die sie sich durch Wein, Spezereien, Pfeffer und Weiber zugezogen haben; denn all diese Artikel lieben die Basken unmäßig.

Als wir auf dem Berggrat wandelten, begegnete uns ein Zug von fünf bis sechs spanischen Schmugglern, die mit acht beladenen Maulthieren nach Spanien hinüber zogen. Auf jedem Maulthier lag oben auf der Ladung die schußende Flinte. Um die Aehnlichkeit mit einer Karavane in den syrischen Wüsten noch schlagender zu machen, mußten sie nothwendig auch im Gebirg unter freiem Himmel kampiren bis gen Iropil hin. Diese Schmuggler waren schöne, große Leute und schienen ihre Waarenballen im Nothfall tapfer vertheidigen zu wollen. In Saint-Jean war ihnen ein spanischer Führer entgegengekommen. In ihren Mienen und Bewegungen war Aufmerksamkeit, Muth und Entschlossenheit zu lesen, denn ihnen ist immer die Gefahr nahe. Wir hatten natürlich nichts gegen sie, darum grüßten sie uns freundlich und zogen friedsam an uns vorüber.

Als wir über den Astoa-Biscar waren, dehnten sich unermeßliche Buchenwälder rechts vor uns aus, vom Gipfel des Bergs bis in die Tiefe. Die Vegetation ist hier

Digitized by Google

so mächtig und üppig, daß die großen Buchen neben einander stehen, wie das Gras auf einer Wiese. So zieht sich, von oben gesehen, ein großer grüner Sammetteppich von den Irpolibergen bis in die Schlünde von Iral hin. Selbst über den Thalgrund breitete sich dieß grüne Gewölbe. Vom Waldstrome war daher nichts zu sehen, weder das Wasser noch die Felsen, zwischen denen er schäumt. In allen andern Gebirgen ist ein solcher Waldstrom etwas Fürchterliches, er reißt die Berge von einander, zerstört die Wälder und führt entwurzelte Stämme wie eine Lawine mit sich fort. Hier aber nehmen ihm die dicht zusammenstehenden großen Bäume alle Gewalt. Dieser ungeheure Iratiwald zieht sich weit nach Spanien hinein. Ueberall sieht man von der Höhe solche herrliche Forsten auf dem südlichen Pyrenäenabhang. Sie sind viel größer, dichter und haben stärkere Bäume als die Wälder auf der französischen Pyrenäenseite, die wahrhaft ärmlich dagegen aussehen. Indessen hätte man doch Unrecht, wenn man darum glauben wollte, die französischen Forsten seyen schlechter bestellt denn die spanischen. Hier kömmt gar vieles zusammen: zuerst die natürliche Verschiedenheit der beiden Pyrenäenabhänge; auf dem nördlichen sind die Lawinen und die Stürme häufiger und heftiger als auf dem südlichen; dadurch werden auf der spanischen Seite weniger Wälder zerstört; ja, da einmal dichte, große Wälder da sind, so werden durch sie die Lawinen aufgehalten. Hier sind auch die Gebirgsabhänge viel felsiger und steiler und dadurch für das Vieh und für die Heumacher unzugänglicher; der junge Holzanwuchs wird also nicht zerstört und abgefressen, und wenn er groß geworden ist, so kann ihm auch der Holzmacher nicht leicht bei. Auch die Lawinen schaden deßhalb weniger, denn sie finden keine Stellen mehr, auf denen sie hingleiten können. Dann kommen noch andere Ursachen hinzu, die nicht von der Natur, sondern von den Menschen ausgehen. Der Holzverbrauch richtet sich immer nach dem Stand des Gewerbfleißes, nach den Bedürfnissen und nach der Zahl der Einwohner. Auf der französischen Seite liegen am Fuß des Gebirgs eine Menge Schmieden und Sägemühlen bei zahlreichen Dörfern, die auf der spanischen sehr unbedeutend sind. Aber nicht nur die Einwohner verbrauchen in Frankreich mehr Holz, es wird auch viel mehr in die benachbarten, vollreichen Provinzen ausgeführt auf den zahlreichen Flößen der Garonne, des Adour und des Bergstroms Oleron. Eine andere Holzmasse brauchen die Schiffswerfte von Bayonne, Rochefort, Bordeaux, und östlich die von Marseille, Toulon und den kleinern Häfen. Die französischen Pyrenäenwälder wachsen lange nicht schnell genug, um all diesem Bedarf zu genügen. Deßhalb wird das Holz oft zu früh geschlagen und dadurch den Waldungen sehr geschadet. Schließlich ist zu bedenken, daß an der spanischen Seite nicht halb soviel Menschen wohnen als auf der französischen. Sie leben auch in einem milderen Himmelsstrich, brauchen also nicht so viel Holz. Von Fabriken und ähnlichen Anstalten ist fast nicht die Rede, und nur zwei bis drei Hochöfen finden sich auf dem ganzen Pyrenäenstrich.

In der Gemeinde St. Etienne, im Baygorrythal, kamen wir zu dem Dorf des Albides, das in mancher Beziehung merkwürdig ist. Hier wie in andern Grenzgebirgsdörfern reichen die Naturerzeugnisse nicht zum Leben hin. Der Handel muß aushelfen; Handel aber ist hier nur Schmuggelei. Zum erstenmal fand ich hier Frauen damit beschäftigt, und was für Frauen! Ich dachte bei ihnen an die Tyrolerinnen in einigen Thälern. Sie sind schön, blühend, groß, männerstark und gewandt. Sie tragen schwere Waarenlasten bergauf über Felsen, dicht an Abgründen weg, über schmale, schwankende Stege, wie anderwärts tüchtige Männer. Indessen zeigen sie doch in etwas die natürliche Schüchternheit ihres Geschlechts: sie wagen nicht, mit dem Schießgewehr umzugehen. Jean Jacques sagt irgendwo: die Fertigkeit, das Feuer zu unterhalten, sey die ewige Grenzlinie zwischen Thier und Menschen. So könnte man sagen: die Fertigkeit, mit Schießgewehr umzugehen, sey die Grenzlinie zwischen Mann und Weib.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geisterglauben.

(Fortsetzung.)

Das Anerbieten des Doktors hatte selbst den Husarenoffizier frappirt, wie wenig Aufmerksamkeit auf das Ernstere ihm auch die Champagnerflasche und ein eben aufgetragenes Dessert der schönsten Früchte Europas, in welcher Rücksicht diese Restauration besonders berühmt war, übrig ließ. „Topp!“ rief er dem Doktor zu, „ich halte Sie im Namen des Grafen beim Worte.“ Er nahm mir zugleich den Ring, den ich eben dem Doktor reichen wollte, aus der Hand, berührte aber zugleich die Feder, die das Bild unter dem Diamenten verschloß, so daß ihm dasselbe in dem nämlichen Augenblicke in seiner vollen rührenden Anmuth entgegenstrahlte. Er starrte es, ganz wunderbar gerührt von diesem Anblicke, an. „Auf Ehre, Graf!“ rief er endlich, noch verloren im Schauen, „nie sah ich ein lieblicheres Bild. Wer ist die Dame?“ Solchergestalt nöthigte er mir eine Erzählung des schmerzlichen Vorfalles ab, die ich, vom Weine belebt, mit voller Lebendigkeit des Jugendenthusiasmus vortrug. „Geliebtes Wesen!“ schloß ich sie, „Geist voll Engelmilde, voll Zärtlichkeit! wenn der Laut meiner Stimme Dich erreicht, wenn Dich die Bitte des Liebenden, Verlangenden, durch Deinen Verlust auf immer Verletzten zu rühren

Digitized by Google

vermag, wenn Deine verklärte Gestalt sich den sterblichen Sinnen zeigen darf, so vergönne mir nochmals Deinen Anblick, so enthülle Dich mir im Aetherschimmer dieser Verklärung und stelle Dich als Geist meinem sehnenden Auge dar."

Unser Unbekannter hatte mir mit einer sonderbaren, innigen Aufmerksamkeit zugehört; sein Auge hing an meinem Munde. „Herr!" unterbrach der Husar diese Aufmerksamkeit jetzt, indem er ihm den Ring, den er bis dahin noch in der Hand festgehalten hatte, reichte; „Sie sind dem stillen Wunsche des Grafen, den Diamanten, der das Bild seiner entschwebten Freundin bedeckt, fleckenfrei zu sehen, durch Ihr Anerbieten zuvorgekommen; gehen Sie noch einen Schritt weiter und erfüllen auch den lauten Wunsch, den er uns eben hören läßt, indem Sie den Geist unter dem Steine hervorrufen. Ihnen wird beides gleich wenig kosten." Er fixirte ihn mit einem Blicke übermüthigen Zweifels, in welchen sich gleichwohl der Ausdruck unbehaglicher Erwartung mischte, wie sie das Gefühl einer Herausforderung des Geisterreiches immer erzeugt. Der Doktor biß sich bei den letzten Worten des jungen Etourdi in die Lippen; ohne ihm aber unmittelbar zu antworten, wendete er sich an mich. „Sehe ich," fragte er mich ernst, „in dem Gemälde wirklich das Bildniß Ihrer verewigten Geliebten, und ist es Ihr bestimmter Wunsch, meine Kunst, denn nur so sage ich, zur Verkörperung desselben thätig zu sehen?" — „Gewiß!" rief ich, in einer Mischung von Schreck und Entzücken. „Ich . . ." — „Verstehen Sie mich recht," fiel mir der Unbekannte ein; „ich versuche nicht, zu behaupten, daß ich unmittelbar in das Geisterreich dringe. Meine Operation nahet sich der geheimen, stillen Grenze dieses Gebietes so sehr als möglich, erwartend, ob es sich erschließe, um meine Leistung durch seine Gewährung zu vervollständigen. Sind Sie auf die Möglichkeit dieses Erfolges gefaßt?" Der Mann nahm bei diesem Wort eine so eigenthümlich feierlich-geheimnißvolle Miene an, daß mich eine Art von Schauder überging. Westerlov und Sinzendorf gestanden mir nachher, daß ihnen die plötzliche Veränderung in der Physionomie des Unbekannten eine ähnliche Empfindung eingeflößt habe; dem Husarenoffizier aber, der erst der keckste gewesen war, imponirte sie in dem Maße, daß er einen Vorwand ergriff und sich von der Tafel entfernte. Ich wenigstens interpretirte sein plötzliches Verschwinden so, und ich werde mich auch wohl nicht geirrt haben. In der That entspringt der kecke Zweifel nicht aus dem Muthe, sondern aus dem Uebermuthe: er ermangelt eines eigentlichen Halts. Tief in unserm Innern wohnt die geheime Gewalt im Verborgenen; vergebens wollen wir sie wegläugnen, sie setzt sich um so gewaltsamer wieder in ihre Rechte ein, je dreister man versucht hat, sie aus denselben zu verdrängen. Ich wette daher auch immer gegen die Zweifler, und in der Regel erscheint kein Alter abergläubischer, als dasjenige, welches einer freigeistigen Jugend folgt.

Der Unbekannte schien die Entfernung des Offiziers mit einer gewissen Behaglichkeit zu empfinden. Er fuhr mit sichtbar größerer Freiheit gegen uns fort: „Die Heraufbeschwörung eines Geistes mit allem demjenigen Apparat, den eine vervollkommnete Magie daran knüpft, muß unter einem höhern Gesichtspunkte als dem gewöhnlichen betrachtet werden. Gehen Sie, meine Herren, von der Ueberzeugung fortdauernder, inniger Relation mit einem abgeschiedenen, geliebten Wesen aus, und erhöhen Sie nun die subjektive Fähigkeit zur Wahrnehmung der feinsten Fäden dieser Relation durch diejenige Exaltation, in welche Sie der Akt der Feierlichkeit selbst nothwendig versetzen muß. Ist es undenkbar, daß jene geistige Verwandtschaft sich vorzugsweise unter Bedingungen veroffenbare, die den Zweck ihrer Begünstigung haben, und daß das in der Seele bewahrte Bild auf einen Augenblick in die Körperlichkeit übertrete, um in derselben gleichsam momentan zu erstarren? Wenn die Kunst das Abbild der verklärten Gestalt hervorruft, so bemeistert sich jene Relation dieser Veranlassung um so lieber, je weiter die Exaltation getrieben ist, und der Grad der subjektiven Spannung verbürgt den Erfolg der Bemühungen. Sie sollen," schloß der Unbekannte, sich nochmals an mich besonders wendend, „Ihre verklärte Freundin wieder sehen, und diese Herren — Westerlov und Sinzendorf bezeichnend — mögen Zeugen seyn. Finden Sie sich morgen in der elften Abendstunde wieder hier ein."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juni.

(Fortsetzung.)

Censur. Bücherverbote. Bibel.

Jene rohen Ausgeburten des altdeutschen Turnertheokratismus waren gerade auf dem Wendepunkte des Lächerlichen, der Berliner Witz war bereit, darüber herzufallen, als die Polizei Vierundzwanzigsfänder dagegen richtete und entsetzlich viel Pulver, Blei und Eisen verschoß, doch aber das Ziel nicht traf, weil es nicht fest stand, sondern im Winde flatterte. Jetzt ist es anders; die deutschen Revolutionsprodukten sind dem Elsaß, von Göttinger und andern Ausgewanderten verfaßt, athmen ähnliche Rohheit, Schuftenhaftigkeit und Unerfahrenheit in den Dingen, wie sie sind in Weis- und Staatskitchen. Könnte eine Censur bei uns diese Straßburger Hefte ungebrannt machen, so ließe sich ihre Strenge, wenn nicht rechtfertigen, doch entschuldigen, denn das ungeschickte Raisonnement mag doch auf ganz Ungebildete wirken; allein was hilft es, daß bei uns eine überängstliche Vorsorge jedes politische Raisonnement über uns nahe liegende Dinge mehr und mehr verpönt? Daß von hier keine vernünftigen Stimmen jenen Unklugen antworten dürfen, welche vom Monde mehr wissen als von Preußen, gibt denselben Gewicht. Dieser Mangel an Vertrauen in unsere errungene Bildung schmerzt den Patrioten, der mit dem, was ist, dem

Wesen nach zufrieden ist, und erfreut den Frondeur. Vor Kurzem hatten sich einige wohlgesinnte Schriftsteller vernehmen lassen, man hat sie aber lieber wieder zum Schweigen gebracht. Ein schönes Prinzip: nur durch die That zeigen zu wollen, daß man gut ist. wenn es in dieser Welt unterm Monde sich durchführen ließe! — Es gibt eine doppelte Appellation in Censursachen; sie ist aber fast nur Form, da der Grundsatz vorwaltet, man dürfe dem Censor nie Unrecht geben. Der Bescheid lautet in tausend Fällen gegen einen: die Behörde müsse den Gründen des Censors beistimmen. Den Zeitungsschreibern und Journalisten kann überdies diese Appellation nie helfen, da die Entscheidung letzter Instanz frühestens in sechs Wochen eingeht.

Auch gegen auswärts gedruckte Bücher wird jetzt mit strenger Hand verfahren; der Debit mehrerer Broschüren aus Hamburg und dem südlichen Deutschland ist den Buchhandlern untersagt. Die Literatur verliert nichts dadurch und der Inhalt geht uns auch nicht verloren; wer die Bücher lesen will, weiß er aus ihnen Neues zu lernen glaubt, weiß sie sich zu verschaffen; es ist nur das Prinzip, welches wehe thut. Nachsichtiger ist man gegen die ausgehängten Bilder. Alle Mystifikation, Buch- und Bilderläden prangen mit polnischen Sensenmännern, Märschen à la Dwernicky, Skrzynecky, Warschauer Judengalloppaden; am Rathhause hängt sogar ein Marsch des Generals Uminsky mit seinem Porträt, während das Original nicht so frei dort umhergehen dürfte. Die polnischen Musikstücke und Porträts sind Asterier für die Stimmung, welche doch etwas haben muß, woran sie sich erghpt. Auch Karrikaturen kommen noch zum Vorschein, matt, matt. Mit Recht nimmt man sie weg. Was können sie dem siegenden Witze, für das man sich interessirt, nützen, was ihm helfen, wenn es unterliegt? Sie athmen keinen Witz, keinen Geist, und regen nur dummdreist die Erbitterung eines mächtigen Gegners auf. Die Bonmots werden noch fortgeboren, kommen indeß auch schwächlich und Tagslicht. Die Theilnahme für unsere Nachbarn ist im Grunde noch immer dieselbe; der häufige Wechsel, die dauernde Spannung läßt indeß auch ihre Kräfte. Man ist politisch in Apathie versunken und wartet ab, was da kommen wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, Juni.

(Fortsetzung.)

Die deutsche Oper. Charakter der neuen Stücke.

Daß die deutsche Oper schon seit einem Monate wieder hier spielt, ist auch in Paris keine neue Erscheinung mehr. Im vorigen Jahre hat der Unternehmer bedeutenden Verlust erlitten; jedoch hat ihn dieser Unfall nicht verhindert, sein Glück von Neuem zu versuchen; da die Vorstellungen diesmal besser getroffen waren, so ist der Beifall und Zuspruch des Publikums auch größer als zuvor. und wenn man eine Vorstellung des „Oberon" ausnimmt, in welcher Alles bunt durcheinander ging, weil, wie man sagt, der Musikdirektor fehlte, ist man mit den Darstellungen sehr zufrieden. Mad. Schröder-Devrient und Haitmayer müssen freilich das beste dabei thun. Indessen werden sie brav unterstützt, und den Franzosen gefallen, wie im vorigen Jahre, die deutschen Ehöre vorzüglich. Nach einer Aufführung Don Juans erstanden die Tagesblätter, wir Deutsche verständen den Sinn der Mozartschen Musik, und die Italiener hätten Don Juan niemals mit solcher Vortrefflichkeit aufgeführt, wie es von der deutschen Truppe geschehe. Beethovens Fidelio erregte einen wahren Enthusiasmus. Webers „Euryanthe" soll diese Woche vorgenommen werden, hoffentlich mit besserm Erfolge, als die Uebersetzung dieser Oper auf der großen Opernbühne. Hier wurde das Stück sehr lau aufgenommen; die Zuschauer begriffen nicht einmal den Inhalt; dazu kam, daß der Arrangeur, Herr Castil Blaze, sich etwas zu viel Freiheit bei diesem Arrangiren genommen und das Stück so zugerichtet hatte, daß Weber sich gewiß darüber beklagt haben würde. Einige Personen meinten, eine stehende deutsche Oper würde in Paris wohl angelegt werden können, wie eine stehende italienische Oper da ist; daran zweifle ich aber. Das italienische Theaterrepertoire ist ungleich reicher und mannigfaltiger als das deutsche. Wenn man ein Dutzend ganz vorzügliche deutsche Opern abrechnet, was bleibt übrig? Behielt man sich doch selbst in Deutschland jetzt mit französischen Operetten; wie sollte da Deutschland den Franzosen seinen Reichthum mittheilen können? Doch glaube ich, daß Paris immer gern einige Monate im Jahre eine deutsche Oper sehen wird, wofern Sängerinnen wie Mad. Schröder-Devrient die Hauptrollen über sich nehmen. Mad. Sigl-Vespermann war kurz vor dem Schlusse der italienischen Oper nach Paris gekommen und trat einoder zweimal auf, erregte aber kein großes Aufsehen. Man hätte sie gern in der deutschen Oper gesehen; wahrscheinlich war für sie kein Platz da, oder sie wollte nicht auftreten. Auf den kleinern Theatern, und sogar auf dem Théâtre français und dem Odeon, werden fürchterliche Geschichten dargestellt; Köpfen, Hängen und Ermorden machen das Ende der dramatischen Handlung aus, und die Hauptheldin einiger dieser Stücke sind erschreckliche Mordbrenner. Da ist z. B. ein grausender Roman aus der Revolutionszeit, Camille Desmoulins, welches das Théâtre français häufig aufführt; ein Mönch im Odeon, bei dessen Anblick einem die Haare zu Berge stehen und wozu der bekannte Roman des Engländers Lewis den Stoff geliehen hat, oder der vielmehr dem deutschen Faust nachgebildet ist. Verfasser dieses Machwerks ist der Dichter Fontan, derselbe, welchen das Polignacsche Ministerium vor den Gerichten wegen einer Satire auf Karl X. zum Gefängnisse verurtheilen ließ, und dem die süße Rache zu Theil geworden, daß er seine ehemaligen Verfolger jetzt im Gefängnisse sitzen sieht, indeß er Schauspiele für die Pariser Theater dichtet.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung der Homonyme in Nr. 145: Kammer.

Charade.

(Homonymisch.)

Erste Sylbe.

Ich bin kein mahomedanischer Deo,
Doch rathst du mich leicht, ich bin nahe dabei;
Oft hab' ich Soldaten zusammengebracht
Und selbst den Franzosen zu schaffen gemacht.

Zweite und dritte Sylbe.

Bald glücklich zu nennen, bald jämmerlich schlecht,
Bald vorne, bald hinten, bald falsch, bald recht.
Bald hoch, bald niedrig, bald dick, bald fein,
Man sitt mich in Torten, man schlägt in mir ein.
Und bin ich recht außerordentlich schön,
So steigt man auf Berge, mich ganz zu sehn.

Das Ganze.

Nur Nebensache nach meinem Wesen,
Bin ich Hauptsache doch oft gewesen;
Geistglänzend in Briefen ein Zeichen der Gunst,
Auch bringt Merkur mich zuweilen umsonst.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 152.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 27. Juni 1831.

— Daß aus den kalten Schatten
Der Finsterniß ein Morgenstern
Hervorging Allen, die in Nacht gesessen hatten,
Ein süßes Licht vom Herrn:
Mein Geist, deß freue dich!

Herder.

Die Schwedenschanze*).

Hinter grüner Hügelstrecke
Thürmt der Berg sich wie zum Streit;
Hingestürzte Felsenblöcke
Sind sein festes Waffenkleid.
Seines Hauptes Wälder starben,
Denn das Alter macht ihn kahl.
Droben schwillt, wie Heldennarben,
Morscher Schlachtenwälle Mahl.

Seiner hohen Halden Oede
Ruht im Monde silberweiß,
Steht dem Geisterrufe Rede,
Lockert sich auf sein Geheiß.
Aus dem Wall, im Waffenklirren
Steigt ein zürnend Riesenbild;
Seine Herrscherblicke irren
In die Tiefen streng und wild.

Erwins kühne Münstersäule,
Bei des Rheines Silbertuch,
Späht er aus in Gier und Eile,
Donnert ihr herab den Fluch:

„Breitest noch die Götzenhallen,
Du, des Seelenbannes Haus,
Gegen den mein Leib gefallen,
Deinem falschen Glauben aus!“

„Deine heitern Mettenglocken
Bannen mich zu Neid und Wuth,
Aus der Himmlischen Frohlocken,
Höhnen mein verspritztes Blut.
Seit Jahrhunderten vom Staube
Klirr' ich auf in jeder Nacht;
Thürmt mich auf der reine Glaube
Gegen deine Aftermacht.“

„Dich verdammend will ich dauern,
Bliebst du bis zum Weltgericht,
Bis sich neigen deine Mauern,
Deine Spitze knirschend bricht,
Bis die Glocken berstend wimmern
Wie vor Gott der Lügner Brust,
Und bis über deinen Trümmern
Jubelt reiner Engel Lust!“

Mit der blanken Hand von Eisen
Schleudert er den Fluch ins Land,
Wie die raschen Blitze kreisen
Um den schwarzen Wolkenrand. —
Doch des Domes Morgentöne
Schweben leise durch die Luft,
Seiner Pyramide Schöne
Blühet auf im Rosenduft.

*) Auf dem Kniebis im Schwarzwald, von wo man Straßburg und seinen Münster in blauer Ferne erblickt. In den aus dem dreißigjährigen Kriege stammenden versunkenen Erdwällen der Schanze finden sich Spuren gefallener schwedischer Streiter.

Digitized by Google

Und der Freiheit Siegesfahnen
Steigen von ihr aus der Nacht;
Ihrem freudenvollen Mahnen
Ist ein großes Volk erwacht.
Tief hinein, in seinen Landen,
Bricht der reiche Jubel aus:
„Tag des Heils, du bist erstanden,
Künd' ihn laut, o Gotteshaus!“

Und der Liebe Wonnen schlagen
Still des Geistes wilden Gram:
„Sey gegrüßt, mein himmlisch Tagen,
Sieh mich nahn in Dank und Scham!
Schwindet, enge Seelenketten!
Freiheit, ja, dein Zauberschlag
Soll der Herzen Höchstes retten! —“
Er verschwindet in den Tag.

G. Rapp.

Sitten und Leben in den Pyrenäen.

(Fortsetzung.)

Die Basken sind von Natur lebhaft und gewandt, und diese Naturanlage wird noch durch die Spiele und Beschäftigungen ihrer Jugend gehoben. In Saint-Jean konnte ich mich nicht satt sehen an einem Haufen kleiner Buben auf dem Markt. Wie beschreibe ich ihre Spiele, ihre unerwarteten Zänkereien, ihr Weinen und Schreien und dann den mit vollem Vertrauen geschlossenen Frieden? An ihren Sprüngen und Sätzen ließ sich abnehmen, wie stark und gewandt sie einst seyn würden. Kinder und Erwachsene lieben und treiben das Ballspiel mit großem Eifer und Geschick. Dadurch vermehren sie ihre natürliche Leichtigkeit im Springen und Laufen, die Gewandtheit des Körpers, die Stärke der Arme und den schnellen, sichern Blick. So gibt es denn nichts Wahreres als das Sprichwort: laufen und springen wie ein Baske. Die berühmte Tänzerin Sacchi ist aus Moneins mitten in dem baskischen Land. Noch lange werde ich an den Schäfer denken, der uns bei unserer Rückkehr von Roncesval auf einem recht abschüssigen Fleck erreichte. Er lief barfuß an dem steilen Abhang des Bergs in großen Sätzen und Sprüngen hin, wo gar kein Fußpfad, nicht einmal einer für Ziegen war. Dieser leichte, gemsenartige Gang schien ihm ganz gewöhnlich und natürlich. In einem Augenblick war er uns aus den Augen und überzeugte uns, wir seyen sehr im Irrthum, wenn wir meynten, wacker gegangen zu seyn.

Es ist aber doch nicht Alles an diesen Leuten des Baygorrythals zu loben. Man könnte sie die Otaheiter der Pyrenäen nennen. Die ferne, abgeschiedene Lage des Thals, die alle Aufsicht der Behörden über die Sitten fast unmöglich macht, ist daran Schuld, daß sich die Leute ohne alle Scheu dem Naturtrieb und ihren Leidenschaften überlassen. Fast möchte man glauben, die Mädchen wüßten, daß sie von jenen Frauen abstammen, welche die wollüstigen und ausgelassenen Feste von Byblos und vom Berg Aphac begingen, wo sie im Schatten von Libanons Zedern der Liebe opferten; das heiße Blut ihrer Ahnfrauen hat sich bei ihnen nicht abgekühlt. Ein uralter Gebrauch erlaubt in dem Baygorrythal den jungen Burschen, Nachts ihre Mädchen zu besuchen. Darüber werden die jungen Leute beim Tanz oder auf dem Spaziergang einig. Der Bursch bringt am späten Abend einen kleinen Korb voll auserlesenen Obstes mit; dann treibt er sein Taschenmesser in die Mauerritzen ein und steigt — leichtfüßig und gewandt, wie er ist — zu dem Fenster seines Mädchens hinauf, die gewöhnlich im ersten Stock wohnt. Einige Mädchen kommen dadurch zu einem Mann, die meisten aber werden verlassen. Dieß schreckt aber die andern nicht ab. Man zeigte mir beim Ballspiel einen schönen Burschen, der jetzt wohl endlich heirathen wird; er war am fünften Mädchen; wenn aber auch keine Ehe erfolgt, so hat dieß für diese jungen, blühenden und kräftigen Mädchen wenig zu bedeuten. Sie gehen als Ammen nach dem reichen Bayonne und Bordeaux, wo sie immer Ehemänner finden, denen die gesunde, kräftige Gebirgsnatur zusagt.

Ehe es aber zu dem nächtlichen Besuch kömmt, gehen manche Einleitungen und Vorbereitungen voraus. So gehen die jungen Leute Paarweise mit ihren Mädchen auf den Johannismarkt nach Saint-Jean-Pied-de-Port, gleichsam wie zur Wallfahrt. Auf dem Markt muß der Bursch dem Mädchen was Hübsches kaufen. Das ist unerläßlich, und wollte einer den Filz machen, so käme er schlecht an, das Mädchen sagte sich von ihm los, und wäre sie ihm auch noch so gut. Später aber verhält sichs anders: da muß das Mädchen dem Burschen etwas auf dem Markt kaufen, wenn er ja noch mit ihr dahin geht. Ich glaube, dieß genügt, um darzuthun, daß die Sitten hier zwischen den beiden Geschlechtern sehr locker sind. Führt man ihnen an, daß dieß nicht der Brauch in Frankreich sey, so erwiedern sie: wir sind keine Franzosen, und gehen sie nach Saint-Jean, so heißt es: wir gehen nach Frankreich. Sie wollen aber auch keine Spanier seyn, sondern blos Basken, ein Volk, das ein Recht hat, in seinen Sitten wie in seiner Sprache und seinem Ursprung von den Nachbarn abzuweichen. Wollen wir sie darum in ihrem abgeschiedenen Thal verdammen? Ich denke nicht. Die Weltumsegler, die auf den Mendozas, Sandwichs-Marianen und Freundschaftsinseln landen, beschreiben die wollüstigen Sitten ihrer Einwohner, wie sie die Eigenschaften des Bodens besprechen. Ich will aber auch denen nichts widersprechen, die behaupten: durch das Christen-

Digitized by Google

thum und seine Sittenlehre haben wir das Recht, andere Ansprüche an diese Christen zu machen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geisterglauben.

(Fortsetzung.)

Die Auftritte dieser Nacht hatten mich in eine fast fieberhafte Spannung versetzt, und erst in den spätern Morgenstunden fand ich einigen Schlaf; Erwartung und Erinnerung hatten meine Augen bis dahin offen erhalten. Kaum aber war ich aus diesem kurzen und unruhigen Schlummer erwacht, als mir ein Billet mit einer Einlage übergeben wurde. Das wohlverschlossene Couvert enthielt nichts als meinen Ring; ein Unbekannter hatte dasselbe meinem Kammerdiener eingehändigt und angelegentlich empfohlen. Ich untersuchte den Ring mit der gespanntesten Aufmerksamkeit: die beiden braunen Flecke des Diamants waren wie durch Zauber verschwunden; keine Spur der angewendeten Mittel war zu entdecken. Wie dieß angefangen worden ist, ist mir immerdar ein Geheimniß geblieben; ja, als ich den Vorfall späterhin gelegentlich unserm Hofjuwelier erzählte, so habe ich diesen wackern Mann niemals von der Wahrheit des Vorganges überzeugen können. Er erklärte Alles für eine Täuschung; indeß weiß ich jetzt zuverläßig, daß der Graf von St. Germain im Besitze desselben Geheimnisses gewesen ist.

Vielleicht hätte kein wirksameres Mittel gewählt werden können, an die Kunst unsers noch immer unbekannten Doktors glauben zu machen und unsere Erwartung auf den bevorstehenden, für mich so wichtig gewordenen Auftritt zu spannen. Sinzendorf, in der ganzen Aufregung einer tiefern, heftigen Natur, wie ich seinen Charakter oben geschildert habe; Westerloo, vielleicht nicht weniger gespannt, aber seine innere Bewegung unter einer scheinbar unveränderlichen, kalten Hülle verbergend, erschienen gegen zehn Uhr Abends bei mir, um mich abzuholen. Eine rabenschwarze Nacht lag auf der Erde; kein Gestirn erhellte sie. In meinem Gemüthe schwankten die Umrisse der Gestalt der Verlornen, nun wieder zu Sehenden; eine lange Zerstreuung hatte das liebliche, mahnende Bild in den Hintergrund gerückt, aus welchem es, unter dieser sonderbaren magischen Beleuchtung, in einem neuen Glanze hervor trat.

Der Wirth (Sonnenfels), der mit unserm Unbekannten schon vertraut geworden zu seyn schien, ohnerachtet etwas Weiteres über denselben nachher nicht aus ihm zu bringen gewesen ist, empfing uns in tiefer Stille und führte uns, ohne dieses Stillschweigen zu brechen, in ein an ein größeres Gemach stoßendes, durch eine Alabasterlampe schwach beleuchtetes Kabinet. Wir befanden uns in einem abgelegenen Flügel des weitläuftigen Gebäudes, wohin kein Geräusch des sonst so besuchten Ortes zu dringen vermochte; hinter uns wurden, beim Weggehen des Wirthes, alle Thüren verschlossen und verriegelt. Es war in dem Wesen und in der Haltung unsers Begleiters etwas Geheimnißvolles, Feierliches, ja Beklemmendes, und sogar die Ausschmückung des Kabinets, in welchem ich jetzt die Augen umherwarf, schien darauf berechnet, diese Stimmung hervorzubringen. Grau in grau gemalt, durch den Schimmer einer einzigen Alabasterlampe, wie gesagt, schwach erleuchtet, erschien es gleichsam als die Vorhalle des Geisterreiches; die uns umgebende Todtenstille trug nicht wenig zu der Wirkung bei. Ich war in den Eindruck verloren, als eine benachbarte Thurmuhr eilf schlug und in dem Augenblicke die Flügelthüren aufsprangen, die in das anstoßende Gemach führten. Dasselbe war fast dunkel; auf dem getäfelten Fußboden fand sich ein matt leuchtender Kreis, wahrscheinlich mit Phosphor beschrieben, der Raum für uns gewährte. In der Mitte desselben war ein schwarzer Teppich ausgebreitet und auf demselben stand ein mit weißem Atlas drapirter Altar, auf welchem eine Bibel neben einem Todtenkopfe lag; dahinter staud ein schön gearbeitetes Kruzifix. Unser Unbekannter winkte uns, näher zu treten. Er befand sich im Kreise und war mit einem schwarzen Gewande bekleidet, das ihn in weiten Falten umfloß; das schwache Licht des Phosphorkreises fiel auf sein blasses Antlitz, welches in diesem matten, gelblichen Schimmer ganz erdfahl erschien. Nie aber werde ich den Ausdruck gläubigen Vertrauens vergessen, der seine Züge beseelte: dieser Mann, mit seiner Kunst den innigen Glauben an dieselbe verbindend, hörte auf, das für Illusion zu halten, was ihm, nach seinen oben entwickelten Ansichten, nur als Mittel des höhern Zwecks erschien. Wenn der feste Glaube, wie Alles anzunehmen berechtigt, die Pforte des Geisterreiches erschließt, so ist nie ein Magier tiefer in das eigentliche Heiligthum desselben eingedrungen; und der Ausdruck dieses Vertrauens wirkte zur Erweckung eines gleichen auf uns zurück.

Als wir uns im Kreise dergestalt geordnet hatten, daß ich die oberste Stelle einnahm, während mir Sinzendorf zunächst stand und dann Westerloo folgte, betrat der Magier den Teppich, neigte sich schweigend gegen den Altar und hob dann mit kaum geöffneten Lippen eine Beschwörung in uns fremder Sprache und mit fast unvernehmlichem Laute an. Die Wahrheit des Ausdrucks in seinen Mienen, die Feierlichkeit seines Anstandes machten mich beben; Westerloo gestand mir später, daß er gebetet habe. Die Beschwörung mochte eine kleine Viertelstunde gedauert haben, als der Magier uns durch ein Zeichen andeutete, einander jetzt fest bei den Händen zu

Digitized by Google

fassen. Mir gab er einen Wink, ihm die freie rechte Hand zu reichen; zugleich streckte er seine andere Hand nach dem Kruzifix aus.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

(Beschluß.)

Neue Dramen. Comtes Kindertheater.

Einen herzangreifenden Anthony hat Alex. Dumas für die Bühne des Porte St. Martin theaters geschrieben; mit Bedauern bemerken aber die Pariser Theaterkritiker, daß Alex. Dumas in seinen dramatischen Versuchen sich verschlimmert, anstatt sich zu bessern. Der Dichter Ancelot hat seit dem Siege seiner Mad. Dubarry nicht ausgeruht, sondern eine Leontine fürs Vaudeville gedichtet, die wieder ein Gemälde der schlimmsten weiblichen Verirrungen ist; diesmal hat ihm nicht die Hofgeschichte Ludwigs XV., sondern eine Diderotsche Erzählung aus jener Zeit den Stoff geliefert. Diese Leontine, von der Mad. Albert dargestellt, ist eine sanfte Büßerin; als kein da ihre Sünden nicht so lebhaft geschildert sind als ihre Buße, und aus guten Gründen von Dichter ins Dunkel gestellt werden, so können sie auch nicht so viel Theilnahme erregen, als in einer Erzählung. Nach Walter Scotts Robroy hat ein Melodramendichter einen Macgregor verfertigt, aber Walter Scotts romantischer Geist hat ihn nicht beseelt; sein Stück gleicht einem Dutzend anderer Melodramen und wird sich schwerlich lange auf der Bühne halten. Mlle. Lavallière und Mad. Montessan sind die Heldinnen eines andern großen Dramas auf den Boulevardstheatern; aber der Künstler, der sie gezeichnet, scheint den Pinsel noch mit nicht sehr geübter Hand zu führen. Einige Anspruchsamkeit verdient auch von Zeit zu Zeit das Kindertheater des Herrn Comte. Dieser Genfer Taschenspieler kam vor mehr als zwölf Jahren nach Paris, nachdem er sich lange in den Provinzialstädten umhergetrieben hatte. Hier merkte er bald, daß seine Taschenspielerstücke nicht anreichen würden, um ihm einen dauernden Unterhalt zu verschaffen; er suchte daher Anfangs seine **Soirées amusantes** mit allerlei zu vermengen, und zuletzt bey ganzu er ein kleines Kindertheater. Dies erhält sich ziemlich gut, und auch ältere Personen, besonders solche, denen die andern Schauspiele zu theuer sind, besuchen dies Theater, in welchem kleine Stücke munteren Inhalts von kleinen Schauspielern gegeben werden. Auch hier sucht man dem Geschmacke der Zeit, oft auch nur dem Tagesgeschmacke zu huldigen und gibt im Kleinen, was andere Theater im Großen geben; so gar einen Napoleon hatte es vor einigen Monaten, aber natürlich nur einen Miniaturhelden. Solch ein Theater könnte für die liebe Jugend nützlich werden, wenn man nur moralische Kinderstücke aufführte. Natürlich müßte die Moral hier auf eine gefällige Art dargestellt und unter dem dramatischen Gewande auf eine gefchickte Art versteckt werden. Beranin und andere Jugendfreunde haben ja Stücke genug in diesem Geiste geschrieben. Da nun einmal die Pariser Jugend nach dem Beispiele der Eltern auch das Schauspiel besuchen will, so könnte man sie in Comtes Theater führen und sicher seyn, daß sie hier nichts als heilsame Bitteren empfangen würde. Dies scheint aber Comte nicht zu berücksichtigen. Sein Kindertheater ist nicht so sehr für Kinder, als von Kindern. Von Zeit zu Zeit kommt ein kleines moralisches Stück zum Vorschein; allein die Mehrzahl weicht von andern Theaterstücken blos durch die Verkleinerung der Proportionen und durch das Alter der Schauspieler ab. Alles übrige ist wie bei zwanzig andern Schauspielen in Paris.

Dg.

Berlin, Juni.

(Fortsetzung.)

Die Theater. Comité. Raupach.

Die Theater repetiren; es drängt sich keine neue Kraft vor. Wie wäre auch jetzt die Zeit dazu! Die Instanzen wüthete vor einigen Wochen dergestalt auf dem Hoftheater, daß an einem Abende gar nicht gespielt wurde. Der Fall ist in Berlin noch nicht vorgekommen. Das bereits so viel besprochene dramaturgische Comité ist in Thätigkeit. Wie man vernimmt, hat es indeß bisher nicht viel mehr zu thun gehabt, als zu verwerfen. Die Zahl der unbrauchbaren Fabrikarbeiten ist Legio; die dramaturgische Sichtung muß sich darauf beschränken, das Erträglichste auszuwählen. Wenn das Uebrige nicht besser war, als das, was man uns zu sehen gab, so muß die Kraft, Mittelmäßiges zu produziren, in Deutschland ungeheuer seyn. Doppelt und dreifach Dagewesenes, etwas anders gemischt und arrangirt, das heißt neu. Das wirklich Neue und poetisch Werthvollere trägt nur allzuselten den Stempel der Unverbrennbarkeit mit der Bühne wie sie ist, und muß deßhalb oft dem Erträglichen unter dem Bühnengerechten nachgesetzt werden. — Gegen die Komposition des Comités haben sich sehr viele Stimmen erhoben. Gewiß ist, daß Raupach zu vielseitig dadurch vertreten wird. Er hat ein dichterisches und ein pecuniäres Interesse, daß seine Stücke vorzugsweise das Repertoire füllen. Er und seine Freunde Richter über andere Dichter, heißt hier so viel, als Richter in eigener Sache seyn. Vernimmt man dazu, daß das Comité den Grundsatz aufgestellt hat, so lange Raupach sich der Gunst des Publikums zu erfreuen habe, sollen seine Stücke, die gleichsam das Recht, aufgeführt zu werden, durch Verjährung erworben haben, keiner Prüfung unterworfen seyn, so scheint das Unrecht gegen andere Dichter wirklich groß. Aber wo sind die andern Dichter? Raupach nicht, der sich einmal des Repertoires bemächtigt hat, sondern der längst anerkannte Jammer unserer deutschen Theaterverfassung hält die besseren Geister zurück, ihre besten Kräfte der Bühne dauernd zu widmen. Einmal versucht es die aufsprudelnde Jugendkraft, sie stellt durch Mintel und Klippen und scheitert doch endlich an der Aufführung, an der Aufnahme, an der Kritik. Eine dieser drei Klippen ist nicht zu umgehen. Seit Schiller hat kein deutscher dramatischer Dichter einen unbestrittenen Lorbeer errungen. Und dann — Deutsche deutsche Dichter von einem Lorbeerblatt in der Suppe sehen so ganz und gar nicht schön aus, wenn die Schauspieler den Dichtern predigen, sie müßten um der Sache willen wirken; ein Genie werde sich durch den Bettelsyrnup, der Bühnenhonorar heißt, nicht abhalten lassen, Stücke zu dichten, zu denen ihn der Geist treibt. Gewiß nicht; daher wachsen mit jedem Jahr im gesammten Deutschland zum wenigsten 500 Traghbien von lauter Jünglingsfedern, zu denen der Geist getrieben hat, und von denen keine einzige aufgeführt werden kann. Wenn der Geist aus dem Leben Nahrung schöpft, wird er ernster und verlangt auch die Wirkung zu sehen. Die Ehre ist sehr schön, aber stets getrübt. Je trüber die Erfahrungen werden, um so mehr verlangt derselbe Geist nach einer festen Basirung im Leben. In jedem Gebiete ist nun aber der Lohn, moralisch und pecuniär, der Arbeit angemessener, als auf dem deutschen Theater für den Dichter.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 66.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 153.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 28. Juni 1831.

— Diese ganze Nachtbegebenheit
Bezeuget mehr als Spiel der Einbildung,
Es wird daraus ein Ganzes voll Verstand,
Doch seltsam immer noch und wunderbar.

Shakespeare.
Ein Sommernachtstraum.

Geisterglauben.

(Fortsetzung.)

Im selbigen Augenblick, als der Magier seine Hand nach dem Kruzifix ausstreckte, empfingen wir einen blitzähnlichen Schlag, der mich fast zu Boden streckte, der Phosphorschimmer des Kreises erlosch und ein unnachahmliches leises Geschwirr, wenn ich diesen wunderbaren Ton so bezeichnen darf, ließ sich um uns her vernehmen; es war, als wenn ein verklärter Harfenton, dessen eigentliches Mittel ich nie begriffen habe, durch das Gemach liefe. Wir standen regungs-, ja athemlos. Eine leichte Dunstwolke bildete sich jetzt im Hintergrunde des Zimmers, sie ballte sich dichter und dichter zusammen, sie schien ein stilles Licht von sich zu gießen, sich dann zu verkörpern. Jetzt zerfloß dieser Nebel — und, wie soll ich mein Staunen, meinen Schreck, mein Entzücken beschreiben? der Kern der Wolke schwebte als das Abbild meiner Freundin, in einer Aehnlichkeit, die Nichts erreicht, ja hinter welcher das süße Bild meines Ringes zurückblieb, in unendlichem, mildem, unbegreiflichem, unbeschreiblichem Zauber vor mir. Das Gemach, die Erde schwanden vor meinen Blicken; die Grenzen zweier Welten verschmolzen in einander; ich wollte mich der schwebenden, wogenden, sich mir neigenden Erscheinung entgegenstürzen, ich wollte ....

Ein lautes und immer lauteres Pochen an der Thüre des Vorgemaches unterbrach diese wunderbare Illusion. Sonnenfels, in dessen Händen die Schlüssel der Thüren geblieben waren, eilte herein. „Meine Herrn!“ rief er in höchster Bestürzung, „die Polizei! Herr von Renner (der Name des oben erwähnten Croupiers, wahrscheinlich aber, wie ich schon früher angedeutet habe, der verkappte Abbé Strickland) scheint zum Verräther in meinem Hause geworden zu seyn.“ Er schloß zugleich die Thüre eines Corridors auf, und Sinzendorf, den die Post wie ein Blitzstrahl zu treffen schien, zerrte uns durch dieselbe fort. Hinter uns vernahmen wir ein Geräusch, als wenn Schränke verrückt würden, wahrscheinlich Anstalten des Wirthes, um jede Spur des Vorganges zu verbergen. Bald befanden wir uns im Freien. Unser Unbekannte war verschwunden.

Ich muß hier, zur Erklärung des Vorganges, einschieben, daß der bloße Verdacht der Magie Exkommunikation nach sich zieht *). Sinzendorf, der, wie ich erwähnt habe, die Nomination zum Kardinalat hatte, mußte also auch den bloßen Schein der Theilnahme an einem solchen Vorgang auf das Aeußerste meiden, und daher seine Bestürzung. Wie es übrigens Strickland angefangen habe, um sich in unser Geheimniß zu dringen, ist mir nicht recht klar geworden. Daß er aber, dem daran gelegen seyn mochte, dem neuen Aspiranten Schwierigkeiten zu bereiten, um noch mehr Geld von ihm zu er-

*) Der Erzähler spricht natürlich von seiner Zeit.
Anmerk. d. Herausgebers.

Digitized by Google

pressen, die Hand im Spiele gehabt habe, scheint mir, nach der Folge zu urtheilen, fast unzweifelhaft. Denn welch ein unverbrüchliches Stillschweigen wir selbst auch über den Vorgang beobachteten, so wurde derselbe in Wien doch bekannt, und es wieß sich nachher aus, daß Strickland einer der Hauptverbreiter gewesen war. Indeß nützte ihn diese Intrigue nichts. Sinzendorfs Vater ergriff die Parthie, ein Memoire nach Rom zu senden, bis wohin man nachtheilige Gerüchte über den jungen Abbé bereits zu verbreiten gewußt hatte, diese Gerüchte dort als eine jugendliche Unbesonnenheit darzustellen und für jeden Fall eine Absoution ad cautelam für den Sohn zu erbitten, die er auch so glücklich war zu erlangen. Der Abbé erhielt kurz nachher den Purpur, und von Strickland und seiner Intrigue war bald keine Rede in Wien mehr.

Dem Aeußern nach war die Sache somit freilich abgethan; aber in meinem Innern arbeitete die Erinnerung desto ungestümer fort. Wer war der Unbekannte, den wir zu leichtsinnig aus dem Gesicht gelassen hatten und den keine Bemühung wieder auszumitteln vermochte? welcher Mittel hatte er sich bedient? war Alles Täuschung? Ich konnte, ich mochte es nicht glauben, und hätte es doch wieder so gern geglaubt. Denn in dem merkwürdigen Compositum, welches wir Mensch nennen, koexistiren mehrere Naturen, von denen sich die körperlich-sinnliche gegen eine Suprematie sträubt, deren ganze Hoheit nur von der moralischen geahnt wird. Es ist etwas Unheimliches im Erwachen des Gefühles einer Nähe der Geisterwelt, und wir suchen und dieses Gefühles instinktmäßig zu entledigen. Daher auch die Neigung, das innige Verlangen, in finsterer Nacht, oder in abendlicher Stille eines einsamen Zimmers, ein menschliches, vielleicht nur überhaupt ein lebendiges Wesen um uns zu sehen, in welchem wir, wenn ich so sagen darf, den Wiederhall der eigenen, sicherern Körperlichkeit vernehmen. Ein einziges lautes Wort, das freundliche Bellen eines Hundes, der feste Fußtritt eines Vorübergehenden, welcher energisch durch geisterstille Mitternacht schallt, gibt uns uns selbst zurück; und besser, als in diesem Gefühle der Wiedervereinigung, weiß ich die Spaltung der beiden Naturen nicht zu bezeichnen.

Lebhafter aber als im Allgemeinen wirkte die Frage noch im Besondern auf mich zurück, indem das Bild der Gräfin, welches nur durch einen gewaltsamen Aufwand von Zerstreuungen in den Hintergrund gerückt worden war, mit neuer Macht aus diesem Nebel hervortrat und fast fortwährend so verkörpert vor meinen Sinnen schwebte, als mich die Kunst unsers Unbekannten dasselbe hatte erblicken lassen. Alles war so wahr, so wirklich gewesen; war es in der That möglich, den Geist an die Erscheinung zu binden? Ich fand einen wehmüthigen Trost darin, mich mit Westerloo und Sinzendorf über den Vorgang zu unterhalten; aber der letztere wurde bald nachher nach Rom gerufen, um den rothen Hut aus den Händen des Pabstes selbst zu empfangen, und Westerloo mußte in Familienangelegenheiten nach Flandern reisen. So blieb ich mit meinen Gedanken und Erinnerungen auf mich beschränkt.

Indeß ereignete sich aber ein Vorfall, der in den Annalen der diplomatischen Welt überhaupt unvergeßlich bleiben wird, und der auch die Gesandtschaft meines Hofes, und mich mit derselben, berührte. Der damalige französische Ambassadeur am Wiener Hofe, Prinz Louis von Rohan, oder nicht sowohl er, als vielmehr sein Legationssekretär, ein äußerst gewandter Jesuit, der Abbé Georgel, hatte sich durch geheime Mittel in den Besitz der Chiffern fast aller Kabinette Europas zu setzen gewußt, und die Verrätherei eines Commis des Fürsten Kaunitz verschaffte ihm Einsicht in die wichtigsten Depeschen. Dieß Verhältniß ward endlich entdeckt, und der im höchsten Grade aufgebrachte Fürst Kaunitz ließ den straffaren Beamten in der Donau ersäufen. Indeß war, wie unser Gesandter in Erfahrung brachte, dabei auch die Chiffer unseres eigenen Hofes kompromittirt worden, und es handelte sich darum, mit demselben sofort Maßregeln zu verabreden. Zu diesem Zwecke sollte ich die Reise dahin machen, und reiste Ende Novembers auf dem geradesten Wege mitten durch Schwaben mit Kourierpferden ab.

(Die Fortsetzung folgt.)

Sitten und Leben in den Pyrenäen.

(Fortsetzung.)

Ich freue mich, auch manches Gute von den Sitten der Basken berichten zu können, wodurch sie beweisen, daß christlicher Sinn nicht ganz von ihnen gewichen ist. Sie haben eine große Ehrfurcht vor dem Alter und vor den Gräbern. Die Kirchhöfe sind alle mit Mauern und eisernen Gitterthüren versehen, so daß kein Thier hinein kann, und stellen wahre Blumengärten vor, denn überall stehen die frischesten und schönsten Blumen, und keine Spur von Unkraut ist zu sehen. Vor dem Gottesdienst kömmt jede Familie zu dem Grab ihrer Angehörigen und betet da in Erinnerung der geliebten Verstorbenen. So bereiten sie sich im Gespräch mit den Todten zum Gottesdienst in der Kirche vor, zur Erbebung und Berührung mit dem großen Geist, dem Lebendige und Todte unterthan sind. Diese Vorbereitung an der Schwelle der Ewigkeit ist rührend. Diese blumigen und duftenden Todtenäcker sind nicht verschlossen, sondern offen für Jedermann. Demungeachtet hat man kein Beispiel, daß da nur ein Stengel geknickt oder eine Blume abge-

Digitized by Google

brochen worden wäre. Dabei herrscht eine Reinlichkeit und Nettigkeit um die Gräber, die nur dadurch begreiflich wird, daß Abends nach der Arbeit die Mädchen hierher kommen, die Blumen säubern, pflegen und begießen, Sand auf die Wege streuen u. s. w. Es traf sich manchmal, daß ich an Tagen, wo Jedermann im Feld oder im Wald arbeitete, auf diese hochzeitlich geschmückten Todtenäcker trat, wo weit und breit Niemand zu sehen war. Die Bienen und Schmetterlinge flogen um die Blumen und dazwischen tönte der Pendel der Thurmuhr. Schwülstige Inschriften, die in Frankreich und Deutschland so häufig auf Gräbern gefunden werden, habe ich nie gesehen.

Was ich bisher in diesen Blättern über das Leben und die Sitten in den Pyrenäen niedergelegt habe, ist nur aus einzelnen Beobachtungen zusammengetragen; denn dieß Gebirgsvolk hat noch keine eigene Literatur, die mehr Aufschluß über ihr ganzes Leben und Seyn gäbe. Die Pyrenäenbewohner stehen den Schweizern in jeder Hinsicht nach, wie die Pyrenäennatur der schweizerischen. In politischer und literarischer Hinsicht sind sie nun vollends ganz untergeordnet. Indessen ist dieß mehr Folge ihrer geographischen Lage, denn sie sind auf einer langen schmalen Linie zwischen zwei großen Mächten eingezwängt. Was die Schweizer im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert gegen Oesterreich und Burgund in ihrem abgerundeten Land thaten, das wäre den Pyrenäenbewohnern unmöglich, wenn sie nicht vom südlichen oder nördlichen Nachbar begünstigt werden. Nach ihrer Befreiung erhoben sich die Schweizer schnell zu Ruhm, Unabhängigkeit, Nationalkraft und volksthümlichem Stolz. Aus ihren vielen bürgerlichen Irrungen und Bewegungen erwuchs moralische Kraft. Zwinglis Reformation untergrub im sechszehnten Jahrhundert das Papstthum in Zürich zu derselben Zeit, wo Luther in Deutschland in gleicher Richtung und zu demselben Zweck wirkte. Diese mächtige Bewegung der Gemüther pflanzte sich schnell bis Genf fort. Dieß freie, feste und zuversichtliche Auftreten der Regierung und die theologischen Zänkereien brachten in der Schweiz, besonders aber in Genf, Bücher aller Art hervor. Genf allein könnte mit den Werken seiner eigenen Gelehrten jener Zeit eine ansehnliche Bibliothek bilden. Die Schweizer besitzen eine Literatur, die aus ihrem Charakter und ihrer Geschichte erwachsen ist. Die Pyrenäenbewohner haben dagegen nie ein Ganzes gebildet; immer war ihr Land nur die große Heerstraße für Einfälle, Kriege und Heereszüge, die Schrecken, Unwissenheit und Barbarei zur Folge haben. Die vielen Pyrenäenmundarten konnten nicht in eine gemeinschaftliche Sprache zusammenfließen, weil der gemeinschaftliche Centralpunkt fehlte. Auf der Nordseite wurden die mächtigen Lehnsträger früh den Königen von Frankreich unterworfen, theilten mit diesen gleiche Schicksale, verschwanden unter ihren Haus- und Kriegsoffizieren und wurden dadurch ihrer Heimath entfremdet. Von dieser Zeit an wurden die Pyrenäenländer zwar in größere Massen vereinigt, aber auch unter einen fernen, fremden Einfluß gestellt. Aus dieser Vereinigung ging also nicht das rege, konzentrirte Leben hervor, wie aus dem Schweizerbund. Eine Hauptstadt regelt alles in Wissenschaft, Literatur, Kunst- und Geschmack; ihr Einfluß aber vermindert sich in dem Maaße, als sie entfernt von einer Provinz liegt. Außerdem hatten die Pyrenäenländer keine eigenen Hauptstädte, wie die Schweiz, die mit dem Boden, dem Klima und der ganzen Landesphysiognomie in Einklang stehen. Die Nord- und Südseite des Gebirgs waren seit Jahrhunderten uneinig und zerrissen durch Sprache, Interessen und Regierungen; darum konnten diese Länder keine compakte Masse bilden und von einem gemeinschaftlichen Nationalgeist belebt werden.

Aber zu der fehlenden Richtung nach einem Mittelpunkt, zu dem Mangel alles nationalen und patriotischen Gefühls kommt noch, daß die Sprache in diesen Gegenden aus einer Menge fremdartiger Idiome zusammengesetzt ist und keine Eigenthümlichkeit hat. Das Celtische, Lateinische, Gothische und Arabische haben einen groben Mischmasch, eine Sprache ohne Grammatik und ohne Syntax gemacht, die kaum hinreicht, um die Bedürfnisse des täglichen Lebens und seine einfachsten Verhältnisse auszudrücken.

(Der Beschluß folgt.)

Der Sänger.

Der Sänger wandelt auf der Erden
Nur wie ein fremder Pilger hin,
Drum, was ihm Schönes hier mag werden,
In ew'ger Sehnsucht glüht sein Sinn.
Da mag der Himmel um ihn gießen
Im reinsten Blau sein hellstes Gold,
Da mag der Frühling um ihn sprießen
In Quell' und Blumen noch so hold;

Da mag manch edler Mann sich nahen,
Die Hand ihm drücken innig warm,
Da mag der Freund ihn fest umfahen,
Ihm treu zu seyn in Freud' und Harm;
Da mögen in der Dämmerstunde
Der Liebe wundersame Weh'n
Ihm selig zuckend auf dem Munde
Durch all sein Wesen mächtig geh'n:

Fort treibt ihn von des Frühlings Blühen,
Fort von des Freundes treuer Brust,
Fort treibt ihn von der Liebe Glühen
Die ew'ge Sehnsucht seiner Brust.

Digitized by Google

Vorüber flieht an ihm das Leben,
Ein Traumgebild aus buntem Duft,
Das ihm die Hand muß immer geben
Zum Scheiden, schwindend in die Luft.

Und o! daß er nun könnte lassen,
Was er als Traumgebild erkennt,
Wenn es ihn ewigend will umfassen
Und wild sein irdisch Theil entbrennt!
Ja daß ihn nimmer könnte ketten
Nun irgend noch ein irdisch Band,
Er frei und froh sich dürfte retten
Heim in's ersehnte Wunderland!

Reinhold Köstlin.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juni.

(Beschluß.)

Raupach. Seine neuesten Stücke. Königsstädtisches Theater. Herr Cerf.

So lange die Direktionen von den höchsten Grundsätzen ausgehen, wird und muß die Versorgung der Bühnen den Fabrikarbeitern anheimfallen. Damit sey nicht gesagt, daß im ungetrübten Fall sogleich Genies in die Höhe schießen werden; aber die ihre dichterischen Kräfte anderwärts hinwenden, dürften bei einiger Aussicht auf angemessenere Vergeltung sie wieder dem Theater zuwenden. Dieses bietet schon an sich so viel Schwierigkeiten dem Dichter, so viel herbe Empfindungen hat er zu verwinden, daß es von der andern Seite seine Lockungen verstärken müßte. Raupach wäre im Frankreich vielleicht ein Dichter geblieben, er ist bei uns zum Fabrikarbeiter geworden. Dort hätte seine erste Tragödie, welche redssirte, „Isidor und Olga," ihm wahrscheinlich ein Vermögen geschert, größer als seine deutschen Einnahmen für seine sämmtlichen Trauer- und Lustspiele betragen mögen. Man kann nicht seine Begeisterung, wohl aber seinen Fleiß verkaufen. Auch ein Genie muß in dieser sublimarischen Welt endlich nicht seine Gabe, wohl aber seine Thätigkeit nach dem hier gültigen Maßstabe abschätzen. — Dessenungeachtet sind wir unbesorgt, daß Raupachs „Anställigkeit" im Comité und Theater andern Dichtern hinderlich seyn wird; es zeige sich jetzt nur eine Kraft und man muß sie anerkennen; die Zeit ist nicht so reich daran. Gegründeter ist ein anderer, von Dichtern gegen das Comité erhobener Einwand. Sie sagen: „wie das Theater jetzt ist, ist es keine Kunstschule, keine ästhetische Bildungsanstalt für die Nation, sondern ein Institut, das auf Gewinn ausgeht, um sich zu erhalten. Es fordert Stücke, die „etwas machen." Wer ihm solche einreicht, verlangt kein Urtheil, sondern die Erklärung des Käufers, ob er die Waare will oder nicht will. Es ist ein Kauf, ein reines Geschäft, der Dichter will Nachricht, ob der Direktor das Stück nehmen will, und seine ästhetische Kritik darüber. Diese kann bei dem imaginairen Geschäftsvertreter nur beleidigen. Sie kann sogar von nachtheiliger Wirkung seyn, z. B. für andere Bühnen, indem die Zurückweisung eines Stückes unter dem Siegel gewisser namhafter Männer ein Vorurtheil dagegen erweckt, welches zu bekämpfen es ganz besonderer Kräfte bedarf." Die Ansicht hat ihr Malrecht, ohne darum wahr zu seyn. Eine Hofbühne wie die Berliner ist freilich nicht mehr ein Nationaltheater, aber darum auch noch nicht die Bude eines Marktschreiers, blos mit gangbaren Glanzartikeln gefüllt. Die Ehre muß dann und wann doch mitsprechen. Es ist sinnlos, daß eine so ausgezeichnete Bühne ein solcher Zwitter geworden, allein sie ist es einmal. Wer ändert es unter den gegenwärtigen Conjunkturen? und wie sie einmal stehen, kann man das Comité, seiner Ihee nach, nur zeitgemäß nennen.

Raupach, als Dichter, hat einige Schlappen erlebt. An seinen Hohenstaufencyclus hatte er einen ersten Theil zur Geschichte Kaiser Friedrichs II. unter dem Titel König Friedrich angesetzt, dem jedoch leider der stumme Krönungszug nach Aachen erst dramatisches Interesse geben soll. Daß der Dichter bei seinem großen Vorsatz: alle Hohenstaufen auf die Bühne zu bringen, auch auf dramatische Sprünge geraten mußte, war vorauszusehen; wer indeß gezwungen ihm hier, Schritt für Schritt fünf Akte durch zu verweilen und jeden grünen Tümpel für eine Oase anzusehen? Er konnte mit dem Pegasus darüber hinwegfliegen. An einzelnen patriotisch erhebenden Stellen fehlt es auch hier nicht, sie wollen aber nichts zum Ganzen bedeuten. — Einige bedenkliche Kleinigkeiten hat der Autor freiwillig zurückgenommen, z. B. einen „Gliedermann" und eine jüdische Posse: „Alles doppelt." Jener wurde zuerst in Potsdam gegeben, wo man, vor einem gebuldigern Publikum, mißliche Neuigkeiten zuerst probirt, hat indessen auch da Zeichen des Mißfallens erregt. Indem aber, und sie allein zur Zielscheibe des Witzes zu machen, ist in Berlin mehr als mißlich, wo die Hälfte der Theatergänger zu den Bekennern des mosaischen Gesetzes, oder doch zu deren Abkömmlingen, gehört. Und es regt sich auch darin jetzt eine Nationalität. — Ein Schauspiel von ihm, das „Harfenmädchen," sentimentaler Natur, aber auf ganz veraltete Interesse gegründet, voller Verstöße gegen Wahrheit und Wahrscheinlichkeit, aber voll geistreicher Antithesen, gewann nur durch das ausgezeichnete Spiel unserer Künstlerin Wolf, die sich hierin wieder als Mimin ersten Ranges bekundete. Beifall.

Das Königsstädtische Theater kommt als Kunstinstitut nicht mehr in Betracht. Es wird durch besondere Commerzien, über denen noch immer ein Schleier ruht, gehalten. Der Direktor, Herr Cerf, ist wenigstens mehr als er scheint. Dies hat neulich ein anderer Vorfall gelehrt, wo derselbe, durch Minusterialverfügungen geschützt, der Aufforderung einer höchsten richterlichen Behörde Trotz bieten zu können geglaubt. Der Vorfall hat viel Aufsehen gemacht und Anlaß zu Gerede gegeben, ist aber doch nicht vieler Rede werth. Es ist die Variation eines uralten Streites, welcher in jedem monarchischen Staate vorkommen muß, nämlich zwischen Justiz und Polizei. Letztere wird der Vorfall Vorsicht für künftige Fälle lehren. Die Zeiten, wo man sich ungestraft compromittiren durfte, sind vorüber. — Die Oper dieses Theaters geht ihren Weg fort und leistet sie und das Vorzügliches; für das Schauspiel hofft man erst seit dem Wiederanengagement der Frau von Holtei, die, so gut sie in ihrem Genre ist, es doch allein auch nicht haben wird. Es muß viel geschehen, wenn es einigermaßen erträglich werden soll. Ein Herr von Klischnig, der in Anstalten und Sprüngen Affen und andere Thiere imitirt, hat in letzter Zeit das Glück der Kasse hier gemacht. Es muß dahin kommen, daß der Menschen den Affen imitirt, um auf die Weise das deutsche Theater wieder zu heben, wie die Karlisten in Paris vermeinen, das Königthum zu restauriren, indem sie Republikaner werden.

Beilage: Kunstblatt Nr. 51.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nº. 154.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 29. Juni 1831.

Wie der Baum aus der Wurzel, so wächst Sprache und Wissenschaft aus ihrem Ursprunge heraus? — Wohin aber soviel Zwist, als weil jeder seine Begriffe und Regeln, so einseitig sie waren, für die einzigen ansah, nach ihnen alles entschied, und außer ihnen Alles für Nichts, für Abweichung erklärte.

Herder.

Sitten und Leben in den Pyrenäen.

(Beschluß.)

Das roussillonsche Patois, das voll spanischer Ausdrücke, Worte und Wendungen ist, und dadurch eine ganz mittägliche Farbe hat, gefällt mir viel besser als das Idiom von Bigorre und von Béarn. Merkwürdig sind in Frankreich, wo alles Französische so despotisch vorherrscht, Despourins Lieder und Romanzen im béarnischen Patois. Wiewohl sie weit entfernt sind von der Haltung und dem Duft von Hebels allemanischen Liedern, so haben sie doch einige poetische und naive Anklänge. Die Sprache ist freilich ohne allen Reiz und Wohlklang, und sie steht in jeder Beziehung hinter dem Languedocschen Idiom bei Montpellier zurück. Da alle diese Dialekte leider schon seit lange von den Gelehrten, Literatoren, Künstlern, Staatsbeamten und sogenannten Leuten von Stand mit ächt französischer Verachtung angesehen und vernachläßigt worden sind, so haben sie sich nur unter den Landleuten erhalten und sind dadurch ohne Ausbildung und Vervollkommnung geblieben. Darüber muß man die Franzosen hören, denen alle Eigenthümlichkeit eines Landstrichs und seiner Einwohner, unabhängig von Paris, ein Dorn im Auge, wohl auch eine Monstrosität und etwas Unbegreifliches ist. So sagt Arbanère in seiner pyrenäischen Reise: „Diese Dialekte haben sich nicht verbessert und bereichert durch die neuen Wortfügungen des Französischen, die durch die allgemeine Bewegung der Civilisation, durch die großen Ereignisse des Nationalschicksals, durch Männer von Genie entstanden sind. In ihrer Armuth drücken sie nichts aus als den engen Ideenkreis eines Celten inmitten seiner Wälder oder die groben Empfindungen jener Scythen, die Wissenschaften und Künste erstickten.“ Mit den Scythen werden die Westgothen gemeint, die nie Wissenschaften und Künste niedergehalten, vielmehr im Abendland zuerst wieder aufgerichtet haben, wie die zerstörten antiken Gebäude. Dieß wird man aber auch mit den besten historischen Beweisen nie einem Franzosen beibringen, denn er kann die Phrasen über die nordischen Barbaren, und zumal über die Gothen, unmöglich entbehren; lieber sagt er einen Unsinn oder eine Unwahrheit. Nun fährt Arbanère fort: „der hervorretende Charakter der Pyrenäendialekte besteht in ihrem Ueberfluß an Diminutiven, woraus offenbar hervorgeht, daß das Volk noch im Zustand der Kindheit ist und nur einen niedrigen Grad von Civilisation erreicht hat.“ Welcher Schluß! keine Sprache in der Welt hat mehr Verkleinerungen und auf mannigfaltige Weise modifizirte Diminutiven als das Italienische. Unsere Meister in der Civilisation, die ausgezeichneten Republikaner des Mittelalters, möchte ich aber doch kein Volk in der Kindheit, kein uncivilisirtes Volk heißen. In der jetzt so ausgebildeten russischen Sprache zeigt sich ein gleicher Reichthum von Diminutiven; eben so im Deutschen. Der Franzose ist hauptsächlich darum übel auf die höchst poetischen Diminutive zu sprechen, weil seine eigene Sprache keine hat.

Digitized by Google

Das baskische Idiom ist wohl der stärkste Beweis für das ferne Alterthum und den südlichern Ursprung des Volks, denn sie ist rein und ohne alle fremde Beimischung. Oft ist ein einzelnes Wort ein vollständiges Bild, oder die Beschreibung eines Gegenstands. Eine Menge Vokale geben dem Idiom einen Wohlklang, der wieder den großen Einfluß des Mittagslandes beweist. Leider hat es gar keine Literatur, nicht einmal alte Volkslieder. Es ist, als ob dieß den Meeresstürmen entronnene Volk seitdem keine rechte Heimath gehabt habe. Ich glaube hingegen, daß die Basken in ihrer Abgeschiedenheit und Ruhe überflüßig Zeit gehabt hätten, sich wenigstens eine Volkspoesie und Volksliteratur zu schaffen, wenn ihnen nicht der Sinn und die Anlage dazu fehlte. Dieß scheint mir ein neuer Grund für ihre phönizische oder karthagische Abstammung, denn diese beiden Völker hatten auch keine, und hatten überhaupt wenig Sinn für alle geistige Erregung und Erhebung, gerade wie die Basken, die ihre Abstammung von einem spekulativen Handels- und Seeräubervolk nicht verläugnen können. Sie haben sich und ihre Sprache von aller Beimischung bewahrt, jedem Eroberungsversuch anderer Völker unbändigen Muth und Grausamkeit entgegengesetzt, sich bei dem Handel mit andern Nationen doch in voller Eigenthümlichkeit erhalten und ein Jahrhundert nach dem andern stolz, verachtend und abgeschlossen zwischen ihren Bergen und Wäldern gelebt.

Dr. Christian Müller.

Geisterglauben.

(Fortsetzung.)

Wetter und Wege waren fürchterlich. Ein vierzehntägiger Regen hatte die Straßen fast unfahrbar gemacht, und der finsterste Spätherbst hing fortwährend über meinem Reisewagen. Wie verändert erschien Alles um mich her! Unzählige Male hatte ich diese Gegenden in der Nähe von Braunbeim früher durchstreift, wenn ich, in der vollen Erwartung der Jugend und der Liebe, zur Gräfin eilte. Jetzt Alles so öde, so trüb! ich selbst eine Anzahl Jahre älter, kühler gemacht durch die Genüsse im Strudel des Wiener Lebens, und dann gewaltsam zu mir zurückgeführt durch die holde Erscheinung, die alle Erinnerungen der bessern Zeit wie durch einen Zauberschlag wieder vor meine Seele gerufen hatte. Ich mußte sie noch mehr verwirklichen, diese Erinnerungen; ich mußte Braunheim wiedersehen. Wenn ich, statt gerade auf Ulm zu gehen, den kleinen Umweg über Günzburg wählte, so lag das Schloß fast dicht an der bei Seipheim über die Donau führenden Straße. Ich schlug dieselbe von Tannhausen aus ein.

Allein es ward spät, kein Stern funkelte am finstern Himmel, der Regen fiel strommeise, die Pferde wollten kaum mehr fort, und mein Postillon sah sich am Ende gezwungen einzugestehen, daß er sich verirrt habe. Langsam fuhren wir auf einem holprigen Steinwege weiter; endlich schlug das wirthliche Bellen von Hunden an mein Ohr, die Umrisse der Gegend traten bekannter aus dem Abenddunkel hervor, ein großes Gebäude schien die Weiterfahrt versperren zu wollen: es war Schloß Braunheim, dem wir uns von einer andern Seite genähert hatten; aber nicht mehr das freundliche Braunheim, mit hell erleuchteten Fenstern, wie ich es sonst so oft gesehen hatte. Meine Schwiegereltern waren abwesend in Augsburg; eine Todtenstille ruhete auf dem großen, verödeten Gebäude, in dem nur ein Kastellan mit wenigem Hofgesinde zurückgeblieben war. Und doch war mir Alles so lieb, so traut! Hier hatte sie gewandelt, deren Schatten ich gleichsam verfolgte, hier . . . Ich nannte mich dem entgegentretenden Kastellan und begehrte Einlaß. Der alte, wortkarge Mann führte mich durch den schallenden Corridor, der früher Zeuge so mancher Festlichkeit gewesen war und nunmehr nur noch das Bild der gänzlichen Verödung darbot, in die einzigen bereiten Zimmer, die jetzt bei der Abwesenheit der Herrschaft als Fremdenstuben benuzt wurden. Es waren die ehemaligen Gemächer der Gräfin. Dort stand noch der Porcellainsekretär aus der Fabrik zu Sèvres, den der Herzog von Choiseul dem alten Grafen für einen geleisteten wichtigen Dienst geschenkt hatte; dort das Klavier, dem die schöne Hand der Gräfin einst ein so zaubervolles Leben einzuhauchen verstand; dort der zierliche Bücherschrank von Nußbaum mit vergoldeten Leisten, Alles war daselbe, und ich stand nach so manchen Tagen wieder inmitten; sollte nicht sie selbst erscheinen, um so viele Eigenthumsrechte geltend zu machen?

Ich sezte mich nach dem Abendessen, welches mir auf dem einsamen Zimmer servirt wurde, an das Klavier, und Reminiscenzen aus einem Quatremains, das ich sonst oft mit der Gräfin gespielt hatte, flossen mir unwillkührlich unter den Händen hervor. Aber wer beschreibt meine Empfindungen, als plözlich die andere Parthie in den Saiten, die von einem leisen Weben erschüttert zu werden schienen, hörbar wurde! Nein! ich täuschte mich nicht über die Natur dieser geistigen Akkorde; sie war um mich, sie. Ich athmete kaum; — noch einmal schlug ich mit zitternder Hand einen Akkord an, der eine Solostelle ihrer Parthie einleitete; aber als dieses Solo aus dem Instrumente hervor schauerte, erlag ich der Uebermacht geistiger Nähe und sank in Betäubung, oder, sage ich besser, in einem Vergehen des Niedern in uns vor der uns innwohnenden höheren Natur, in meinen Sessel zurück. Die Scheidewand zwischen mir und dem

Digitized by Google

stillen Gebiete der Geisterwelt ward weggezogen; ein feineres Licht umfloß mich, und der Sinn der Perception des sonst Uebersinnlichen war mir aufgethan. Ich faßte mit diesem Sinne die Nähe der Gräfin auf, wie ihr liebliches, schwebendes Bild in die Saiten, als Medium der sinnlichen Mittheilung, wirkte, wie sie mir holdselig entgegen lächelte, mit dem Zauber der Verklärung, den keine Feder beschreibt, wenn ihr Abglanz gleich jede ahnungsvolle Brust durchleuchtet. Die Fähigkeit des höhern Verständnisses war eröffnet, und der Blick der schwebenden Gestalt tauchte in den Spiegel meiner Gedanken, gleichwie ich das innerste Geheimniß der neuen Gestaltung ihrer Zuneigung für mich durchschaute. Welche Stunde und welche Fülle himmlischer Bilder in dieser Spanne von Zeit! welche Mannigfaltigkeit der Eindrücke neuer Erweiterung des Lebens, eines Lebens, von dessen Intensität und Energie die Gewöhnlichkeit kein Vorbild gewährt! Was aber diesem Zustande von Exaltation den höchsten Werth verlieh, war das damit verbundene Gefühl der Gewißheit, welches seinen Bürgen in einer Unabweislichkeit findet, die schon in die sterbliche Brust gepflanzt ist. Ja! ich bin so gewiß, wie ich gewiß meines Lebens, meines Daseyns bin, daß die Gräfin mich umschwebte, nicht in der Art sinnlich, wie sie mir das Schimmerbild des Unbekannten schuf, aber auffaßbar, empfindbar, sichtbar selbst für das höhere Wahrnehmungsvermögen, dessen Mißbrauch mir für diese merkwürdigen Augenblicke gewährt war. Wie könnte ich den Zauber des neuen Verständnisses beschreiben, welches sich zwischen mir und dem vergeistigten, liebenswürdigsten Geschöpfe bildete! — Alles Verzagen vor der geistigen Macht, alles Demüthigen der niedern Natur vor der höheren war von mir genommen, und ich schwelgte im Genusse des Geistersehens, dieses wahren Geistersehens, zu welchem sich die vorbereitende Kunst des Unbekannten in ihrer höchsten Ausbildung doch nur wie Schein zur Wirklichkeit verhielt. — Lautere Töne, die in dem Augenblicke unerwartet an mein Ohr schlugen, entrissen mich plötzlich diesem Himmel und versetzten mich, wie durch ein Zauberschlag, in die ganze Starrheit der materielleren Welt zurück. Es war der Kastellan, der mit der Frage: ob ich noch etwas zu befehlen habe, in das stille Zimmer getreten war und jetzt kopfschüttelnd vor mir stand. Ein Blick auf die herabgebrannten Kerzen ließ mich auf die Dauer meiner Exaltation schließen, und nichts überraschte mich mehr als das angenblickliche Wiederheimischseyn auf dem Gebiete des gewöhnlichen Lebens. Nichts konnte unterschiedener von den eben verlassenen Himmeln seyn, und in diesen Kontrast fand ich mich, zu meiner eigenen Ueberraschung, gleichwohl augenblicklich. Also werden wir uns einst, mit einer für uns selbst gleich überraschenden Leichtigkeit, aus der verlassenen Gegenwart in unsere Zukunft finden, eben weil wir, schon ursprünglich, für das Doppelleben dieser zwei Existenzen bestimmt sind.

(Der Beschluß folgt.)

Die hübsche Seilerin.

Mir will ein hübsches Mädchen
Nicht wieder aus dem Sinn,
Sie heißt im ganzen Städtchen
Die hübsche Seilerin.

Die Seile, die sie windet,
Verstricken Herz und Hand,
Das schlanke Mädchen bindet
Damit das halbe Land.

Steht sie an ihrem Lädchen,
So kommt die ganze Stadt
Und kauft die saubern Fädchen,
Die sie gesponnen hat.

Ihr dürft nicht lange weilen,
Weil, eh' ihr's denkt und wißt,
Das Herz an ihren Seilen
Gar schlimm gefangen ist.

Sie warf die schönen Schlingen
Mir burtig über'n Kopf;
Wie soll ich mich entringen,
Ich allzudreister Tropf!

Gönnt mir das hübsche Mädchen
Nicht bald gewognen Blick,
Kauf' ich in ihrem Lädchen
Mir ehstens einen Strick.

Dann wird sie doch beklagen,
Daß sie mich so gekränkt,
Und seufzend wird sie sagen:
Den hab' ich selbst gehenkt.

K. Simrock.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

Deutsche und französische Auswanderer.

Neulich langten hier einige Familien aus dem Würtembergischen an, die sich zu Havre nach Brasilien einschiffen wollten. Man fragte sie, was sie bewogen habe, sich zu einer so weiten Reise zu entschließen. Es soll dort gut gehen! war ihre einzige Antwort, und wahrscheinlich hatte nichts weiter, als dies unbestimmte gut gehen in einem fremden Welttheile, sie aus ihrer Heimath getrieben; blos in der Hoffnung, es werde auch ihnen gut gehen, hatten sie auf Vaterland, Freunde und Landessitte Verzicht gethan, irrten durch Frankreich, setzten sich den Gefahren des Meeres aus und hatten

Digitized by Google

vielleicht noch viel größere Gefahren in dem Lande selbst, wo sie sich niederlassen wollten, zu erwarten. Paris hatte für diese Familien nicht den mindesten Reiz; sie zogen blos durch, tagerten sich, da das Schiff nicht fertig war, ans Ufer der Seine, kochten und wuschen unter dem Gaffen einer Menge Menschen und schifften sich dann auf dem Dampfboote ein, das nach Rouen fährt. Ihr einziges Augenmerk war auf das Land gerichtet, das ihr zweites Vaterland werden sollte. Sonderbare Menschen! für das, was sie die weite Reise kostet, hätten sie sich manche Bequemlichkeit verschaffen können, und hätten sie eben so geduldig die Mühseligkeiten ihres häuslichen Lebens ausgestanden, als die der Reise, so wären sie vielleicht nicht von dannen gegangen. Noch sonderbarer ist es, daß die Auswanderungen in einigen der schönsten und fruchtbarsten Gegenden Deutschlands und nicht in den armen und unfruchtbaren am häufigsten sind, in Ländern, welche die freieste Verfassung haben, und nicht in Reichen, wo die Willkühr der Machthaber alles beherrscht. Und die Auswanderer ten begeben sich mit großen Kosten und Gefahren in ein entferntes Land, wo noch keine feste Ordnung der Dinge besteht, wo leicht eine Staatsumwälzung die Lage der Familien aufs Spiel setzen kann, wo die Eifersucht der Landeseingebornen ihnen statt Hülfe leicht Verfolgung bringen könnte, wo ungewohnte Sitten, ungewohntes Klima, ungewohnte Nahrung ihrer Gesundheit schädlich werden müssen. Allein freilich, wenn die Menschen nicht zuweilen die Gefahren überfähen, würde wenig Großes ausgerichtet und Jeder bliebe wie die Pflanze in dem Boden eingewurzelt, wo er emporgekommen ist. Wären die Menschen nicht zuweilen aufgewandert und hätten ihren Kunstfleiß und ihre einfachen Sitten in andere Länder übergetragen, so hätten die Völker wenig von einander gelernt und wären in ihrem Nationalstolze verfault. Gegen das Auswandern im Allgemeinen wäre es also thöricht zu sprechen. Wem es in seinem Vaterlande nicht gefällt, muß die Freiheit haben, sich anderswo niederzulassen. Die Regierung, welche das Auswandern verbieten wollte, müßte für das Wohl der einzelnen Familien sorgen und darauf sehen, daß keine nöthig habe, im Auslande ihr Heil zu suchen, worauf sich aber wohl keine einlassen wird, weil sie mit diesem Geschäfte nimmer zu Ende kommen würde. Nur die Art der Auswanderung sollte besser berathen werden; und hier ist der Mangel an Vereinen auf unserm Festlande sehr empfindlich. In England, in den nordamerikanischen Freistaaten berathschlagen sich die Bürger, fassen zusammen Einsichtige, und auf diese Art kommen viele Vervollkommnungen zu Stande. Auf unserm Festlande schpft die Polizei sogleich Verdacht, wenn die Bürger sich gemeinschaftlich berathschlagen; immer ist ihr bange, es möchte gegen die Regierung gerichtet seyn. Deßhalb bleiben die Bürger vereinzelt und führen jeder für sich schlecht aus, was ihnen vortrefflich gelingen würde, wenn es auf gemeinschaftliche Kosten und nach einem festen Plane geschähe. In Frankreich ist das Elsaß beinahe das einzige Land, wo sich die Lust zum Auswandern regt; vielleicht ladet der vorbeifließende Rheinstrom die Einwohner ein, seinem Laufe zu folgen und sich aufs weite Meer zu begeben. Einzelne Spekulationen zum Auswandern sind bisher schlecht ausgefallen. Die Niederlassung in der nordamerikanischen Provinz Texas, wohin sich besonders viele Soldaten und Offiziere der Napoleonischen Armee begeben hatten, wurde gewaltsam zerstört, so beunruhigend war sie für die Nachbarn geworden. Am Senegal ging es den Ausgewanderten nicht viel besser, und nun ist so eben ein drittes Beispiel des schlechten Ausgangs einer französischen Niederlassung in entfernten Gegenden bekannt geworden. Der Deputirte Laisné de Villevêsaye hatte nämlich von der mexikanischen Regierung, auf deren Anerkennung er in der Deputirtenkammer gedrungen hatte, ein Stück Land bekommen, welches ungefähr so groß seyn soll als das Königreich Würtemberg, oder wenigstens wie das Großherzogthum Baden, und auf der Landenge Tehuantepec liegt. Kein Reichsfreiherr konnte sich mit ihm messen; allein außer einigen indianischen Weiberschaften fehlte es an Einwohnern auf dieser Erdzunge, und was ist der größte Fürst, wenn er keine Unterthanen hat? Es wurden also glänzende Ankündigungen verbreitet über die reizenden, fast paradiesischen Ufer des Goaracoalco, wo man mit leichter Arbeit die herrlichsten Gärten hervorzaubern und unter dem Schatten der Pomeränzen- und Bananenbäume ein wahrhaft romantisches Leben führen könne. Da Hr. Laisné de Villevêsaye aber noch mehr Kinglheit als Vermögen besitzt, so wollte oder konnte er die Kosten des Absendens und Einrichtens einer Kolonie nicht tragen, und vereinbarte sich lieber mit einigen Spekulanten, welchen er 45,000 Morgen Landes unter der Bedingung abtrat, daß sie Pflanzer dorthin senden müßten. Die Abtretung geschah, wie er versichert, unentgeldlich, um der Menschheit einen Dienst zu erweisen, und in der That würde er schwerlich Jemand in Frankreich gefunden haben, welcher ihm ein Stück unbekannten und unbebauten Landes in Mexiko abgekauft hätte. In Paris kann man Grundstücke rutheneise, ja fußweise verkaufen, weil man hier sicher ist, guten Vortheil daraus zu ziehen; aber in Mexiko muß man schon froh seyn, wenn sich Jemand unentgeldlich mit dem Anbau einer wüsten Gegend abgeben will. Die Spekulanten, welche mit Laisné de Villevêsaye unterhandelten, hatten nicht die Beförderung menschlichen Wohls, sondern ihren Gewinnst zum Zwecke und rafften in Paris eine gewisse Anzahl von Menschen zusammen, wie man deren in allen großen Städten findet, Verschuldete, Abenteurer, Faullenzer, kurz Leute, welche hofften, in Mexiko ein Schlaraffenleben zu führen. Laisné de Villevêsaye bekauptet, er habe empfohlen, keine Pariser hinzuschicken, sondern Bauern mit einem kleinen Vermögen, Handwerker, genügsame und fleißige Arbeiter. Allein solche brauchen nicht auszuwandern; sie können in Frankreich sehr gut fortkommen. Der in einigen andern Ländern so gerühmte und unterwürfige Bauernstand hat in Frankreich nichts Erniedrigendes. Der Bauer ist Herr auf seinem kleinen Landstücke, so gut wie der Herzog auf dem seinigen, und zahlt er 200 Franken Steuer, so ist er zur Wahl der Stellvertreter des Volks berufen und hat folglich Antheil an dem Ausschlage der Angelegenheiten seines Vaterlandes. Daher konnten die Pariser Auswanderer, welche mit dem Goaracoalco einen Kolonievertrag wollten, fast nichts als den Abschaum der Pariser Bevölkerung bekommen; einige wenige Männer, denen es in ihrem Vaterlande nicht gefiel, hatten sich diesem Gesindel zugesellt und brachten bessere Absichten mit. Man schiffte sich ein; während der Reise kam es schon zu Unordnungen auf dem Schiffe. An der Küste befindet sich eine Sandbank, wo das Schiff scheiterte; einige nachkommende Schiffe hatten dasselbe Schicksal. Die mitgenommenen Sachen wurden zum Theile verdorben. Laisné de Villevêsaye beschuldigt die Pflanzer, sie haben sich nicht damit abgegeben, ihre Sachen zu retten, sich auf der Küste einzurichten, dort Hütten zu bauen und die Ansiedlung zu beginnen, und sich dagegen mit der Jagd derjagt und Rebhühner und Hirsche geschossen. Sie aber antworten: nichts sey zu ihrem Empfange vorbereitet gewesen, nicht einmal ein Mann sey da gewesen, der ihnen den Weg nach Minititlan habe zeigen können, wo die Niederlassung stattfinden und wo wahrscheinlich Laisnopolis erbaut werden sollte. Um nicht Hunger zu sterben, haben sie sich wohl auf die Jagd begeben müssen, aber nicht zur Lust, sondern aus Noth.

(Der Beschluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 155.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 30. Juni 1831.

— Verachte'
All Müh' und Last der Zeitlichkeit,
Den Lohn beut dir die Ewigkeit.

Andreä.

Sanct German.

Kaum daß im wilden Schweizerland
Des Heilands Wort Verkünd'ger fand,
Ergaben Viele Herz und Sinn
Sogleich der Jesuslehre hin;
Ja Mancher gar voll Andacht weiht'
Dem Herren seine Lebenszeit.

Sanct German wohnt im tiefsten Wald,
Wo rauh des Geiers Schrei erschallt,
Wo schauerlich des Jura Pracht
Sich aufschwingt aus des Thales Nacht.
Als Eremit im härnen Kleid
Hatt' er sein Leben Gott geweiht,
Inbrünstig er zum Himmel bat
Um seinen Beistand, seinen Rath.
Nur Wurzeln waren seinen Kost
In Sommerhitz' und Winterfrost,
Und eine kleine Zelle barg
Vor Regen ärmlich ihn und karg.
Ein Krug blos war sein einzig Gut,
Worin er aus der Aare Fluth
Tagtäglich, wenn die Sonn' erwacht',
Sich seinen Trunk nach Haus gebracht.
Und unter Beten und Gesang
Die Meil' er lief den Wald entlang;
Wenn's weiter noch gewesen wär',
Er opfert' es zu Gottes Ehr'.
Doch wie er mählig älter ward,

Schien dieß beschwerlich ihm und hart;
Und einmal, als den Weg er geht,
Der Regen fällt, der Sturmwind weht,
Es ihn recht herzlich doch verdrießt,
Daß gar so fern die Aare fließt.
Wie's ist nun, wenn der Aerger beißt,
Bald dieß, bald jenes gut er heißt,
Und doch trotz aller Noth und Müh'
Das Wählen bringt zu Ende nie.
Als Klügstes endlich stellt sich dar,
Wenn er hinfürder an die Aar
Sein Siedelhäuschen sich erbau'.
Der Herrgott nimmt's nicht so genau,
Meint er, und gibt dem Alter zu,
Wenn ich ein wenig pfleg der Ruh';
Auch bet' ich dann nur desto mehr,
Denn's Beten wird im Geben schwer;
Und ist mein Krug erst Wassers voll,
So eil' ich heim, und heute soll,
Hab' ich den Platz mir ausersehn,
Mein Haus schon an der Aare steh'n.
Er meint, wie jetzt noch Mancher thät,
Er komm' in nächster Stund zu spät.

Wie German von der Aare zieht,
Er plötzlich einen Jüngling sieht,
Deß Antlitz schön, des Züge mild,
Fast wie an einem Heil'genbild;
Ein blauer Mantel fließt um ihn

Digitized by Google

In weiten Falten wogend hin,
Der reichen Locken goldnes Haar
Wallt über Gürtel und Talar.
Sanct German denkt: 's iſt ſonderbar,
Ich wohne hier ſo manches Jahr,
Doch hab' ich Niemand noch geſeh'n
Auf dieſen rauhen Wegen geh'n;
Was gilt's, der Jüngling iſt verirrt,
Und ſchaut, wo licht das Dickicht wird;
I nun! da iſt gebolzen bald,
Ich leit' ihn ſicher aus dem Wald,
Und ſteht er auf des Jura Höh'n,
Kann er den Weg ja vor ſich ſeh'n.
Sanct German ſchleunigt ſeinen Schritt
Und fragend gleich zum Wand'rer tritt:
Woher kömmſt du in dieſes Land
Mit ſolchem ſonderen Gewand?
Welch' ein Geſchäft führt dich hieher,
Wo Weg und Steg zu finden ſchwer?
So weiter dieß und das er fragt,
Wie's just dem Alter gern behagt.

Der Fremdling aber ſpricht kein Wort,
Geht ſchweigend durch die Tannen fort,
Bedachtſam Schritt für Schritt er geht,
Als wenn er was verloren hätt'.
Doch German läßt das Fragen nit
Und wiederholt bald ſeine Bitt.
Der Jüngling nun ſein Schweigen bricht
Und ſo zum Eremiten ſpricht:
Ich zähle hier auf dieſer Bahn
Die Tritte, die du ſchon gethan
An jedem Tag ſo manches Jahr,
Den Trunk zu holen an der Aar;
Denn wiß', ein jeder Schritt trug dir
Stets eine Meile Wegs dafür
Im Land der ew'gen Seligkeit,
Die dort den Frommen iſt bereit.

Wie ſo betroffen German ſteht,
Vor ihm der Jüngling iſt verweht,
Und in dem Sonnenglanz, wie Gold,
Steigt auf ein Englein wunderhold.
Sanct German hat den Krug erfaßt,
Eilt durch den Wald in flücht'ger Haſt;
Er reißt gleich ſeine Hütte ein
Und trägt ſie tiefer in den Hain;
Ja viermal weiter, als dorthin,
Steht ſie nun in den Felſen drinn,
Und in dem ſpät'ſten Alter noch
Wallt täglich er zur Aare doch.
Und als er einſt im Morgenſtrahl
Den Trunk ſich holte abermal,
War juſt vollend't die letzte Meil —
Und er ging ein zum ew'gen Heil.

Wagner von Laufenburg.

Geiſterglauben.

(Beſchluß.)

Der Mond war indeß mit überwältigender Klarheit durch finſteres Regengewölk gebrochen; und da in Braunheim nun Alles für mich abgethan war, und mich eine innere Stimme von der Unmöglichkeit der Wiederholung dieſer Anticipation eines Eindringens in das Geheimniß der Geiſterwelt auf gleichem Wege verſicherte, ſo wünſchte ich alsbald weiter zu reiſen. Mein Poſtillon war bereit und dem Kaſtellan ſchien die Entfernung eines ſo einſolchigen Gaſtes eben auch nicht unwillkommen zu ſeyn. Ein friſcher Nordoſtwind hatte die Landſtraße einigermaßen getrocknet und ich flog dem Orte meiner Beſtimmung entgegen. In wenigen Tagen war die Angelegenheit einer neuen Chiffer mit unſerem Miniſter abgethan, und noch vor Mitte Decembers befand ich mich wieder in Wien, wieder in den alten Kreiſen, in den früheren Zerſtreuungen und Genüſſen; aber ich verhielt mich ſubjektiv anders dagegen: was früher meine Bruſt nur ahnend bewegt hatte, war durch das Ereigniß von Braunheim in ein energiſcheres Licht gerückt worden, und meine Lebensänderung von dieſem Augenblick an war das Reſultat der Gewißheit, daß es allerdings Fälle im individuellen Leben gibt, wo die Scheidewand zwiſchen zwei Exiſtenzen momentan verſchwindet. Dieſes zu beweiſen, iſt der Zweck der gegenwärtigen Erzählung geweſen. Es könnte Schwerglädbige geben, welche das Motiv in Abrede ſtellen wollten, wofür freilich kein oſtenſibler Beweis zu geben iſt; das Reſultat: meine, nur durch jenes Motiv bedingte Sinnesänderung, iſt ein unläugbares Faktum; und wenn die ſchwankende, ſchwebende Erſcheinung meiner Erinnerung ſelbſt entſchwinden will, ſo halte ich mich an letzteres Faktum, um ſie von Neuem feſtzuhalten. Man kann alſo, wovon eben ausgegangen war, allerdings behaupten, daß es im unausgelernten und unauslernbaren Menſchenleben Zuſtände und Verhältniſſe gibt, die eine Abweichung von Regeln bedingen, welche demnach nur nicht in einer Allgemeinheit, die gar keine Ausnahme leidet, geltend gemacht werden dürfen. Somit iſt auch jeder Streit zwiſchen den Verfechtern der Möglichkeit eines Vordringens über die Grenze unſeres ſinnlichen Lebens und des, an dieſes ſinnliche Leben anſtoßenden überſinnlichen Gebietes, und ihren Widerſachern auf einmal geſchlichtet. In der Angelegenheit dieſes Glaubens kann nur die eigene Erfahrung entſcheiden, und daneben muß die Unmöglichkeit beſtehen, das Reſultat dieſer Erfahrung zum gleich ſichern Eigenthume eines Dritten zu machen; denn ſonſt wäre die Regel gefährdet, und ich ſpreche nur von deren Ausnahmen. Sinzendorf und We-

Digitized by Google

sterloo selbst, wie ähnlich wir im Allgemeinen über diesen Gegenstand dachten, würden vielleicht meinem Berichte nicht die innige Ueberzeugung geschenkt haben, von welcher ich selbst durchdrungen bin. Indeß fehlte mir auch ihre freundliche Nähe: den erstern hielt seine neue Würde fortwährend in Rom zurück, und Westerloo's Erbschaftsprozeß in Flandern wollte kein Ende nehmen. Desto mehr Mühe wendete ich an, den interessanten Unbekannten wieder aufzufinden; allein was ich auch aufbieten mochte, er schien, wie auch schon oben angedeutet worden, spurlos verschwunden. Ich habe viel darüber nachgedacht, wie es ihm möglich war, dem Bilde der Gräfin, welches er uns hinzauberte, diese unbeschreibliche Aehnlichkeit zu geben, denn, ich wiederhole es, sie konnte nicht größer seyn. Erinnern wir uns indessen, daß der Künstler meinen Ring mit dem treffenden Bilde der Verewigten mehrere Stunden in Händen gehabt hatte, um die Flecken des Diamanten wegzubringen. Gleichwohl gestehe ich, daß alle Schwierigkeiten zur Erklärung des Vorganges damit bei weitem noch nicht weggeräumt sind. Vom Kaffetier Sonnenfels durfte ich eine weitere Auskunft auch nicht erwarten; der gewandte Mann war kurz nach dem Ereigniß erkrankt, und lag noch fast hoffnungslos darnieder. Allen ferneren Nachforschungen machte vollends meine bald nachher erfolgende Abberufung von Wien ein Ende, und ich verließ die Kaiserstadt zwar mit einer unbefriedigten Neugierde, aber dagegen mit dem Gewinne der höchsten und reichsten Erfahrung, welche das Menschenleben anticipiren darf, und in einer Sinnesrichtung, die mir für die Unzweifelhaftigkeit jener Erfahrung eine unabweisliche Bürgschaft gewährt.

Hier endigte der Graf seine Erzählung, und schloß mir, als ich mich noch zu einer neuen Einwendung erheben wollte, mit den Worten: „still, Bester! und jetzt zu etwas Anderm!“ den Mund, indem er mich bei der Hand nahm und in den sehr schönen Schloßpark führte, wobei er das Gespräch auf gleichgültige Gegenstände leitete.

Naturgeschichtliche Miszellen.

Einer der merkwürdigsten Seebewohner, vorzüglich der tropischen Meere, ist die Holothurie, ein Weichthier, das sich, weil es sehr schwer aufzubewahren ist, in den Sammlungen selten findet und über dessen ganze Geschichte die Naturforscher noch durchaus nicht im Reinen sind. Dieses seltsame Thier segelt oder rudert bei ruhiger See auf der Fläche des Wassers, und deßhalb, und seiner sonderbaren Form und seines bunten Farbenspiels wegen, ist es wohl allen Seefahrern aufgefallen. Die kleinsten Individuen dieser Thierart sind gegen einen Zoll, die größten sieben einen halben Zoll lang.

Das Thier, dessen Form sich mit der keines andern lebenden Wesens vergleichen läßt, gleicht im Umriß ziemlich einer kleinen länglichen, mit Luft gefüllten Blase von azurblauer Farbe, die in dunkleres Blau und Grün spielt. Ueber dem fast walzenförmigen Körper sitzt ein gefalteter, sehr beweglicher, purpur und rosenfarbig schillernder Kamm. Dieser Kamm dient dem Thier als Segel, und es bewegt sich, mittelst der Richtung, die es ihm gibt, fast wie ein Schiff. Je nachdem der Wind ist, spannt es das Segel aus oder zieht es ein; wenn aber die See hoch geht, taucht es mittelst eines ganz eigenen Respirationsapparats unter. Der Körper ist so leicht, daß er auf dem Wasser zu schweben scheint, und er schwimmt sogar noch auf reinem Weingeist. Am untern und mittlern Theil des Thiers sitzen Röhren, Saugwarzen und Fühlfäden, die das Thier verlängern und wieder einziehen kann; manche sind sechszehn, siebzehn Fuß lang, aber spiralförmig gewunden, sehr schön blau und rosenroth gefärbt, und dienen zugleich als Saugwerkzeuge, zur Bewegung und zur Vertheidigung. Diese Fäden, Warzen und Röhren enthalten eine klebrigte Materie, die, auf die menschliche Haut gebracht, Blasen zieht und einen Schmerz verursacht, wie eine leichte, aber ausgedehnte Verbrennung. Diese Eigenschaft hält sich sehr lange; die Gefäße, in welchen man Holothurien aufbewahrt hat, müssen sehr sorgfältig gewaschen und ausgerieben werden, ehe man sie ohne Schaden wieder brauchen kann. Schneidet man mit der Scheere die Fühlfäden ab, oder den Körper queer durch, so stirbt das Thier nicht, oder lebt doch noch sehr lange. Der häutige Kamm scheint weit empfindlicher als die andern Theile, und das Thier bewegt sich weit lebhafter und rascher, wenn man diesen Theil verletzt. Die Holothurie nährt sich von Thieren aller Art; sie verschlingt oft verhältnißmäßig sehr große Thiere, und ihre Verdauungskraft scheint ausnehmend stark zu seyn. Einige Arten von Seetrehden und Medusen nähren sich ihrerseits von den Holothurien.

Kunstfleiß der Schwalben. — Ein Naturforscher, der an den Mineralquellen von Saratoga wohnt, hat sich durch vielfältige Beobachtungen überzeugt, daß die Uferschwalbe (hirundo riparia) nach den Umständen ihr Nest bald so, bald anders baut. Findet sie ein sandiges Gestade, so grabt sie Löcher und baut so für ihre künftige Familie eine bequeme Wohnung, wo sie vor ihren Feinden geschützt ist. Erlaubt dies aber die Lokalität nicht, so zieht sie sich in die Nähe menschlicher Wohnungen; sie ist zwar durchaus nicht so vertraut mit dem Menschen wie die Fensterschwalbe, hängt indessen in diesem Fall doch ihr Nest an Scheunen, Schuppen u. s. w.; hier aber muß sie, statt blos zu graben, ein wirkliches Nest bauen, muß Materialien suchen und sie herbeitragen. Diese Schwalbenart hängt demnach, wie es scheint, nicht unbedingt an den Sitten, auf welche ihr Name hinweist; sie lebt und gefällt sich überall, wo sie Unterhalt, Schutz und Gesellschaft findet; denn man sieht nirgends vereinzelte Nester. Eine kleine Kolo-

Digitized by Google

nie, die sich 1828 bei Saratoga niedergelassen hatte, nahm so rasch zu, daß man 1830 mehrere hundert Nester zählte.

Diese Thiere besitzen also neben den eingebornen, uns veränderlichen Eigenschaften — und nur auf diese paßt der Name Instinkt — andere, die sich nach den Umständen modificiren; sie schaffen sich, wie sich Büffon sehr richtig ausdrückt, schwache Künste, können sie aber so schnell wieder verlernen, als sie sie erlernt haben, wenn nicht günstigere Umstände machen, daß sich die Praxis forterbt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

(Beschluß.)

Auswanderungen. Egyptische Kultur.

Die armen Leute klagten, daß sie ohne Obdach in einem heißen und ungesunden Klima, wo die Nächte kalt und der Gesundheit nachtheilig sind, leben müßten. Die meisten entschlossen sich endlich, den Goaracoalco hinaufzuschiffen, der von Krokodillen wimmelt, um sich zu Minotitlan niederzulassen. Hier befand sich der Spekulant, welcher den Arpenantirung geleitet hatte und Giordan hieß. Aber er verschwand bald, nachdem er mit den spanischen oder vielmehr mexikanischen Beamten Streit gehabt hatte, und hinterließ nichts als Schulden. Die Pflanzer trafen statt des Paradieses, das man ihnen zu Paris vorgespiegelt hatte, eine vergiftete Luft, Sümpfe, eine verwilderte Vegetation und Schwärme von Insekten. Schleichende Fieber suchten bald die armen Fremdlinge heim; einige starben daran, andere, siech und elend, sahen sich nach einem bessern Aufenthalte um und begaben sich theils nach Mexiko oder Veracruz, theils nach St. Domingo oder Newyork. Nicht besser erging es den zweiten und dritten Zuge, welcher auf der Sandbank landete oder scheiterte. So endigte dieser unglückliche Versuch, eine allerdings herrliche, aber pestilenzielle Gegend anzubauen. Einige dieser Ausgewanderten werden vielleicht dort bleiben; auch hatte Laisné de Villevêque einzelne sehr fruchtbare und leicht anzubauende Grundstücke an gewisse Familien verkauft. Allein an ein Laisnopolis ist nicht mehr zu denken; diejenigen, welche die ersten Bewohner dieser Laisnestadt seyn sollten, verwünschen den vorgeblichen Begründer und klagen ihn vor dem Tribunale der öffentlichen Meinung an, daß er den Tod mehrerer Ausgewanderten und das Unglück Aller verursacht habe. Einige drohen ihm sogar mit einem Prozesse und verlangen Entschädigung. Er hingegen spielt sie Faullenzer und Unbemittelten. Gefindel war gewiß leider zu viel bei dem Argonautenzuge; allein der Theseus aus der Deputirtenkammer, da er doch einmal eine Stadt in einem fremden Welttheile begründen wollte, hätte besser seine Vorkehrungen treffen und die armen Leute nicht dem Ungefähr preisgeben sollen, indeß er zu Paris gemächlich lebte und sich nichts abgehen ließ. Vergebens behauptet er jetzt, mit dem Zuge habe er nichts zu thun gehabt; die Leute seyen auf ihre Gefahr abgereist. Nach seinen Vorspiegelungen hatten sie das Recht zu glauben, man habe alles zu ihrem Empfange vorbereitet, und man könne und wolle sie nicht auf einer Sandbänke dem Elende preisgeben. Solch ein Verfahren ist wirklich schamlos und verdiente von der Justiz streng geahndet zu werden. Wahrscheinlich sind die Ufer des Goaracoalco eben so gefährlich wie die von Cayenne, Batavia und mancher andern Gegenden, für welche keine europäischen Pflanzer taugen. — Häufigere Auswanderungen geschehen jetzt nach Algier, obschon die französische Regierung sich gar nicht darüber ausgesprochen hat, ob sie Algier behalten will oder nicht. Man ist sicher, daß man jetzt daselbst unter dem Schutze der Gesetze leben kann, und dies ist manchen hinreichend. Sogar Deutsche sieht man hier und zu Toulon ankommen, um sich nach Algier einzuschiffen. Es mögen manche sonderbare Spekulationen dabei unterlaufen, und mehr als einer mag sich bereits in seinen Erwartungen getäuscht finden, doch hier hat sich des Gesindels nur allzuviel eingefunden, und um Paris von dem Abschaume zu befreien, hat man ein Bedenken getragen, ihm nach Afrika hinüber zu werfen. Allein der geringste aus Paris kommende Mensch besitzt doch mehr Bildung, als der Maure oder Beduine Algiers, und zum Zur Civilisation dieses Staates beitragen, wenn auch sein moralisches Betragen viel zu wünschen übrig läßt. Was aber zuletzt auf dem neu bevölkerten Staate werden wird, muß die Zeit lehren. Uebrigens wird des Saamens der Bildung in Nordafrika jetzt viel ausgestreut, und zuletzt werden unverwerkt die aller Neuerung feindseligen Muselmänner selbst vom Strome des Zeitgeistes mit fortgerissen werden. Wie viel Kenntnisse und Keime zu künftiger Bildung legt Egypten von Frankreich im Stillen erhält, unglaublich, obschon es kaum bemerkt wird. Ungefähr fünfzig Jünglinge und auch schon erwachsene Egypter sind in Frankreich völlig ausgebildet worden. Einige haben schon weite Reisen unternommen, andere eine Menge französischer Elementarbücher ins Arabische übersetzt; beinahe hundert Bände solcher Uebersetzungen sind schon aus der typethnglichen Druckerei zu Cairo hervorgegangen, und bald manches deutsche Land nur ein armseliges Zeitungsblättchen hat, wie vor vierzig Jahren, ist das Format der Zeitung von Cairo schon zweimal erweitert worden; so sehr fühlt man das Bedürfniß, die Kenntnisse der Araber und Egypter zu vermehren; und zu bemerken ist, daß sind diese Zeitung nicht mit der bloßen Angabe der Thatsachen beschäftigt, sondern auch kritische Anmerkungen darin gibt, die mancher europäische Censor als etwas höchst Gefährliches freichen würde. So z. B. hatte der französische Gouverneur von Algier Anfangs, als die und da Franzosen ermordet wurden, eine Proklamation erlassen, worin es hieß, daß man für einen Soldaten zwei Araber oder Mauren, für einen Offizier vier hinrichten werde u. s. w. Die Zeitung des Pascha von Egypten machte hierüber die Bemerkung: wenn dies Werden in einem ähnlichen Verhältnisse fortgehen sollte, so müßte ja für den Tod des Gouverneurs eine ganze Zunft hingerichtet werden! Wer hätte geglaubt, daß von einem Türken eine Lehre der Humanität an Christen ausgehen könnte? Almanache, Zeitungen, Lehrbücher verbreiten sich aus der Druckerei von Cairo in die Wüsten und streuen den Saamen künftiger Bildung und Gelehrsamkeit aus; Unterrichtsanstalten, nach dem Muster der europäischen, entstehen in Egypten, oder sind schon im Gange, zunächst freilich für die Kunst des Werheerens, das heißt für die Kriegskunst berechnet, aber mittelbar doch auch für die Künste des Friedens. Zuweilen trifft man im Schauspiele oder bei gelehrten Vereinen in Paris Männer an, mit denen sich eine sehr gute Unterhaltung führen läßt; man sieht es ihnen an ihrer bräunlichen Gesichtsfarbe an, daß sie keine Pariser sind; sonst sprechen sie geläufig französisch und wissen gut Bescheid in der Literatur. Hat man sich einige Zeit mit ihnen angeregt unterhalten, so erstaunt man, wenn man vernimmt, daß sie keine Europäer sind, sondern Egypter. Unterhausen bei Paschas, welcher freilich zuweilen vergißt, daß er Bildung in seine Staaten einführen will. An dergleichen Widersprüche ist man aber in der politischen Welt gewöhnt. Auch in Europa stoßen zuweilen Barbarei und Bildung, Humanität und Despotismus auf eine sonderbare Weise zusammen und vertragen sich fast brüderlich. Dg.

Auflösung der Charade in Nr. 151:
Bellage.

Beilage: Monatsregister Juni.

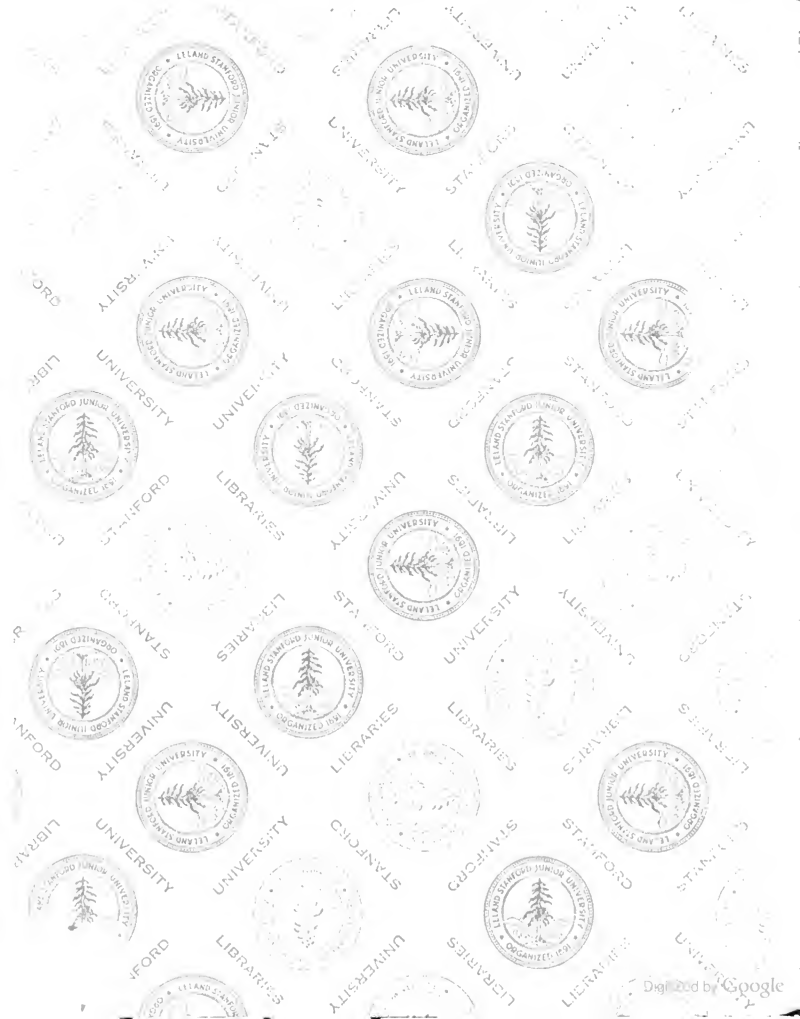
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Digitized by Google

A 103

Digitized by Google


Digitized by Google

Stanford University Libraries
3 6105 014 930 577

AP
30
M65
v. 25
nos 78-B
apr-jun
1831

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

Digitized by Google